Die Grenzboten

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

---

44. Jahrgang.

Erstes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

1885.

2 1

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1885. Erstes Vierteljahr.

Notizen.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt.)



England und die Boers.

1.

ährend des verflossenen Jahres hat die englische Politik an drei Krisen gelitten, die einer Katastrophe entgegenzugehen scheinen, an der ägyptischen, an der afghanischen und an der südafrikanischen Krise, welche man als Transvaalfrage zu bezeichnen pflegte. Die beiden ersten bestehen im neuen Jahre unverändert fort, und die zweite derselben hat vor einigen Wochen ein bedenkliches Zeichen ihrer Existenz gegeben. Die dritte schien, Nachrichten zufolge, die zu Anfang des Dezembers einliefen, der Beseitigung nahe zu sein, hat aber bald wieder, und zwar in gefährlicherer Gestalt, von sich hören lassen und wird vermutlich immer von neuem wiederkehren, da die ihr zu grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse, die Bedürfnisse und Wünsche der holländischen Ansiedler im Transvaallande und die Ansprüche Englands in Südafrika, mit der Löschung eines vor kurzem wieder brennend gewordenen Teiles der Frage nicht aus der Welt zu schaffen waren. Man hatte im besten Falle den Proteus in einer der vielen Gestalten, die er annehmen konnte, gefaßt und beseitigt.

Jene Nachrichten lauteten kurz dahin, daß die Absendung englischer Truppen zur Vertreibung der in das Gebiet der Betschuanen von der Südafrikanischen Republik her eingefallenen Boers, die vom Kabinet Gladstone endlich beschlossen und bereits im Gange war, unnötig geworden sei, da diese „Freibeuter im Lande Gosen" sich gefügt hätten. Die Bedingungen, welche die mit Beilegung des Streites beauftragten Beamten der Kapkolonie ihnen gestellt, und die Zugeständnisse, die sie ihnen zur Abfindung geboten hätten, wären von ihnen angenommen worden.

Das sah allerdings wie ein Erfolg für England aus, der diesem eine schwere Sorge abnahm, nur durfte man ihn nicht zu genau ins Auge fassen. Die Betreffenden und ihre Hintermänner hatten, wie Londoner Blätter sich auszudrücken beliebten, „klein beigegeben“ oder, wie man den Ausdruck des Frohlockens dieser Preßstimmen, caved in, auch wiedergeben kann, sie „waren zu Kreuze gekrochen.“ Man soll jedoch den Tag nicht vor dem Abend loben, und dieselben Blätter beachteten dies auch insofern, als sie hinzufügten, die gemeldete Kapitulation sei etwas sehr verschiednes von der praktischen Ausführung ihrer Bestimmungen. Wir meinen dies auch, und die Leser dieser Blätter werden das gleiche thun, wenn sie die Angelegenheit mit uns näher ins Auge fassen. Sie ist dessen, so klein sie auf den ersten Blick erscheinen mag, keineswegs unwert. Bei der Transvaalfrage ist nicht bloß mit den 30- oder 40 000 Boers der Gebiete im Norden des Vaalflusses, sondern mit der Mehrzahl der holländisch sprechenden Bevölkerung aller Staaten und Kolonien Südafrikas zu rechnen, und es sind hier wohl die Anfänge zu einem Umschwunge der Dinge zu verzeichnen, ähnlich dem, welcher den britischen Egoismus aus dem größten Teile Nordamerikas hinauswarf. Für uns Deutsche aber hat die Sache noch eine besondre Bedeutung, und zwar aus verschiednen Gründen: die Boers Südafrikas sind als ein Volk holländischen Blutes und Idioms nahe Verwandte von uns, sie könnten, wenn man ihnen ihr Recht, sich nach Westen hin auszudehnen, nicht zu beschneiden imstande wäre, einmal Nachbarn deutscher Kolonien werden, und ihr Land würde der deutschen Auswanderung für die Zukunft günstige Aussichten bieten, wenn es vor weiterer Anglisirung bewahrt bliebe. Aber auch abgesehen hiervon schulden wir ihnen Interesse und Sympathie, weil sie unerschrockene und beharrliche Bekämpfer der britischen Selbstsucht gewesen sind und voraussichtlich auch in Zukunft sein werden, jener heuchlerischen Selbstsucht, welche die besten Teile der Welt unter dem Vorwande, Zivilisation, Freiheit und Christentum ausbreiten zu wollen, in ihr Machtgebiet zu zwingen und dem Geldsack der englischen Kaufleute und Fabrikanten dienst- und tributpflichtig zu machen strebt und dabei kein Recht achtet und kein Mittel verschmäht. Ihr bisher erfolgreicher Widerstand gegen diesen Polypen, der die Erde mit seinen Armen zu umschlingen und mit seinen Saugnäpfen auszuzapfen sucht, sichert ihnen allein schon unsre volle Achtung und Teilnahme.

Das Land der Boers, früher der „Transvaalstaat,“ jetzt die „Südafrikanische Republik“ genannt, liegt fern im Nordosten der Kapstadt und westlich von der Delagoabucht und macht den nördlichsten Teil der Gruppe europäischer Niederlassungen aus, die in den einst nur von Kaffernstämmen bewohnten Gebieten des „dunkeln Erdteils“ allmählich entstanden sind und teils die Gestalt britischer Kolonien, teils die von selbständigen Freistaaten haben. Seine Grenze bildet im Süden der Vaalfluß, dessen andres Ufer zum Oranjefreistaat gehört, im Westen die Kalahariwüste mit den fruchtbaren, von freien Kaffern bewohnten

Landstrichen an ihrem Rande, im Norden der Limpopostrom, während es im Osten nur durch das schmale Natal und weiter nördlich nur durch ein verhältnismäßig kleines Stück portugiesischen Gebietes vom Indischen Ozean getrennt wird. Diese Bauernrepublik hat eine Ausdehnung von ungefähr 5400 Quadratmeilen, und das Land ist seinem geologischen Charakter nach in der Hauptsache eine Hochfläche, die sich im Norden meist steil über Tiefebenen erhebt, im Osten terrassenförmig, im Westen allmählich abfällt und in dem Drakengebirge mit etwa 2700 Meter ihren höchsten Punkt erreicht. Dies Plateau ist reich an Kohlen und Metallen, darunter auch Gold, die Ebenen werden von zahlreichen Flüssen durchströmt. Auch fehlt es, vorzüglich in der östlichen Hälfte, während des Sommers, d. h. hier in der Zeit vom September bis zum April, nicht an Regen. Das Klima endlich ist, abgesehen von den tiefliegenden Gegenden, gemäßigt warm und sehr gesund. Allenthalben, wo Regen fällt, zeigt das Land üppigen Graswuchs, an verschiednen Stellen, besonders in den Drakenbergen, trifft man stattlichen Wald an, und wo es nicht an Wasser mangelt, werden Mais, Hirse, Kafferkorn, die meisten unsrer Gemüse, Zuckerrohr und Melonen gebaut. Mehr indes als Ackerwirtschaft wird Viehzucht getrieben, die nur da unterbleiben muß, wo die giftige Tsetsefliege vorkommt. Die Jagd ist sehr ergiebig, das Land wimmelt an vielen Stellen von Antilopen und Springböcken, auch an Löwen und Leoparden ist kein Mangel; nur die Zahl der Nashörner und Elefanten hat in den letzten zwanzig Jahren merklich abgenommen; dagegen begegnet man dem Strauße noch so häufig, daß seine Federn einen beträchtlichen Teil der Ausfuhr bilden. Die Zahl der Einwohner soll gegen 600 000 betragen, indes befinden sich darunter nicht mehr als 40- bis 50 000 Weiße, meist Boers; die große Mehrzahl besteht aus Schwarzen, welche den Kafferstämmen der Basutos und Betschuanen angehören.

Die Geschichte der Boers der Südafrikanischen Republik ist eine Reihenfolge von Wanderungen und blutigen Kämpfen, zu welchen die holländischen Ansiedler Südafrikas durch die Unerträglichkeit der Regierungsgrundsätze Englands in diesen Gegenden veranlaßt wurden. Der erste große Exodus dieser anfänglich nur innerhalb der Grenzen der Kapkolonie angesiedelten „Afrikanders“ hatte Natal, das im Nordosten von jener zwischen dem untern Laufe des Tugela und den Drakenbergen sich erstreckende Küstenland, zum Ziele, welches im Jahre 1835 von dem Zulukönige Dingaan an den englischen Kapitän Gardiner abgetreten worden war. Der letztere gründete hier die Niederlassung Port d'Urban und konstituirte das Land als Republik Viktoria, sah aber sein an die britische Regierung gerichtetes Gesuch, dasselbe unter ihren Schutz zu nehmen, abgelehnt und zog sich, als allein zu schwach gegen die Angriffe der benachbarten Kaffern, 1838 zurück, worauf die Kolonie einging. Mittlerweile jedoch waren in deren Gebiet mehrere starke Haufen von Boers eingerückt, die unter der Führung von Pieter Retief, Gert Maritz und Andries Pretorius in

der Auswanderung („Trekken") von der Kapkolonie nach herrenlosen Landstrichen begriffen waren und sich nach verschiednen Gefechten mit den Eingebornen großer Strecken des freigewordnen Gebietes bemächtigten. Sie nannten ihre Niederlassung die „Batavisch-Afrikanische Maatschappy" und stellten sie unter den Schutz des Königs der Niederlande. Ihre Gründung begann eben zu gedeihen, und man hatte bereits als Mittelpunkt derselben den Ort Pietermaritzburg angelegt, als 1840 England sich einmischte. Der Gouverneur der Kapkolonie bestritt den neuen Ansiedlern in „Natal" die Befugnis, neben jener ein selbständiges Gemeinwesen zu errichten, und als die Boers sich an seinen Einspruch nicht kehrten, schritt er 1842 zu Gewaltmaßregeln, und sie mußten die Oberhoheit Großbritanniens anerkennen. Sehr bald indes machte sich die Mehrzahl dieser holländischen Ansiedler von neuem nach Norden auf den Weg und drang unter Pretorius erobernd in die Flußgebiete des Oranje und des Vaal vor, die bis dahin gleichfalls nur von Kaffern bewohnt gewesen waren. Nach kurzer Zeit sahen sie sich auch hier von der Herrschsucht und Anmaßung der Engländer am Kap bedroht, und nur ein Teil von ihnen war gewillt, sich derselben zu fügen. Die andern leisteten Widerstand, zuletzt mit den Waffen, es kam 1848 zu einem Treffen bei Boomplatz, und schließlich zogen etwa zweitausend dieser holländischen Männer, die mit ihren Angehörigen ungefähr viermal soviel Köpfe zählten, Pretorius an der Spitze, abermals weiter und überschritten den Vaalfluß, um im Norden desselben ein Gebiet von der Größe des jetzigen deutschen Reiches zu erobern, wo man kurz nachher einen Staat unter dem Namen der „Südafrikanischen Republik" gründete. Die südlich vom Vaal verbliebenen Boers, etwa 10000 Köpfe stark, gerieten gleich denen, die sich der Auswanderung aus Natal nicht angeschlossen, sondern es vorgezogen hatten, den Versöhnungsversuchen des Gouverneurs Smith Gehör zu geben, für einige Jahre unter britische Herrschaft, indes fand man es englischerseits zuletzt für geraten, ihnen zu gestatten, sich als „Oranje-Freistaat" unabhängig zu organisiren. Wie überall, wohin die Boers vordrangen, verwandelten sie die von ihnen besiegten schwarzen Eingebornen auch hier und jenseits des Vaal in Leibeigne. Der Staat, der hier errichtet worden, wurde im Januar 1852 nach kurzen Verhandlungen zwischen Pretorius und einem englischen Kommissar in der sogenannten Sandriver-Konvention ebenfalls als selbständig anerkannt. Dabei stellte man britischerseits die Bedingung, es sollten in demselben keine Sklaven gehalten werden, wogegen die Engländer sich verpflichteten, mit den Kaffern jenseits des Vaal keine Verträge abzuschließen und überhaupt keine Verbindungen mit ihnen einzugehen. Das letztere ist von England niemals gehalten worden; denn wiederholt geberdete es sich als Beschützer der jenseits der Grenzen der Republik hausenden Kaffern, die ihm dienten, die Boers zu schwächen, und die Bedingung in betreff der Sklaverei innerhalb dieser Grenzen war keineswegs von Humanität und Freiheitsliebe, sondern von

der Absicht eingegeben, eine Handhabe zur Einmischung zu gewinnen und der Mehrzahl der Bewohner des neuen Staates als wohlwollender Verteidiger gegenüber der herrschenden Minderheit zu erscheinen; überdies aber war sie zweideutig und nach der einen, der englischen Interpretation, unausführbar. Der Begriff „Sklaverei“ wurde in der Übereinkunft am Sandriver unbestimmt gelassen, und kurze Zeit nach deren Abschluß fanden die Engländer Gelegenheit, über Vertragsverletzung von seiten der Boers zu klagen und daraus den Schluß zu ziehen, daß ihre Anerkennung des Staates derselben als eines unabhängigen hinfällig geworden sei. Die Boers aber konnten das Verfahren, über das Beschwerde geführt wurde, sehr wohl rechtfertigen. Sie hatten ein weitgedehntes Gebiet erobert und, da sie zu dessen Bewirtschaftung Knechte bedurften, die sie nicht mieten konnten, die unterworfenen Kaffern zu Leibeignen (apprentices) gemacht, ungefähr so, wie es Wilhelm der Eroberer nach der Schlacht bei Hastings mit den Sachsen gehalten hatte und wie die Holländer und Engländer der Kapkolonie einst mit der dortigen Urbevölkerung verfahren waren. Diese letztere war allerdings 1838 durch Gesetz zu einer Klasse freier Tagelöhner geworden. In den Landen nördlich vom Vaal war aber ein derartiges Verhältnis zwischen Siegern und Grundbesitzern und den Unterworfenen, wenn die Boers sich dort behaupten wollten, deshalb unmöglich, weil diese sich an Zahl zu der Kaffernbevölkerung innerhalb ihrer Grenzen etwa wie 6 zu 400 verhielten. Die Eingebornen mußten vielmehr gezwungene Arbeiter bleiben, was nicht ausschloß, daß ihre Leibeigenschaft (apprenticeship) mild gehandhabt wurde. Durften die Engländer auch das Sklaverei nennen, so hatten die Bürger der Republik jenseits des Vaal die Übereinkunft von 1852 freilich verletzt; es war aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem rechtlosen Negersklaven und dem zu bestimmtem Dienste verpflichteten Kaffernknechte des Boeren, der nicht schlimmer, oft besser daran war als die Kulis, mit denen sich England über die in seinen Kolonien infolge der Abschaffung der Sklaverei entstandene Verlegenheit hinweghalf.

Andries Pretorius, welcher die Südafrikanische Republik gegründet hatte und dann der erste Präsident derselben gewesen war, starb 1853. Unter ihm hatte das neue Gemeinwesen Wurzel gefaßt, und es waren innerhalb der Grenzen desselben mehrere Ortschaften entstanden, unter denen Pretoria und Potschefstroom die größten waren. Sein Sohn, der ihm 1859 auf dem Präsidentenstuhle folgte, erfreute sich nicht des Ansehens, das der Vater genossen, und als der „Volksraad,“ das Parlament der Boers, sich weigerte, seinem nicht unverständigen Plane zu einer Vereinigung der beiden Republiken diesseits und jenseits des Vaal beizustimmen, legte er sein Amt nieder, worauf man einen gewissen Burgers, der früher Prediger in der Kapstadt gewesen war, zu seinem Nachfolger wählte. Derselbe war ein unpraktischer Phantast, der verschiedne grobe Mißgriffe beging und durch unvorsichtige Großsprecherei die Engländer

vor der Zeit darauf aufmerksam machte, daß die Südafrikanische Republik ihnen einmal gefährlich werden konnte. Sein Gedanke, das Land mit der See durch eine Eisenbahn nach der Delagoabai zu verbinden, zu welchem Zwecke er mit der portugiesischen Regierung, der Besitzerin der Küste, einen Vertrag abschloß, war verständig, mißfiel aber in der Kapstadt, da er den Ausfuhrhandel des Freistaates von dem Wege über Natal ablenkte und den Boers gestattete, unkontrolirt von den englischen Behörden von auswärts Kriegsbedürfnisse zu beziehen. Seine falschen Maßregeln während der Kämpfe mit dem Kafferkönige Sikukuni, die den Waffen der Republik wiederholt schwere Niederlagen zuzogen, und ebenso seine Prahlerei, er sei berufen, der Washington Südafrikas zu werden, bewogen die Engländer, sich in die innern Angelegenheiten des Freistaates zu mischen, und als britische Ansiedler in demselben, die sich als Krämer, Bankiers, Goldgräber, Landspekulanten, Jäger und Glücksritter vorzüglich in den Städten der Boers niedergelassen hatten, mit einigen der letztern vereint Annexion des Landes an die Kapkolonie verlangten, galt dies in London als Wunsch des gesamten Volkes, dem man zu entsprechen sich beeilen müsse. Sir Theophilus Shepstone, der Sekretär für die Angelegenheiten der Eingebornen in Natal, kam im März 1877 in Begleitung von Polizeisoldaten von Pietermaritzburg nach Pretoria, der Hauptstadt der Südafrikanischen Republik, und erklärte am 12. April das Land für einverleibt in die britischen Besitzungen. Der Protest des Präsidenten Burgers blieb völlig unbeachtet. Auch darauf nahm Shepstone keine Rücksicht, daß der Volksraad, der doch die wahre Stimme des Landes repräsentirte, sich weigerte, über die Annexion zu verhandeln. Man wollte eben nur den einen Teil, nur den, dessen Meinung zu Englands Interesse stimmte, hören, obwohl er nur die Bedeutung einer geringen Minorität hatte.

In London that man überrascht, fast erschrocken über diesen Gewaltakt, ließ ihn aber gleichwohl durch das Parlament genehmigen. Aber noch mehr: um den Boers den Verlust ihrer schwer errungenen Freiheit weniger schmerzlich zu machen, hatte Shepstone ihnen die Erhaltung ihrer alten wandernden Geschwornengerichte, bei den Verhältnissen des Landes eine Notwendigkeit, die Errichtung einer besondern Regierung und Gesetzgebung und die Schonung aller ihrer privaten Rechte und Besitztitel verheißen, und von allen diesen Zusagen wurde nur die letzte erfüllt.

Die Unzufriedenheit hierüber war unter der holländischen Bevölkerung des Landes, das jetzt nur noch das Transvaalland heißen sollte, sehr groß und wurde rasch allgemein. Ein Jahr nach der Annexion erklärten die Boers der britischen Regierung in einer Denkschrift, die von Delegirten überreicht wurde, rund heraus, wenn einige von ihnen früher das Bedürfnis nach einem festen Regimente empfunden und sich vertrauensvoll zu England hingeneigt hätten, so sei man jetzt allerwärts davon zurückgekommen und wolle nichts mehr von der Herrschaft der Königin wissen. Die Annexion sei ein Mißgriff gewesen, die

Lage des Landes gegenüber den Kaffern Sikukunis sei ärger gefährdet als vor derselben, die Schwurgerichte habe man willkürlich beseitigt, die Gesetzgebung abgeschafft und durch keine beratende Versammlung ersetzt, und schließlich habe man gegen das Volk, das hier seine nach London abgesandten Wortführer habe hören wollen, Kanonen aufgefahren.

Angesichts der Mißstimmung, die sich auch in Natal und dem Oranje-Freistaat über das Verfahren Englands vielfach äußerte, glaubte man in London wenigstens ein paar Schritte weit einlenken zu müssen. Anfangs 1879 kam Sir Bartle Frere als britischer Kommissar nach der Kapstadt, ging aber auf die Beschwerden der Boers nur insofern ein, als er Anstalten zur Bekriegung der Kaffern (der Zulus unter Sikukunis Nachfolger Tschetschwäjo) durch englische Truppen traf. Erst als das Ungeschick Lord Chelmsfords, des Führers derselben, zu einer gründlichen Schlappe dieses Heeres geführt hatte, Natal bedroht war und die Boers nochmals offen erklärten, man habe ihnen nutzlos ihre Selbständigkeit genommen, erschien er in Pretoria, um die Unzufriedenen zu beruhigen. Dieselben erwarteten ihn in bewaffneter Volksversammlung, welche mit großer Stimmenmehrheit den Beschluß faßte, die Königin um Aufhebung der Annexion und Rückgabe der Selbständigkeit Transvaals anzugehen. Der britische Kommissar stellte sich von der Gerechtigkeit dieses Gesuchs überzeugt und sandte dasselbe mit einer Depesche von ihm selbst nach London, die er den Wortführern der Versammlung vorher gezeigt hatte und in der er u. a. sagte, die Verfasser der Petition seien angesehene Männer, und er dürfe sagen, ihre Vorstellungen seien sehr ernster Beachtung des Ministers für die Kolonien wert. Die Boers meinten daraufhin, weil sie selbst ehrliche und arglose Leute waren, man werde ihren Wünschen willfahren, und gingen infolge dessen beruhigt heim, fanden sich aber bald schlimm enttäuscht. Ihr Gesuch war im April abgegangen, und im September erhielten sie vom General Wolseley, der mittlerweile an Chelmsfords Stelle den Oberbefehl über die britischen Streitkräfte im Zululande übernommen, die Kaffern besiegt, Tschetschwäjo zum Gefangenen gemacht und dessen Gebiet unter dreizehn Häuptlinge verteilt hatte, eine vorläufige Antwort auf ihre Bitte in der Erklärung, die Einverleibung des Transvaallandes in die Besitzungen der britischen Krone werde nicht zurückgezogen werden. Kurz darauf erfolgte eine Proklamation, welche diesen Bescheid ausführlich wiederholte und eine Exekutivregierung für das Land einsetzte. Die Boers waren empört über diese Abweisung, leisteten indes, von der Vorsicht ihrer Führer wohl beraten, zunächst nur passiven Widerstand, da sie der in ihrer Mitte angesammelten bedeutenden Truppenmacht Englands nicht gewachsen waren und es ihnen an Pulver mangelte. Sie wußten aber, daß ein längeres Verweilen dieser Streitkräfte ihrer Tyrannen den Engländern zu große Kosten verursachen werde, und daß folglich ihre Gelegenheit, sich mit den Waffen zu befreien, nur eine Frage der nächsten Zukunft sei. Sie verfuhren ganz so, als

ob ihr Volksraad noch zu Recht bestünde, und betrachteten die Verfügungen der englischen Beamten als unverbindlich, soweit deren Befolgung nicht erzwungen werden konnte.

Am 10. Dezember 1879 gingen die Patrioten des Transvaal einen großen Schritt weiter. An diesem Tage fand wieder eine der Volksversammlungen statt, die dort alle Vierteljahre zu gemeinsamem Genuß des heiligen Abendmahls abgehalten werden, und bei denen man nach der Feier politische Angelegenheiten zu erledigen pflegt. Dieselbe war von etwa sechstausend Boers besucht, die den frühern Vizepräsidenten Paul Krüger zu ihrem Vorsitzenden und neben demselben ein Komitee (Büreau) wählten und alsdann eine geharnischte Erklärung beschlossen, welche unverweilt dem britischen General übersandt wurde. In dieser einstimmig angenommenen Resolution sagten sie:

„Indem sich erwiesen hat, daß die Kommissare Ihrer Majestät von Recht und Gerechtigkeit nichts wissen wollen, und indem es auf der Hand liegt, daß wir die uns hinterlistig entrissene Unabhängigkeit auf dem Wege der Bitte nicht zurückbekommen werden, fordern wir mit Nachdruck und Entschlossenheit: 1. Daß der Vizepräsident als Präsident des Staates auftrete und sein Amt als solcher übernehme, und 2. daß derselbe ohne Verzug den Volksraad nach Maßgabe des Grondwet [der Verfassung] zusammenberufe. 3. Erklären wir hiermit, daß wir uns der britischen Regierung nimmermehr unterwerfen werden, und verwahren uns entschieden gegen alle Proklamationen derselben. 4. Verlangen wir nichts als unsre Unabhängigkeit und erklären feierlich, daß wir bereit sind, Gut und Blut für sie dahinzugeben. 5. Fordern wir, daß unsre Regierung unverweilt wieder aufgerichtet werde, wie es die Verfassung der Südafrikanischen Republik vorschreibt, und wünschen daher dringend, daß unser Nationalkomitee so rasch als möglich die Schritte thue, die zur Wiederherstellung unsrer Selbständigkeit erforderlich sind. 6. Sollte das Komitee ein besseres Verfahren wissen, so wünschen wir, daß es dasselbe dem Volke sofort vorlege."

Dem letzten Begehren wurde noch vor Schluß der Versammlung entsprochen, und so ließ man dieser Unabhängigkeitserklärung noch einige Zusätze folgen, in welchen es hieß, das Volk der Südafrikanischen Republik sei geneigt, mit den englischen Kolonien Südafrikas einen Bund zu bilden, es sei ferner willens, sich mit der britischen Regierung über die Rechte der Eingebornen zu verständigen, es wolle der letzteren die Auslagen, die sie für die Republik gemacht, zurückerstatten, und es werde die Bewohner des Transvaallandes, welche sich den Engländern angeschlossen und gegen die Selbständigkeit des Volkes agitirt hätten, mit Ausnahme derjenigen, welche es in der Eigenschaft von Bankiers an seinem Eigentume geschädigt, in ihren Rechten ungekränkt lassen. Das zuletzt erwähnte Versprechen bezog sich darauf, daß im November vorher einige hundert Einwohner der Stadt Pretoria, der Mehrzahl nach eingewanderte Engländer, in einer von Wolseley direkt oder indirekt veranlaßten Versammlung eine Re-

solution gefaßt hatten, in welcher sie ihre Anhänglichkeit an die britische Regierung und den Entschluß aussprachen, falls den Boers die Unabhängigkeit wieder zugestanden werden sollte, sich eine eigne Regierung zu wählen und sie mit den Waffen zu verteidigen.

Die große Volksversammlung vom 10. Dezember nahm schließlich den Antrag an, der Volksraad solle am 12. April des nächsten Jahres [1880] zusammentreten, und zwar in der Stadt Potschefstroom, die weiter von Natal entlegen und nicht so stark anglisirt ist wie Pretoria. In der Kapstadt hatte man befürchtet, die Partei der Boers, welche unverzüglich Gewaltschritte gethan wissen wollte, werde die Oberhand gewinnen, und es werde zwischen den Versammelten, die bewaffnet erschienen waren, und den Truppen Wolseleys zum Kampfe kommen. Allein die Vorsichtigeren siegten und alles verlief in Ruhe, zumal da auch der englische General, obwohl eine Bekanntmachung desselben kurz zuvor „jede aufrührerische Versammlung“ untersagt hatte und der Beschluß vom 10. Dezember nach englischer Auffassung der Sachlage unzweifelhaft einen aufrührerischen Charakter trug, ein Einschreiten seiner Soldaten zur Auseinandertreibung der Tagenden für bedenklich ansah. Dagegen ließ er die Überbringer jenes Beschlusses, Bok, den Sekretär des alten Volksraads, und Pretorius, den ehemaligen Präsidenten der Südafrikanischen Republik, als des Hochverrats schuldig verhaften, und während der erstere bald nachher gegen Bürgschaft freigelassen wurde, blieb Pretorius in Haft, indem man ihn mit Gerüchten in Verbindung brachte, nach denen Führer der Boers mit dem Könige der Zulus über ein gemeinsames Vorgehen gegen die britischen Zwingherren zu verhandeln versucht hatten. Ferner traf der englische Oberbefehlshaber ein Abkommen in betreff des alten Planes zur Erbauung einer Eisenbahn von Pretoria nach der Delagoabai, nach welchem diese einzige Straße nach der See, auf der die Boers sich rasch mit Kriegsmunition versehen konnten, unter die Oberaufsicht Englands gestellt werden sollte. Endlich beeilte er sich, durch Anordnung von Märschen seiner Rotröcke nach verschiednen Punkten hin seine Machtmittel zu entfalten und die aufsässige Bevölkerung nach Möglichkeit einzuschüchtern. Alle diese Maßregeln hatten einen gewissen Erfolg. Zwei von den Führern der Boers, Krüger und Peter Jakob Joubert, machten sich, gleichfalls Verhaftung fürchtend, unsichtbar, ein Teil der holländischen Ansiedler bereitete sich zu weiterem Abzuge nach Norden vor, und als drei von den neun für den exekutiven Rat bestimmten Mitgliedern ablehnten, ließen drei englisch gesinnte Boers, Holts Tusen von Middelburg, Jan Joubert von Potschefstroom und Marais von Pretoria, sich bewegen, für sie einzutreten. Pretorius, dem gleichfalls eine Stelle in dieser Behörde angeboten wurde, schlug die Ehre aus.

Inzwischen hatten sich die Dinge in Natal für die englische Politik in Südafrika unerfreulich gestaltet. Die gesetzgebende Versammlung dieser Kolonie, in welcher die holländischen Elemente der Bevölkerung stark vertreten waren,

hatte die Wiederherstellung einer ihr verantwortlichen Exekutive, die nach der ursprünglichen Verfassung Landesrecht, durch Manöver Wolseleys aber praktisch beseitigt und in ein Ministerium verwandelt worden war, das thatsächlich vom Kolonialamte in London abhing, mit Ungestüm verlangt. Jetzt faßte sie weitere verdrießliche Beschlüsse, verweigerte die Gelder zur Unterhaltung einer englischen Residentschaft im Lande der Zulus, forderte dessen Vereinigung mit Natal und beschloß die Einführung einer Vermögenssteuer in letzterem. Infolge dessen verließ Wolseley Pretoria und begab sich nach Pietermaritzburg, um die widerhaarigen Gesetzgeber Natals zur Raison zu bringen, und bald nachher kehrte er nach England zurück, wohin auch ein Teil seiner Truppen die Rückfahrt antrat. Sein Nachfolger im Transvaallande war General Clifford. Derselbe machte den Versuch, die Boers auf gütlichem Wege zu beschwichtigen, indem er den gefangen gehaltenen Pretorius mit vertraulichen Aufträgen auf eine Rundreise unter seine Gesinnungsgenossen abzugehen bewog. Diese Mission hatte jedoch, wenn Pretorius es mit ihr überhaupt ernstlich meinte, keinen Erfolg, und letzterer kehrte völlig unverrichteter Sache in sein Gefängnis zurück. Als er aber dann freigegeben wurde, schloß er sich den andern Führern der Unzufriedenen an, die jetzt für den Fall, daß die Bitten um Wiederherstellung der einstigen Regierung und Verfassung des Landes wie bisher unbeachtet bleiben sollten, einen Aufstand zur Wiedererlangung der Freiheit vorzubereiten begonnen hatten.

Eine gütliche Beilegung des Streites schien noch nicht vollständig ausgeschlossen zu sein. Die Boers hatten unter den englischen Liberalen Fürsprecher, und die Sympathien, die sich in der Kapkolonie und Natal für ihre Forderungen kundgaben, mußten in London Bedenken erwecken, ob ein Beharren auf dem bisherigen Wege geraten und nicht vielmehr eine Umkehr zur Gerechtigkeit oder doch ein Kompromiß auf billige Bedingung hin, das den Boers eine selbständigere Stellung verlieh, geboten sei. Bei Beaconsfield war etwas der Art nicht zu erlangen, wohl aber hatte Gladstone, der Führer der Oppositionspartei, sich unzweideutig für die Rechte und Forderungen der Boers ausgesprochen. Freilich war er damals nicht im Amte und folglich nicht verantwortlich, und wir werden sehen, daß die auf ihn gesetzten Hoffnungen sich nicht eher erfüllten, als bis die Patrioten des Transvaallandes sich mit den Waffen für ihr Recht und Interesse erhoben, ihren Tyrannen wiederholt Niederlagen beigebracht und so ihre Forderungen erzwungen hatten.



Aus der französischen Revolution.

n Ägypten waren nach einer Schilderung des Clemens von Alexandrien die Heiligtümer in den Tempeln dem Beschauer durch goldgestickte Vorhänge entzogen. Begab er sich nach dem Innern, um die Statue des Gottes zu suchen, so trat ihm ein Priester mit ernstem und strengem Antlitz in den Weg und lüftete, indem er eine Hymne sang, ein wenig den Vorhang, als ob er dem Andächtigen den Gott zeigen wollte. Aber was erblickte dieser? Ein Krokodil, eine Schlange oder ein andres gefahrbringendes Tier; der Gott der Ägypter erschien — es war ein Ungeheuer auf einem purpurnen Teppich.

In fünf Jahren wird die große französische Revolution ihr hundertjähriges Stiftungsfest begehen. Der Zeitraum von nahezu hundert Jahren hat ausgereicht, um über die Ereignisse von 1789 bis zum Sturze des revolutionären Regiments einen goldgestickten Vorhang zu weben, der dem Volke als das herrliche Symbol seiner Gottheit zur Anbetung gezeigt wird. Noch heute sind es die Ideen von 1789, welche nicht bloß in Frankreich, sondern auch bei uns und in andern Ländern als das Evangelium der Völkerfreiheit gepriesen werden. Noch heute gilt in den weitesten Kreisen die französische Revolution als der Sieg des Lichtes über die Finsternis; noch heute wird ihr Untergang als das Martyrium der hehrsten Freiheitshelden geschildert; noch heute predigt Fortschritt, Sozialdemokratie und Anarchie die jakobinischen Lehren; noch heute wird die Umwandlung des Parlaments in einen Konvent angestrebt, und den Arbeitern werden die Doktrinen von Robespierre und Baboeuf als einziges Heil- und Rettungsmittel gegen die verrotteten Zustände der alten Gesellschaft anempfohlen. Schmückt man sich auch nicht mehr mit den Namen der Urheber oder scheut man sich gar der furchtsamen Bourgeoisie gegenüber, diese zu nennen — die Lehren sind im großen und ganzen dieselben geblieben, und auch das Ziel ist kein andres, wenn man es auch nicht auszusprechen wagt. Alle jene Phrasen von der Volkssouveränetät, von der Herrschaft der Massen, von der Unterdrückung durch die Regierer, von der Gleichheit des Besitzes und der Erziehung, von der Beseitigung jedes Übergewichtes in Reichtum und Intelligenz — sie üben noch immer eine berauschende Wirkung, und der goldne Vorhang, hinter welchem sich die wahre Geschichte birgt, blendet wie früher die Augen.

Das große Verdienst, von der französischen Revolution den Vorhang heruntergerissen und hinter demselben das Ungetüm in seiner ganzen Rohheit und Gefährlichkeit bloßgelegt zu haben, hat sich in unsterblicher Weise Taine

erworben. Seine Studien unterscheiden sich wesentlich von ähnlichen Studien andrer. Nicht bloß, daß die äußern Ereignisse ganz aus dem Kreise seiner Betrachtung geblieben sind, auch im Innern werden die Thatsachen nicht in der bisher üblichen Darstellung geschildert. Was Taine darbietet, ist eine fortlaufende Reihe getreuester Augenblicksbilder, bei denen auch nicht eine einzige Figur fehlt; selbst der entlegenste Winkel ist seiner Beobachtung nicht entgangen. Es ist, wie wenn man das Panorama einer großen Stadt, etwa Konstantinopels betrachtete; jedes Blatt ist ein abgeschlossenes Bild für sich; erst wenn man die ganze Reihe aufrollt und das eine an das andre fügt, gewinnt man einen Überblick über das Ganze und nimmt in Geist und Seele den ganzen unermeßlich scheinenden Anblick auf. Das ist ein mühevolles Unternehmen, denn jedes einzelne Blatt des großen Panoramas hält uns gefangen. Bis in das kleinste Detail und stets an der Hand der in den Archiven niedergelegten Urkunden, oft mit den eignen Worten der Berichte, rollt Taine die Zustände des revolutionären Frankreichs auf, und es ist nicht zu vermeiden, daß diese gewissenhafte Genauigkeit, die unter den gleichen Verhältnissen an den verschiednen Orten des Landes sich wiederholenden Ereignisse, die dem französischen Stilisten angeborne Häufung der Synonyma oft ermüden. Aber der Eindruck des Ganzen wird dadurch umso gigantischer; wie mit einem character indelebilis prägen sich die Schilderungen ein, und unvergessen wird das Buch einem jeden bleiben, der sich von seinem großen Umfange nicht zurückschrecken läßt.

Taine geht den Ursprüngen des heutigen Frankreichs bis auf die letzten Quellen nach. In dem vom ancien régime handelnden ersten Bande werden die Grundlagen gezeigt, auf denen sich das vorrevolutionäre Frankreich aufbaute, und die französische Gesellschaft mit ihrem Geiste, ihrer Anmut und ihrem Leichtsinn geschildert, der eine schwache Regierung und ein unter den Mißbräuchen der Feudalität seufzendes Volk gegenüberstand. Aus der Schilderung ist gleichzeitig zu entnehmen, wie leicht es war, bei der Opferfreudigkeit der privilegirten Klassen die bessernde Hand anzulegen, wie alle Elemente gegeben waren, die berechtigten Forderungen aus dem Reiche der Wünsche in das Gebiet der Wirklichkeit hinüberzuführen. Allein die praktischen Männer waren zu schwach und zu scheu vor Gewaltmaßregeln, der Doktrinarismus behielt die Oberhand, und die von Rousseau formulirten Dogmen des contrat social von der Souveränetät des Volkes und den Menschenrechten erhielten von Fanatikern und Thoren eine Ausführung, daß die Ergebnisse der ersten konstituirenden Versammlung eine vollständige Anarchie alles Bestehenden waren. Die Schilderung hiervon bildet den ersten Band des von der französischen Revolution handelnden zweiten Teiles. Die Anarchie führte zu der Herrschaft des Jakobinismus, jener teils geistesarmen, teils blutigen Sekte Rousseaus, die, wie alle Fanatiker intolerant und vor keiner Gewaltthätigkeit zurückschreckend, unter dem Dogma der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit dem Einzelnen wie dem Ganzen ihre Lehrsätze aufzwang. Wie

sich dieser Jakobinismus von dem Pariser Klub aus über das ganze Land, gleich dem Netze einer Riesenspinne, ausbreitete und seine Doktrinen in der Hauptstadt wie in den Provinzen, in den Städten wie in den Dörfern, in der Legislative wie in der Rechtsprechung und Verwaltung, in Kirche und Schule, im öffentlichen und privaten Leben zur Geltung brachte, mit allen Greuelthaten der fanatischen Volksmenge, mit Tod, Plünderung und Verbannung, mit Knechtung der Gewissen und Vergewaltigung des Einzelnen und des Ganzen — das ist der Gegenstand des unter dem Titel „Die jakobinische Eroberung" erschienenen zweiten Bandes. Der vorliegende dritte Band*) umfaßt das revolutionäre Regiment, sein jakobinisches Programm, die Zustände in der Regierung wie in den regierten Kreisen, und er schließt mit dem Ende dieses Regiments durch Bonaparte.

Die Bergpartei des Konvents riß die Zügel der Herrschaft mit einer Energie an sich, welche die vorhergegangenen Regierungen mit Einschluß der Girondisten niemals gezeigt hatten. Ohne Scheu und Scham wenden diejenigen, die in ihren Reden von Freiheit und allen Tugenden des republikanischen Altertums überfließen, Gewalt und Trug an, um sich in ihrer Minorität der Herrschaft über das ganze widerstrebende Land zu bemächtigen. Gleich die Verfassung von 1793 wird zur Lüge, indem die Wahlen teils gefälscht, teils unter Druck und Einschüchterung sich vollziehen. Die Delegirten der Urversammlungen, welche in ihrer Mehrheit, um gegen diese Gewaltthätigkeiten zu protestiren, nach Paris gekommen sind, werden teils genötigt, teils durch Schmeicheleien verlockt, sich zu dem jakobinischen Credo zu bekennen. So kann die Bergpartei, anstatt die Konstitution in Kraft zu setzen und einen neuen gesetzgebenden Körper wählen zu lassen, den Konvent für permanent erklären und mit dürren Worten den Beginn der Schreckensherrschaft verkünden. Jene Delegirten werden ausersehen, diese von Paris in die Departements zu tragen, wohin die noch übriggebliebenen Girondisten versprengt sind. Trotzdem, daß die große Masse zu ihnen hält, bleiben die Führer unthätig und wagen es nicht, ein Gegenregiment gegen die Usurpation der Pariser Jakobiner aufzustellen. Allmählich gewinnt auch in den oppositionellen Departements die jakobinische Herrschaft, welche nach den Pariser Mustern handelt, die Oberhand, und wo dies nicht geschieht, wird die Opposition, wie in Bordeaux, Marseille, Lyon, Toulon, mit Gewalt vernichtet, in die Gefängnisse geworfen, ertränkt, erschossen oder guillotinirt. Die mit dieser Aufgabe betrauten Konventsmänner scheuen sich nicht, in ihren Berichten mit ihren Heldenthaten zu prunken. In Bordeaux wird der Maire nach Unterwerfung der Stadt ohne weitere Prozedur zum Schaffot geführt, 881 andre folgen ihm, 200 Großkaufleute werden in einer Nacht verhaftet,

*) H. Taine, Les origines de la France contemporaine. La Révolution. Tome III: Le gouvernement révolutionnaire. (Paris, 1885, Librairie Hachette & Cie.)

mehr als 1500 Personen befinden sich in den Gefängnissen, und 9 Millionen Franks Buße werden auf die „reichen Egoisten“ gelegt. Dabei kommt diese Stadt gegenüber Marseille und Lyon noch sehr gut weg. Der letzte Rest der girondistischen Führer, der nicht guillotinirt wird oder fliehen kann, legt Hand an sich selbst. So ist der Jakobinismus überall Herr im Lande, das als in Revolution befindlich erklärt wird. Es kann unter angeblichen Formen des Gesetzes eine drakonische Maßregel nach der andern beschlossen werden. Der Ausschuß des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Sicherheit, die Revolutionstribunale werden errichtet, reisende Prokonsuln, ausgestattet mit unbeschränkten Vollmachten, und Lokalausschüsse brandschatzen, verhaften und töten nach freiem Ermessen und ohne Kontrole. Was unter dem ancien régime kaum im einzelnen Falle der absolutistische Monarch zu thun gewagt hat, wird jetzt frei und offen als regelmäßiges Verfahren gehandhabt.

Aber nicht bloß der Unsinn, auch die Greuel und Scheußlichkeiten hatten ihre Methode, und diese war nichts andres als die exakte Ausführung des jakobinischen Programms, wie es sich aus dem Rousseauschen contrat social, aus der abstrakten Theorie eines spekulirenden, jeder Kenntnis der Dinge entbehrenden oder sich ihr gewaltsam verschließenden Philosophen in den beschränkten und leeren Köpfen fanatischer Sektirer ausgebildet hatte. Die Quintessenz des contrat social sah man in der vollständigen Entäußerung jedes Individuums und seiner Rechte zu gunsten des Gemeinwesens. Dieser Satz, konsequent durchgeführt, war ein Freibrief für jede Gewaltthat und legalisirte Mord und Raub. Nach diesem Dogma ist der Staat Eigentümer des gesamten Vermögens der Einzelnen, und so wurden die Güter der Verdächtigen und Reichen eingezogen und teils für öffentliche jakobinische Zwecke verwendet, teils unter die braven Sansküllotten verteilt. Dieses Dogma berechtigte zur Requisition von Lebensmitteln und Kleidern und gab die Habe des Individuums dem von einigen entschlossenen Verbrechern geleiteten Pöbel preis. Dem Gemeinwesen gehören aber auch die Individuen selbst, und so wurden auch die Widerstrebenden zur Vermeidung harter Leibes- und Lebensstrafen für den Kriegs- und Zivildienst ohne sonstige gesetzliche Ermächtigung gepreßt. Der Staat allein ist berufen, die Idee des Guten auf Erden zu verwirklichen, er hat den Menschen zu erziehen, ihm seinen Glauben, seine Sitten, seine Gedanken und innersten Empfindungen vorzuschreiben. In Verkennung der Grundsätze des contrat social hat die tausendjährige Geschichte nach jakobinischer Anschauung den natürlichen Menschen verkommen lassen und ihn zum Sklaven mißgestaltet. Aufgabe des Jakobinismus ist daher die Regeneration des Menschengeschlechtes und dessen Überleitung zur Freiheit. Gegenüber der Größe dieses Unternehmens ist nicht bloß jeder physische Zwang erlaubt, sondern auch geboten. Zwei Faktoren sind es, welche die Verkümmerung und Mißgestaltung des natürlichen Menschen verursacht haben: die positive Religion und die soziale Ungleichheit. Gegen diese

beiden Quellen des Übels auf Erden richtete sich folgerichtig die ganze Breitseite des jakobinischen Programms. Daher wurde die Ausübung des bisherigen Kultus verboten und die konstitutionellen wie nichtkonstitutionellen Priester verfolgt, verbannt oder getötet, die Kirchen wurden geschlossen, alle Zeremonien unterdrückt. In gleicher Weise und mit den schärfsten Mitteln richtete sich der Angriff gegen König und Adel als den Vorzug der Geburt, gegen Eigentümer, Kapitalisten und Rentiers als den Vorzug des Besitzes. Die großen Vermögen wurden zerstört, die Bevorzugung eines einzelnen Kindes nicht mehr gestattet, uneheliche Kinder in bezug auf die elterlichen und Erbrechte den ehelichen gleichgestellt. Mit einer Tyrannei, wie sie Europa niemals geahnt und selbst der Orient nie gekannt hatte, wurden Maßregeln angeordnet, um den Menschen fortan nach dem jakobinischen Muster umzumodeln, um jede individuelle Ader im Menschen zu vernichten. Die Religion wurde nach abstrakten Begriffen begründet, die Erziehung und Ausbildung, die Nahrung und Kleidung wurde für alle gleich reglementirt, und es darf uns nicht wunder nehmen, wenn Lavoisier der erbetene vierzehntägige Aufschub des Todesurteils mit dem Bemerken abgeschlagen wurde, daß die wahre Republik keiner Gelehrten bedürfe. Wie die Welt aussehen würde, wenn es möglich wäre, jenes Programm der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu verwirklichen — ein Programm, das sich von dem der heutigen Sozialdemokratie kaum unterscheidet —, das hat Taine in einer Weise geschildert, die hier angedeutet, aber nicht wiedergegeben werden kann.

Unter den Jakobinern ragen drei Männer hervor, welche das Programm am tiefsten erfaßt und am gründlichsten zu verwirklichen gesucht haben: Marat, der Verrückte, Danton, der Unmensch, und Robespierre, der Pedant. Der Wahnsinn Marats beginnt mit dem Größenwahn, verbindet sich mit dem Verfolgungswahn und endet mit Monomanie der Mordlust. Danton, ein Mann von geistigen Fähigkeiten, wird von dem wilden Instinkte einer bestialischen Natur zu allen Schandthaten getrieben, durch welche eine Menschennatur befleckt werden kann. Der unbedeutendste von allen ist Robespierre, dem noch jüngst Hamel einen dreibändigen Panegyrikus gewidmet hat, worin er nicht ansteht, ihn mit Christus zu vergleichen — ein Vergleich, der ebenso richtig ist, wie wenn man Paskals Jesuiten auf die gleiche Stufe setzte mit dem Jesus der Evangelien. Robespierre ist ein Mann von nur mittelmäßiger Begabung, ein Pedant (cuistre) ohne eigne Ideen, der nur imstande ist, die Sätze des Lehrmeisters Rousseau in einen langen, phrasenhaften Wortschwall künstlicher Rhetorik auszuspinnen. Dabei ein Geck, den Eigenliebe und Beschränktheit zuletzt sogar an die Richtigkeit der Sätze seiner Nachmittagspredigten glauben läßt. Wie Marat hält er sich überall für verfolgt, ist er der alleinige republikanische Tugendspiegel, dem gegenüber er überall Verräter und Verderbte wittert, für die es zuletzt kein andres Mittel giebt als die Guillotine. Nicht Molière in seinem Tartüffe noch Shakespeare in seinem Richard III. haben jemals einen

Heuchler auf die Bühne zu bringen gewagt, der so sehr von seiner eignen Aufrichtigkeit überzeugt ist, einen solchen Kain, der sich für Abel hält. Er ist es auch, der wegen seiner großen republikanischen Tugenden der Würdigste zu sein glaubt, um der Farce zu präsidiren, die zu Ehren des höchsten Wesens in Szene gesetzt wird.

Nach diesen Größen der Revolution kann man das Kaliber derjenigen messen, die unter ihrer Direktive und vor ihren Augen als Gesetzgeber, Verwaltungsbeamte und Richter den Staat und dessen einzelne Teile leiteten. Unter den Kränzen, die sie sich zuerkennen, und unter den Titeln, mit denen sie sich schmücken, zeigt sich zu gleicher Zeit das Stigma des Sklaven und des Tyrannen. Im Konvent ist neben dem jakobinischen Berg jede andre Partei geschwunden, die übrigen Deputirten wagen es nicht, eine entgegengesetzte Meinung zu bekunden, oder lassen sich, soweit es möglich ist, in den Sitzungen überhaupt nicht sehen. Zu den Einschüchterungen durch die Kollegen gesellt sich diejenige durch den Mob, der in verschiednen von dem Klub in Szene gesetzten Paraden dem Konvent und der Regierung zeigt, daß sie — wie dies noch vor einigen Tagen der Abgeordnete von Vollmar dem größten Staatsmanne der Welt gegenüber auszusprechen wagte — nur die Kommis und Untergebenen des souveränen Pöbels sind. Im Zentrum liegt das Schwergewicht des Ganzen im Wohlfahrtsausschuß, in welchem jedoch nur wenige Leute von Bedeutung, wie Carnot, imstande sind, die eigentlichen Geschäfte zu führen, gegenüber den Hauptmatadoren, die, teils aus der Hefe des Volkes hervorgegangen, teils schon im ancien régime durch Verbrechen gebrandmarkt, nichts verstehen als in die Trompete ihrer Führer zu stoßen. Dabei schweben sie gegenseitig und vor einander in fortwährender Angst; jeder wittert in seinem Genossen seinen Gegner und einen Verräter; jeder empfindet, daß wenn er selbst nicht köpft, er geköpft werden wird; jeder ahnt das Ende mit Schrecken. Daher die Brutalitäten, die Grausamkeit und die Wollust, die Todesfurcht und die Genußsucht, die Gleichgiltigkeit gegen das Leben und die Eitelkeit. Überall entwickeln sich die bestialischen Instinkte des Menschen, welche tausendjährige Erziehung, Religion und Philosophie nicht zu beseitigen, sondern nur abzuschwächen imstande gewesen waren. Die Revolution fördert alle Bestialitäten wie aus dem Höllenkrater ans Tageslicht. Am schlimmsten hausen die Prokonsuln in den Provinzen; delegirt vom Konvent, um die Revolution in den Departements in Permanenz zu halten, wächst ihre Unmenschlichkeit, je eingeschüchterter die Massen sind, und im Besitz einer unbeschränkten Macht suchen sie jede Gelegenheit, sie zu üben und sich zu zeigen. Einzelheiten hier aufzuzählen ist unmöglich, so groß sind die Greuel, so zahlreich und so systematisch begangen, daß die Wahl schwer hält, auch nur das schlimmste zu zeigen. Die Gradunterschiede, welche die menschliche Empfindung zu machen versteht, schwinden gegenüber diesen Berichten, die als unzählige Blutzeugen uns auf jeder Seite des Buches begegnen.

Je tiefer auf der Leiter der hierarchischen Ordnung man hinabsteigt — wenn man überhaupt diesen Ausdruck für den Zustand einer in Permanenz erklärten Anarchie gebrauchen darf —, desto kläglichere Gruppen raubgieriger Bestien in Menschengestalt treten einem entgegen. In Paris sind es etwa fünf- bis sechstausend, die der gleiche Hang um das gleiche Dogma schart, die einen, weil sie sich in Not befinden, die andern, weil sie die Ausübung der souveränen Volksrechte der Arbeit gänzlich entwöhnt hat — alle von demselben Haß erfüllt gegen die Verbrecher in Sänften, gegen die Reichen und Besitzenden. Diesen Leuten hat die Revolution eine reiche Weide für ihre Begierden und Laster zur Verfügung gestellt; bestrafte Diebe, Fälscher, Betrüger, Sträflinge aller Art, Handwerker mit der geringsten Kenntnis der Orthographie, Trunkenbolde leiten überall die Geschäfte. Man sehe sich nur einmal einen solchen Mann in der Nähe an, wie Buchot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Robespierre selbst zweimal als einen braven, fähigen, energischen und für die wichtigsten Geschäfte brauchbaren Mann bezeichnet hat, in Wahrheit ein Schulmeister aus dem Jura, dessen Unwissenheit und gemeine Art alle Phantasie übersteigen. Seine Untergebenen meiden ihn, und er selbst befindet sich niemals in seinem Büreau. Um eine Unterschrift zu erlangen, muß man ihn im Café aufsuchen, wo er im Trunk seine Tage verbringt. Nach dem Thermidor entsetzt, bettelt er seinen Nachfolger um irgendeine Schreiberstelle im Ministerium an und will sich, auf das Unpassende dieses Schrittes aufmerksam gemacht, zuletzt mit einer Versorgung als Kanzleidiener begnügen. Dabei ist er noch ein unschädlicher Mann. Schlimmere Seiten weist der berüchtigte Kommandant der Nationalgarde Henriot auf, dessen Tagesbefehle wahre Kunstwerke des Blödsinns eines Trunkenboldes und eines im Branntweinfusel rasenden Tyrannen bilden. Wie schwer müssen hier die Achiver den Wahnsinn ihrer „Herrscher" büßen, denn in den Provinzen will das Volk durchaus nichts von seiner jakobinischen Regeneration wissen; wer es überhaupt kann, zieht sich von Wahlen und sonstigen öffentlichen Geschäften zurück, und der jakobinische Klub sieht sich genötigt, fortwährend Emissäre auszusenden, die in den einzelnen Städten, Flecken und Dörfern die Hefe des Pöbels organisiren, um mit seiner Hilfe die Anarchie zu schaffen und aufrecht zu erhalten. So fällt auch die Provinz in die Hände ihrer Provinzial-, Kreis-, Stadt- und Dorfbanditen, und es setzen sich Konfiskationen mit Unterschlagungen und Erpressungen in ununterbrochener Reihe fort.

Das also war das Regiment derjenigen, die sich als „humanitäre Philosophen" ausgaben. Was sich die Welt schaudernd aus den wilden Zeiten der mittelalterlichen Kriege bei einer einzelnen That, in einer einzigen Stadt erzählte, das sah man jetzt im ganzen Reiche erfüllt. Das waren die Ergebnisse des wieder in den Naturzustand zurückgeleiteten Menschen! Wie hebt sich von ihnen das ancien régime ab! Das Übergewicht Frankreichs im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Europa ist sicherlich nicht bloß seinen kriegerischen

Erfolgen zuzuschreiben. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die ganze geistige Bewegung der Zivilisation damals von Frankreich ausgegangen sei. Große Staatsmänner und Feldherren, Philosophen und Dichter, hervorragende Juristen, Künstler — es war kein Gebiet menschlicher Kultur, das nicht in Frankreich seine besten Repräsentanten gefunden hätte. Abgesehen von den paar tausend Müßiggängern, die in dem ununterbrochenen Schaugepränge des Versailler Hofes die Statisten spielten, in Frivolitäten und Nichtsthun ihre Kräfte und ihren Besitz vergeudeten, war Justiz und Verwaltung in einem für damalige Zeiten mustergiltigen Zustande. Die französische Justiz hatte sich schon seit Jahrhunderten einen hohen Ruf verschafft, ihre Stellen gingen in den guten Bürgerkreisen von Vater auf Sohn über. Der Provinzialadel war mäßig und tapfer, seine Söhne hatten als Offiziere die großen Siege erfechten helfen. Kaufmannschaft und Handwerk erfreuten sich geregelter Zustände. Die Pariser Börse bedurfte schon damals derjenigen gesetzlichen Einschränkungen, welche man heute vergeblich in Deutschland anstrebt — ein Beweis des großen Aufschwunges, den der Handel genommen hatte. Das Kunsthandwerk, das in Deutschland der dreißigjährige Krieg vernichtet hatte, stand in Frankreich in Blüte. Freilich waren daneben arge Mißstände; nicht sowohl in dem mangelnden Schutze einer persönlichen Freiheit — denn die Bauern in der Bretagne berührte es wenig, ob ein Pamphletist einmal sans façon in die Bastille gesteckt wurde. Aber die Steuerlast war ins Unermeßliche gestiegen und bedrückte namentlich die Landwirtschaft. Es mußten Reformen eintreten, aber alle diese privilegirten Klassen, mit Ausnahme nur weniger bornirten Köpfe, waren dazu bereit. Zu keiner Zeit waren die Ideen der Freiheit und Gleichheit so sehr in den Kreisen der obersten Zehntausend verbreitet, wie in dem Frankreich von 1789, und die Gesetze der Konstituante geben von dieser Gesinnung tausendfältiges Zeugnis. Was ließ sich nicht mit solcher Elite alles leisten! Was hat die Revolution aus ihnen gemacht? Am Ende der Schreckensherrschaft zählte man 150 000 Flüchtlinge und Verbannte, 258 000 in Gefängnissen, 175 000 in Stubenarrest, andre 175 000 in ihre Gemeinden konfinirt, im ganzen 758 000 Personen, die in ihrer Freiheit beschränkt waren. Wieviel Opfer an Menschenleben die Anarchie verschlungen hat, läßt sich kaum annähernd bestimmen, nicht bloß der Tod durch die Guillotine, die Massenmorde in den Gefängnissen, durch Pelotons oder Noyaden ist auf ihre Rechnung zu schreiben; wenn z. B. in Nantes von 13 000 Verhafteten 3000 am Typhus starben, so kann man sich einen Begriff machen, wie der Tod gewütet hat, da die Gefängnisse an allen Orten überfüllt waren. Dazu trat die Hungersnot und die in ihrem Gefolge befindlichen Krankheiten, sodaß die Sterblichkeit während der ersten Jahre der Revolution um mehr als fünfundzwanzig Prozent gewachsen war. Alles war erschöpft; die Staatsfinanzen am Bankerott, das Vermögen des Ganzen und der Einzelnen vergeudet oder zerstört; das Reglementiren des Verkehrs durch das Requisitionsrecht des Staates

und die Bestimmung eines Maximums für die Lebensmittel veranlaßte den Landmann nicht mehr zu bauen, daher Not und Elend überall, und trotz dieses jammervollen Lebens die stete Furcht vor Kerker und Tod.

Der Sturz Robespierres und seiner Anhänger am 9. Thermidor hatte nur das Land von seinem schwersten Drucke befreit. Zwar hatten sich in der ersten Zeit die gemäßigten Elemente wieder geregt, allein die Minorität, deren Leben auf dem Spiele stand, wenn sie die Herrschaft verlor, verstand es, dieselbe allmählich wieder an sich zu reißen, und die Diktatur des Direktoriums unterschied sich von der der Schreckensmänner lediglich durch die Mittel, die Ziele waren dieselben geblieben, nur die Männer, nicht das philosopische Regierungssystem, waren andre geworden. Statt des blutigen Todes durch die Maschine Samsons bedienten sich die Direktoren des trockenen „nach Cayenne," und statt direkt ihre Gegner zu töten, ließen sie dieselben sterben. Wurde auch das Leben, weil die Guillotine nicht mehr so unmittelbar drohte, wieder lustiger und umso ausgelassener, jemehr die Schreckenszeit alle Sinne gelähmt hatte — die Grundsätze der Regierung blieben dieselben: Vernichtung der persönlichen Freiheit, Konfiskation der Vermögen, Verbannung, Bankerott der Staatsfinanzen und Hungersnot. Die Regierung konnte sich nur dadurch halten, daß sie die Kriege mit dem Auslande in die Länge zog und gegen das öffentliche Interesse des Landes jeden Friedensschluß ablehnte. Die Kontributionen und Plünderungen, die im Inlande fast erschöpft waren, mußten im Auslande den Direktoren die Beute liefern, die sich in drei Jahren auf zwei Milliarden belief, abgesehen von den Kostbarkeiten und Schätzen, die von allen Seiten zusammengerafft wurden. Im Gegensatz zu der Zerrüttung im Innern zeigten nach außen die Armeen Fortschritte über Fortschritte, die Anarchie konnte der Disziplin keinen Widerstand leisten, und im Heer galt nicht das Prinzip der Losreißung der Individuen von einander, sondern das ihrer Vereinigung. Siegreiche Feldherren beginnen in der Mitte ihrer Armeen Einfluß und Anhang zu gewinnen; das Direktorium selbst hat schon mit Hilfe Augereaus seinen Staatsstreich vollenden müssen — das war der Weg, der dem siegreichsten der Heerführer gezeigt wurde. Bonaparte giebt Frankreich die Zivilisation wieder und wird von dem Lande als sein Befreier, sein Schutzherr, sein Wiederhersteller begrüßt. Sein Regiment bezeichnet nach seinen eignen Worten die Vereinigung der Philosophie mit dem Säbel. Die Philosophie im Sinne jener Epoche war die abstraktlogische Staatskonstruktion nach allgemeinen Grundsätzen; sie führt zur Anarchie oder zum Despotismus; der Herr der französischen Nation wählte den letztern, um der erstern ein Ende zu machen. Mit dem Säbel in der Faust baut er das Staatsgebäude nach einem bestimmten Plane — aber es ist der Plan einer Kaserne. Es ist ein Bau von Schönheit und Symmetrie, mit schöner Fassade und für den gemeinen Verstand auch bequem und wohnlich, angemessen für den beschränkten Egoismus, gut eingerichtet, um die niedern und durchschnittlichen

Seiten der menschlichen Natur im Zaume zu halten und die höhern Seiten entweder zu unterdrücken oder zu korrumpiren. „In dieser philosophischen Kaserne — so schließt Taine seine Betrachtung — leben wir seit achtzig Jahren."

Die französische Revolution wird für den Geschichtschreiber, den Psychologen und den Dichter, der uns die Gestalten der Wirklichkeit menschlich näher bringen soll, stets eine unerschöpfliche Fundgrube bleiben. An den Resultaten der Forschung wird wenig mehr geändert werden, aber in den Einzelheiten bieten sich dem Studium neue interessante Punkte dar, da in Memoiren und Urkunden immer wieder neue Quellen mit neuen Aufschlüssen im Detail entdeckt werden. Meistenteils aber hat man bisher die Zustände, die sich aus jener Revolution entwickelten und in denen man einen Vorteil für die bürgerliche Gesellschaft zu sehen glaubte, als die verdienstvollen Folgen dieser Epoche hingestellt und hat den Trümmer- und Leichenhaufen, den sie sichtbar zurückgelassen hatte, teils wenig beachtet, teils für den bösen Tropfen erklärt, den man gleichzeitig mit dem guten in den Kauf nehmen müsse. Taine hat das große Verdienst, namentlich bei seinen der Phrase so zugänglichen Landsleuten diese Legende zerstört zu haben; er hat mit eisernem Fleiß und mit einer Energie, die übermenschlich zu sein scheint, alle authentischen Berichte der Zeit zusammengetragen und liefert bis ins kleinste Detail das trostlose Bild der damaligen misera plebs. Wie aber sein Buch über die Vergangenheit aufklärt, so soll es auch für die Gegenwart und Zukunft belehren. Leider sind diese Lehren von den Völkern noch immer nicht beherzigt, und sollte die jetzige französische Republik, wie es den Anschein hat, das Jahr 1889 erleben, so wird unzweifelhaft die Wiederkehr des hundertjährigen Geburtstages der „Ideen von 1789" mit rauschenden Festen und Schaugeprängen aller Art gefeiert werden. Und diese Feier wird vermutlich in einer Menge von leeren Köpfen und leeren Herzen auch diesseits der Vogesen ihren vollen Wiederhall finden. Zum größten Teile unbewußt und von verbohrten oder selbstsüchtigen Führern geleitet, steuert auch unter uns eine große Masse jenen Zielen zu, wie wir sie in dem jakobinischen Programm geschildert finden. In dem Hochverratsprozeß, der sich in diesen Tagen vor dem Reichsgericht abgespielt hat, sehen wir bereits Repräsentanten jener anarchischen Richtung, und wenn wir näher auf die Sache eingehen, so sind die Reden von Reinsdorf nach den berühmten Mustern eines französischen Jakobiners gehalten. Diese anarchische Richtung ist nur ein Ableger der Sozialdemokratie; sie entwickelt sich aus ihr mit derselben Notwendigkeit, wie der Konvent aus der Legislative hervorgehen mußte, und wie auf die girondistischen Republikaner die Schreckensmänner gefolgt sind. Dem kompakten und energischen Vorgehen der Sozialdemokratie mit ihrer anarchischen Gefolgschaft gegenüber wird die Mehrheit des übrigen Volkes so sehr von den Fraktionsführern bearbeitet, daß das höhere Interesse des großen Ganzen dem niedrigen Parteivorteil geopfert wird. Der oft wiederholte Ausspruch des Reichskanzlers,

daß jedes weitere Vorschreiten des Liberalismus immer weitere Gravitationen nach links zur Folge habe, wird uns auf jeder der blutigen Seiten der französischen Revolution aufs neue bestätigt. Hier sehen wir die Resultate dieses Herabgleitens auf der abschüssigen Bahn, die Thatsache dieses Absturzes spielt sich bereits vor unsern Augen ab. Erklärt der Abgeordnete Richter die ungünstige Finanzlage des Reiches als das Ergebnis der Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers, so übertrumpft der Abgeordnete Bebel diese Bemerkung, indem er für die ungünstige Lage das ganze jetzige Gesellschaftssystem verantwortlich macht. Erstrebt der Fortschrittsmann die Beseitigung des Kanzlers, so will der Sozialdemokrat alles beiseite schaffen. Der Abgeordnete Löwe belehrt den Begründer des deutschen Reiches und deutschen Ansehens, wie er die Reichspolitik bei Ersparung von 20000 Mark ohne Neukreirung eines dritten Direktors im auswärtigen Amte leiten könne, der Abgeordnete von Vollmar greift direkt die Glaubwürdigkeit des Reichskanzlers an, indem er darauf hinweist, daß bei Gericht schon vielfach Beamte wegen Verletzung des Diensteides bestraft wurden. Der Fortschrittsmann bekrittelt mit selbstgefälliger Suffisance den Mann, dessen Thaten die Weltgeschichte in ihre Tafeln eingegraben hat; der Sozialdemokrat trägt bereits keine Scheu — und wir können ebenfalls den beschönigenden Worten des Reichstagspräsidenten nicht beitreten —, den ersten Ratgeber des Kaisers und nach diesem die erste Autorität des Reiches auf gleiche Stufe mit Leuten zu stellen, die wegen Eidesbruchs bestraft worden sind. Der Abgeordnete Löwe glaubt die auswärtige Politik ebensogut verstehen zu können wie seine Nähnadelfabrikation und verweigert dem Kanzler die Hilfe, die er seinerseits — freilich zugleich auch in dem eignen Bruder — von seinem Aufsichtsrat erbeten und erhalten hat. Der sozialdemokratische Abgeordnete, der mit Stolz seine Gymnasialvorbildung in den Reichstagskalender einschreibt — er vergißt hinzuzufügen, daß dieselbe nur bis Quinta reichte —, vermißt sich, den ersten Beamten des Reiches, die in der Justiz und Verwaltung ergraut sind, mit seiner Autorität entgegenzutreten. Die Fortschrittspartei erstrebt die Herrschaft des Parlaments, und die Sozialdemokratie bezeichnet bereits dieselbe als den Herrn und die Regierung als dessen Knecht. Der sozialdemokratische Anarchist Reinsdorf erklärt seine Verurteilung als Mordgeselle lediglich für eine Machtfrage. Als die Regierung im Jahre 1876 die Strafmittel gegen das Umsichgreifen der Sozialdemokratie forderte, wurden ihr diese vom Abgeordneten Bamberger und der Reichstagsmehrheit verweigert; was die Mostschen Brandreden nicht vermochten, mußten erst die Attentate gegen die Person des Kaisers ermöglichen. Überall sehen wir ein Zerbröckeln des Ansehens der Obrigkeit, dem sofort der offene Angriff folgt. Zur Seite steht das Bestreben der Parteiführer, die Unzufriedenheit im Lande wach zu erhalten; alle Maßregeln, welche die Regierung anstrebt, um den Volkswohlstand zu heben, den Arbeitern Arbeit zu schaffen, den begründeten Beschwerden der untern Klassen abzuhelfen, werden bekämpft und nur

nach langem Widerstreben kaum zur Hälfte und unter Aufreibung der Kräfte des leitenden Staatsmannes durchgesetzt. Eine ganze große Partei opfert mit offnem Hohne die Interessen des Vaterlandes den Herrschaftsgelüsten der römischen Kirche und folgt blindlings einem Führer, der erster Ratgeber eines mit dem Reiche im Kriegszustande befindlichen und mit der polnischen Revolutionspropaganda verbündeten Fürsten ist. Fürwahr, das ist ein trostloses Bild, welches die Volksvertretung im dritten Lustrum des unter so vielem Sehnen und Kämpfen, mit so teuern Opfern erstandenen neuen Reiches bietet. Es scheint, als ob die Geschichte nur dazu da sei, um nichts aus ihr zu lernen, und als ob das Volk in Selbstverblendung dem gähnenden Abgrunde entgegeneilen wolle. Wer sein Vaterland wirklich liebt, soll niemals an dessen Geschick verzweifeln; aber es bedarf einer großen Zuversicht, wenn der deutsche Patriot unter den gegenwärtigen Zuständen nicht alle Hoffnung verlieren soll.

Das Studium des Taineschen Buches fordert zur Einkehr auf. Möchten doch im neuen Jahre die Einsichtigen sich um das Banner des hohenzollernschen Königtums zusammenscharen und unter Führung des Reichskanzlers-Bannerträgers die Wohlfahrt unserm Vaterlande erhalten und die deutsche und menschliche Zivilisation nicht zur Beute weniger Verblendeten und Fanatiker werden lassen. Das walte der deutsche Gott!



Friedrich Hebbels Tagebücher.



Noch kurz vor Jahresschluß hat die Literatur der Gegenwart in dem ersten Bande der durch den deutschen Generalkonsul in Genua Felix Bamberg veröffentlichten Tagebücher Friedrich Hebbels*) ein Geschenk erhalten, welches ein bedeutendes und doch in mehr als einem Sinne ein bedenkliches genannt werden muß. Der erste Eindruck, den wir davon empfangen, ist allerdings der, welchen der Herausgeber in seinem Vorwort davon erwartet. Die Tagebücher zeigen gegenüber der bedeutenden und doch so mannichfach peinlichen Biographie Hebbels von Emil Kuh „das Bild des Dichters in vollerem und freundlicherem Lichte, als dies irgendeiner mit zerstreuten Gliedern und Farben gearbeiteten Biographie möglich war.“ Der zweite Eindruck aber war der, daß

*) Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Mit einem Porträt Hebbels nach Rahl und einer Abbildung seiner Totenmaske. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1884.

die Veröffentlichung dieser Tagebücher in allem Betracht zu früh kommt. Das Wort, das in Hebbels „Nibelungen“ König Gunther dem trotzigen Hagen entgegenruft, daß er das kümmerliche Grün zertrete, welches eine blutige Gruft besponnen habe, wird, fürchten wir, Anwendung auf diese Herausgabe finden. Das Bild Friedrich Hebbels mit allen Runzeln und Stirnfalten kann ja garnicht heraufbeschworen werden, ohne auf der Stelle kaum verstummte wilde Gehässigkeiten, den bittersten Hader um sein in mehr als einem Sinne unseliges Lebensgeschick und eine durch dieses Geschick herb gewordene Anschauung, ohne das ganze widerwärtige Schauspiel mit heraufzubeschwören, daß sich Ohnmacht und Anmaßung des Dilettantismus, die Frivolität der gemeinsten Journalistik, wohlmeinende Beschränktheit und höchste ethische Forderungen, ein allzuenges Schönheitsgefühl und ein Realismus, der jedes gedankliche Element in der Poesie beargwöhnt, zur Bekämpfung eines mächtig beanlagten, tiefernsten, redlich nach Wahrheit ringenden, aber mit schweren Mängeln und mit entstellenden Narben aus einer allzuheißen Lebensschlacht gezeichneten Dichters verbünden. Seit Friedrich Hebbels frühem Tode sind genau einundzwanzig Jahre, seit dem Erscheinen der Biographie Hebbels von Emil Kuh noch nicht ganze zehn Jahre verstrichen. Der Staub, der bei beiden Anlässen und namentlich bei dem letzteren aufgewirbelt worden war, begann sich eben zu legen. Die Vorhersagungen, daß in drei oder vier oder fünf Jahren kein Mensch mehr von diesem Dichter und seinen widerwärtigen, renommistischen Fratzen sprechen werde, haben sich weder seit dem Tode Hebbels noch seit der großen „Hetz,“ zu welcher das bedeutende, aber unerquickliche Kuhsche Buch Veranlassung gegeben, bewahrheitet. Hätte man noch ein Menschenalter, noch dreißig Jahre etwa hingehen lassen, so würden die Hebbelschen Tagebücher ein Geschlecht vorgefunden haben, dem der Name Hebbels erklungen wäre, wie uns die Namen Heinrich von Kleist oder Hölderlin erklingen. Niemand sieht populäre Dichter in ihnen oder erwartet, daß sie je solche werden könnten. Niemand vergleicht die Wirkungen, die sie geübt, mit den Wirkungen, die von Lessing, Goethe oder Schiller ausgegangen sind. Niemand aber auch, der auf Bildung Anspruch erhebt, zieht die subjektive Bedeutung ihrer Naturen, zieht die Thatsache in Zweifel, daß sie ein Lebensrecht in der Geschichte unsrer Dichtung und nationalen Bildung erworben haben, niemand erwartet, daß ihre besten Leistungen jemals werden in jenen Kehricht der Literatur geworfen werden, welchem weder lebendig genießende noch historische Teilnahme gebührt. Den Eintritt dieser Situation hätte man nach unserm Erachten für die Veröffentlichung der Tagebücher Hebbels abwarten sollen. Für die Zahl derjenigen, welche überzeugt waren, daß die deutsche Literatur in Hebbel ein wahrhaft produktives, wenn auch sprödes Talent und einen Dichter von höchster Auffassung seines Berufes besessen und verloren habe, bedurfte es des Erscheinens der „Tagebücher,“ so bedeutsam, tief und wertvoll sie auch sind, keineswegs, um sie über die volle Bedeutung des Mannes

ins klare zu setzen. Für die große Zahl derjenigen, die in Hebbel nichts sehen wollen als den unbequemen Rigoristen, der beim allgemeinen Pickenick der modernen Literatur den Störenfried gemacht, und für die kleinere Zahl jener andern, welche einem Künstler jeden, nur nicht den herben Beigeschmack der Früchte seines Talents verzeihen können, werden die „Tagebücher" nur eine Fundgrube neuer Anklagen, heftiger und erbitterter Angriffe werden. Da sie unvermeidlicherweise Spuren des harten und verzweifelten Ringens mit dem Leben, Spuren auch der sittlichen Irrtümer und Verschuldungen Hebbels tragen, da sich neben den mächtigsten und tiefsten Gedanken paradoxe und unerquickliche Einfälle genug in ihnen finden, so ist es wohlfeil, aus ihnen heraus erneut die Verwerflichkeit und Nichtigkeit des Dichters der „Judith," der „Maria Magdalena" und der „Nibelungen" zu demonstriren. Dieselben Blätter, welche nach Verlauf einer längern Zeit eine erfreuliche und hochinteressante Bestätigung des inzwischen festgestellten, den Dichter nach Verdienst ehrenden Urteils gewesen wären, dürften heute lediglich den literarischen Wortführern des Tages zur tendenziösen Ausbeutung dienen. Die Diskussion, welche glücklich auf die poetische Produktion des Dichters, somit auf ein Gebiet zurückgeführt war, auf dem es den erbittertsten Gegnern schwer fiel, ihren Kraftgedanken unumwundenen Ausdruck zu geben, kann nun wieder an Hebbels Leben, seine Prinzipien, seine individuellen Urteile und gelegentlichen Vorurteile angeknüpft und dem schaudernden Publikum ein widerwärtiger Popanz an der Stelle des lebendigen Dichters vorgeführt werden. Die Bemühungen, die Talentlosigkeit Hebbels zu erweisen, sind seither von schlechtem Erfolg gekrönt gewesen, sie werden für die Zukunft schwerlich einen bessern haben. Da jedoch die Verfechter dieser Behauptung — mit wenigen Ausnahmen — über das nächste Jahr und das nächste Lustrum nicht hinwegzudenken pflegen, so hätte man es nach unsrer Meinung dreimal bedenken sollen, ehe man die Stimmen dieses Chorus wieder entfesselte. Wir glauben gern, daß nichts als die reinste Pietät die Herausgabe der „Tagebücher" veranlaßt hat; aber wenn diese Pietät nicht von souveräner Verachtung des nächsten Erfolges erfüllt gewesen ist, wird sie schwere und bittere Enttäuschungen erleben.

Die Literatur des letzten Jahrzehnts hat unter andern wunderbaren Erscheinungen auch die Idee einer Solidarität aller Schriftsteller „unbekümmert um die Unterschiede, welche das Talent zwischen uns gesetzt hat" (wörtlich!) gezeitigt. Das brutale Massenbewußtsein, welches in solchen Vorstellungen zu tage tritt, hat sich früher weniger offen ausgesprochen, aber vorhanden und die Herrschaft heischend ist es in den dreißiger und vierziger Jahren auch schon gewesen. Der Begriff des Schriftstellers „ohne Talent," der sein Recht und seine Weihe dadurch empfange, daß er angeblichen „Bedürfnissen" des Publikums, der literarischen und theatralischen Industrie dient, ist nicht von heute und gestern, und diejenigen, welche in dem Lobe Hebbels und ähnlicher Dichter eine Be-

leidigung für sich selbst erblicken, sind nur die Erben etwas verschämterer Gesinnungsgenossen einer vergangnen Periode. Eine poetische Natur, für welche das wahrhafte Talent das ein und alles war, die keinen Ersatz für die ursprüngliche Begabung im Fleiß, im Studium, in der Geschicklichkeit und der mehr oder minder starken Nachempfindung wirklich schaffender Naturen erblickte, dünkte schon den Hamburger Literaten von 1848 unerträglich. Die bis zum Peinlichen und Grausamen gehende Selbstkritik, welche Friedrich Hebbel, wie auch diese „Tagebücher" wieder erweisen, an sich ausübte, war der genügsamen und jederzeit selbstzufriednen Oberflächlichkeit an sich fremd. Da die Selbstkritik unglücklicherweise keine Bürgschaft für das höchste Gelingen in sich schloß — denn auch der mit sich am strengsten ins Gericht gehende kann nur den Ernst und die Lauterkeit seiner Gesinnung, die Wahrheit und Konsequenz seines Gestaltens, die innere Notwendigkeit und Sicherheit seiner künstlerischen Formgebung sich selbst zum Bewußtsein bringen und bleibt im Dunkeln darüber, ob das, was für ihn individuelle Wahrheit ist, auch andre als Wahrheit berührt und ergreift —, so ward sie von Andersgearteten lediglich als eine Selbstquälerei oder noch schlimmer als ein unverzeihlicher Hochmut betrachtet. Wer besser sein will als seine Nachbarn, verdient bekanntlich immer gesteinigt zu werden, und so stand ein Dichter wie Hebbel, der es sehr ernst mit der Kunst und mit dem Beruf zur Kunst nahm, frühzeitig isolirt. Hebbel war mit seinen Anschauungen und seinen Forderungen an sich selbst in eine Zeit hineingeboren, in welcher es schon als Größenwahnsinn galt, überhaupt etwas Höheres zu wollen, als die Befriedigung entweder der Oppositions- oder der Unterhaltungslust für andre und des äußerlichsten Ehrgeizes für sich, eine Zeit, die wohl politisches, aber kein poetisches Pathos zu ehren verstand und auf dieses Nichtverständnis noch stolz war. Er war der poetische Zeuge gewaltiger sozialer Kämpfe, von denen diejenigen, die mitten in ihnen standen, am wenigsten wissen wollten und deren Wiederspiegelung in der Dichtung zumeist peinliche Empfindungen erregte. Das alles wurde gegen ihn angewendet und die zwei Jahrzehnte, die seit Hebbels Tode verflossen sind, haben sicher noch nicht hingereicht, um eine größere Unbefangenheit für die Beurteilung seiner Erscheinung zu schaffen.

Jeder Blick, den wir vorläufig in Hebbels „Tagebücher" werfen, belehrt uns, daß es sehr kleine Kreise sind, welche von diesem Buche Notiz nehmen, und noch kleinere, welche ihm ein teilnehmendes Verständnis entgegenbringen werden. Die Stellung des Dichters, welcher, auf Leben und Tod an die Wahrheit seiner schwerflüssigen und wenig glücklichen Natur gebunden, die möglichste Steigerung und Läuterung dieser Natur suchte, in der jungdeutschen und der politisch tendenziösen Periode unsrer Literatur war schlecht genug, sie würde (die äußerliche Wirkung eines langen Dichterlebens, persönlicher Beziehungen und Auszeichnungen beiseite gesetzt) heute kaum günstiger sein. Wohl scheint die gegenwärtig vorherrschende Auffassung der ersten und letzten

Aufgaben der Poesie, die Forderung einer unbedingten Lebenswahrheit, den Grundanschauungen, welche Hebbel in ein so entschiednes Mißverhältnis zu der Mehrzahl seiner schreibenden (nicht seiner dichtenden) Zeitgenossen gebracht haben, weit näher zu liegen. Allein man vergegenwärtige sich nur einmal, was der größte Teil der jüngsten Belletristen und Feuilletonisten, Bühnenschriftsteller und Erzähler unter Lebenswahrheit eigentlich versteht, man rufe sich ins Gedächtnis, wie scheu sie allem edleren Leben (und wenn es in der Wirklichkeit zehntausend- und hunderttausendmal existirt) ausweichen, wie sehr sie „alles schreckt, was eine Tiefe hat," wie flach und platt man gerade im Augenblicke nach Rezepten der Mode arbeitet und „Gewerbekunst" auch in der Poesie treibt, um einzusehen, daß der wirklich schöpferische Dichter, soweit ihm nicht die Gunst eines glücklichen Naturells Eingang verschafft, heute keineswegs besser gestellt ist als in den vierziger Jahren.

Von Hebbel gelten zwar jene Worte, die Wilbrandt in seiner Biographie Heinrichs von Kleist gesprochen, nur zum Teil, aber doch gerade genug, um es begreiflich zu machen, daß er kein Liebling des großen Publikums sein konnte. „Eine finstere Klarheit des Auges zerstörte ihm den geheimnisvollen Farbenglanz der Welt, er sah die Blüten des Lebens nur als Erscheinungen vorüberwandeln, die sittliche Welt verriet ihm kein innewohnendes unzerstörbares Gesetz. Eine innerliche Hitze und Heftigkeit warf ihm seine Kräfte durcheinander, und so spotteten sie seines Strebens, sie zu reiner und mächtiger Harmonie zu zwingen. Mit unbezwinglich haftender Leidenschaft hielt er alles, was er ergriffen, fest; wie er stets sein ganzes Leben daran setzt, so sollen ihm auch die Dinge, nach denen er ringt, sich ganz und auf einmal ergeben. So schlürft er jedes Gefühl, jede Leidenschaft, jede Seligkeit und jeden Schmerz unersättlich bis auf den letzten Tropfen aus; sonst wären sie nicht sein eigen, wären sie wertlos. Und wie leicht erkennt man, daß auch der Künstler Kleist in diese verhängnisvolle Flut getaucht ist. Auch er muß jedes Problem erschöpfen, es auch auf die zerbrechlichste Spitze stellen; bis ins Kleinste hinab, bis in Bilder und Gleichnisse, flüchtige Züge, Spiele des Augenblicks verfolgt ihn derselbe Trieb, und von dem Trank der Schönheit, den er uns reicht, soll uns auch die Hefe nicht erspart sein." (Wilbrandt, Heinrich von Kleist, S. 416.) Völlig kann, wie gesagt, diese Charakteristik eines ähnlich gearteten Talentes nicht auf Hebbel angewandt werden; so entschieden der moderne Dichter hinter gewissen Kräften und Eigenschaften Kleists zurückblieb, so sicher übertraf er ihn in andern, für das Ungestüm seiner Seele und seines Lebensbedürfnisses fand Hebbel ein Maß, und das Glück kam ihm, wenn auch sehr spät, doch immerhin noch rechtzeitig zu Hilfe. Aber soweit die Charakteristik Anwendung auf ihn leidet, soweit erklärt sie das Widerstreben der naiv Genießenden und Befriedigung ihrer begrenzten persönlichen Genußbedürfnisse von jedem Dichter Fordernden gegen seine Schöpfungen. Mit der kritischen Feindseligkeit gegen den Dichter ist dies

Widerstreben keineswegs identisch, aber die Feindseligkeit hat sich wesentlich auf das Vorhandensein desselben gestützt. In dem Maße, als das Widerstreben der Ehrlichen verschwindet, wird auch die Verurteilung durch die Mißwollenden sinnloser, gehässiger erscheinen und endlich unmöglich werden. Darum hätten wir von Herzen gewünscht, daß die besten Dramen Hebbels und die allmählich aus der Menge seiner Dichtungen herausleuchtenden, ganz vollendeten lyrischen Gedichte ihr stilles Werk noch ein paar Jahrzehnte weiter verrichtet hätten, ehe der bittere Streit um die Grenze, innerhalb deren, und die Form, in welcher sich das Selbstbewußtsein des großen Talentes äußern darf, aufs neue zur Hauptsache gemacht werden konnte.

Doch Friedrich Hebbels „Tagebücher" sind nun einmal erschienen, und der Herausgeber hegt die Hoffnung, dem Andenken des Dichters schon jetzt durch die Veröffentlichung genützt zu haben. „Hebbels Leben und Literatur [soll wohl heißen Schöpfungen oder Werke!] bilden im deutschen Literaturleben selbst ein Drama; wir haben bis jetzt nur der Verwirklichung beigewohnt, die Lösung kommt noch. Auch bis zur Klärung des verwandten Schattens Heinrichs von Kleist ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen" heißt es am Schlusse von Bambergs Einleitung. Und gleichsam um den Leser für die Eindrücke des folgenden Bandes vorzubereiten, setzt der Herausgeber hinzu, daß Hebbels Todeskrankheit im fünfzigsten Lebensjahre (eine Knochenerweichung) „infolge mangelhafter Nahrung in der Jugend, vielleicht infolge übergroßen Andranges geistiger Stoffe, vielleicht durch beides zugleich" herbeigeführt worden sei. „Wenn die Wirkung der Not auf das Gehirn nicht bloß in moralischer, sondern auch in physiologischer Beziehung zu der außerordentlichen Steigerung der Geistesthätigkeit Hebbels beigetragen hat [hätte?], so könnte man sich leichter mit seinem Loose versöhnen. Die nicht tief genug in die Verkettung menschlichen Geschickes eingedrungen sind, behaupten, Hebbel würde ein andrer geworden sein, wenn er in günstigeren Verhältnissen gelebt hätte. Versöhnlicher nehme ich an, daß er sich dann wahrscheinlich minder tief und umfassend entwickelt haben würde; ja vielleicht ist das Bild von der Perle, mit welchem diese Abhandlung beginnt [Bamberg hat zu Anfang der Vorstellung gedacht, nach welcher Perlen, wenn sie nicht getragen werden, absterben] nicht ganz zutreffend, da Hebbel von seiner Zeit getragen, von seinen schöpferischen Dämonen vielleicht verlassen worden wäre. Wer auf Erden keine Tragödie spielt, wird im Leben keine schreiben."

Die vielen „wenn" und „vielleicht" nehmen den Anschauungen, die der Verfasser hier entwickelt, keineswegs ihr Bedenkliches, denn die alte Annahme „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel" schaut überall aus ihnen heraus. Wir empfangen im Gegensatz dazu sowohl aus Hebbels eignem spätern Leben als aus den zur Zeit vorliegenden „Tagebüchern," welche der Leidens- und Kampfesperiode des jugendlichen Dichters (1835 bis 1842) angehören, die bestimmte Zuversicht, daß die Not keineswegs die vorzüglichste Amme der großen

und entwicklungsfähigen Kräfte des Dichters Hebbel gewesen ist, daß sie sogar im einzelnen auf ihn einen verhängnisvollen Einfluß gehabt und, da ihm „ein bischen leichtes Blut“ von der Natur gänzlich versagt war, noch in eine Periode seines Lebens und Schaffens nachgewirkt hat, in der er der Sorge um das tägliche Brot enthoben war, daß er aber allerdings eine seltene Widerstandsfähigkeit im Kampfe mit der langjährigen Unsicherheit seiner Lage bewährt hat. Daß die Not Einsichten erschließt und Empfindungen erweckt, welche dem Glückverwöhnten ewig fremd bleiben, daß sie den Ernst erhöht und den Eifer spornt, ist zum Gemeinplatz geworden, allein zwischen der Not, die hier gemeint ist, und der bittersten Dürftigkeit, mit der sich Hebbel herumschlug, liegt immer noch eine gewaltige Kluft. Die „Tagebücher“ enthalten eine Reihe unerquicklicher Einzelheiten zur Geschichte dieser dürftigen Lebenslage, bei der immer nur das eine unbegreiflich bleibt, daß es dem Dichter niemals in den Sinn kam, ein Stück seiner vermeinten Freiheit zu opfern, um von solchen drückenden Fesseln frei zu werden. In der ganzen Jugendgeschichte Hebbels ist nichts so dunkel und widerspruchsvoll, als die schier fatalistische Resignation, mit der er harte Entbehrungen und widerwärtige Demütigungen auf sich nimmt, nur um im Vollbesitz des Einzigen zu bleiben, woran er Überfluß hat — der Zeit. Und ebenso bleibt es dem Nachdenkenden ein Rätsel, daß derselbe Mensch, der so entschlossen den Konflikt mit der bürgerlichen Sitte seiner Heimat und den ganzen Fluch einer wilden Ehe auf sich nimmt, sich anderseits scheut, für Erhaltung seines Leibes und seiner Kraft auch nur einen Pfennig mehr aufzuwenden, als die dringendste Notwendigkeit erheischt. Er lebt von Brot und Kaffee und Früchten, damit eine kleine Summe eine möglichst lange Zeit hinreiche, und spricht sich die Fähigkeit des Erwerbens und Verdienens ohne weiteres ab.

Das Beste ist jedenfalls, daß diese Dinge in den „Tagebüchern“ doch nur eine untergeordnete Rolle spielen, und der größere Teil der Hebbelschen Aufzeichnungen gilt wichtigern Dingen als den Bedrängnissen einer Literatenexistenz, hinter der kein federfertiger und rasch entschlossener Literat, sondern ein Dichter stand, der das Höchste wollte und von sich forderte. Felix Bamberg hat vollkommen Recht, wenn er von den „Tagebüchern“ rühmt: „Die gesamte, sowohl dem reinen Denken wie dem Schauen angehörende Geisteswelt Hebbels kommt in den Tagebüchern mit bewunderungswürdiger Ursprünglichkeit und Festigkeit zur Schau. Oft ist durch ganz eng geschriebene Seiten kein Buchstabe ausgestrichen; auch beim Lesen des gedruckten Textes hat man die lebhafte Empfindung, es mit wirklichen Lebensmanifestationen zu thun zu haben, wie sie sich aus den jedesmaligen geistigen Zuständen des Dichters entwickelten.... Als eine hohe Bereicherung für die Wissenschaft der Kunst sind Hebbels Gedanken über die Poesie und das poetische Vermögen zu betrachten. Sie sind, wie eben die Tagebücher beweisen, keine neuen Formeln nach ältern Systemen der Kunst-

philosophie, sondern stilvoll dargestellte Ergebnisse innerer Erfahrungen und tiefsten eignen Forschens. . . . Von einer Individualität wie der seinigen ausgehend, haben seine innern Beobachtungen über das Wesen der Poesie und das Auftreten der poetischen Kraft unleugbar allgemein wissenschaftlichen Wert; auf ihn selbst bezogen wirkten sie aber geradezu tragisch, indem er einerseits, wenn sich bei ihm nicht die natürlichen Prozesse einstellten, außer stande war zu dichten, mithin für den Markt von vornherein zu kurz kam; anderseits der Maßstab, den er gemäß dieser seiner eignen Beschaffenheit teils mündlich, teils schriftlich an Dritte legte, seine Lebensverhältnisse verbitterte und seine eigne Anerkennung verspätigte."

Die Erfahrung, welche sich aus der Lebensgeschichte Hebbels ergiebt, bleibt immer die, daß, ein paar seltene Ausnahmefälle abgerechnet, der wirkliche Dichter, der einer innern Notwendigkeit folgt, eine andre Basis seiner unentbehrlichen Unabhängigkeit bedarf, als die eigne Produktion. Die Verhältnisse sind seit 1840 vielfach andre geworden, und dennoch, sobald wir uns die Frage vorlegen: Könnte sich unter heutigen Umständen das Geschick erneuern, welches diese Blätter vor uns aufrollen, die Antwort müßte ohne Zögern bejaht werden. Was hätte sich denn zum Guten geändert? Der unverwöhnte Hebbel zeichnet unter dem 25. März 1841 in sein Tagebuch ein: „Judith hat mir nun im ganzen 43 Louisdor eingebracht, eine schöne Summe für ein erstes Werk." Er rechnet dabei die Bühnenhonorare von Berlin und Hamburg und die zehn Louisdors, welche ihm der Verleger Julius Campe für die geniale Tragödie zahlte, zusammen. Welcher Verleger würde heute den Mut haben, für ein noch so vielversprechendes dramatisches Werk, das keinen „sensationellen" Erfolg gehabt, auch nur den bescheidenen Ehrensold zu zahlen, den 1841 die Hoffmann und Campesche Buchhandlung in Hamburg bieten konnte. Aber wir haben seitdem die Tantieme erhalten! Nun, wer glaubt im Ernst, daß sie einem Werke von der Bedeutsamkeit und Gestaltungskraft, aber auch von der düstern Eigenart, dem übersteigerten Ausdruck der „Judith" zugute kommen könnte? Wir wissen nur zu wohl, welches Metalls und Gepräges die Mehrzahl der „theatralisch wirksamen" Werke sind, deren Tantiemen auf den Börsen der literarischen Industrie nach Tausenden und Zehntausenden notirt werden, und welcher Zufälle es bedarf, um einer gehaltvollen Dichtung auch nur den zehnten Teil der Autorenanteile einer armseligen Feerie oder eines Schwankes zu verschaffen, bei welchem man so sehr über die Tölpelei der auf die Bretter gebrachten Figuren lachen muß, daß man ganz vergißt, über die des Verfassers zu lachen. Die Aussicht, welche heute für eine „Judith" und ihren Dichter vorhanden wäre, stellt sich um nichts günstiger als vor einem Menschenalter. Aber die „Schillerstiftung"! werden Wohlmeinende ausrufen. Wir sind weit entfernt, die höchst wohlthätigen und segensreichen Wirkungen, welche die Schillerstiftung in einzelnen Fällen gehabt hat, zu verkennen oder an dem redlichen Ernste ihres Verwal-

tungsrates zu zweifeln. Es ist keine leichte Aufgabe, gegenüber hunderten von Ansprüchen und angesichts oft drückender Not die Berechtigungsfrage, die mit der Talentfrage zusammenfällt, unbefangen zu prüfen. Es ist ein andres, im kritischen Areopag zu sitzen, in dem entschieden wird, ob ein Gedicht, ein Buch den Anforderungen der Kunst entspreche, und ein andres, in einem Gerichtshofe zu stimmen, wo sich das abfällige Urteil dahin zuspitzt, daß Talent und Leistungen eines Mannes so unzuläuglich sind, um dem Hungernden ein Stück Brot zu versagen. Gar mancher, welcher den Rechenschaftsbericht der Stiftung bei der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens gelesen, mag zu einem oder dem andern Dutzend der darin aufgeführten Namen der Unterstützten den Kopf geschüttelt haben. Hätte er aber im Verwaltungsrate gesessen und die Dinge einzeln an sich herankommen sehen, so würde sich sein Kopfschütteln vielleicht elfmal in ein Kopfnicken verwandelt haben. Aber für den Fall, den wir hier besprechen, ist die Schillerstiftung sogut wie nutzlos. Hand aufs Herz — wenn sich die Herren fragen, ob sie ein Talent gleich dem des jungen Hebbel für unterstützungswürdig, das heißt für ein wahrhaftes Talent halten sollen, so werden sie nein und abermals nein sagen. Der Glanz, der von einer großen und im ganzen doch siegreichen Entwicklung auf die Anfänge eines Talents zurückstrahlt, kommt dem Anfänger nicht zugute. Je stärker, eigentümlicher und selbständiger das Talent ist, je weniger es Abhängigkeit von den gerade herrschenden Moderichtungen verrät, umso leichter erscheint es als problematische Natur. Nein, die Lebenslage, in der sich Hebbel, teils einem vermeintlichen Zwange seines Innern folgend, teils und vor allem mit den Nachwirkungen seiner bedrückten Jugend kämpfend, im Jahre 1840 befand, sie kann unter gleichen Umständen jeden Tag bei einer andern Natur wiederkehren, sie würde lediglich verschärft sein durch den Umschwung der Verhältnisse, der inzwischen für die industriellen Vertreter der Literatur und auch, wie gern zugestanden sei, für einige anmutige, leicht eingängliche und durch die Eigenart ihrer echten Begabung mit den besten Neigungen des Publikums in Einklang befindliche Talente eingetreten ist.

Wer wie Hebbel eine Hauptaufgabe der Poesie darin erblickt, „durch den Todesgedanken den goldenen Faden des Lebens zu ziehen,“ wird heute um nichts besser gestellt sein als der Dichter der „Judith“ und „Genoveva,“ der uns in diesem ersten Bande der „Tagebücher“ ausschließlich begegnet. Für ihn lag die leidige Reflexion: „Es läßt sich im Leben doch nichts, garnichts nachholen, keine Arbeit, keine Freude, ja sogar das Leid kann zu spät kommen,“ nahe genug, während das spätere Leben ihm die Überzeugung brachte, daß sich allerdings manches nachholen lasse, nur daß das Nachgeholte dem Ursprünglichen nicht gleichkomme. Und doch welche rührende Dankbarkeit mitten im beschränktesten Dasein, wenn ihn nur die Gewißheit, daß sein Schaffen echt und wahr sei, beglückt. Am 23. September 1840 schreibt der Dichter in sein Tagebuch:

„Heute morgen den ersten Akt der Genoveva beendet. Bin ganz zufrieden und glücklich. In der Welt ist ein Gott begraben, der auferstehen will und allenthalben durchzubrechen sucht in der Liebe, in jeder edeln That." Und am 28. September: „Es ist ein schöner, herrlicher Herbstmorgen, golden liegt der Sonnenschein auf dem Papier, draußen kühler Wind, der daran mahnt, daß man die Früchte abnehmen soll, innen behagliche Wärme, Gott ist unverdientermaßen unendlich gnädig gegen mich, und wohl will es sich ziemen, daß ich dies in meinem Tagebuche, worin soviele Klagen und Ausbrüche der Verzweiflung stehen, einmal mit freudiger Seele ausspreche. Der einzige Wunsch meiner Jugend, derjenige, in dem ich nur lebte, war, daß ich ein Dichter werden möchte. Ich bin einer geworden, und jetzt erst erkenne ich, was das heißt." So gewaltig sich auch das Selbstgefühl Hebbels gegen den Hochmut der Ohnmacht, gegen unbillige Herabsetzung und erbärmlichen Klatsch aufbäumt und so leidenschaftlich sein Jähzorn selbst gegen die liebsten und nächststehenden Menschen aufwallte, so fehlte es ihm nicht an jener Gerechtigkeit und Selbsterkenntnis, die dem modernen Streber und Ichvergöttrer als reine Lächerlichkeit gilt. Wie schmerzlich ernst klingt es, wenn der Dichter am März 1842 sich selbst das Geständnis ablegt: „Wäre ich Gott und jeder Menschenpflicht so treu, wie ich der Kunst bin, dann könnte ich jedem Richter stehen," und am 19. März, am Tage nach seinem Geburtstage, erläuternd hinzufügt: „Ich habe das Talent auf Kosten des Menschen genährt und was in meinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeugt, das ist in meinem wirklichen Leben ein böses, unheilgebärendes Feuer, das mich selbst und meine Liebsten und Teuersten verzehrt." Aus Kopenhagen vom 20. Januar 1843 schreibt er: „Ich habe mich einer scharfen Selbstprüfung unterworfen und bin zu Resultaten gekommen, die für mich keineswegs erfreulich sind; ich muß der Welt ein viel größeres und mir selbst ein viel geringeres Recht einräumen als je zuvor, und das in einem Augenblicke, wo ich ihr lieber fluchen als mich ihr beugen möchte; es ist ebenso, als wenn einer in dem Moment, wo er ermordet zu werden glaubt, sich überzeugt, daß ein gerechter Richterspruch an ihm vollzogen wird. Schwere Arbeiten, große Anstrengungen und Aufopferungen stehen mir bevor, aber wenn es mir nur gelingt, mir wieder einige Fußbreit Existenz zu erkämpfen, so hoffe ich auch diesmal dem Maße meines Erkennens zu genügen, vorausgesetzt freilich, daß die physische Kraft der geistigen treu bleibe." Dieser wuchtige Ernst und diese Selbstkritik verbürgten, wenn nicht eine erfreuliche, so doch eine große und kräftige, eine Entwicklung, welche auch für andre erhebend wirken kann. Man vergleiche diese und zahlreiche ähnliche Stellen der „Tagebücher" und sage sich selbst, wer den großen Tagen unsrer Literatur und dem Geiste, der diese erfüllte, näher stand, ob der Dichter oder jene unversöhnlichen Widersacher, die auch diesmal aus seinen geheimsten Aufzeichnungen nichts herauslesen werden, als daß er ein wüster Gesell mit der Prätension auf Unsterblichkeit und dem

lächerlichen Anspruch, sein Können der strengsten Prüfung zu unterwerfen, gewesen sei.

Freilich auch diese strengste Prüfung konnte zunächst einer Seele keine völlige Befreiung bringen, die so schwer an den Rätseln des Daseins trug wie Hebbel. Wenn wir unterm 7. Oktober 1842 in seinen „Tagebüchern“ lesen: „Was einer werden kann, das ist er schon, zum wenigsten vor Gott! Diese fürchterliche Wahrheit ist durch das Ausstreichen aus der Genoveva keineswegs abgethan. Derjenige, der einen Mord verübte, und derjenige, der ihn des Mordes wegen zum Tode verdammt, worin sind sie unterschieden, wenn Gott, der mit der wirklichen zugleich alle möglichen Welten überschaut, erkennt, daß jener bei einer andern Verkettung der Umstände der Richter und dieser der Mörder hätte sein können. Wenn man die Gewalt der Äußerlichkeiten wohl erwägt, so möchte man an aller Wesenheit der menschlichen Natur und jeder Natur verzweifeln.“ Mit dem landläufigen Pessimismus, der meist nur der Widerschein eines aristippisch-epikureischen Eudämonismus ist, hat diese düstre Erkenntnis und verzweifelnde Stimmung nichts zu schaffen; daß sie bis zu einem gewissen Punkte überwunden werden mußte, um den Dichter auf die Höhe zu führen, auf der wir ihn später erblicken, ist klar genug. Fast alle Seiten der „Tagebücher“ enthalten einen tiefen und schönen Gedanken, der rastlos arbeitende Geist Hebbels bewegt sich nach den verschiedensten Seiten hin, weniger um sich der ganzen Breite des Lebens zu bemächtigen, als um in jede Tiefe desselben hinabzusteigen. Es fehlt unserm Dichter weder an Verständnis noch an der gebührenden Anerkennung für völlig anders geartete Talente als das seine, gleichwohl ist ihm echte Poesie ohne eine gewisse psychologische Tiefe, ohne starke, überwallende Leidenschaften und ein letztes individuelles Element, das er bei Uhland findet, bei Scott vermißt, doch undenkbar. Über Walter Scott lesen wir unterm 4. März 1839: „Ich habe in der letzten Zeit mehrere Romane von Scott gelesen. Scott unstreitig ein außerordentliches Talent und dennoch kein Dichter. Warum nicht? Ich weiß mir hierauf nicht befriedigend zu antworten, obgleich mein Gefühl entschieden ist. Zum Teil zeigt er seine undichterische Natur dadurch, daß er immer nur das Äußere des Lebensprozesses, das Handgreifliche und in die Augen fallende desselben darstellt; überhaupt nur das Entwickelte, niemals das Werdende. Es ist freilich das höchste, Seelenereignisse und Geistesrevolutionen ohne Zergliederung und Beschwätzung unmittelbar durch das Thun und Leiden des Menschen zu zeichnen, wie es Goethe in seiner Ottilie, Kleist in seinen Novellen gethan hat; doch bei Scott geht innerlich garnichts [?] vor, seine Personen sind und bleiben, was sie sind, sie gewinnen oder verlieren wohl an Glück und Unglück, aber das Schicksal greift nie den Keim ihres eignen Wesens an. Daher kommt auch die Monotonie, welche die fortgesetzte Lektüre dieser Romane, trotz des frischen Wechsels von Situationen und Charakteren, auf die Länge unangenehm macht. Die Verhält-

nisse werden verrückt und wieder eingerichtet, etwas weiteres geschieht nirgends. Merkwürdig und bezeichnend ist vor allem die Art, wie sich Scott der stoffartigen poetischen Elemente der Sagen, Träume, Ahnungen rc. bedient; er weiß sie mit kräftiger Hand zu packen und aufs geschickteste in den Gang des Ganzen zu verweben, aber er besprengt sie immer vorher wohlbedächtig mit dem kalten Wasser des Verstandes und erschwert sich dadurch die Wirkung, die er zuletzt doch hervorzubringen weiß. Jedenfalls ist er in der bloßen Unterhaltungsliteratur eine ganz einzige Erscheinung, und zwar vornehmlich wegen der großen Kunst, der Feinheit in der Motivirung, die er aufwendet, um die gewöhnlichsten Zwecke zu erreichen." Wenn Hebbel, überall zugleich die höchsten und bestimmte subjektive Maßstäbe anlegend, hier dem Dichter der „Jungfrau vom See" des „Waverley" und der „Chronik von Canongate" den Dichternamen abspricht, so ist dies freilich eine der Einseitigkeiten, die vom selbständigen schöpferischen Talent untrennbar scheinen, aber er räumt doch anderseits die eminenten Vorzüge des großen Erzählers unumwunden ein. Was er zu einer Belletristik sagen würde, die nicht einen dieser Vorzüge besitzt, und indem sie für ihre gewöhnlichsten Zwecke weder Kunst noch Feinheit der Motivirung, noch irgendwelche Motivirung überhaupt aufwendet, sich doch höchste Bedeutung zuspricht, das läßt sich leicht erraten, und die folgenden Bände der „Tagebücher" können garnicht verfehlen, einige höchst schätzbare Beiträge zur Kritik dessen zu bringen, was heutzutage für Poesie ausgegeben und auch für Poesie genossen wird.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir anfangen, auf alle zum Teil grundverschiednen Einzelheiten des reichen Inhaltes hinzuweisen. Die kleine Zahl Empfänglicher, die wir in diesem Falle voraussetzen dürfen, werden sich die Lektüre des vorliegenden Buches ja schwerlich entgehen lassen. Die Schärfe der Voraussicht und Vorempfindung des Dichters in allen Zeitfragen, welche wirklich allgemeine Probleme umfassen, wird ihre Teilnahme nicht minder in Anspruch nehmen als die künstlerische Seite seines Naturells und Seelenlebens. In einer Zeit, in welcher der Liberalismus nach französischem Muster fast ausschließlich die politische Formfrage betonte, spürte der Dichter, daß sich die soziale Frage zu dem finstern Gewölk zusammenballte, durch welches wir jetzt hindurchschreiten müssen. „Der Pauperismus ist doch eine ganz furchtbare Frage. Auf der einen Seite hat jeder, den die Erde trägt, ein Recht darauf, daß sie ihn auch ernähre; auf der andern würde eine allgemeine Gütergemeinschaft unendlich viele Motive aufheben, die der insolenten Menschennatur notwendig sind, wenn sie nicht erschlaffen soll" (31. Juli 1843). Auch in bezug auf andre Momente sah er das Kommende gut genug voraus. „Die Emanzipation der Juden unter den Bedingungen, welche die Juden vorschreiben, würde im weiteren geschichtlichen Verlaufe zu einer Krisis führen, welche die Emanzipation der Christen notwendig machte" (20. Mai 1843).

Doch wir müssen innehalten, um nicht das Buch in ungehöriger Weise zu plündern. Daß es wichtige Beiträge zur Beleuchtung ganzer Reihen von literarischen und künstlerischen Zweifeln und Streitpunkten des Augenblicks enthält, wird sich jeder selbst sagen. Nur auf eine Einzelheit sei hier noch hingewiesen. Bekanntlich gefällt sich die neueste philologische Kritik darin, dem Leben und der Inspiration beinahe jede Mitwirkung an der Entstehung großer Dichtungen abzusprechen. Gedichte werden auf Gedichte, Bücher auf Bücher zurückgeführt, selbst Goethe muß von Wieland entlehnt oder, wie es wohlklingender lautet, an Wieland angeknüpft haben. In Hebbels „Tagebüchern“ finden sich ein paar interessante Stellen, die den Widersinn dieses Nachspürens nach den „Quellen“ entscheidend herausstellen. Am 14. April 1840 zeichnet Hebbel auf: „König David, ein trefflicher Dramenstoff. ‚Erster Akt Sauls Überwindung und Tod. Urias Weib. Absalon. In Erwägung zu ziehen bei mehr Muße.“ Indem sich dem Auge des Dichters bei der Lesung der Bibel der innere und äußere Zusammenhang des Verhältnisses Davids und Bathsebas und der Empörung Absalons auf den ersten Blick darstellte, schoß ihm der Stoff in derselben Form zusammen, in der er sich über zwei Jahrhunderte zuvor dem englischen Dichter Georg Peele, dem Zeitgenossen Shakespeares, gezeigt hatte. Wäre Hebbels Tragödie ausgeführt worden, so würde sie starke Ähnlichkeiten mit Peeles „David und Bathseba“ erhalten haben und als ein Produkt des altenglischen Dramas vor der heutigen Kritik gelten. Nun ist aber nichts gewisser, als daß Hebbel im Jahre 1840 kein Englisch verstand, daß die Shakespearewissenschaft damals den Namen Peeles kaum genannt hatte, die Annahme einer Nachahmung daher so absurd als — unvermeidlich wäre. Ähnliche Reflexionen ergeben sich beinahe Seite für Seite.

Alle Genugthuung, die wir über so vieles in dem ersten Bande der Hebbelschen „Tagebücher“ empfinden, erschüttert die Überzeugung nicht, daß sie im Interesse des Dichters lieber später als heute hätten veröffentlicht werden sollen. Da sie jedoch da sind, wollen wir dem Herausgeber für seine Pietät und Sorgfalt den verdienten Dank nicht schuldig bleiben und darüber hinaus von Herzen wünschen, daß der deutschen Literatur die unerwartete Neujahrsgabe so zugute kommen möge, wie es wohl möglich wäre, wenn alles mit rechten Dingen zuginge, was voraussichtlich leider nicht geschehen wird.



Hat die deutsche Renaissance eine Zukunft?

Von Adolf Rosenberg.

1.



Das Jahrhundert neigt sich seinem Ende zu, und noch immer wollen sich nicht die Keime eines entwicklungsfähigen Kunststiles zeigen, auf welchen man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mit wachsender Sehnsucht hofft. Noch nie zuvor hat der Eklektizismus in gleicher Blüte gestanden, noch nie zuvor hat man ihn mit gleicher Sorgfalt, mit gleicher Gelehrsamkeit und — wir dürfen auch sagen: mit gleichem Geschmack gehandhabt wie in der Gegenwart. Wenn der Eklektizismus ein Stil wäre, brauchten wir uns sogar keine Sorge mehr zu machen, und das neunzehnte Jahrhundert könnte auf seinen Lorbern ausruhen. Und doch kann unser Jahrhundert nicht über Mangel an schöpferischen Geistern Klage führen. Wir haben einen Cornelius, welcher sich an Tiefe und Kühnheit der Gedanken mit den größten Geistern der Weltgeschichte messen kann, wir haben einen Schinkel, einen Rauch und einen Rietschel gehabt, ohne der großen Künstler des Auslandes zu gedenken, welche sich auch in Deutschland das Bürgerrecht erworben haben, eines Canova und Thorwaldsen, eines Delacroix und Delaroche. Wir haben in Feuerbach und Makart Künstler besessen, welche nach gewissen Richtungen hin den Geist unsers Jahrhunderts völlig erschöpften oder doch richtig begriffen, und wir besitzen noch jetzt in Menzel, Knaus, Meissonnier und Defregger — um nur einige recht markante Persönlichkeiten zu nennen — Künstler von so scharf ausgeprägter Physiognomie, daß gegen sie wenigstens der Vorwurf des Eklektizismus nicht zu erheben ist.

Wir müssen übrigens die Malerei von den Betrachtungen, welche zur Beantwortung unsrer Frage führen können, von vornherein ausschließen, weil der malerische Stil viel enger mit der Persönlichkeit verwachsen ist als der plastische und vollends der architektonische. In der mittelalterlichen Kunst konnte man freilich noch von einem byzantinischen und gothischen Stil der Malerei sprechen. Damals schritten auch die Maler noch in gewissermaßen soldatischen Kolonnen einher, aus deren Reihen niemand hervortrat, um das Licht seiner Persönlichkeit leuchten zu lassen. Erst die Brüder van Eyck begannen das Befreiungswerk, und die Renaissance vollendete es. Je persönlicher der malerische Stil wurde, desto reicher und vielseitiger entfaltete sich die Malerei, und sie

stieg in dem Grade von ihrem Gipfel herab, als der malerische Stil oder eine gewisse Richtung desselben das Gemeingut mehrerer oder ganzer Schulen wurde. Gerade der Reichtum an künstlerischen Individualitäten und die Auflehnung derselben gegen jeden Schulzwang und jeden Schulzusammenhang haben der Malerei in unserm Jahrhundert ihre bevorzugte Stellung vor den Schwesterkünsten geschaffen. Auch der Plastik, die noch länger als die Malerei der Überlieferung folgte und daher dem Walten der Individualität keinen so freien Spielraum gewährte, hat es seit den Zeiten der Renaissance nicht an starken, bahnbrechenden Geistern gefehlt. Aber der Stoff, mit welchem die Bildnerkunst zu rechnen hat, kommt der Entfaltung des subjektiven Elements bei weitem nicht so sehr entgegen wie die ungleich mehr gefügige Farbe. In der Plastik wirkte auch die Formenüberlieferung mehr nach als in der Malerei, und die Renaissance, welche sonst auf andern Gebieten das Signal zu einer freieren Bewegung gab, hat für die Plastik die Überlieferung insofern noch mehr befestigt, als der Anschluß an die Antike, welcher im Laufe des Mittelalters immer lockerer geworden war, von neuem gewonnen wurde. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat dann die Plastik ungefähr dieselben Stilwandlungen durchgemacht wie die Architektur, welche, wenn man so sagen darf, die am wenigsten persönliche von allen Künsten ist. Insbesondre entbehren die Schöpfungen der gothischen Baukunst so sehr eines individuellen Charakters, daß man sie höchstens nur nach gewissen lokalen und landschaftlichen Eigentümlichkeiten gruppiren kann. Einen gewissen Umschwung führte die Renaissance auch für die Baukunst herbei. Besonders in Italien lösen sich bestimmte Persönlichkeiten, wie Bramante, Michelangelo, Sammicheli, Sansovino, Palladio u. a., aus der Menge heraus. Sobald aber erst die unter dem Einfluß dieser Meister nach der Antike gebildeten Formen den Baukünstlern allgemein geläufig geworden waren, treten die Personen wieder in das Dunkel zurück. Man spricht von einem genuesischen, florentinischen und römischen Palaststil, von dem Palladiostil, der allmählich von ganz Italien Besitz nahm; aber der Versuch, bestimmte Namen an bestimmte Bauwerke zu knüpfen, erhebt sich nirgends über den Wert subjektiver Kritik. Die Entwicklung der Architektur wie der Plastik vollzieht sich fortan nach großen Stilepochen, von denen jede die genetischen Merkmale des Wachstums, der Blüte und des Verfalls enthält.

Innerhalb der deutschen Renaissance ist die Macht der Persönlichkeit so verschwindend gering, daß wir selbst da, wo die Urheber von Kunstwerken durch Zeugnisse und Dokumente erwiesen sind, nur mit Mühe die Kriterien eines individuellen Stils zusammenbringen können. Die Schöpfungen der deutschen Frührenaissance haben eine verwandte Physiognomie und die der Hoch- und Spätrenaissance ebenfalls. Man kann auch innerhalb jeder Stilphase gewisse Gruppen unterscheiden, welche sich um das Zentrum einer blühenden Stadt oder einer üppigen Fürstenresidenz gebildet haben. Aber scharf ausgeprägte

Künstlerphysiognomien treten aus dem dichten Gewebe, an welchem zahllose Hände gearbeitet haben, nicht heraus. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt sicherlich darin, daß damals in Deutschland Kunst und Handwerk nicht in dem Grade getrennt waren wie heute. Der erfindende und der ausführende Künstler waren meist in einer Person vereinigt. Es gab damals noch keine Baumeister, welche den Entwurf machten und dann Maurermeister und Steinmetzen in ihren Dienst nahmen. Da überdies die Organisation der gothischen Bauhütten noch nachwirkte, vollzog sich die Entwicklung der technischen Fähigkeiten innerhalb der verschiednen Künstler- und Handwerkerkreise ziemlich gleichmäßig. Auch verhielt sich Deutschland gegen das Eindringen der durch die Italiener umgebildeten antiken Formenelemente ziemlich konservativ. Es ist bekannt, daß der gothische Stil, freilich in starker Verwilderung, sich noch bis in die Spätzeit des sechzehnten Jahrhunderts hinein lebenskräftig erhielt, und daß die Zierformen der italienischen Art zum Teil noch neben der gothischen Ornamentik angewendet, zum Teil nur sehr äußerlich auf das konstruktive Gerüst des mittelalterlichen Baustils aufgeklebt wurden.

Wenn man die Bedeutung der Renaissance richtig würdigen will, darf man überhaupt nicht außer Acht lassen, daß dieselbe bei weitem nicht in dem Grade trieb- und entwicklungsfähig gewesen ist wie die romanische und die gothische Baukunst. Die Keimkraft eines Baustils beruht in seinen konstruktiven Elementen, insbesondre in der Art und Weise, wie der Raum, das eigentliche Gebilde der Baukunst, nach oben zum Abschluß gebracht wird. Wenn wir nach dieser Richtung hin die Eigentümlichkeiten der drei großen Epochen der Baukunst bis zur Renaissance in eine knappe Formel bringen wollen, dürfen wir sagen, daß die griechische Architektur durch die beiden zusammenwirkenden Elemente der Säule und des Gebälks das Prinzip der horizontalen Deckung aufgestellt, daß die romanische Baukunst durch die Einführung des Rundbogens das System der gewölbten Decken begründet und die Gothik mit Hilfe des Spitzbogens und des Strebepfeilers die Höhentendenz der Decke soweit getrieben hat, als es auf Grund des Steinmaterials überhaupt möglich war. Was hat nach dieser Richtung hin die Renaissance gewirkt und neues gebracht? Streng genommen: nichts. In Italien, wo der romanische Stil auch im späten Mittelalter das Übergewicht über den gothischen behalten hatte, griffen die Baukünstler der Renaissance den Gedanken des Gewölbebaues auf und bildeten ihn zu großartigster Wirkung aus, wofür die Florentiner Domkuppel und die Kuppel von St. Peter die glänzendsten Beispiele sind. Im übrigen ist bekanntlich die kirchliche Architektur die schwächste Seite der Renaissance. Im Profanbau mußte sich das Prinzip der Deckenwölbung zu einer ungleich bescheideneren Rolle bequemen. Man half sich mit kleinen Kuppelsystemen, mit Stichkappen, Zwickeln, Sterngewölben und mit allerlei bunten Kombinationen, um alsdann die ganze schöpferische Kraft der Renaissance auf die Ausbildung der Innenräume und die Dekoration zu kon-

zentriren. Die italienische Renaissance hat — nach den aus den Ruinen der alten Kaiserpaläste hergeleiteten Mustern — Treppenhäuser, Korridore, bedeckte und offene Hallen, Prunkgemächer und Säle geschaffen, wie sie das Mittelalter nicht kannte. Sie hat ein dekoratives System von einer Schönheit, einem Reichtum und einer festlichen Anmut erfunden, wie sie der gothischen und der romanischen Bauweise fremd waren. Aber neue konstruktive Elemente hat sie nicht erdacht, und darin war schon der Keim ihres Verfalls begründet. In Deutschland wurden die dekorativen Eigentümlichkeiten der Renaissance mit den Baugrundsätzen der Gothik mehr oder weniger äußerlich verflochten. Wo, wie es in mehreren Städten Süddeutschlands der Fall war, namentlich in Landshut und Augsburg, italienische Kräfte herangezogen wurden, entstanden zum Teil prächtige Gebilde aus einem Guß. Wo sich aber nationale Künstler der „antikischen Art“ bemächtigten, wuchsen krause, wunderliche und seltsame Schöpfungen aus dem Boden empor, wenn sie überhaupt organisch erwuchsen und nicht etwa das neue dekorative System, an welchem man allerorten eine naive Freude hatte, mit der größten Unbefangenheit auf mittelalterliche, notdürftig reparirte Bauten aufgepfropft wurde. An den zahllosen Rat- und Bürgerhäusern, welche man nach der neuen Mode erbaute, wurden bestimmte Elemente des mittelalterlichen Stils, die Lauben, Erker und Spitzgiebel und im Innern die horizontalen Balkendecken streng festgehalten und nur mit der antikisirenden Dekoration wie mit einem edeln Gespinnst überzogen. Die Großräumigkeit italienischer Paläste wurde im Innern der Häuser ganz und gar nicht nachgebildet. Selbst in Rathäusern kommen große Säle nur sehr vereinzelt vor, und auch diese machen keineswegs einen imposanten Eindruck, weil es ihnen an der entsprechenden Höhenentwicklung fehlt. Für Deutschland bedeutet die Renaissance in der Architektur also nicht viel mehr als ein verändertes Dekorationssystem, und daher machte die deutsche Baukunst auch im siebzehnten Jahrhundert jene Stilphasen durch, die man jetzt gewöhnlich als Barock-, Rokoko- und Zopfstil bezeichnet. Dem Auge des vergleichenden, den Zusammenhang der Dinge klar erfassenden Historikers haben sich diese drei Entwicklungsphasen längst als Abwandlungen des Renaissancestils ergeben. Derselbe hatte sich in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch keineswegs ausgelebt, sondern im Barocco nur eine kräftigere Blüte getrieben, die sich dort ungestört entfalten konnte, während das übrige Europa, insbesondre Deutschland, von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges erschüttert wurde. Als sich diese gelegt hatten, zog mit der katholischen Reaktion auch ihre künstlerische Ausdrucksform, der Barockstil, in Deutschland ein, wo er sich so lange behauptete, bis der französische Einfluß die Oberhand gewann und die schwerfälligen Formen des Barockstils durch den gallischen Esprit gemildert wurden. War schon in der Architektur der Frührenaissance dem malerischen Element ein weiter Spielraum gelassen, so trat dasselbe in den folgenden Stilepochen

noch mehr in den Vordergrund. Auch dem Barockstil gebrach es an konstruktiven Gedanken; aber er suchte die raumbildende Kraft der Renaissance weiter zu entwickeln, und so kam er wenigstens auf diesem Gebiete zu neuen Schöpfungen, welche, wenn man von der Dekoration absieht, für spätere Generationen, deren Raumbedürfnisse sich noch vergrößert haben, nachahmungswürdiger sind als die meisten Innenräume der Renaissance. Auch gelang es dem Barockstil, in der Gestaltung der Fassaden eine Energie des monumentalen Ausdrucks zu erringen, welche ebenfalls über die Schöpfungen der Renaissance hinausgeht. Nach dieser Seite bedeutet der Rokokostil einen Rückschritt. Während sich im Barocco die monumentale und die malerische Erscheinungsform noch so ziemlich die Waage hielten, durchbrach im Rokokostil das malerische Element rücksichtslos den architektonischen Rahmen. Es war nur die natürliche Folge jenes im Wesen der Renaissance ruhenden Todeskeimes, daß der letzte Ausläufer derselben von der dekorativen Plastik und Malerei wie von einer verderblichen Schlingpflanze derartig überwuchert wurde, daß der architektonische Gedanke darunter völlig zu grunde ging.

Die Schicksale, welche das Kunstgewerbe während der drei Jahrhunderte durchzumachen hatte, sind dem Entwicklungsgange der Architektur konform, obwohl das Kunsthandwerk damals von der letztern noch nicht so abhängig war wie heute. Die Handwerker machten sich ihre Entwürfe selbst, und es kam auch wohl vor, daß sie dieselben zum Nutzen andrer durch Kupferstich und Holzschnitt vervielfältigen ließen. Insbesondre sind es Goldschmiede gewesen, welche derartige Sammlungen in die Öffentlichkeit schickten. Dann gab es auch Maler, Zeichner und Kupferstecher, welche ornamentale Entwürfe und allerhand Geräte zum Gebrauch für das Handwerk komponirten und in ganzen „Kunstbüchlein," einzelnen Serien und fliegenden Blättern in den Handel brachten. Auch sie griffen den neuen, über die Alpen herübergekommenen Stil mit Enthusiasmus auf, und in dem Grade, als sich ihre Musterbücher und Vorlagen verbreiteten, wurde auch der Stil der deutschen Renaissance allgemein, der sich für die Schöpfungen des Kunsthandwerkes aus denselben Elementen zusammensetzt wie für die Schöpfungen der Architektur. Auch im Kunsthandwerk bleiben die alten Formen bestehen: sie kleiden sich nur in ein neues Gewand. Auch im Kunsthandwerk finden sich oft an demselben Geräte Zierformen des gothischen und des Renaissancestils, wie z. B. die Silberarbeiten des Antonius Eisenhoit aus Warburg beweisen, und es kann nicht geleugnet werden, daß in dieser Stilmischung ein ganz besondrer Reiz der deutschen Renaissance liegt.

An diesen Stil nun, dessen wesentlichen Charakter wir im obigen skizzirt haben, klammern sich Architektur und Kunstgewerbe der Gegenwart. Durch die Wiederbelebung der deutschen Renaissance hofft man unsrer Kunst einen nationalen Inhalt zu geben, und eine Summe einsichtsvoller und erfinderischer

Kräfte bemüht sich mit heißem Eifer, die vielseitigen Raumbedürfnisse eines Zeitalters, in welchem die gewaltigsten Naturkräfte in den Dienst des Menschen gestellt worden sind, unter den Hut der deutschen Renaissance zu bringen.

Wenn wir die Entwicklung ins Auge fassen, welche Architektur und Kunstgewerbe in unserm Jahrhundert, also in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne, durchgemacht haben, vermögen wir zunächst zu einem längern Bestande der Herrschaft des renovirten deutschen Renaissancestils nur ein geringes Vertrauen zu fassen. Bis in die fünfziger Jahre herein behauptete sich die von Schinkel im Anschluß an das Hellenentum begründete antikisirende Richtung in ganz Deutschland. Die von der Seite der Romantiker befürwortete Reaktion zu gunsten der Gothik vermochte ebensowenig zu erheblichen Resultaten zu gelangen wie der Versuch, den romanischen Baustil wieder in Flor zu bringen. Es kam aber auch, schneller als man erwartet hatte, die Zeit, wo die neuen Hellenen eine Abnahme ihrer Kräfte fühlten und sich neues Blut zuführten, indem sie mehr und mehr mit der italienischen Renaissance, die ihnen am nächsten lag, liebäugelten und dieselbe schließlich als gleichberechtigt neben ihrer reinen Formensprache gelten ließen. Es fehlte dann auch nicht an Abstechern, welche in das Gebiet der französischen und deutschen Renaissance gemacht wurden. Der allgemeine Umschwung zu gunsten der letztern schreibt sich aber erst seit dem großen Kriege gegen Frankreich her. Es war nur eine natürliche Folge der Ereignisse, daß mit der Erstarkung des Nationalbewußtseins auch die Kunst unsrer Väter wieder zu Ehren kam und daß man an sie anknüpfte, um auch der Kunst der Gegenwart ein nationales Gepräge zu verleihen.

Kaum anderthalb Jahrzehnte sind seit jener Zeit verflossen. In einem zweiten Artikel werden wir untersuchen, ob die Leistungen des deutschen Renaissancestils während dieses Zeitraumes uns berechtigen, die von uns aufgeworfene Frage zu bejahen.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

3.



enn ich heute das Wort nehme, so geschieht es in der Erwägung, daß das Wort Ferien zwar auch auf Gesetzgeber seine Zauberkraft ausübt, daß jedoch die Sehnsucht nach dem gewohnten Tagewerk des Redens und Redenlassens sich sehr bald einzustellen pflegt. Den ersten Teil davon können Sie, meine Herren, sich selbst leisten, im Kreise der Familie, am Stammtisch, schlimmstenfalls auf ein-

samen Spaziergängen; aber mit der Gegenrede sieht es meistens bedenklich aus, und ich hoffe daher, daß die wenigen Worte, die ich jetzt an Sie richten will, Ihnen willkommen sein werden, am willkommensten den Herren von der Majorität, denen ich diesmal nur Angenehmes zu sagen habe.

Wohl schien es, als ob das Jahr unter recht niederschlagenden Eindrücken zu Ende gehen wolle. Da war die maßlose Verschwendung, die Summe von 2700 Mark, sage: neunhundert Thalern, an Beamte des Chiffrirdepartements zu vergeben! Mehr giebt schwerlich der Kollege Löwe seinem ersten Buchhalter als Neujahrsgratifikation. Wie soll aber das deutsche Reich solche Unsummen aufbringen? Dann mußte die Veröffentlichung der afrikanischen Korrespondenz jeden Biedermann schwer betrüben. Die Engländer wußten doch, daß das deutsche Volk — oder, was dasselbe sagen will: der Abgeordnete Bamberger — kein Spielverderber werden mochte; sie durften auf die Wiederkehr der schönen Zeit rechnen, in welcher wir uns nicht erlaubten zu niesen, falls dies Lord Palmerston unlieb gewesen wäre; sie hätten uns vielleicht großmütig verziehen, daß gegen ihr ausdrückliches Verbot die Elbherzogtümer befreit worden sind, und daß niemand sich an des Grafen Derby emphatisches Knock him down! gekehrt hat. War er doch selbst schon so gütig, die Ungehorsamen nicht downzuknocken. Nun aber die Rücksichtslosigkeit gegen die Engländer und den Abgeordneten Bamberger! Wenn die Engländer nicht einmal mehr auf Herrn Bamberger vertrauen können, und wenn nicht einmal mehr die Engländer auf Herrn Bamberger vertrauen können — was soll aus der Welt noch werden? So erwerben wir uns keine Freunde.

Und nun vollends die offene Empörung gegen den Abgeordneten Richter, die Zweifel an seiner Unfehlbarkeit! Man wirft ihm vor, er mische sich in alles und am liebsten in Dinge, von welchen er nichts verstehe. Ja meine Herren, wenn er nur über das reden dürfte, was er versteht, wie selten würden wir das Vergnügen haben, ihn reden zu hören, wie wenig unterhaltend würden die Sitzungen, und wie kurz würden sie sein! Auf jedes unverdorbene Gemüt macht ja eben die naive Zuversicht einen herzerhebenden Eindruck, wie wenn der kleine Knirps, welcher in seiner Fibel bis zum Göckelhahn gekommen ist, trocken sagt: Jetzt weiß ich alles!

Von welcher Bedeutung das Urteil des gemeinen Mannes sein kann, hat ja gerade wieder der hochverehrte Abgeordnete Ludwig Löwe gezeigt: „Ist die eine Abteilung überlastet, so muß die andre ihr etwas abnehmen." Wie da wieder einmal der Verstand der Verständigen durch die schlichte Einfalt beschämt wurde! Die Sache ist ja in der That so einfach. Wenn der Markthelfer eine Kiste allein nicht heben kann, so schickt der Prinzipal den Lehrling ins Magazin; dafür muß der Markthelfer, falls er eine leserliche Hand schreibt, bei Gelegenheit wieder dem Lehrling helfen. Es geht alles, wenn man nur will. Und Ihnen allen wird sich gewiß, wie mir, in jenem unvergeßlichen Mo-

mente das Bild einer lachenden Zukunft vor die Augen gestellt haben. Wenn jetzt abermals die Parole ausgegeben wird: „Fort mit Bismarck!" so darf nicht mehr höhnisch gefragt werden: „Wen wollt ihr denn an seine Stelle setzen?" Darüber kann kein Zweifel, kein Streit mehr bestehen, der Mann ist gefunden, welcher die auswärtige Politik nach kaufmännischen Grundsätzen leiten wird. Früher dachte man wohl an den Abgeordneten Virchow, aber dieser wird, dessen dürfen wir uns zu seinem Patriotismus versehen, wohl kein Bedenken tragen, unter seinem politischen und unpolitischen Freunde Löwe die Stellung eines Disponenten für die politische Branche anzunehmen, während für die handelspolitische selbstverständlich Herr Bamberger Prokura erhalten müßte. Wenn dann noch das Portefeuille des Krieges an Herrn Richter (natürlich mit Herrn Windthorst als Generalstabschef) gelangte, der ja längst und unlängst seine Erfolge auf dem Schlachtfelde der Leipziger Straße selbst anerkannt hat, so wäre ein Kabinet zustande gebracht, um welches Deutschland sogar in Porte-au-Prince und San Domingo beneidet werden dürfte.

Von andrer Seite ist vorgeschlagen worden, den würdigen Abgeordneten für Frankfurt und Sachsenhausen durch Übertragung des Präsidiums für seine klassische Jungfernrede am Tage nach der großen Schlacht zu belohnen. Ich will nicht bestreiten, daß Herr Sabor seine Sache ebensogut machen würde wie Herr Löwe; vor allem hat er seine Fähigkeit dargethan, die Gemüter zu versöhnen, denn in der Huldigung für ihn fanden sich alle einträchtiglich zusammen, die eben noch von der Wut des Kampfes geglüht hatten. Aber er ist unverkennbar für etwas höheres geboren, als das Staatsschiff zu lenken. Nicht umsonst erinnert sein Name trotz der Eliminirung des Buchstabens m an das früher durch den falschen Demetrius und später durch seine Rhabarberkultur bekannt gewordene Städtchen im Lande Galizien, welches der Welt so viele Taschenspieler und andre Künstler geschenkt hat. Wie er sozusagen mit einem Bocksprung über den Kopf seines verblüfften zwiefachen Landsmannes Herrn Sonnemann hinweg in das Parlament seinen Einzug hielt, und gleich die erste Pause benutzte, um mit erschütterndem, feierlichem Ernste seinen Gallimathias vorzutragen, wurden wir sofort inne: da ist mehr als Helmerding und Thomas! Wie lustig müssen die Stunden gewesen sein, als er noch hoffnungsvolle Jünglinge in die Mysterien des Talmud einweihte! Welchen unerhörten Erfolg er davontrug, das ist Ihnen allen gewiß unvergeßlich. Sein unnachahmliches: „Wenn Sie noch einmal lachen, dann . . .!" kursirt bereits als geflügeltes Wort, wie vor kurzem das „Schwamm drüber." Fern sei es, die Talente der Herren Richter, Windthorst, Braun — ach, daß ich Träger nicht mehr nennen darf! — verkleinern zu wollen. Doch ist in ihrer Komik immer etwas berechnetes, sie erzwingen die „Heiterkeit," kündigen gewissermaßen an: „Du sollst und mußt lachen!" Sabor hingegen ist der geborene Komiker, er macht den Eindruck, garnicht zu wissen, wie drollig alles an ihm ist, Wort, Ton, Geberde, und

dies scheinbar Unbewußte wirkt so unwiderstehlich. Staatsmänner haben wir, wie Sie wissen, genug zum — doch ich will keinen unparlamentarischen Ausdruck gebrauchen; wahre Komiker sind selten und ein wahrer Segen in dieser trüben Zeit. Deshalb wäre es ein großer Fehler, ihn seinem eigentlichen Berufe abwendig zu machen.

Ein Ministerium, wie ich es mir denke und wie es in der Luft liegt, würde nicht fortwährend mehr Arbeitskräfte fordern mit der banalen Begründung, daß die vorhandenen der Geschäftslast erliegen. Mögen sie erliegen oder mögen sie ihrer Wege gehen, die Kommis, denen die Arbeit zuviel wird! Es kostet nur eine Anzeige an den Litfaßsäulen: „Offene Stellen," und man hat die Auswahl unter Bewerbern, die sogar Französisch sprechen. Tritt wieder eine Geschäftsstockung ein, so werden die Überzähligen fortgeschickt. Die besonders Fleißigen und Dienstwilligen könnten vielleicht durch Tantiemen vom Reingewinn belohnt und angeeifert werden. Denn, meine Herren, nur keine falsche Scham! Geschäft ist Geschäft, Gewinn muß es abwerfen, sonst ist es kein Geschäft, dann mögen es andre machen. Und wo Gewinn ist, können auch Prozente abfallen. Dabei leidet der Staat keinen Schaden, im Gegenteil spart er an den Besoldungen. Z. B. ein Ministerialbeamter findet in seinem Stall ein Paar neuer Pferde; wie soll er wissen, woher und von wem sie kommen? Soll er sie auf die Straße hinausjagen? Das wäre doch abgeschmackt. Nachher merkt er, daß sie ein Geschenk eines Lieferanten oder eines Mannes sind, der gern einen Blick, nur einen einzigen Blick in ein gewisses Aktenstück werfen möchte — soll er gegen einen so aufmerksamen Mann ungefällig sein? Ob dann irgendwo die Soldaten verdorbenes Mehl bekommen oder ein diplomatisches Geheimnis ausgebeutet wird, das sind kleine Unannehmlichkeiten, die im geschäftlichen Leben mit hingenommen werden müssen.

Kommt es aber dahin, und das muß ja geschehen, dann wird der glorreiche 15. Dezember anstatt des 2. September zum nationalen Festtage bestimmt werden müssen. Wie soll ich ihn nennen, diesen historischen Montag? Blau war er nicht, eher schwarz-rot-golden, insofern die schwarze, die rote und die goldne Internationale gemeinsam den großen Sieg erfochten. Allein ihnen standen noch allerlei Hilfstruppen zur Seite, und deshalb heißt er am passendsten der kunterbunte oder kakelbunte Montag. Unter diesem Namen mag der Tag im Gedächtnis des Volkes fortleben, und bei seiner Nennung wird, wie der Spanier bei dem Dos de Mayo an den Beginn des Unabhängigkeitskampfes, der Franzose bei dem 4. August an die Erklärung der Menschenrechte, der Engländer bei dem Guy Fawkes-day an die Pulververschwörung, so der Deutsche an den heldenmütigen Sturm auf den Kanzler und die Rettung von 20000 Mark zurückdenken. Dabei werden seine Wangen sich röten — vor Stolz natürlich. Geschlagen ist der Unbesiegte, vor dem die Staatsmänner der ganzen Welt sich beugen, der über ganz Europa triumphirte, er ist zu Boden gestreckt

von der Alliance israélite-outre-montagne, wie ich mit Rücksicht auf die Stimmzettelverteilung vor der Hedwigskirche die neue Verbindung nennen möchte. Man zeiht die tapfern Streiter der Undankbarkeit gegen den Mann, welcher sich immerhin einige Verdienste erworben hat: wie voreilig! Wartet doch nur, bis er einmal nicht mehr ist, dann wird er beklagt und besungen und bedenkmalt werden. Man behauptet, wenn die Franzosen oder Engländer oder Italiener einen Bismarck besäßen, würden sie in einmütiger Verehrung sich um ihn scharen, und keiner würde wagen, ihm mit erbärmlichen Nörgeleien das Leben zu verbittern. Ja meine Herren, wir sind eben Deutsche und jener Ahnen wert, welche einem Kotzebue und Börne und ähnlichem Gelichter gestatteten, die Stiefel Goethes zu besudeln. Man macht auch den mehr oder minder würdigen Herren im Zentrum einen Vorwurf daraus, daß sie nicht geredet, sondern nur gestimmt haben. Nun, sie sind die Partei des Friedens und der christlichen Liebe, das weiß ja jedes Kind, und außerdem sind sie zu klug, um bloße Manöverschüsse abzugeben wie Herr Hänel oder Projektile aus der Gosse aufzulesen, wie der „Arbeiter“ und päpstliche Leutnant a. D. Herr von Vollmar: als es zum Sturm ging, waren sie auf dem Platze, wohl wissend, daß die Stimmen nicht gewogen, sondern gezählt werden.

Und nun zum Schlusse noch ein ernstes Wort. Die Bevölkerung steht, wie es scheint, nicht ganz auf der Höhe der Situation, die Presse fällt ab, und wenn nicht der „Bauer“ Dirichlet mit Herrn Richter um die Wette seinen Dreschflegel schwänge, so hätte die Koalition gar keinen Anhang in der „öffentlichen Meinung.“ Schon schleichen sich Feigheit und Verrat durch die Reihen der Tapfern und raten ihnen, bei der dritten Lesung zu kapituliren. Das darf um keinen Preis geschehen, ein Tag des Ruhmes, wie der kakelbunte Montag, darf nicht wieder ausgelöscht werden! Hat etwa das souveräne Volk von Paris seine glorreiche Kundgebung gegen den König von Spanien zurückgenommen, weil ganz Europa dieselbe für eine ungeheure Dummheit erklärte? Im Gegenteil wäre es bereit, das Stück sofort noch einmal aufzuführen. Das ist Konsequenz, das ist Wahrung der eignen Würde! Das Volk weiß jetzt, wessen es sich von den verbündeten Zentralen, Linken, Äußerstlinken, Polen, Welfen, Dänen, Franzosen zu versehen hat; es kennt jetzt die Macht der Konföderation und deren Ziel; es hat eingesehen, daß ihm unter dieser Führung ein neues polnisches Reich anstatt des schon vierzehn Jahre alten deutschen aufgerichtet werden wird. Das ist ein großer Erfolg, viel mehr wert als die 20 000 Mark, von denen kaum für einige Tage die Diäten bestritten werden könnten. Lassen Sie das Volk nicht wieder irre werden, verdunkeln Sie nicht wieder diese wohlthuende Klarheit, meine Herren; im Gegenteil, führen Sie noch recht viele solche Montagsbelustigungen auf — wir könnten dann den Montag etwa Skandaltag taufen, als Seitenstück zum Schwerinstage — das wird der guten Sache den größten Nutzen bringen.

Und sonach vorwärts mit frischem Mut in das neue Jahr hinein und mit dem alten Schlachtrufe: „Fort mit Bismarck!“





Die Kommilitonen.

Novelle von K. R. W. Uschner.

1.

Im letzten Herbst wurde das fünfzigjährige Bestehen des königlichen Gymnasiums zu ** festlich begangen. Von nah und fern waren die einstigen Schüler dieser bewährten Lehranstalt herbeigeeilt, und am Festmorgen gewahrte man eine ansehnliche Zahl von Beteiligten aus der Kirche in die Aula des Schulhauses ziehen.

Sie waren nach Jahrgängen geordnet, die jüngsten voran, die gegenwärtigen Schüler der sechs Klassen; ihnen folgten die Jahrgänge 1883 bis 1879 in vier Abteilungen, Studenten in bunten Abzeichen. Dann kamen die sogenannten alten Herren, von 1878 bis 1833 aufwärts, die jüngeren Abteilungen spärlich besetzt, was sich zunächst aus ökonomischen Gründen, sodann wohl auch aus dem Erfahrungssatze erklärt, daß die in den dreißiger Jahren befindlichen der Anknüpfung von Jugenderinnerungen weniger zustreben, da sie ihnen thatsächlich noch nahe stehen, während die Altgewordenen gern die Zugbrücke niederlassen, die ihnen zu dem entrückten Gebiete einen Ausfall gestattet.

Am stärksten vertreten waren die Jahrzehnte 1850 bis 1860, schwächer wurden die Jahrgänge 1840 bis 1850, ganz dünn war die Dekade von 1830 bis 1840; 1837 bis 1834 fehlte ganz, aus dem Jahre 1833 aber, dem Stiftungsjahre, schritt ein wackeliges Männlein einher, ein Magister, graduirt auf der Leipziger Hochschule, einer von jener eigentümlichen, begeisterungsfähigen Gelehrtenwelt, die ausstirbt wie die Trappen.

Dies waren die Kommilitonen.

Ihnen folgte das Lehrerkollegium nach dem Anstellungsalter geordnet, zuletzt der Gymnasialdirektor, ein hagerer Mann mit steifen Vatermördern und großen, sehr blankgeputzten Brillengläsern; seine Haltung war die eines Korpsführers mit dem durch die Wichtigkeit der Aufgabe gehobenen Selbstbewußtsein.

Beschlossen wurde der Zug durch die Spitzen der Kreisstadt und ihrer Behörden: Bürgermeister, Stadtverordnetenvorsteher, Oberstleutnant, Landgerichtspräsident, Landrat, Postdirektor, Armenhausdirektor und andre, wie sich denn bei derartigen Gelegenheiten manche Stumpfheit zuspitzt; ganz zuletzt ging der Vertreter der Regierung, ein vornehmer Herr, dessen Persönlichkeit, abgesehen von der durch ihn vertretenen Amtsgewalt, das höchste Ansehen in Anspruch nahm.

Die Stadtbevölkerung zeigte die regste Teilnahme. Die Häuser der Hauptstraße waren beflaggt und mit grünem Kranzwerk verziert, halbwüchsige Fichten waren reichlich aus dem Stadtwalde geholt worden, Gewinde von Nadelgebüsch waren über die Straße gezogen, in den Fenstern drängten sich Zuschauer, und die Straßen entlang standen viel mehr Leute, als der Ort allein aufbringen konnte.

Die Volksstimmung war die fröhlichste. Von den Fenstern wehten Taschentücher, und was Treibhäuser wie Gärten noch an letzten Blumenresten und Grün herzugeben vermochten, wurde dem Festzuge als Willkommspende entgegengebracht. Jubel breitete sich aus, ringsum hörte man freudige Äußerungen, die den einstigen Schülern galten. Sieh doch den, hieß es unzählige male, was aus ihm geworden ist, sieh den Rieger Theodor, den Sommerbrot Franz, wie er groß und stark geworden ist! Andre Stimmen ließen sich hören: Ist das nicht gar der und der? Und wenn darauf zurückgerufen wurde: Freilich, Meister, freilich, Frau Wirtin, bin ichs, dann jauchzten die Angerufenen und alle Umstehenden.

Den Studentenabteilungen wurden aus der Menge die reichsten Begrüßungen der Bürgertöchter zuteil, außerdem ergoß sich auf sie ein förmlicher Platzregen von Blumen und Blattgrün, dem kräftige Hurrahs der Empfänger folgten.

Auch für die Kinder, die in Schwärmen den Festzug umdrängten, gab es allerlei Augenweide; den Kleinsten aber erschien von dem Gebotenen als das Staunenswerteste ein braunfleckiger Wolfshund, der mit den Studenten klug und bedächtig in Reih und Glied schritt, einen Spazierstock wagerecht im Maule hielt, aber die langschleppige Quaste um alles nicht auf das schmutzige Pflaster auftippen lassen wollte. Die etwas größeren Knaben und Mädchen richteten ihre Blicke besonders auf zwei Kommilitonen, die von den andern merklich abstachen. Der eine war ein in einen jüngeren Jahrgang eingereihter Matrose, ein strotzender, sonnverbrannter junger Mann im Schiffsparadeanzuge mit tief ausgeschnittenem Hemdenkragen, im Nacken den Glanzlederhut mit Flatterband; er war von Quinta fortgelaufen, jahrelang auf hoher See gefahren, war kürzlich aus Indien zurückgekehrt und nun in der Heimat auf Besuch. Der andre in einem frühern Jahrgange war ein alter Förster mit langem Vollbarte, dessen Flügel der Windzug hob wie graue Moosflechten, ein Hüne von Gestalt, in

fahlgrüner Joppe, Jagdstrümpfen und Bergschuhen; auch er hatte nur die niederen Klassen durchgemacht, aber draußen, im Walde, sich die Fakultäten geholt.

Die Gesetzteren unter den Zuschauern und die, welche verständiger zu sein meinten, belächelten solchen Geschmack der Straßenjugend; sie wendeten ihre Aufmerksamkeit ganz andern Gestalten zu. Da war hier ein Ministerialrat, der sehr einflußreich sein mußte, dort ein gestrenger Konsistorialrat, dort ein Offizier vom Generalstabe, dort ein Schriftsteller, von dem es hieß, daß er berühmte Romane habe drucken lassen, dort ein erzbischöflicher Kommissar, dort gar ein General. Sie alle wurden von ihnen durch ehrfürchtiges Grüßen ausgezeichnet.

So feierten denn die Städter ihre Gäste, und der Himmel kam ihnen zu Hilfe, denn ein feiner Sprühregen, der tagelang angedauert hatte, war kurz vorher den ersehnten Sonnenstrahlen gewichen. Nun glitzerten die beperlten Festranken wie mit unzähligen Edelsteinen besät.

Die Teilnehmer des Festzuges bezeugten ihrerseits den ihnen entgegenkommenden Städtern die größte Anerkennung. Diese steigerte sich bei den Studenten zu lautesten Freudenausrufen, als der Marktplatz erreicht war. Standen doch dort vor dem stattlichen Gasthause zur „Krone“ Damen im Festputz, einheimische und zugereiste, die älteren im Hintergrunde, die jüngeren voran, unter ihnen die reizendsten Fräuleins, von welchen wiederum eine in Veilchenblau als ganz besonders begehrenswert erschien.

Auf diese nahegerückten Festjungfrauen mit ihrer unfreiwilligen Chorführerin ergoß sich der Blumen- und Blätterstrom zurück, der aus den Fensterspenden aufgefangen worden war. Einige der kühnsten Korpsburschen wagten sich sogar auf Augenblicke aus der Zugreihe heraus unmittelbar an die Seite der Holdseligen, baten um einen Tanz auf dem für den Abend angesagten Balle oder brachten sonst Artigkeiten an, denen die Veilchenblaue aber nur zu bald sich entzog, weil sie ihr im Übermaß geboten wurden.

Als der Jahrgang 1849 herankam, eilte das veilchenblaue Fräulein auf einen im Festzuge schreitenden ältlichen, aber noch rüstigen Herrn zu, einen ausnehmend fein und stattlich aussehenden Kavalier, hängte sich an seinen Arm mit dem Ausrufe: Vater, Vater! wie himmlisch das ist! und drückte sich zärtlich an ihn. Dieser nahm sie anfangs wie zögernd auf, ließ sie aber gewähren, nachdem er sich überzeugt hatte, daß auch andre Damen in den Zug eingereiht worden waren, der nun wie mit bunten Blumen durchflochten aussah.

Hättest aber das weiße Barett nehmen sollen, Barbara, sagte er heimlich, worauf sie erwiederte: Aber Vater, ich falle so schon mehr auf als —

Hierbei ließ er sie auf seine rechte Seite hinüber zu dem Generalstabsoffizier, der neben ihm ging, stellte sie ihm vor, und dieser knüpfte alsbald ein Gespräch mit ihr an.

Ein herrliches Mädchen, das am Arme Pipins! sagte einer aus demselben Jahrgange zu seinem Nachbar.

In der That, sie sieht blühend gesund aus, meinte dieser, heiter ist sie auch, ihr Wesen einnehmend und ohne Gefallsucht; wird wohl seine Tochter sein.

Auf die kann sich Pipin etwas zu gute thun, bemerkte wieder der andre und schwieg dann, worauf der Arzt in der abgebrochenen naturwissenschaftlichen Erörterung fortfuhr.

Pipin aber schmunzelte über das Wohlgefallen, das der Stabsoffizier an seiner Tochter fand. Seine Freude darüber war deutlich sichtbar. Er beteiligte sich nicht an ihrem lebhaften Gespräche, sondern ließ die heitern Tonwellen desselben nur sein Ohr umspielen, während er, nach links und rechts wie nach oben blickend, der festlichen Stimmung sich hingab.

Im Verlaufe des Wechselgespräches waren Barbara und ihr Begleiter auf die Tagesfestlichkeiten gekommen. Dabei äußerte der Offizier, das Fräulein würde auf dem Balle wohl kaum all den Huldigungen gerecht werden können, die ihr soeben in Aussicht gestellt worden seien. Barbara meinte, sie würde am liebsten von dem Balle wegbleiben. Dies bezweifelte jedoch der Herr, worauf sie erklärte, Tanz und Spiel habe sie daheim genug, und da auch das nicht geglaubt zu werden schien, eiferte sie: Ich rechne bei diesem akademischen Feste auf ganz andre Genüsse.

Dies klang freilich etwas altklug oder blaustrümpfig, aber die Art, wie das Mädchen es vorbrachte, wie die leichtgemute schlanke Gestalt dabei den veilchenblauen Saum hob und munter über die Unebenheiten des Pflasters hinwegeilte, mußte vom Gegenteil überzeugen. Auch der Stabsoffizier wurde durch jene Äußerung nur angeregt, nicht verstimmt. Durch Hinundherfragen stellte er noch folgendes fest. Ihr Vater halte gern an studentischen Erinnerungen fest und habe sie den akademischen Interessen zugeführt; sie wohne alljährlich den Redeakten in der Aula der Hauptstadt bei, sei vor zwei Jahren mit zu dem Stiftungsfeste der „Teutonen“ gereist und habe von dort die erhebensten Eindrücke mit in die Heimat gebracht. Hieran knüpfte der Offizier die Mitteilung, daß bei dem heutigen Feste gerade der Redelust vorschriftsmäßig ziemlich enge Schranken gesetzt seien; die Damen seien von dem Morgenvortrage im Schulsaale wie von dem Diner ausgeschlossen, sodaß eine Hoffnung in dieser Beziehung sich wenig erfüllen dürfte. Sein wohlgemeinter Rat ging nun dahin, sie möge lieber die sonst gebotenen Lustbarkeiten mitnehmen und aus ihnen ihrem Gedenkbuche ein liebes Blatt beizufügen trachten.

Inzwischen war der Zug bei dem Klosterschulgebäude angelangt. Die Angekommenen breiteten sich in dem langen Flur und den Seitengängen aus. Hier bildeten sich Ansammlungen von Festgenossen und Stadtbewohnern, das Wiedersehen und Wiederfinden wurde fortgesetzt, ein Ineinanderfluten der Menschenwogen ging vor sich. Ihnen allen war etwa noch eine halbe Stunde der Vereinigung geboten, bis die Schulglocke die Berufenen von den Unberufenen sondern sollte.

Barbara, deren Vater mit andern auf und abging, war mit dem Stabsoffizier an einer Säule stehen geblieben. Seine leutselige Art flößte ihr das größte Vertrauen ein; sprach er doch in dem Tone, den er seiner erwachsenen Tochter gegenüber gewohnt war. So fügte sichs, daß sie ihm bald ihr heimliches Begehren verriet, nämlich wie sie gar so gern sich Zutritt in den Schulsaal zu der Ansprache verschaffen möchte. Seine hierfür angebotene Verwendung lehnte sie ab, vielmehr sann sie einer eigenmächtigeren Veranstaltung nach. Schließlich langte sie aus ihrem Margaretentäschchen die blauweißgoldene Kappe nebst dem Cerevisband ihres Vaters und drückte unvermerkt das Cerevis flott auf das helle Haar. Dazu nahm sie die kecke Haltung eines Studenten an und scherzte: Ich möchte doch wissen, wer mir jetzt den Eintritt verwehren wird.

Der Stabsoffizier war, wie gesagt, in bester Laune. Er ging sofort auf diesen Einfall der Freundestochter ein, winkte ihr Beifall zu, bot ihr auch wie zu sicherstem Schutze seinen Arm und war schon im Begriffe, sie die Stufen hinanzuführen — denn das Anschlagen der Hausglocke beschied eben die Beteiligten in die Aula —, als Pipin zu ihnen herankam und dem begonnenen Spiele mit weit mehr Ernst entgegentrat, als das harmlose Vorhaben erforderte.

Er hielt das Paar mit einer Handbewegung auf und mit einem Ausdrucke, wie etwa auf der Bühne, wenn Wallenstein wirkungsvoll seiner Thekla wehrt, Max Piccolomini, dem Widersacher, bräutlich entgegenzufliegen. Er begrenzte sich aber alsbald in der vollen Entwicklung der Aktion, da er selbst fühlte, wie wenig eine derartige Gegenwirkung dem liebgeschätzten Freunde und Gönner gegenüber am Platze sei. Er gab also ihm gegenüber in seinem Gesichtsausdruck die strenge Rolle gänzlich auf, und nur der Tochter gegenüber blieb er — und zwar nur im Tone und auch da nur halb — ein Wallenstein, indem er anhob: Wir vor allen müssen alles vermeiden, was uns als diejenigen erkennen lassen könnte, die wir sind, nämlich als Schauspieler. Verstehst du mich, Barbara?

Diese hatte schon die Hand von dem Arme des Stabsoffiziers mit fein angedeutetem Danken und Umvergebungbitten gelöst und erwiederte ihrem Vater nur: Freilich, Schauspieler! Dabei sah sie auf und schlug den Blick wieder nieder, dann legte sie Kappe und Band ab, steckte beide wieder in die Tasche und schloß sich ohne Widerrede einer kleinen dicken Dame an, die, auf sie zueilend, unter Liebkosungen sie mit sich fortnahm, um sie an den vorläufig für sie bestimmten Freuden des Tages teilnehmen zu lassen. Denn die Frauen und Töchter der Kommilitonen hatten einen Spaziergang durch die Stadt und die Parkanlagen verabredet für die Zeit, während welcher der Redeakt im Schulhause vor sich gehen sollte.

Vor dem Stabsoffizier erging sich dann der Schauspieler in wortreicheren Entschuldigungen wegen der strengen Abweisung des Scherzes, wozu jener eine

abwinkende Bewegung machte. Pipin, sagte er, deine Tochter spielt die Rolle der Entsagenden zum Entzücken, ich selbst konnte mich im Augenblicke nicht der Täuschung erwehren, sie muß eine große Künstlerin sein. Er fragte noch, was sie denn eigentlich spiele, wohl heroische oder hochtragische Rollen?

Pipin, welcher in der Zuversicht, den Obersten begütigt zu wissen, erstarkte, nahm lebhaft die Gesprächswendung auf, die Barbaras Thun und Lassen in den Vordergrund gerückt hatte. Ist ja gar keine Schauspielerin, hochwerter Freund und Gönner, sagte er eifrig und ging in den Ton der Betrübnis über, ist ja alles ihr purer Ernst. Ja, wenn sie für die Bühne gewonnen worden wäre, fügte er wehmütig hinzu, dann wäre ich groß, wären wir alle groß! Aber — unterbrach er sich — lassen wir das!

Wie? rief der Offizier, diese Miene jetzt war ihr Ernst, und du läßt sie weggehen, nimmst sie nicht mit dir und verschaffst ihr den so sehnlich erwünschten unschuldigen Genuß? Und wenn die ganze Schulstube dazu ein läppisches Lachen aufschlüge oder die Kleinstadt ein Fragezeichen dazusetzte! Pipin, ich verstehe dich nicht!

Auf eine Entgegnung des andern fügte er noch ärgerlich bei: Nun, wie du willst, aber nimm mir's nicht übel, du bist ein arger Philister geworden.

Darin hast du recht, sagte der andre, indem er seine Hand in den Arm des Freundes legte. Dann gingen beide die Schultreppe hinauf. Dichte Schwärme von Kommilitonen waren ihnen schon vorangeeilt, alles in dicker Freundschaft und, wie man zu sagen pflegt, auf Du und Du.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Dem Reichstagsbeschluß vom 15. Dezember, den bereits der Verfasser der „Ungehaltenen Reden eines Nichtgewählten" in ergötzlicher Weise glossirt hat, werden von einem andern unsrer geehrten Mitarbeiter noch folgende ernste Betrachtungen gewidmet:

Als wir vor kurzem in diesen Blättern eine Besprechung „zur Diätenfrage" brachten, konnten wir nicht umhin, zu konstatiren, daß das Ansehen des deutschen Reichstages in unserm Volke leider nicht mehr dasselbe sei wie früher. Als Gründe dafür bezeichneten wir das überhandnehmende persönliche Gezänk und das mehr und mehr durch die Fraktionspolitik beherrschte sachliche Verhalten der Parteien. Ueber einen weiteren Grund, den wir hätten anführen können, schwiegen wir lieber, weil es zu schmerzlich war, ihn zu berühren. Aber die Reichstagsverhandlung vom 15. Dezember läßt diesen Grund nicht mehr verschweigen. Es ist die Gehässigkeit, welche ganze Parteien des Reichstages, ihre Führer an der Spitze, der Person des deutschen Reichskanzlers entgegenbringen.

Die staatsmännische Thätigkeit des Fürsten Bismarck liegt uns heute für einen Zeitraum von länger als dreißig Jahren aufgeschlossen vor. Die Berichte, welche er als Gesandter am Bundestage erstattete, ließen die bewunderungswürdige geistige Kraft und Ueberlegenheit erkennen, mit welcher er schon damals, als noch die politischen Dinge fast vor aller Blicken verworren lagen, die deutschen und europäischen Verhältnisse durchschaute und festen Zielen zusteuerte. Bereits am 21. April 1860 — also lange vorher, ehe von einem Ministerium Bismarck die Rede war — konnte Freiherr von Vincke, damals noch ein politischer Gegner Bismarcks, im preußischen Abgeordnetenhause aussprechen: „Die Umkehr Preußens von seiner verderblichen österreichischen Politik datirt von dem Augenblicke, als Herr von Bismarck Bundestagsgesandter in Frankfurt wurde." Wie letzterer dann mit einer Energie ohne gleichen die Gedanken, die ihn lange Jahre beseelt hatten, weiter verfolgt und zur Ausführung gebracht hat, wissen wir alle. Was war Deutschland früher? Ein ohnmächtiges Gebilde; seine Länder Spielbälle in den Händen Oesterreichs; aber stets in der Gefahr, auch wieder Spielbälle in den Händen Frankreichs zu werden. Jetzt steht Deutschland geeinigt, mächtig und angesehen da, und sein Volk genießt einen Wohlstand, wie er, so lange es eine Geschichte giebt, nicht in Deutschland bestanden hat. Wer dies alles bewirkt hat, ist bekannt. Aber Dankbarkeit? — Nun, die Geschichte berichtet, daß Arminius der Befreier Deutschland zwar vom römischen Joche gerettet habe, daß aber gleichwohl einige Jahre darauf sich ein edler Deutscher gefunden, der sich bereit erklärt habe, ihn mit Gift aus der Welt zu schaffen. Auch heute wieder giebt es Deutsche, die den Kaiser Wilhelm zum Danke für das, was er an Deutschland gethan, mit Dynamit in die Luft sprengen wollen. Im Reichstage aber sitzen Auserwählte der Nation, welche zwar nicht mit physischem Gift operiren, aber alles erdenkbare moralische Gift bereit haben, um es dem großen Kanzler des Kaisers entgegenzuspritzen.

Fürst Bismarck steht im siebzigsten Lebensjahre. Von der riesigen Arbeitskraft, die er früher besessen, geben seine zahlreichen Werke Zeugnis. Dinge, wie er sie vollbracht, gehen auch nicht ohne schwere innere Aufregung vorüber. Seit Jahren ist deshalb seine Gesundheit erschüttert. Andrerseits haben die Geschäfte im auswärtigen Amte erheblich zugenommen: siebzigtausend Nummern sind jährlich zu bewältigen. Wer noch nicht wissen sollte, wie dort gearbeitet wird, für den liegen gerade jetzt die umfangreichen, meisterhaft geführten Verhandlungen vor, durch welche der Reichskanzler dem deutschen Volke neue Quellen des Wohlstandes in fremden Weltteilen eröffnet hat. Auch tagt gerade jetzt in Berlin eine Konferenz aus allen mächtigen Staaten der Erde, welche schon in ihrer Existenz den Fürsten Bismarck zur Zeit als den leitenden Staatsmann der Welt ausweist. Da tritt nun der Reichskanzler vor den Reichstag und sagt: „Ich bedarf einer zuverlässigen Hilfe im auswärtigen Amte. Die Geschäfte haben sich vermehrt. Ich selbst bin nicht mehr so arbeitskräftig wie früher. Deshalb bewilligt mir jährlich 20 000 Mark." Und was geschieht? Die Mehrheit des Reichstages, Zentrum, Freisinnige und Sozialdemokraten, lehnt die Forderung ab!

Die Abstimmung des Zentrums freilich kann uns nicht Wunder nehmen. Man kann ihm aus solchen einzelnen Akten seiner Politik kaum einen Vorwurf machen. Der Fall liegt bei ihm analog jenem Falle, welchen im Corpus juris ein römischer Jurist entscheidet, der gefragt wird, ob es schimpflich sei, daß gewisse Frauenzimmer für gewisse Dinge Bezahlung nehmen. Nein! antwortet er. Turpiter facit, quod est meretrix, sed non turpiter facit, quum sit meretrix. Auch über die Sozialdemokratie ist ja kein Wort zu verlieren, und ihr Widerspruch würde kaum Beach-

tung gefunden haben, wenn nicht ihr Redner die Gelegenheit benutzt hätte, um dem Reichskanzler Impertinenzen ohne gleichen ins Gesicht zu sagen. Endlich mag auch Herr Eugen Richter und ein Teil seiner Genossen in den Haß gegen den Fürsten Bismarck sich so eingelebt haben, daß es ihnen ganz natürlich erscheint, demselben da erst recht entgegenzutreten, wo mit den von ihm vertretenen sachlichen zugleich seine persönlichen Interessen sich zu verbinden scheinen. Aber unter den Mitgliedern der freisinnigen Partei sind doch noch Männer, die eine andre Vergangenheit hinter sich haben, eine Vergangenheit, in der auch ihnen Fürst Bismarck als ein Mann erschien, dem Deutschland doch manches zu danken habe. Haben sie diese Zeit ganz vergessen? Und sollte ihnen nicht eine Vorstellung darüber aufdämmern, wie die „Nadelstiche," mit denen man den Reichskanzler behandeln zu dürfen glaubt, dereinst in der Weltgeschichte werden beurteilt werden?

Nun, in dem gegenwärtigen Falle hat man nicht den Verlauf der Weltgeschichte abzuwarten brauchen. So tief ist doch der Sinn für das, was Deutschland einem Manne wie Bismarck schuldig ist, noch nicht gesunken, daß nicht ein erheblicher Teil des deutschen Volkes, man darf sagen die gesamten besseren Elemente desselben, in Entrüstung aufgebraust wären ob solcher schnöden Behandlung. Fast aus allen Gauen Deutschlands sind Kundgebungen zutage getreten, welche dem Reichskanzler versichern, daß es noch zahlreiche Deutsche giebt, denen nicht das Kainsmal des Undanks an der Stirne geschrieben ist. Und so hat jener Parlamentsbeschluß dazu beigetragen, daß das deutsche Volk sich gleichsam seines bessern Selbst wieder bewußt geworden ist. Schon jetzt liegt jene Abstimmung verurteilt von der Geschichte da. Leider aber müssen wir zugleich in Anknüpfung an das, was wir im Eingang sagten, von neuem konstatiren, daß das Ansehen des deutschen Reichstages auch hier wieder einen schweren Stoß erlitten hat.

Die Polenlegende. Der dänische Abgeordnete Junggreen hat im deutschen Reichstage den Helden Johann Sobieski als Retter Wiens und Deutschlands zitirt, um für die polnische Gerichtssprache in Posen und Westpreußen Stimmung zu machen, und sein welfischer Kollege Windthorst kam ihm mit den galizischen Polen zu Hilfe, welche die besten Österreicher geworden seien, seitdem alles geschieht, was sie fordern. Wenn Herr Junggreen sich die Mühe nehmen will, einen Blick in die neueren, aus archivalischen Quellen geschöpften Darstellungen des Entsatzes von Wien zu werfen, so wird er finden, wie weit der Anteil des Polenkönigs an diesem Ereignisse reicht. Johann Sobieski verteidigte an der Donau sein Land, ebenso wie die Polen, welche sich an den revolutionären Unternehmungen in Frankreich, Deutschland, Italien beteiligten oder Dienste im türkischen Heere nahmen, immer nur das Interesse ihrer Nation vor Augen hatten. Das kann ihnen niemand verübeln, aber man lasse uns endlich mit dem Edelmut und der Freiheitsliebe der Polen in Ruhe. Herr Windthorst aber scheint ein schlechter Zeitungsleser zu sein, sonst würde er das mit so anerkennenswerter Offenheit kundgegebene Zukunftsprogramm der Herren von Dzieduszcki und Konsorten kennen, und wissen, daß die Polen in Galizien alles thun, um aus wirklich guten Österreichern, den Ruthenen, Mißvergnügte zu machen, welche panslavistischen Tendenzen zugänglich werden. Wenn er überhaupt noch ein Deutscher ist, so kann er unmöglich wünschen, daß die Deutschen in Posen und Westpreußen wie die Ruthenen in Galizien vergewaltigt und polnisch werden, damit jene Provinzen bei günstiger Gelegenheit für das neue Polenreich reklamirt werden könnten. In der Politik giebt es keine Sentimentalität, das weiß ja niemand besser als Herr Windthorst!

Friedrichs des Zweiten Unterhaltungen. Wer Friedrich den Großen kennt, wird sich gewiß bei der Lektüre seiner vor kurzem erschienenen Gespräche mit seinem Vorleser Henri de Catt*) darüber wundern, daß Friedrich einen Mann gegen verhältnismäßig gute Bezahlung in seinen Dienst nahm, der meist nicht ihm, sondern dem er vorlas, und der, soweit man aus den von ihm aufgezeichneten Memoiren urteilen kann, keine andern Pflichten hatte, als zuzuhören und zur Gesellschaft zu dienen.

Mit vollem Rechte setzt der Herausgeber auseinander, daß Catt Friedrichs Sekretär gewesen ist und alle Dienste eines solchen Beamten versehen hat. Aber Andeutungen darüber entschlüpfen Catt nur selten, und nicht etwa in den zur Veröffentlichung bestimmten Denkwürdigkeiten (Catt redet mehrfach seine „Leser“ an), sondern allein in seinem eigentlich doch nur für ihn selbst verfaßten Tagebuche. Wer also Catts Erinnerungen gutgläubig durchliest, der muß zu dem Glauben, man könnte sagen verführt werden, er sei lediglich ein geistreicher, unterhaltender Freund des Königs, ein Mann in einer Stellung wie Argens, Alembert und Voltaire gewesen.

Dieser eine Umstand ist bezeichnend für den Charakter des Mannes und giebt den richtigen Standpunkt für die Beurteilung seiner Nachrichten. Er war ein unendlich eitler Mensch von kräftigstem Egoismus, der aufs kleinlichste dafür Sorge trug, der Nachwelt im besten Lichte, ja im Lichte einer Vollkommenheit zu erscheinen, welche künstlich zurecht gemacht ist, und der der hingebenden, unbekümmerten Offenheit des Königs gegenüber häufig einen unwiderstehlich komischen Eindruck macht.

Ein starrer, ungesalzener Calvinist, hat er in seiner geistigen Zusammensetzung keine Spur von Witz und versteht absolut keinen Spaß an andern. Friedrich mit seinem unaufhörlich hervortretenden Bedürfnisse nach geistiger Erholung und der Gabe, allen Dingen und Personen leicht eine lächerliche Seite abzugewinnen, blieb dem frommen Schweizer eigentlich stets ein fremdartiges, unverständliches Wesen, das er mit einer Art von pathologischem Interesse betrachtet.

Freilich hat er dabei viele außerordentlich gute Seiten. Er ist zurückhaltend, ehrlich, korrekt und zuverlässig — aber was für ein Gegensatz zu Friedrichs Offenheit, manchmal geradezu kindlicher Gutmütigkeit, seiner Frische in der Empfänglichkeit für neue Eindrücke, seiner Höflichkeit, die aus dem innersten Herzen kommt, seinem Witze, dem nichts entgeht, was ihm entgegentritt!

Für das leichte Spiel eines überlegenen Geistes, der auch dem unbedeutenden Vorleser gegenüber niemals ängstlich bedacht ist, seine Stellung zu wahren, sondern sich in freier Laune gehen läßt, fehlt Catt fast jedes Verständnis. Aengstlich notirt er jeden Widerspruch, in welchen sich der König verwickelt, wenn er heute etwas behauptet, was mit seinen Aussprüchen vor acht Tagen, die er längst bei seinen schweren Sorgen vergessen hat, in Kontrast steht.

Da kommt freilich Catt besser weg. Er hat keine Launen, da ihn nichts bedrückt; er vergißt nie, was er einmal behauptet hat, und bleibt daher stets bei seiner Ansicht stehen. So macht er denn auf sich selbst den Eindruck überlegener Weisheit, während der König schwankend und inkonsequent erscheint.

Seine Schwächen entgingen dem Könige keineswegs. Zwar ist von Catt sorgfältig alles weggelassen worden, wodurch man Friedrichs Ansicht über ihn

*) Publikationen aus den k. preuß. Staatsarchiven. 22. Band. Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von H. de Catt, herausgegeben von R. Koser. Leipzig, S. Hirzel, 1884.

kennen lernen konnte. Aber einmal konnte er doch eine Aeußerung nicht ausmerzen, ohne den ganzen Gedankengang zu stören. In einer Unterhaltung über die Unsterblichkeit der Seele (S. 96, 38) sagt ihm der König geradezu, sein (Catts) Hauptbeweggrund zu diesem Glauben sei seine Eitelkeit.

In Catt wohnten zwei Seelen. Einmal kann er dem unbeugsamen Mute, der ihm wie so vielen andern gegenüber bewiesenen Gutherzigkeit, der unermüdlichen Thätigkeit, der rührenden Familien- und Vaterlandsliebe, die so oft einen ergreifenden Ausdruck findet — all diesen und so vielen andern großen Eigenschaften des geplagten Königs, der dem Sekretär immer noch ein kleines Stück seiner großen Seele offen hält, seine Bewunderung nicht versagen. Er hätte kein menschliches Herz haben müssen, wenn ihn das stets wiederholte Schauspiel großartigster Selbstverleugnung und kindlicher Offenheit des Gemütes nicht gerührt hätte. Oft bricht er in Thränen aus und spricht mit begeisterter Liebe von dem gequälten königlichen Feldherrn; dann aber zeigt er wiederum häufig genug eine Abneigung gegen Friedrich, die sich in allerlei kleinen Zügen und besonders in der Beurteilung von Friedrichs religiösen und politischen Ansichten äußert.

Diese Stimmung erklärt sich, wie der Herausgeber in der Einleitung auseinandersetzt, daraus, daß Catt bei der Abfassung der Memoiren in Ungnade gefallen war. Aber gerade diese dem Könige, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, abgeneigte Gesinnung Catts macht das Gesamtbild, welches die Lektüre ergiebt, nur umso wertvoller. Friedrich ist seinem Sekretär gegenüber so offen wie Cicero in seinen Briefen, aber die unaussprechliche Liebenswürdigkeit eines durch und durch edeln Charakters erscheint dabei im hellsten Lichte.

Wir müssen es uns versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Als das Rührendste erscheinen uns die lateinischen Brocken, welche der König von Zeit zu Zeit in seine Unterhaltung einfließen läßt, und die Klagen über die Härte des sonst so warm von ihm anerkannten Vaters, weil dieser ihn an der Erlangung einer gründlichen Jugendbildung gehindert hat.

Schließlich notiren wir einige leicht zu verbessernde Schreibfehler. Der König hatte Catt gefragt, wie er seine Satiren finde (S. 176, 17): Vous trouvez donc cela bien fort et bien asséré. Ein Wort assérer giebt es, soviel uns bekannt, im französischen nicht, asserté würde nicht passen. Catt hat offenbar geschrieben acéré. S. 185, 14 sagt der König von einem seiner Gedichte: Vous avez raison, mon cher, ces expressions ne sont pas bien, d'ailleurs tout vers qui a besoin de commentaire pour être saisi, à coup sur, ne vaut rien; je veux que cette pièce soit bien finie, elle le sera pour le sentiment, mon cœur vous en répond; pour la lecture des vers c'est une autre chose, je devrais soigner plus cet article. Catt dürfte geschrieben haben: pour la tournure des vers. S. 216, 31 sagt Friedrich: Je pars demain, vous pourrez me suivre avec mes aides de camp; pour moi je vais seul avec mes soucis et ma tristesse. Le chagrin monte en croupe et salope avec lui, quelle fichue compagnie, mon cher! Wahrscheinlich muß es heißen: et je salope avec lui. S. 223, 36: Si l'âme dépend si singulièrement du corps, si elle l'affaisse, quand celui-ci chancelle, on voit pourtant quelquefois, dans des momens, ou la machine va se dissoudre, que ce qui pense en nous prend une nouvelle énergie. Offenbar hat Catt gemeint: si elle s'affaisse.*)

*) Eine Ausgabe des für Friedrichs des Zweiten Beurteilung wichtigsten und interessantesten Teiles dieser Gespräche in deutscher Uebersetzung und mit Weglassung des aus andern Quellen

Ein Lebensbild Hermann Hettners.*) Wenn der Biograph die Feder zu seinem Werke ansetzt, hat er einen wichtigen, ja vielleicht den entscheidenden Teil seiner Arbeit bereits hinter sich. Er hat sich über Dinge klar werden müssen, von deren richtiger Beurteilung der Wert des ausgeführten Werkes abhängt und in den meisten Fällen auch sein Erfolg gewährleistet wird. Zuerst soll der Held dargestellt werden als Mensch unter Menschen, sodaß seine wissenschaftliche oder künstlerische Bedeutung hauptsächlich für die Darlegung seines innern Entwicklungsganges und für die Geschlossenheit des Charakterbildes verwertet wird — oder gilt es, ihn als Träger bestimmter Kulturmomente zu zeichnen, sodaß aus seiner Individualität heraus sein Wirken und seine Bedeutung für die Kultur erklärt wird? Die scharfe Trennung, die hier formulirt wird, ist freilich so scharf und einseitig nirgends möglich. Aber auch eine weniger entschiedene Betonung des einen oder des andern ist nicht ganz in das Belieben deb Biographen gestellt. Eine vollständige und endgiltige Lebensbeschreibung wird ja eine angemessene Verschmelzung beider Gesichtspunkte umso gebieterischer fordern, jemehr der Held sich den gefeierten Heroen des Menschengeschlechts nähert; in allen andern Fällen aber wird der Takt, die geistige Gewandtheit und das biographische Talent des Autors durch nichts deutlicher erkannt werden, als durch die Art, wie er jene beiden Gesichtspunkte zueinander in Verhältnis setzt, mithin wie er die gesamte Persönlichkeit seines Helden zu analysiren und die Weltstellung desselben zu präzisiren weiß. Denn eben diese Weltstellung ist maßgebend für den Gesichtspunkt der Biographie.

Wir wollen es gleich vornweg sagen: diese erste maßgebende Auffassung seines Helden ist Stern vortrefflich gelungen. Und für ihn war sie doch doppelt schwierig; einmal weil er ein Freund des Verewigten war, dann um der eigenartigen Bedeutung Hettners willen. Weit über die Gepflogenheit gelehrter Werke hinaus hat Hettner in den meisten seiner Schriften mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit die Dinge behandelt: daher denn auch jeder, der sie liest, sich bald eines gewaltigen Appells an sein edelstes Empfinden und Denken bewußt wird; daher denn auch ihre Wirkung unvergleichlich viel weiter und tiefer gegangen ist, als der Gegenstand an sich erwarten ließ. Und doch ist er kein Dichter, und seine Werke bilden nicht die Objektivirung einer Persönlichkeit, wenigstens nicht annähernd so vielseitig und tiefgehend, wie es bei Kunstwerken selbstverständlich ist. Da erwächst denn für den Biographen die Aufgabe, auf jeden Fall im Gelehrten die Spuren des Menschen und im Menschen die des Gelehrten zu suchen, ohne daß sich doch, wie beim Dichter, wenn anders er ein wahrer Künstler ist, der Mensch mit dem Schriftsteller vollkommen deckt. Was das heißen will, kann vielleicht nur der recht verstehen, der einmal versucht hat, selbst ein entsprechendes Charakterbild zu entwerfen. Leicht ist es nicht; selbst der schöpferischen Natur gelingt es nicht oft, die Urbilder zu erzeugen, und es ist unsers Erinnerns nur einer, der als seelenverwandt hier an Hettners Seite treten könnte: David Friedrich Strauß.

Die stete befruchtende Wechselwirkung von Mensch und Schriftsteller — mit der Zwischeninstanz des Gelehrten — aufzusuchen und darzustellen, ist, wie uns scheinen will, die vornehmste Absicht Sterns gewesen. Daraus erklärt sich die ver-

allzu Bekannten erscheint uns als ein dringendes Bedürfnis. Wir können mitteilen, daß die Befriedigung desselben schon in kurzer Zeit zu erwarten ist. Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erscheint binnen vier Wochen als Teil der „Grenzbotensammlung": „Friedrich der Zweite in seinen Gesprächen mit de Catt." D. Red.

*) Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

hältnismäßig sehr ausführliche Schilderung der Entwicklungszeit, die fast ein Drittel des Buches beansprucht. Wie liebevoll sind diese Kapitel geschrieben, mit welcher liebenswürdigen Frische entrollen sie uns ein Bild des Gymnasiasten, des Studenten, des werdenden Privatdozenten; immer das Persönliche mit dem Sachlichen verbindend und eben dadurch den Leser mit striktem Beweis überzeugend, daß jede wissenschaftliche That Hettners ein unmittelbarer Ausfluß seiner ganzen Persönlichkeit war. Das stimmt wehmütig, weil solche Persönlichkeiten selten geworden sind. Moderne Menschen gehen eben auch in ihren Büchern immer im Gesellschaftsanzug, vielleicht weil ihr Negligee zu sehr Negligee ist. Aber eben das thut so wohl, daß Stern in aller und jeder Beziehung seinem Helden nachempfinden kann und, in zarter Huldigung, in der Form seiner Biographie dem Wesen des Helden entspricht. Besonders dankenswert ist es, daß uns wiederholt Hettners Briefe gegeben werden, durch die sich das Charakterbild wesentlich abrundet und belebt. Aber das durfte eben nur ein Biograph wagen, der sicher war, daß seine eigne Darstellung dadurch nur Bestätigung, keine Beeinträchtigung erfahren würde.

Zum Schluß noch eins. Es ist ja unleugbar, daß ein umfangreicheres Werk, Hettner als Gelehrten in den Strömungen seiner Wissenschaft darstellend, noch ungemein viel des Anregenden und Klärenden bringen würde. Hettners wissenschaftliche Bedeutung ist groß genug, um einem solchen Werke den Wert einer Geschichte der modernen Kunsttheorie zu geben, und keinen bessern Autor würden wir ihm wünschen können, als wiederum Stern. Und doch ist die kurzgefaßte Form des vorliegenden „Lebensbildes" eine viel glücklichere Wahl, als es ein ausführliches Werk gewesen wäre. Hettners Verehrer freilich würden wohl auch die Bewältigung eines ausführlichen nicht gescheut haben; aber so zahlreich sie sind, so ist doch im Interesse unsrer nationalen Bildung ein noch viel mehr verbreitetes Studium namentlich von Hettners literaturgeschichtlichen Schriften dringend zu wünschen. Und unser „Lebensbild" ist wie geschaffen dazu, anzuregen und einzuführen. Vielleicht hat nicht bloß die Bedeutung des Buches an sich, sondern auch dieser Nebengedanke Stern dazu veranlaßt, die „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" besonders eingehend zu besprechen?

Und nun noch ein Wunsch, ein unbescheidener: Wir möchten unser Buch als Einleitung zu einer von demselben Verfasser besorgten Gesamtausgabe Hettners gern zum zweitenmale erblicken. Bis das möglich ist, wollen wir es den Gebildeten der Nation ans Herz legen: es ist ein Denkmal, das ein edler Geist dem geschiedenen andern weihte.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Aus Österreich.



Noch im letzten Augenblicke hat die Regierung den Fehler einer Provinzialbehörde rückgängig gemacht, welcher gerechtes Aufsehen hervorgerufen und der Erbitterung der Deutschen neue Nahrung gegeben hatte. Am 22. Dezember wurden in Brünn die Wahlen für die Handelskammer vorgenommen, und aus denselben gingen 35 Deutsche und 13 Tschechen hervor, ein Ergebnis, welches den thatsächlichen Verhältnissen des Handels und der Großindustrie in Mähren entspricht. Auf die Frage des Kleingewerbes kommen wir später zu sprechen. Nach Beendigung des Skrutiniums teilte der Regierungskommissar mit, das Handelsministerium habe verfügt, daß jede Gruppe nur solche Vertreter wählen dürfe, welche derselben Gruppe als Wähler angehören. Dieser Bedingung entsprachen zwölf deutsche Wahlen nicht, diese wurden für ungiltig erklärt und die betreffenden tschechischen Kandidaten als gewählt proklamirt, sodaß die Gesamtzahl, 48, hiernach 25 tschechische und 21 deutsche Vertreter in sich begreifen würde. Gegen dieses Verfahren erhoben nicht nur die deutschen Kaufleute und Gewerbtreibenden Mährens, sondern die Presse fast ohne Ausnahme lebhaften Protest, welchem sich in diesem Falle jedermann anschloß, der sich nicht der slavischen Partei unbedingt verschrieben hat. Wohl machten offiziöse Stimmen den Versuch, die Handlungsweise der mährischen Statthalterei zu beschönigen; doch fiel dieser ganz unglücklich aus und wurde von der Regierung selbst desavouirt, welche die ganze Wahl annullirte, weil die rechtzeitige Publikation des erwähnten Ministerialerlasses unterblieben war. Sie hat damit gethan, was sie thun konnte, der Schein einer planmäßigen Vergewaltigung der Deutschen ist dem Ministerium abgenommen, aber es ist nicht verhindert, daß die Opposition aus der Sache

politisches Kapital schlagen kann. Sie wird sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Sachlich erscheint uns die Verfügung ganz gerechtfertigt. Wenn die Handels- und Gewerbekammern ihren Zweck wirklich erfüllen sollen, die Interessen bestimmter Berufsklassen wahrzunehmen und bei Behandlung einschlägiger Fragen mit ihrer speziellen Sachkenntnis und Erfahrung den Faktoren der Gesetzgebung und der Verwaltung an die Hand zu gehen, so genügt es keineswegs, daß die verschiednen Berufsklassen in den Wahlkörpern vertreten sind. Allerdings hat sich der Gebrauch ausgebildet, von diesem naturgemäßen Verhältnis abzusehen. Im Gewerbestande sind die Männer stets weniger zahlreich, welche Zeit und Arbeitskraft der gemeinsamen Sache zur Verfügung stellen wollen und können, auch besteht da häufiger die Scheu, im Kreise mehr redegeübter Personen unbefangen von der Leber weg zu sprechen, und so fallen denn die Stimmen der Gewerbsleute sehr gewöhnlich den Bewerbern aus dem Kaufmanns- und Fabrikantenstande zu. Allein das ist unzweifelhaft ein Mißbrauch, und sein Alter macht ihn nicht ehrwürdig. Nur hätte man bei dessen Abstellung nicht zu einer höchst künstlichen Interpretation des Gesetzes seine Zuflucht nehmen, sondern einfach das Widersinnige darlegen sollen. Das Schlimme bei der ganzen Sache ist jedoch, daß der angeblich vom 22. November stammende Ministerialerlaß einen vollen Monat geheimgehalten, wenn nicht gar einseitig mitgeteilt worden ist. Da nämlich die Tschechen in Brünn wirklich „aus“ den verschiednen Kategorien gewählt haben, ist der Verdacht entstanden, daß sie unterrichtet gewesen seien. Und wenn auch nicht: die Thatsache, daß man die Deutschen wählen ließ in dem Glauben, der bisherige Usus gelte noch, bleibt in ihrer ganzen Häßlichkeit bestehen. Wenn jetzt die Wahlen nach der neuen Ordnung vorgenommen werden, kann das Zahlenverhältnis möglicherweise etwas verschoben werden, weil in dem Handwerkerstande das tschechische Element stark vertreten ist; aber eine tschechische Mehrheit kann sich niemals ergeben, eine solche war nur auf dem Wege der Überrumpelung zu erlangen, wie sie in etwas andrer Weise, aber mit demselben Endresultat schon ebendort vor nicht langer Zeit bei den Wahlen des Großgrundbesitzes versucht worden war.

Mähren hat eine gemischte Bevölkerung, aber nicht bloß der Mittelstand ist dort wie in Böhmen deutsch, die Deutschen haben auch der Bevölkerungsziffer nach das absolute Übergewicht, obgleich seit zwanzig Jahren mit äußerster Energie an der Tschechisirung gearbeitet wird. Deshalb ist Mähren für die slavische Partei ein Schmerzenskind, und der jetzige Statthalter Graf Schönborn, der Abkömmling eines alten rheinischen Geschlechtes, von welchem erst vor ungefähr hundertundfünfzig Jahren ein Zweig nach Österreich verpflanzt worden ist, scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, den Herzenswunsch der Grafen Clam-Martinitz, Belcredi u. s. w. zu stillen. Dabei übersieht er augenscheinlich, daß er nicht bloß die Partei, welche in Opposition zur Regierung steht, sondern

jeden Deutschösterreicher ohne Ausnahme aufbringt und die Zahl der Gegner des Ministeriums mutwilligerweise verstärkt. Der Mann ist gewiß nach dem Herzen der Tschechen, der österreichischen Regierung leistet er die schlechtesten Dienste, und es ist nur zu wünschen, daß er die wiederholte Verleugnung sich zu Herzen und — seinen Abschied nehmen möge, wie es sich nicht bloß für einen „Kavalier" ziemen würde.

Auch im übrigen hat das Jahr mit so grellen Dissonanzen abgeschlossen, als hätte das Schicksal mahnend und warnend auf wunde Stellen den Finger legen wollen. Die letzte größere Verhandlung im Reichsrate drehte sich um Eisenbahnkonzessionen. Der Streit darüber, ob gewisse Strecken als Lokalbahnen oder als Hauptbahnen anzusehen seien, und ob die Regierung mit deren Vergebung an eine Privatgesellschaft korrekt gehandelt habe oder nicht, hat für die Leser dieser Zeitschrift geringes Interesse. Aber bedenklich ist, daß auch diesmal wieder, wie noch jedesmal bei Erwähnung des angeblich begünstigten Instituts, der Länderbank, nicht mißzuverstehende verdächtigende Andeutungen vorkamen, und auch diesmal nicht in einer Art zurückgewiesen wurden, welche deren Wiederholung ein für allemal ausgeschlossen haben würde.

Und zu allem Überflusse stehen wir abermals mitten in einem „Krach" schlimmster Art. Schon im Sommer wußte man, daß das rapide Sinken der Zuckerpreise verhängnisvoll besonders für Böhmen werden müsse, wo die Spekulation sich mit blinder Leidenschaftlichkeit auf den Bau und die Verarbeitung von Rüben geworfen hatte. Die Erwartung ist nicht getäuscht worden. Bereits weist der Kurszettel in den Rubriken der Bank- und Industrieaktien lange Lücken auf, die Böhmische Bodenkreditgesellschaft, welche jener Spekulation hauptsächlich Vorschub geleistet hatte, ist zusammengebrochen, und selbstverständlich bleibt die Wirkung weder auf das eine Kronland noch auf die eine Kategorie von Unternehmungen beschränkt. Nun kommt zu tage, daß Beamte der größten und solidesten Geldinstitute sich dem allgemeingiltigen Verbot zuwider in Börsenspiel eingelassen, die ihnen anvertrauten Kassen angegriffen haben, und es handelt sich dabei zum Teil um kolossale Summen. Einzelne sind verhaftet, andre haben sich durch Selbstmord der Verantwortung entzogen; fast jeder Tag bringt neue Nachrichten derart aus Wien oder den Provinzen. So traurig das ist, wird es doch von einer damit in Zusammenhang stehenden Erscheinung überboten: dem Mangel an Rechts- und Anstandsgefühl in gewissen Schichten der Bevölkerung. Einer von den Bankbeamten, welche sich das Leben genommen haben, hat eine genaue Aufzeichnung seiner Malversationen hinterlassen; ein andrer, der sich erschoß, als der Defekt von zwei und einer halben Million Gulden nicht mehr zu verheimlichen war, bezeichnete einen dritten als an seinem „Unglück" schuldig, gab aber nicht die mindeste Aufklärung über das Verbleiben der Papiere aus den Depots u. s. w. Und gerade für diesen Menschen sucht man Stimmung zu machen. Da wird erzählt, daß er jeden Morgen vor dem

Geschäft die Messe gehört habe — man soll dabei wohl an den frommen Fridolin, kann jedoch auch an das geflügelte Wort denken: „Kinder, betet, der Vater geht stehlen!" —; da wird insinnirt, er sei zu beschränkt gewesen, um selbständig ein Verbrechen zu begehen, er müsse ein Opfer der Verführung sein; da wagt es eine Zeitung, und noch dazu eine, die sich konservativ nennt, mit den nichtsnutzigsten Romanfloskeln das Urteil der Leser zu verwirren. Er hat sich dem irdischen Richter entzogen und dem höchsten selbst gestellt, das muß milde stimmen — er hat seine Familie geliebt, der Abschied vom Leben muß ihm so schwer geworden sein, und so fort mit der Logik eines Dumas, der eine Dirne zur Heiligen machen möchte! Es fehlte nur noch als Motto die Parodie auf eine Phrase Fiescos: „Es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, zwei und eine halbe zu stehlen." Und warum alles dies? Warum dies doppelte Maß, die sittliche Entrüstung über diejenigen, welche sich gestellt haben, und die Sentimentalität bei der Erinnerung an den Selbstmörder? Das wissen die Götter! Vielleicht, weil er der Bruder jenes Mannes war, welcher durch den Ringtheaterbrand eine furchtbare Berühmtheit erlangt hat. „Der Escomptebank-Jauner" wurde er in dem Artikel genannt — der Verfasser hatte in seiner gerührten Stimmung wohl garnicht bemerkt, welch ein böser Witz ihm aus der Feder geflossen war. Diese schmähliche Weichmütigkeit und Rührseligkeit ist allerdings nicht neu. Tourville, der seine Frau vom Stilfser Joch gestürzt hatte, fand schwärmerische Verehrer, die Maitresse des Scheusals Francesconi, des Erfinders des Briefträgermordes, war Gegenstand der zärtlichsten Teilnahme — es existiren Blätter, die vom Verbrecherkultus leben. Wenn aber die größten Zeitungen in diesen Ton einstimmen und, wie es scheint, von ihrem Publikum nicht die gebührende Zurechterweisung erfahren, so muß man zu sehr pessimistischen Anschauungen kommen.



England und die Boers.

2.



Auch das Jahr 1880 brachte den Boers keine Erfüllung ihrer Wünsche hinsichtlich ihrer Stellung zu England. Gladstone hatte darüber als Minister eine wesentlich andre Meinung wie als Volksversammlungsredner während des Wahlfeldzuges. Das Transvaal sollte seine Unabhängigkeit nicht wieder erhalten, nicht wieder eine selbständige Republik werden. Die Sandriver-Konvention sollte

aufgehoben, Shepstones Gewaltstreich in Kraft bleiben und nur durch einiges konstitutionelle Brimborium verziert werden, bei dem das Kolonialamt in London bezüglich aller Hauptfragen die letzte Entscheidung hatte. Im Januar wurde für das Transvaal ein so gestaltetes „verfassungsmäßiges“ Gouvernement proklamirt, welches die große Mehrzahl der Boers natürlich nicht befriedigen konnte, weshalb Krüger und Joubert, ihre Vertreter, am 10. Mai eine Denkschrift an Sir Bartle Frere abgehen ließen, in welcher nochmals volle Unabhängigkeit verlangt wurde. Am 20. Mai erklärte die Königin in der Thronrede vor dem Parlamente: „Indem ich die Oberherrlichkeit über das Transvaal mit seiner verschiednen Bevölkerung festhalte, wünsche ich Fürsorge für die Sicherheit der eingebornen Rassen zu treffen [immer das philanthropische Gesicht!] und den europäischen Ansiedlern Institutionen zu verleihen, die auf den Grundsätzen ausgedehnter und reichlich bemessener Selbstregierung beruhen.“ An demselben Tage richtete Lord Kimberley, der Staatssekretär für die Kolonien, ein Telegramm an Sir Bartle Frere, in dem es hieß: „Unter keinerlei Umständen kann die Autorität der Königin im Transvaalland aufgegeben werden,“ und am 24. Mai sagte er im Oberhause: „Die Regierung ist nach sorgfältiger Erwägung der Verhältnisse zu dem Schlusse gelangt, daß wir das Transvaal sich nicht selbst überlassen dürfen.“ Am 24. Juni endlich erteilte Kimberley im Auftrage Gladstones die Antwort auf die vom 10. Mai datirte Denkschrift Krügers und Jouberts. Es hieß darin: „Unzweifelhaft ist sehr zu bedauern, daß es seit der Annexion geschienen hat, als ob eine große Anzahl der Bevölkerung holländischen Ursprunges im Transvaal gegen den Anschluß dieses Gebietes wäre. Aber es ist dermalen unmöglich, diese Frage als jetzt zum erstenmale zur Sprache gebracht anzusehen. Wir haben es hier mit einem Stande der Dinge zu thun, der geraume Zeit existirt hat, während welcher vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich gegenüber der eingebornen Bevölkerung Verpflichtungen eingegangen worden sind, die nicht beiseite gesetzt werden können. Betrachten wir alle Umstände, sowohl im Transvaal als im übrigen Südafrika, und die Notwendigkeit, die Wiederkehr von Unordnungen zu verhindern, welche nicht allein für das Transvaal, sondern für das ganze südliche Afrika zu verhängnisvollen Folgen führen könnten, so geht unsre Meinung dahin, daß der Königin nicht der Rat erteilt werden darf, das Transvaal aufzugeben; wohl aber verträgt es sich mit der Behauptung dieser Souveränetät, wenn wir wünschen, daß die weißen Bewohner des Transvaal, ohne Präjudiz für die übrige Bevölkerung, sich der vollständigsten Freiheit erfreuen sollten, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten. Wir glauben, daß diese Freiheit dem Transvaal als einem Gliede der südafrikanischen Konföderation sehr leicht und bald zugestanden werden kann.“ Eine solche Konföderation war in London ins Auge gefaßt und sollte natürlich von dorther die Direktive in allen wichtigeren Dingen, welche zu thun oder zu lassen waren, empfangen.

Die Boers wußten jetzt zur Genüge, woran sie mit der britischen Politik waren. Die gütlichen Mittel waren erschöpft, man war nur noch auf den Weg der Gewalt angewiesen, man war gerüstet, ihn zu betreten. Die Patrioten besaßen zwar keine Kanonen, aber gute Hinterlader, sie waren im Gebrauche derselben geübt, sie waren tüchtige Reiter, und sie kannten das Land nach allen Richtungen. Sie bauten auf die Geschicklichkeit ihrer militärischen Führer, auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und als fromme Leute auf Gott, der auch mit kleinen Häuflein gewesen war, wenn sie unter der Fahne des Rechtes den Heerscharen starker Tyrannen Widerstand zu leisten gewagt hatten. Kurz vor der Mitte des Dezember 1880 traten sie in Paardekraal in Masse zusammen, wählten zur Leitung des Aufstandes ein Triumvirat, das aus Krüger, Pretorius und Joubert bestand, desgleichen einen Volksraad und erklärten die Südafrikanische Republik. Da nur schwache englische Garnisonen im Lande zurückgeblieben waren, ließ sich die Revolution nicht sofort erdrücken. Die englischen Landdrosten wurden abgesetzt, Detachements, welche Oberst Bellairs gegen die Lager der Insurgenten entsandte, überfallen und teils niedergeschossen, teils zu Gefangenen gemacht, die Städte Rustenburg, Pretoria und Potschefstroom eingeschlossen und in den Drakenbergen starke Stellungen gegen von Natal her erwartete britische Hilfstruppen besetzt. Zu Anfang des Jahres 1881 war das ganze Land mit Ausnahme einiger Städte, deren Besatzungen aber zur Unthätigkeit gezwungen waren, weil die Boers sie mit Übermacht in Schach hielten, in den Händen der Aufständischen. Der Versuch der Engländer, von Natal her über die Drakenberge in Transvaal einzudringen und jene Ortschaften zu entsetzen, schlug vollständig fehl. Der General Sir George Colley, welcher von dort mit etwa tausend Mann zur Unterdrückung des Aufstandes heranrückte, erlitt bei Laings Neck, einem Gebirgspasse an der Grenze, trotz seiner Artillerie durch die Büchsenschützen Smits, des Oberfeldherrn der Boers, eine schwere Niederlage, durch welche sich die Lage der britischen Streitkräfte bedenklich gestaltete. Am 21. Januar traf der neue Gouverneur der Kapkolonie, Sir Hercules Robinson, in der Kapstadt ein, und bald darauf kamen von England in Natal beträchtliche Verstärkungen unter dem General Sir Evelyn Wood an. Ehe dieselben aber noch den Kriegsschauplatz erreichen konnten, hatte England hier neues Unheil zu verzeichnen. Am 27. Februar fand in den Drakenbergen ein zweites Gefecht zwischen den englischen Rotröcken und den Boers statt, dessen Mittelpunkt der Madschuba-Hill war und das mit einer blutigen Schlappe Colleys endigte, welcher dabei selbst fiel. Es war eine Aktion etwa wie Packenhams Niederlage vor der Baumwollenballenschanze Jacksons bei New-orleans. General Wood, der zugleich als Administrator von Natal fungirte, scheint dadurch Respekt vor den Boers bekommen zu haben; denn obwohl er über mehrere tausend Mann guter Truppen gebot und grobes Geschütz zur Verfügung hatte, trat er nach seiner Ankunft vor dem verhängnisvollen Gebirgs-

passe mit den Führern seiner Gegner ohne Verzug in Verhandlung über einen Waffenstillstand, der später wiederholt verlängert wurde und dann zu einem Präliminarfrieden führte, welcher zwischen Wood, den Führern der Boers und dem zum Vermittler gewählten Präsidenten des Oranjefreistaats Brand am 25. März abgeschlossen wurde. Durch diese vorläufige Verständigung wurden der britischen Krone von seiten der Boers gewisse Befugnisse innerhalb des Transvaal eingeräumt, im übrigen aber das Recht desselben, sich selbst zu regieren, im allgemeinen wieder festgestellt. Die Erledigung aller Einzelheiten und die Formulirung des definitiven Friedensvertrages übertrug man einer Kommission, die aus Sir Hercules Robinson, General Wood und dem Chef der Justiz de Villiers bestand. Dieselbe machte sich unverweilt an die Ausarbeitung einer Konvention, diese wurde von den Führern der Boers annehmbar befunden und gelangte am 3. August 1881 zur Unterzeichnung, worauf sich am 10. der alte Volksraad von neuem konstituirte.

England hatte hier nicht bloß im Hinblick auf die unvermutete Stärke und das Waffenglück seiner republikanischen Gegner von der Fortsetzung der Feindseligkeiten abgesehen und Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Boers gezeigt, sondern auch in Erwägung der Stimmung, die sein Verhalten in Transvaal bei den Nachbarn im Westen der Drakenberge und südlich vom Vaalflusse, ja selbst in der Kapkolonie erregt hatte, und die während der Waffenstillstandsverhandlungen eine ziemlich bedrohliche Sprache führte. Mit andern Worten: eine längere Fortsetzung des Krieges gegen die Insurgenten des Transvaal konnte leicht ernstlichere Verwicklungen zur Folge haben, da die Boers sich in ihrem Widerstande gegen England und in ihrem Verlangen nach Rückerstattung der mit der Sandriver-Konvention erlangten Freiheit nicht nur der Sympathien ihrer Volksgenossen in dem Oranjefreistaate, sondern auch in Natal und weiter südlich bis zum Kap erfreuten. Fanden doch nach den englischen Blaubüchern im März 1881 allein in der Kapkolonie nicht weniger als vierunddreißig Volksversammlungen statt, welche Resolutionen und Petitionen beschlossen, in denen den Boers in unzweideutigen Worten Recht gegeben wurde.

Der Vertrag von Pretoria, der am 3. August 1881 zwischen Robinson, Wood und de Villiers auf britischer und Johann Paul Krüger, Martin Wessel Pretorius und Peter Jakob Joubert auf südafrikanischer Seite abgeschlossen worden war, trug den Charakter eines Kompromisses und gab den Boers ihre Unabhängigkeit nur teilweise zurück. Die Einleitung verspricht und verbürgt den Bewohnern des Transvaalgebietes nur „Gewährung vollständiger Selbstregierung unter der Suzeränetät der Königin von England." Artikel 1 bestimmt die Grenzen „des Gebietes, welches hierin [in der Konvention] fortan der »Transvaalstaat« genannt werden soll" — also nicht, wie die Boers wollten, die „Südafrikanische Republik." Artikel 2 wahrt der Königin und ihren Nach-

folgern „das Recht, von Zeit zu Zeit einen britischen Residenten in und für besagten Staat zu ernennen, das Recht, durch den genannten Staat in Kriegszeiten oder wenn zu befürchten, daß ein Krieg zwischen der suzeränen Macht und irgendeinem andern Staate oder einem Stamme der Eingebornen unmittelbar bevorstehe, Truppen marschiren zu lassen und die Oberaufsicht über die auswärtigen Beziehungen des erwähnten Staates mit Einschluß des Abschlusses von Verträgen und der Führung des diplomatischen Verkehrs mit fremden Mächten, sodaß ein derartiger Verkehr durch Ihrer Majestät diplomatische und konsularische Beamte im Auslande besorgt werden soll.". Die Funktionen des britischen Residenten sollen nach Artikel 18 die eines Geschäftsträgers und Generalkonsuls sein. In betreff der Eingebornen [Kaffern] im Transvaalstaate „soll er dem Oberkommissar als dem Vertreter des Suzeräns über die Wirksamkeit und Beobachtung der Bestimmungen dieses Vertrages, den Behörden des Transvaal über alle Fälle übler Behandlung der Eingebornen oder der Aufreizung derselben zur Rebellion, die zu seiner Kenntnis kommen, Bericht erstatten, seinen Einfluß auf die Eingebornen zu gunsten von Gesetz und Ordnung anwenden und Schritte für die Person und das Eigentum derselben thun, die mit den Landesgesetzen im Einklange stehen. In bezug auf die Eingebornen, die nicht in Transvaal wohnen, wird er dem Oberkommissar und der Regierung des Transvaalstaates jede ihm bekannt werdende Ausschreitung [encroachment] von Bewohnern des Transvaal nach dem Lande solcher Eingebornen hin zur Kunde bringen, und falls zwischen der Transvaalregierung und dem Residenten eine Meinungsverschiedenheit obwalten sollte, ob eine Ausschreitung stattgefunden, soll die endgiltige Entscheidung dem Suzerän zustehen. [Der Resident soll mit andern Worten der Anwalt der Kaffern im Lande und hinsichtlich der benachbarten Stämme der Spion Englands sein, welches keine Ausdehnung der Boers, vorzüglich keine nach Südwesten, nach dem Betschuanengebiet hin, zulassen will.] Der Resident wird der Vermittler des Verkehrs mit den Eingebornen außerhalb des Transvaal sein und die Aufsicht über den Abschluß von Verträgen mit ihnen führen, und über jeden Streit zwischen Bewohnern des Transvaal und Eingebornen jenseits der Grenzen desselben richterlich entscheiden. In betreff des Verkehrs mit fremden Mächten wird die Transvaalregierung mit derjenigen Ihrer Majestät durch den britischen Residenten und den Oberkommissar korrespondiren."

Wichtig sind noch folgende Bestimmungen der Konvention vom 3. August 1881. Artikel 10: „Der Transvaalstaat wird aufzukommen haben für den Betrag der Schulden, für welchen die Südafrikanische Republik am Tage der Annexion aufzukommen hatte, nämlich für die Summe von 48000 Pfund Sterling in betreff der Cape Commercial Bank-Anleihe, für 85667 Pfund Sterling aus der Eisenbahnanleihe, sowie für den am 8. August 1881 fälligen Betrag bezüglich der Waisenkammerschuld, der sich jetzt auf 27226 Pfund Sterling

15 Schilling beläuft. Diese Schulden sollen die Einkünfte des Staates an erster Stelle belasten. Der Transvaalstaat wird ferner verantwortlich sein für die gesetzliche Rückzahlung der notwendigen Ausgaben der Provinz seit der Annexion, d. h. die Summe von 265000 Pfund Sterling, welche Schuld die Einkünfte des Staates an zweiter Stelle belasten wird." Der 13. Artikel bestimmt, daß auf keine Waare, die aus englischen Besitzungen in den Transvaalstaat eingeführt wird, ein höherer Zoll gelegt werden soll als auf dieselbe Waare, die von anderswo importirt wird, und daß keine britische Waare ausgeschlossen werden darf, wenn derselbe Gegenstand der Einfuhr aus andern Ländern nicht ebenso behandelt wird, wogegen England sich zu gleichem verpflichtet. Artikel 15 endlich sagt: „Die Bestimmungen des 4. Artikels des Sandriver-Vertrages werden hiermit bekräftigt, und es soll keine Sklaverei oder apprenticeship, die Züge von Sklaverei in sich schließt (partakes of slavery), von der Regierung des gedachten Staates geduldet werden."

Der Volksraad der Boers nahm diese Konvention nicht ohne Zögern und Widerstreben an. Er gab nur dem Drucke bis auf weiteres nach, den Sir Evelyn Wood mit seinen in Natal stehenden Truppen übte. Dieser hatte seine Regimenter, von denen einige bereits zur Heimkehr nach England beordert worden waren, sämtlich zurückbehalten und so aufgestellt, daß er, falls der Vertrag nicht ratifizirt wurde, unverzüglich in den Transvaalstaat einrücken und eine neue allgemeine Erhebung der Boers zu bewaffnetem Widerstande verhindern konnte, und er ließ die Führer der letzteren nicht in Zweifel darüber, daß er, der im ganzen über eine Streitkraft von 7000 Mann verfügte, nach einer etwaigen Ablehnung der Augustkonvention durch den Volksraad die Feindseligkeiten sofort wieder eröffnen werde. Trotzdem sträubte sich die Mehrheit des Parlaments der Boers noch mehrere Wochen und wollte noch in einer Resolution vom 3. Oktober nicht weniger als elf Artikel jener Übereinkunft geändert wissen. Es gab eine sehr starke Kriegspartei, die vor den Drohungen des englischen Generals sich nicht zu beugen entschlossen war. Neben ihr bestanden aber noch zwei andre Parteien, eine, welche die Konvention für annehmbar hielt, und eine vermittelnde, welche Modifikationen derselben zwar für unbedingt erforderlich ansah, aber mit Erstrebung derselben zu warten riet, bis Woods Soldaten sich von der Grenze entfernt hätten und heimgekehrt wären. Diese vorsichtigen Politiker behielten schließlich die Oberhand, und der Volksraad faßte am 24. Oktober den einstimmigen Beschluß, den Augustvertrag in der Hoffnung anzunehmen, daß die englische Regierung zu einer Abänderung solcher Artikel desselben, die sich später als praktisch nicht ausführbar erweisen würden, ihre Einwilligung erteilen werde. Man dachte dabei zunächst vermutlich an die Punkte, welche England in bezug auf die Stellung der Ansiedler zu den Kaffern innerhalb und außerhalb des Staates der Boers in die Konvention gebracht hatte, an die apprenticeship partaking of slavery und an das Verbot der

encroachements — beides sehr dehnbare Begriffe, und sodann an die finanziellen Bestimmungen des Vertrages, die schwer zu erfüllen waren, und man rechnete ohne Zweifel darauf, daß England, wenn seine Truppen erst wieder heimgeschifft wären, sich zweimal überlegen würde, ob es sich nochmals an eine kostspielige und wegen der Stimmung der Holländer in ganz Südafrika gefährliche Expedition wagen dürfe, um die Erfüllung aller Stipulationen des Vertrages zu erzwingen.

Diese Rechnung trog auch zunächst nicht. Obwohl die freihändlerische Presse sich höchlich entrüstet geberdete, als der Volksraad bald nach Ratifikation der Augustkonvention einen nicht unerheblichen Zoll auf die Einfuhr aller fremden Waaren zu legen beschloß, gelang es nicht, die Regierung zu einem Protest dagegen, zu dem sie beiläufig in Artikel 13 keinen Anlaß hätte finden können, zu bewegen, und ebensowenig Gehör würden beim Ministerium Klagen der Antislavery League gefunden haben, wenn dieser über die Leibeigenschaft der Kaffern in Transvaal Beschwerden zugegangen wären. Gladstone ist kein kriegerischer Staatsmann, und das gebrannte Kind fürchtet sich vor dem Feuer.

So vergingen etwa anderthalb Jahre ohne Konflikt, und als die Boers im Spätsommer 1883 den Beschluß faßten, eine Delegation nach London zu schicken, die mit der britischen Regierung über Abänderung des Vertrages von 1881 verhandeln sollte, fand dieselbe freundliche Aufnahme und Bereitwilligkeit, wenigstens einige der Wünsche, die sie mitbrachte, zu erfüllen. Am 7. November wurden die Abgesandten des Transvaalstaates, Präsident Krüger, General Smit und Unterrichtsminister Dutoit, von Lord Derby, dem neuen Staatssekretär für die Kolonien, empfangen, und Tags darauf deutete die Times in einem offiziösen Leitartikel dessen Stellung zu dem Anliegen der Boers an. Es hieß darin, dieselben würden von Lord Derby vermutlich zugestanden werden, obschon sie praktisch auf gänzliche Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Transvaal hinausliefen. Das Aufgeben einiger Punkte der Konvention von 1881 wolle wenig bedeuten; denn faktisch sei sie doch nie ausgeführt worden, und der Schatten von Macht, welchen sie England gelassen, sei wohl einen kostspieligen Krieg seinetwegen nicht wert. Die Delegation verlange vorzüglich dreierlei: Erlaß der 265000 Pfund Sterling, welche ihr Staat England noch von der Zeit der Annexion her schuldig sei, Ersatz des Namens „Transvaalstaat“ durch die alte Bezeichnung „Südafrikanische Republik“ und Erlaubnis für die Boers, alles südafrikanische Gebiet, welches nicht unter britischer Herrschaft stehe, in westlicher Richtung bis an das Atlantische Meer ihrem Staate einzuverleiben. Die Gewährung der beiden ersten Punkte werde keinen Anstand haben; denn hier handle es sich um eine für England nicht bedeutende Summe und einen bloßen Namen. Dagegen ließen sich gegen den dritten Bedenken erheben, wenn man die Interessen der Kapkolonie und des englischen Handels ins Auge fasse. Indes könne der Ausdehnung der Boers über das Land der Bet-

schuanen [um die es sich hier vorzüglich handelte] nur in dem Falle Halt geboten werden, wenn England die Schutzherrschaft über dieses übernähme, und zu einem so folgenschweren Vorgehen werde das Kabinet sich nicht wohl entschließen. Die konservative Presse war sehr andrer Meinung. Sie bemerkte nicht ohne Grund, daß mit der Bezeichnung „Südafrikanische Republik“ Anspruch auf britisches Gebiet erhoben werde [etwa wie mit dem Namen der nordamerikanischen Union „Vereinigte Staaten von Amerika,“ nicht „Nordamerika“] und verurteilte energisch eine Preisgebung der Betschuanen, die Englands Verbündete seien und ihm ihr Vertrauen geschenkt hätten.

Die Verhandlungen über den Abschluß einer neuen Konvention zogen sich einige Wochen hin und endigten damit, daß die britische Regierung den Delegirten der Boers verschiedne Zugeständnisse machte. Die finanziellen Ansprüche Englands wurden ermäßigt, da Lord Derby zugeben mußte, daß bei der Zerstreuung der Bevölkerung Transvaals und deren geringer Seßhaftigkeit Steuern schwer einzutreiben seien. Ferner machte der Minister für die Kolonien in der That keine Einwendungen gegen die Vertauschung des bisherigen Namens des Boernstaates mit dem der „Südafrikanischen Republik.“ Dagegen gab er den Vorstellungen des Vertreters der Kapkolonie, in denen darauf hingewiesen wurde, daß die Boers sich in der letzten Zeit fort und fort weiter über das zwischen dieser Kolonie und dem Transvaal sich erstreckende Gebiet der Betschuanen ausgedehnt hätten, und daß deshalb dieser große Stamm der Eingebornen unter das Protektorat der britischen Regierung gestellt werden müsse, insofern nach, als er hier eine bestimmte Demarkation und die Zusage der Boers verlangte, diese Scheidelinie nicht überschreiten zu wollen. Von der Proklamirung eines förmlichen Protektorats über die Betschuanen und einer darauf bezüglichen Klausel in dem in Aussicht genommenen neuen Vertrage sah er ab, und so kam derselbe am 27. Februar 1884 zustande und wurde von Sir Hercules Robinson, Krüger, Smit und Dutoit unterzeichnet.

Dieser Londoner Traktat enthält zwanzig Artikel, deren erster in ausführlichster Weise Gebiet und Grenzen der „Südafrikanischen Republik“ bestimmt. Im zweiten heißt es: „Die Regierung der Südafrikanischen Republik wird sich streng an die im ersten Artikel dieser Übereinkunft festgesetzten Grenzen halten und ihr äußerstes thun, um jeden ihrer Einwohner zu verhindern, daß er sich solcher Landstriche bemächtige, die jenseits besagter Grenzen liegen. Die Regierung der Südafrikanischen Republik wird an den östlichen und westlichen Grenzen Kommissare ernennen, deren Pflicht es sein wird, sorgfältig über Unregelmäßigkeiten und alle Verletzungen der Grenzen zu wachen. Die Regierung Ihrer Majestät wird, falls es notwendig ist, in den Gebieten der Eingebornen jenseits der Grenzen im Osten [gegen die Zulus] und im Westen [gegen die Betschuanen] der Südafrikanischen Republik Kommissare zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Verhütung von Überschreitungen einsetzen.“

Artikel 3 sagt: „Wenn ein britischer Beamter beauftragt wird, in Pretoria oder sonstwo innerhalb der Südafrikanischen Republik zu residiren und Funktionen ähnlich denen eines Konsularbeamten auszuüben, so wird ihm der Schutz und Beistand der Republik zuteil werden." Im vierten Artikel wird bestimmt: „Die Südafrikanische Republik wird weder mit einem andern Staate oder Volke als dem Oranjefreistaate einen Vertrag oder eine Verpflichtung abschließen, noch mit irgendeinem eingebornen Stamme östlich oder westlich von der Republik, bis die Übereinkunft von Ihrer Majestät der Königin gebilligt worden ist." Artikel 5 und 6 regeln die finanziellen Obliegenheiten der Republik, wobei die Schuld von 265 000 Pfund Sterling auf 250 000 ermäßigt wird. Artikel 7 sorgt dafür, daß die, welche bei den Kämpfen von 1881 für England Partei ergriffen haben, deswegen weder kriminell noch zivilgerichtlich verfolgt werden, und sichert ihnen alle ihre bürgerlichen Rechte. Artikel 8 lautet: „Die Südafrikanische Republik erneuert die im Sandriver-Vertrag und der Übereinkunft von Pretoria abgegebene Erklärung, daß die Regierung besagter Republik keine Sklaverei oder apprenticeship, die etwas von Sklaverei an sich trägt, dulden wird." Die übrigen Bestimmungen der Konvention, in welcher nirgends mehr von einer Suzeränetät der britischen Krone die Rede ist, können hier folglich übergangeu werden. Bald nach Abschluß des Vertrages begab sich die Delegation der Boers zunächst nach Holland, um hier womöglich eine Anleihe zur Deckung der Summen, die sie England schuldete, zu kontrahiren. Im Haag wurden den Herren als südafrikanischen Vettern, die tapfer und mit Erfolg für ihre Unabhängigkeit gestritten hatten, von allen Schichten der Gesellschaft Ovationen bereitet. Ein Komitee, an dessen Spitze der Bürgermeister der Residenzstadt stand, begrüßte sie bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe. Beinahe Tag für Tag fanden ihnen zu Ehren Bankette und sonstige Vereinigungen statt, an welchen sich die angesehensten Männer beteiligten. Der frühere Minister Graf Lynden van Sandenburg und der Präsident der zweiten Kammer veranstalteten Soireen, deren Mittelpunkt die „Afrikanders" aus dem Transvaallande bildeten. Dabei fiel auf, daß, während der General Smit und Superintendent Dutoit gutes modernes Holländisch redeten, ihr Kollege, Präsident Krüger, sich eines Idioms bediente, wie es etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden gesprochen worden war. Auch der Hof erwies den von der Bevölkerung gefeierten Gästen die Ehre, sie zu empfangen und zu bewirten. Der Prinz von Oranien lud Krüger zum Frühstück ein und gab der gesamten Delegation dann am Abend ein Diner. Der König lehnte zwar einen Empfang der Delegation als solcher ab, empfing aber später im Beisein seiner Gemahlin den Präsidenten Krüger. In Amsterdam gab es wieder allgemeine Begeisterung und feierliche Sympathiebezeugungen. Aber die Finanzoperation, welche die Vertreter der Boers im Auge hatten, wollte, obwohl man anfangs einige Hoffnung haben durfte, nicht

gelingen, und zuletzt war nicht mehr von einer Anleihe, sondern nur noch von einer Beihilfe einiger Bankiers und Millionäre bei der beabsichtigten Gründung einer Nationalbank im Transvaallande die Rede.

Die Delegation kam auf ihrer europäischen Tour einige Wochen später auch nach der Kaiserstadt des deutschen Reiches, wo die Herren die Ehre hatten, vom Kaiser Wilhelm und dem Fürsten von Bismarck empfangen zu werden. Was der letztere dabei mit ihnen besprochen, blieb Vermutung. Dagegen wollten Zeitungen von der Audienz beim Kaiser Kunde haben. Nach einem in New-york erschienenen Blatte, das uns vorliegt, hätte — wir betonen das „hätte“ — Präsident Krüger bei dieser Zusammenkunft gesagt: „Es ist mir eine Ehre und wahre Freude, von Euer Majestät in so freundlicher Weise empfangen worden zu sein, und zwar umsomehr, als ein großer Teil der Bevölkerung der Süd-afrikanischen Republik, ja von ganz Südafrika, von deutscher Abstammung ist.*) Ich selbst bin stolz darauf, deutscher Herkunft zu sein, obgleich ich zu meinem Bedauern nicht imstande bin, Euer Majestät in der Sprache meiner Vorväter anzureden. Ich hege die Hoffnung und den Wunsch, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Transvaal und in der That zwischen Deutschland und ganz Südafrika immer freundschaftlich bleiben werden, und daß der kommerzielle Verkehr zwischen den beiden Ländern zur Förderung ihrer beiderseitigen Wohl-fahrt gedeihen wird. Wahrhaft glücklich würde ich sein, wenn mein gegenwär-tiger Besuch und derjenige der übrigen Vertreter der Südafrikanischen Republik dazu beitragen könnte, dieses Ergebnis herbeizuführen.“ Darauf hätte Kaiser Wilhelm erwiedert: „Ich freue mich sehr, Herr Präsident, in Ihnen dem Ver-treter eines Gemeinwesens zu begegnen, das mit Deutschland durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft ist. Ich habe stets ein lebhaftes Interesse an dem Entstehen und Gedeihen Ihres Staates genommen, und bin umso befrie-digter darüber, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Republik im Transvaal jetzt vertragsmäßig Ausdruck erhalten sollen. Ich bin überzeugt, daß ein wachsender Verkehr zwischen dem deutschen Reiche und Ihrem Lande dazu führen wird, die Gefühle der Freundschaft und Sympathie, welche zwischen den beiden verwandten Völkern bestehen, zu verstärken, und Ich meinesteils werde mich bemühen, dieses Ziel zu fördern.“

Wie es mit dem hier erwähnten Vertrage steht, wissen wir nicht. Viel-leicht sind sogar die hier mitgeteilten Reden halb oder ganz apokryph. Aber bisweilen haben auch amerikanische Blätter gute Quellen, und so darf sie der, welcher Zeitgeschichte schreibt, nicht ganz außer Acht lassen.

*) Andre Holländer, z. B. unsre Nachbarn am untersten Laufe des Rheins, pflegen sich an ihre nahe Verwandtschaft mit uns nicht gern zu erinnern, manche fürchten uns, beiläufig ohne vernünftigen Grund, und die vorige Königin der Niederlande war, obwohl die Tochter eines deutschen Fürsten — des Königs Wilhelm von Würtemberg —, eine der erbittertsten und rührigsten Gegnerinnen des Systems, unter welchem Deutschland einig und mächtig wurde.

Die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Preußen.

Von Karl Parey.

Salus reipublicae suprema lex esto.



In einer der bedeutenderen politischen Zeitungen waren neulich folgende Sätze zu lesen:

1. Das Wort „Verwaltungsgericht" enthält einen Widerspruch in sich selbst, denn eine Verwaltungsbehörde kann nicht richten, und ein Gericht kann nicht verwalten.

2. Die Verwaltungsgerichtsbarkeit ist ein modernes, lediglich aus theoretischen Erwägungen hervorgegangenes Produkt unpraktischer Gelehrsamkeit.

3. Auch in Fragen des öffentlichen Rechtes muß der sogenannte ordentliche Richter zuständig sein, sodaß für die Verwaltungsgerichte kein Raum weiter bleibt.

Diese drei Sätze müssen einer gesonderten Betrachtung schon deshalb unterzogen werden, weil sie durchaus verschiednen Ursprunges sind, denn der erste soll von einem großen Staatsmanne herrühren, wird aber wohl — wie am Schlusse dieser Betrachtung gezeigt werden soll — etwas anders gelautet haben oder doch etwas anders zu verstehen sein; der zweite ist ein Zusatz von Nichtkennern und bedarf in der Hauptsache der Berichtigung, und der dritte kann unter Umständen als eine Konsequenz des ersten angesehen werden, jedenfalls aber hat man seinen Ursprung in dem ersten zu suchen; beide stehen und fallen miteinander.

Der erste Satz beruht auf einer schlichten und natürlichen Wahrheit, welche nur durch eine langjährige Übung entgegenstehender Anschauungen verdunkelt worden ist. Diese Wahrheit entspricht — obwohl sie in unserm Zeitalter nicht mehr aufrecht zu erhalten ist — so sehr unsrer vaterländischen Geschichte und dem tiefeingewurzelten Rechtsbewußtsein der regierten Bevölkerung, daß ein Verständnis für das Wesen und die Aufgabe der Verwaltungsgerichte auch jetzt noch nur bei einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Sachverständigen gefunden wird. Vielfach hört man selbst von Leuten, denen man nach ihrer Lebensstellung wohl eine gute Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten zutrauen sollte, die Fragen aufwerfen: Was ist denn eigentlich ein Verwaltungsgericht, was sind das für Sachen, über welche dort Recht gesprochen wird, warum können denn diese nicht ebenfalls bei dem Amtsgerichte oder Landgerichte erledigt werden? und staunend steht der rechtsuchende Staatsbürger da, wenn ihm nach langwierigem Prozessiren eröffnet wird, daß er bei dem Amtsrichter

nicht an die richtige Thür gekommen sei, daß er kostenpflichtig abgewiesen werde und nun sein Heil bei dem Verwaltungsgerichte versuchen möge; und ebenso umgekehrt, wenn ihn der Verwaltungsrichter abweist mit dem „Anheimstellen," sich an den Amtsrichter oder an eine andre Behörde zu wenden, weil über die betreffende Frage der „ordentliche" Richter, beziehungsweise die Aufsichtsbehörde oder sonst eine Verwaltungsbehörde zu entscheiden habe. Dabei kommt es denn auch vor, daß sowohl der Amtsrichter als der Verwaltungsrichter oder sonst eine der vielen Behörden sich für zuständig oder für unzuständig erklären, und dann beginnt ein Verfahren zur Entscheidung dieses „Kompetenzkonfliktes," um mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit allein die Vorfrage zur Erledigung zu bringen, an welcher Thür der Rechtsuchende anklopfen müsse, um überhaupt erst in die Lage zu gelangen, daß über seine Angelegenheit ein Urteil gefällt werde. Dann erst beginnt der eigentliche, wirkliche Instanzenzug bis hinauf zum Reichsgericht oder dem Bundesamt für das Heimatswesen oder dem Oberverwaltungsgerichte, dem Oberlandeskulturkollegium, und wie sonst diese höchsten, sämtlich mit richterlichen Qualitäten ausgestatteten Behörden alle heißen mögen. Hierüber wird denn vielfach (und wohl auch nicht mit Unrecht) geklagt, und es ist denkbar, daß schon manchem Rechtsbedürftigen während der Suche nach dem zuständigen Richter die Neigung vergangen ist und auch die Mittel ausgegangen sind, den eigentlichen Prozeß anzufangen.

Zwar sind die durch die Vielgestaltigkeit der Gerichtsbehörden und durch die „Kompetenzsuche" verursachten Härten dadurch bereits gemildert, daß weder Kostenpauschquantum noch baare Auslagen erhoben werden, auch eine Erstattung der den Parteien erwachsenden Kosten nicht stattfindet, wenn sich in derselben Sache die zur Entscheidung im Verwaltungsstreitverfahren berufene Behörde und eine andre Verwaltungsbehörde für zuständig oder für unzuständig erklären, worüber das Oberverwaltungsgericht entscheidet. Zwar ist das Verfahren bei dem Gerichtshofe zur Entscheidung der Kompetenzkonflikte und bei den Konflikten in Disziplinarsachen gebühren- und stempelfrei, auch werden baare Auslagen nicht erstattet und eine Erstattung der den Parteien erwachsenden Kosten findet nicht statt, auch sind diese Bestimmungen auf die Konflikte zwischen den ordentlichen Gerichten und den Auseinandersetzungsbehörden anwendbar. Allein einerseits enthalten diese Vorschriften ein Anerkenntnis der beklagten Härten, andrerseits erwachsen doch noch Kosten in den unteren Instanzen, und der mit der „Kompetenzsuche" verbundene Zeitverlust ist garnicht zu ersetzen.

Diese Übelstände empfindet aber keineswegs allein der Laie, sondern auch Rechtsanwälte und Richter zerbrechen sich die Köpfe, bevor sie zu einem Entschlusse über die Zuständigkeit dieser oder jener Behörde gelangen; und dickleibige Bücher liefern den Beweis, in welchen Kompetenzschmerzen sich selbst hochgelehrte Männer zu winden haben (vergl. z. B. das vortreffliche Werk von

Oppenhoff „Die preußischen Gesetze über die Ressortverhältnisse zwischen den Gerichten und Verwaltungsbehörden," Berlin, Georg Reimer, 1863). Solche Bücher sind dann, solange sie durch die rastlos weiterarbeitende Gesetzgebungsmaschine nicht überholt sind, die Rettungsanker, an welche sich der hilflose Beamte anklammert, wie in Sachen seiner Seele an das Evangelium, sodaß man die Aussprüche dieser Autoritäten von dem geltenden Rechte schließlich garnicht mehr unterscheidet. Das sind die thatsächlichen, von niemand in Abrede zu stellenden Resultate der Vervielfältigung der Gerichtshöfe, welche sich in der Praxis darstellen als eine endlose Kette von Streitigkeiten verschiedner gerichtlichen und Verwaltungsbehörden über ihre Zuständigkeit und Nichtzuständigkeit, während die Regierten hoffend und geduldig harrend vorläufig beiseite treten, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was ihretwegen da oben verhandelt wird.

Wenn unter solchen Umständen ein großer Staatsmann kraft seiner tiefern Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse des Vaterlandes und in die Bedürfnisse der Bevölkerung zu der Überzeugung und vielleicht (!) auch zu dem Wunsche gelangt, daß das Richten nur dem Richter, das Verwalten nur dem Verwaltungsbeamten zustehen möchte, so ist das wohl begreiflich; jedoch es fragt sich, ob die sonstigen Verhältnisse des Landes dies gestatten. Wir glauben diese Frage verneinen zu müssen, kommen jedoch zunächst zur Prüfung der zweiten Behauptung, welche — dies muß ausdrücklich wiederholt werden — nicht aus derselben Quelle stammt, nämlich, daß die Verwaltungsgerichtsbarkeit ein modernes, lediglich aus theoretischen Erwägungen hervorgegangenes Produkt unpraktischer Gelehrsamkeit sei.

Wer das sagt, befindet sich in einem großen Irrtume, denn die Verwaltungsgerichtsbarkeit hat eine Entstehungsgeschichte, die lediglich auf Thatsachen zurückweist, welche mit der Gelehrsamkeit nichts zu thun haben. Wenn die Gelehrten es später und namentlich in neuerer Zeit zur Ausbildung und Durchführung eines richtigen Prinzips unternommen haben, diesen Thatsachen einen wissenschaftlichen Mantel umzuhängen und ihnen gleichsam den Doktorhut aufzusetzen, so war dies teils unumgänglich notwendig, teils ändert dies nichts an dem Ursprunge der Verwaltungsgerichtsbarkeit, welcher in den verschiednen Ländern ein grundverschiedner ist.

Diese Verschiedenheiten und die daraus zu folgernden Abweichungen sind, zur Vermeidung von Irrtümern, sorgfältig zu beachten, denn es wäre z. B. durchaus unrichtig, wenn man die Verwaltungsgerichtsbarkeit, wie sie sich in Brandenburg-Preußen rechtsgeschichtlich entwickelt hat, als eine Nachahmung der französischen Verwaltungsgerichtsbarkeit ansehen, oder wenn man auch nur diese beiden mit einander vergleichen wollte. Sie haben weder nach ihrer Entstehung noch nach ihrer heutigen Gestaltung irgendwelche Ähnlichkeit, wenn sie auch beide schließlich darauf hinauskommen, daß die Zuständigkeiten des „ordent-

lichen"*) Richters dadurch geschmälert werden, daß ihm ein Teil seiner ihm von Natur zukommenden Befugnisse thatsächlich entzogen ist. Die Gründe für diese Entziehung sind aber in beiden Ländern durchaus von einander verschiedene.

In Frankreich ist die heutige Verwaltungsgerichtsbarkeit der Abkömmling einer illegitimen Schwester der ordentlichen Gerichtsbarkeit. Jene Schwester ist aber nicht etwa ein Kind der französischen Revolution, sondern sie ist älter, nämlich schon ein Sprößling des absoluten Königtums mit dem Motto: L'état c'est moi. Gewährsmann für diese Behauptung ist ein Franzose, Alexis de Toqueville, welcher in seinem vortrefflichen Werke L'ancien régime et la révolution (Paris 1857) etwa folgendes sagt (Kap. 4):

In keinem Lande waren die ordentlichen Gerichte von der Regierung unabhängiger als in Frankreich. Der König hatte nicht den geringsten Einfluß auf die amtliche Laufbahn der Richter, denn er konnte sie nicht entlassen, nicht versetzen und in den meisten Fällen auch nicht zu höheren Stellen befördern. Weder Ehrgeiz noch Furcht machten die Richter abhängig, aber diese Unabhängigkeit erschien nicht vereinbar mit den Bedürfnissen des absoluten Königtums, sie wurde also unbequem, namentlich in Angelegenheiten, bei denen die königliche Macht unmittelbar interessirt war. Man schuf deshalb für solche Angelegenheiten besondre Tribunale, welche aus abhängigen Richtern zusammengesetzt und den Unterthanen gegenüber mit dem Schein der Gerechtigkeit umgeben waren. Den ordentlichen Gerichten aber wurden die betreffenden Angelegenheiten entzogen.

Diese évocations waren der erste Schritt auf dem Wege, welchen man einschlug, um die Zuständigkeiten der ordentlichen und unabhängigen Gerichte einzuschränken.

In Deutschland war eine derartige Maßregel zu derselben Zeit nicht geboten, weil die Richter garnicht das Maß von Unabhängigkeit besaßen wie in Frankreich, es gab demnach auch dort keine Verwaltungsgerichte, in Frankreich aber bildete sie sich immer mehr aus. Bei jeder neuen Regierungsmaßregel wurde, wenn dies im Interesse des Königs lag, bestimmt, daß etwaige Streitigkeiten von dem Intendanten, in höherer Instanz von dem königlichen Rate entschieden werden sollten, den ordentlichen Gerichtshöfen wurde durch eine stehende Formel geradezu verboten, von diesen Angelegenheiten Kenntnis zu nehmen. Was anfangs nur als eine Ausnahme galt, wurde bald zur Regel, die Thatsache verwandelte sich in Theorie.

Nicht in den französischen Gesetzen, sondern in den Köpfen derer, die diese Gesetze handhabten, faßte die Staatsmaxime Wurzel, daß alle Rechtsstreitigkeiten, mit denen ein öffentliches Interesse verknüpft ist oder bei denen es auf die Auslegung einer Verwaltungsverordnung ankommt, nicht vor das Forum des ordentlichen Richters gehören, daß diesem vielmehr nur die Befugnis zustehe, über privat-

*) Charakteristisch genug ist der noch heute in voller Geltung stehende Ausdruck „ordentlicher Richter," als ob alle Verwaltungs- und sonstigen Richter keine ordentlichen wären. Dies soll damit zwar nicht gesagt sein, allein es findet darin doch die Volksüberzeugung ihren Ausdruck, daß die eigentliche Rechtsprechung nur dem Richter κατ' ἐξοχήν gebühre. Vielleicht ließe sich für den „ordentlichen" Richter jetzt eine andre allgemein gebräuchliche Bezeichnung schaffen.

rechtliche Streitigkeiten Entscheidung zu treffen. Für diese Ideen des alten französischen Staates hat dann eine spätere Zeit ein bestimmtes Verfahren geschaffen und dafür die geeigneten Formeln gefunden.

So wurden alle Streitfragen, welche bei der Steuererhebung vorkamen, dem Intendanten und dem königlichen Rate zur Entscheidung überwiesen, ferner diejenigen, welche auf die Polizei des öffentlichen Fuhrwesens, auf die Landstraßen, die Flußschifffahrt, überhaupt auf alles, wobei eine öffentliche Behörde beteiligt war, Bezug hatten.

Bei dem Bestreben der Intendanten, diese Ausnahmegerichtsbarkeit immer weiter auszudehnen, gelangte man bald zu dem Grundsatze, daß nur der ordentliche Richter bei seiner Rechtsprechung an feste Regeln gebunden sei, daß dagegen der Verwaltungsrichter das Recht habe, diese Regeln aus Zweckmäßigkeitsrücksichten zu umgehen. Diesem Grundsatze entsprechend zogen die französischen Verwaltungsgerichte Prozesse an sich, welche durch ein beinahe unsichtbares Band an die Verwaltung geknüpft waren, oder welche unzweifelhaft mit derselben keinen Zusammenhang hatten. Ein Adlicher, welcher mit seinem Nachbar im Prozeß lag und sich mit der Entscheidung des ordentlichen Richters nicht zufrieden geben wollte, beantragte ganz einfach die Evokation dieser Sache. Seinem Antrage wurde entsprochen mit der Begründung, Se. Majestät der König von Frankreich könne jede Streitsache, wenn es sich dabei auch um Privatrechte handle, welche zum Ressort des ordentlichen Richters gehörten, überhaupt jede beliebige Angelegenheit den Verwaltungsgerichten zur Entscheidung überweisen, ohne zur Angabe von Gründen verpflichtet zu sein. Personen aus dem Volke, welche die öffentliche Ordnung gewaltsam störten, wurden dem Intendanten oder dem Marschallsgerichte (maréchaussée, berittene Polizei) behufs der Aburteilung zugeführt, und dies geschah namentlich bei den Tumulten, welche durch die hohen Kornpreise hervorgerufen wurden. In solchen Fällen improvisirte der Intendant einen Gerichtshof, welcher aus Personen bestand, die von ihm selbst gewählt waren, und trat damit als Strafrichter in Thätigkeit. Die Angeklagten wurden von diesen französischen Ausnahmegerichten zur Galeerenstrafe und zum Tode verurteilt, ja es fanden derartige Kriminalprozeduren sogar noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts häufig statt.

Die modernen französischen Juristen haben diese Erscheinungen, welche sich unter dem alten Regime zeigten, als eine Errungenschaft der Revolution und als Trennung der Justiz von der Verwaltung bezeichnet, es ist dies jedoch ein geschichtlicher Irrtum und dabei nicht zu übersehen, daß die richterliche Gewalt im alten französischen Staate die natürliche Sphäre ihrer Machtvollkommenheit nach der einen Seite überschritt, nach der andern nicht vollständig ausfüllte. Denn bald war es ihr gestattet, Verwaltungsverordnungen zu erlassen, bald beschränkte man ihre Befugnis zur Entscheidung von Prozessen. In ersterer Beziehung hat der moderne französische Staat Abhilfe geschaffen, die Justiz aus der Verwaltung vertrieben; was jedoch das Eindringen der Verwaltung in die Justiz betrifft, so ist es im modernen französischen Staate dabei verblieben, als ob die Vermengung der Gewalten hier nicht ebenso gefährlich wäre wie dort. Ja die Einmischung der Verwaltung in die Justiz ist sogar viel gefährlicher als die Einmischung der Justiz in die Verwaltung, denn diese schadet nur den Geschäften, jene aber verdirbt die Menschen und macht dieselben zugleich revolutionär und servil.

In einer der in Frankreich seit sechzig Jahren „auf ewige Zeiten" eingeführten neun oder zehn Verfassungen ist gesagt, daß kein Verwaltungsbeamter von dem ordentlichen Richter verfolgt werden könne, wenn nicht vorher eine Ermächtigung

dazu erteilt worden sei. Diese Bestimmung ist so schön ausgedacht, daß sie alle Revolutionen überdauert hat; man hat sie, als die betreffende Verfassung beseitigt wurde, unter den Trümmern hervorgezogen und stets sorgfältig behütet. Daher kommt es, daß man dies Vorrecht der französischen Beamten als eine Errungenschaft der Revolution von 1789 zu betrachten pflegt, obwohl auch dies auf einem Irrtume beruht, denn schon unter der alten Monarchie war man kaum weniger als heute darauf bedacht, den Beamten die Unannehmlichkeit zu ersparen, gleich jedem schlichten Bürger über ihre Handlungen vor Gericht Rechenschaft abzulegen. Der einzige erhebliche Unterschied zwischen sonst und jetzt ist in Frankreich nur der, daß die Regierung vor der Revolution ihre Beamten durch ungesetzliche und willkürliche Maßregeln deckte, während nach der Revolution die französischen Beamten das Gesetz gesetzmäßigerweise verletzen können.

Wenn die Gerichtshöfe der alten französischen Monarchie einen königlichen Beamten verfolgen wollten, so trat in der Regel der königliche Rat mit einem Beschluß dazwischen, durch welchen der Angeschuldigte seinem Richter entzogen und vor eine von dem Rate ernannte Kommission verwiesen wurde, denn — so schrieb damals ein Rat des Königs — ein in dieser Weise angeklagter Regierungsbeamter hätte bei dem ordentlichen Richter eine vorurteilsfreie Beurteilung nicht gefunden, und dadurch würde die Autorität des Königs von Frankreich bloßgestellt werden.

Solche Evokationen waren in Frankreich an der Tagesordnung, sie betrafen aber nicht allein höhere Beamte, sondern auch die niedriggestellten, wenn sie nur überhaupt in irgendeinem losen Zusammenhange mit der Regierung standen. So wurde ein bei dem Brücken- und Straßenbauamte angestellter Aufseher von einem Arbeiter wegen Mißhandlung verklagt, jedoch der königliche Rat evozirte die Sache, nachdem der Oberaufseher ein Gutachten dahin abgegeben hatte, daß die Verwaltung durch derartige Prozesse nur gestört und die öffentliche Abneigung gegen die Beamten dadurch nur gefördert werde. Es sei deshalb im Interesse der Verwaltung der Brücken und Straßen dringend zu empfehlen, daß die ordentlichen Gerichte dergleichen Klagen der Arbeiter gegen die Aufseher nicht annähmen, wenn auch das Verhalten des Beamten im vorliegenden Falle nur getadelt werden könne.

In einem andern Falle hatte ein königlicher Baubeamter aus dem Acker eines Privatmannes widerrechtlich Baumaterialien entnommen, jedoch der Intendant berichtete darüber an seine Vorgesetzten, es empfehle sich nicht, die Verfolgung dieser That ordentlichen Gerichten zu überlassen, denn deren Grundsätze würden sich niemals mit denen der Verwaltung vertragen.

Genau ein Jahrhundert ist es her — so schließt Toqueville seine Betrachtung —, daß diese Zeilen geschrieben wurden, es ist aber, als ob die Beamten, welche sie schrieben, unsre Zeitgenossen gewesen wären.

Auf welchem Standpunkte die heutige französische Verwaltungsgerichtsbarkeit steht, ist von deutschen wissenschaftlichen Autoritäten*) sorgfältig beschrieben worden, es ist aber doch auch interessant, einmal zu sehen, wie ein sachverständiger Franzose seine vaterländische Verwaltungsgerichtsbarkeit beurteilt.

*) Siehe v. Sarwey, Das öffentliche Recht und die Verwaltungsrechtspflege, S. 187 ff.; Krais, Bairisches Gesetz betreffend die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes vom 8. August 1878, S. 17.

Es giebt darüber ein kleines, merkwürdiges Buch,*) in welchem auf echt französische Weise Anleitung zu geben versucht wird, wie ein guter Vater es anfangen müsse, um seinen Sohn schon in der Jugend zum Politiker zu erziehen. Zu diesem Zwecke sollen ihm vor allem die richtigen Begriffe über Gesetz und Recht beigebracht werden, und dabei kommt denn auch die Unterhaltung (das Ganze ist in die Form eines Gespräches zwischen Vater und Sohn eingekleidet) auf die tribunaux administratifs, welche dem zwölfjährigen Jungen deshalb auffallend vorkommen, weil doch nach den ihm bereits beigebrachten Grundbegriffen zufolge der Teilung der Gewalten die Gerichte allein die Gesetze anzuwenden hätten, mithin ausschließlich mit dieser Anwendung (application) zu betrauen seien. Darauf antwortet der Vater: „So wie du, denken in dieser Beziehung viele, und ich wage auch nicht zu behaupten, daß dieser Gedanke ein unrichtiger sei. Allein in Frankreich haben wir eine Verwaltungsjustiz, man überträgt eben der Verwaltung die Entscheidung der Fragen, welche die Verwaltung interessiren." Als hierauf der naseweise Junge antwortet, das komme ihm so vor, als ob er von dem Garten seines Bruders ein Stück Land annektiren und den infolge dessen entstandenen Zwist allein entscheiden wollte, bemerkt der Vater: „Dein Urteil über die Verwaltungsjustiz ist zu strenge! Denn du urteilst in dem angeführten Falle in eigner Sache, wogegen unsre Verwaltungsbehörden doch uneigennütziger (plus désintéressés) und unparteiischer (plus impartiaux) sind [der Komparativ ist bezeichnend!]. Mit einem Worte, wenn man der richterlichen Gewalt die Rechtsprechung in Verwaltungsangelegenheiten übertragen hätte, würden da die Gerichte nicht geneigt sein, in diejenigen Rechte Eingriffe zu thun, welche der Verwaltung ausschließlich vorbehalten werden müssen?" — „Woran erkennt man denn aber — lautet die Gegenfrage —, daß eine Sache zur Verwaltungsjustiz gehört?" Antwort: „Ja das sind delikate Kompetenzfragen, über welche sich die Tribunale zuweilen täuschen. Man hat sogar zur Entscheidung dieser Fragen einen obersten Gerichtshof eingesetzt, das ist das tribunal des conflits, welches aus Staatsräten und Kassationsgerichtsräten zusammengesetzt ist. Im nächsten Jahre wollen wir das einmal näher betrachten, du wirst dann sehen, daß die Präfekten und die Minister gleichzeitig Verwaltungsrichter sind, daß der Staatsrat in Verwaltungsangelegenheiten eine Art von Kassationshof darstellt, vor welchen die Rekurse wegen Unzuständigkeit oder Übergriffe (excès de pouvoir) gebracht werden. Ich werde dir dann auch sagen, was man unter der Rolle des Rechnungshofes versteht." — „Na, ich sehe es schon kommen — unterbricht ihn der Junge —, da wird wohl mein schönes

*) La vocation d'Albert, leçons d'un père à son fils sur la constitution et la loi, par Maxime Lecomte, docteur en droit, avocat a la cour d'appel d'Amiens, professeur de droit commercial a la société industrielle etc. Paris, G. Pedone-Lauriel, 13 rue soufflot. Die Jahreszahl ist nicht angegeben, der Inhalt läßt aber erkennen, daß das Werkchen aus der Zeit der neuesten Republik stammt.

Palais de Justice einen Anbau (bâtiment annexe) erhalten mit der Inschrift auf der Fahne (drapeau): Justice administrative.

Das zeigt nicht gerade von hoher Ehrfurcht vor einer staatlichen Einrichtung, aber das Urteil ist vollkommen gerecht, denn die französische Verwaltungsgerichtsbarkeit ist eine Mißgeburt, und alle Versuche, derselben eine schöne Gestalt zu geben, sind gescheitert. Wären viele heutige Franzosen nicht von dem Irrwahn befangen, daß ihre Verwaltungsgerichtsbarkeit als eine Errungenschaft der Revolution gepflegt werden müsse, so würden sie sich von ihrem Landsmann Toqueville belehren lassen und würden längst auf den ursprünglichen natürlichen Standpunkt zurückgekehrt sein und dem ordentlichen Richter auch die Rechtsprechung in Sachen des öffentlichen Rechtes wieder übertragen haben, denn es steht einer solchen Rückkehr in Frankreichs nichts entgegen.

Vollständig abweichend von der Entstehungsgeschichte der Verwaltungsgerichtsbarkeit in Frankreich ist diejenige der ähnlichen Einrichtungen in Deutschland, insbesondre in Brandenburg-Preußen.

Hier lag, wie dies auch Toqueville ausdrücklich erwähnt, gar keine Veranlassung vor, den ordentlichen Richter seiner Zuständigkeiten zu berauben, denn schon die askanischen Markgrafen sahen die Richter ebenso an wie alle übrigen Beamten, deren Einsetzung und Absetzung vollständig dem Belieben des Landesherrn überlassen war.*) Erst später, als die im öffentlichen Rechte vorherrschende privatrechtliche Anschauung zur Veräußerlichkeit und Vererblichkeit der Staatsämter und insbesondre des Richteramtes führte, wurde der reine Beamtenstaat untergraben, um einer sich langsam, aber sicher entwickelnden, auf dem ständischen Prinzip beruhenden Staatsverfassung Platz zu machen. Allein die Erinnerung an die ehemalige verfassungsmäßig und geschichtlich begründete unumschränkte Macht der Landesherren blieb doch lebendig, und dies erklärt jene erbitterten Kämpfe zwischen den Vertretern des ständischen und des monarchischen Prinzips, welchen erst mit der Errichtung der stehenden Heere ein Ende gemacht wurde. Der alte, auf rein monarchischer Grundlage beruhende Beamtenstaat wurde wiederhergestellt, und damit das ursprünglich geltende öffentliche Recht. Das letztere hatte aber während der langen ständischen Herrschaft eine auf Gewohnheitsrecht beruhende Gestalt angenommen, während das Privatrecht unter dem Einflusse des römischen Rechtes zu einer von dem öffentlichen Rechte abgesonderten Wissenschaft geworden war. Der fortdauernden Anwendung des reinen Privatrechtes durch die angestellten Richter stand auch kein Hindernis entgegen, dagegen stellten sich bei der Anwendung des neuentstandenen öffentlichen Rechtes bald erhebliche Schwierigkeiten heraus, weil die auf ständischen Anschauungen beruhenden Gewohnheitsrechte mit den Grundsätzen der wieder erstarkten Monarchie nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Die auf

*) Vergl. Conrad Bornhak, Geschichte des preußischen Verwaltungsrechtes. Berlin, 1884.

dem Rechte der Eroberung beruhenden und in derselben Weise durch die Belehnung auf die Territorialherren übergegangenen Hoheitsrechte, welche jetzt noch im allgemeinen Landrechte aufgezählt werden, waren durch die Mitwirkung der Stände bei der Ausübung dieser Rechte stark beeinträchtigt und verdunkelt worden, sodaß sie den Anforderungen der bewegten Zeit nicht mehr genügten und der Monarch sich genötigt sah, das Steuer des Staatsschiffes selbst und ohne Mitwirkung der Stände mit kräftiger Hand zu ergreifen, wenn dasselbe nicht sinken und die Bemannung nicht rettungslos verderben sollte. Es war mithin ein hohes Verdienst um das der Gefahr des Unterganges ausgesetzte Vaterland und ein Akt der Notwehr im Interesse des allgemeinen Wohles, wenn der Landesherr in die Befugnisse der lediglich in seinem Namen und in seinem Auftrage arbeitenden Richter eingriff, da diese ihre einmal eingelernte Wissenschaft mit den Forderungen der Zeit nicht in Übereinstimmung zu bringen vermochten und als gewissenhafte Gelehrte auch nicht wohl konnten. Es war ein tragischer Konflikt, in welchen die damaligen Gerichte, denen auch ständische, d. h. von den Ständen erwählte Beisitzer angehörten, gerieten, wenn sie in Sachen des öffentlichen Rechtes ein Urteil sprechen sollten; denn wollten sie nach dem bestehenden Rechte urteilen, so konnten sie den Anforderungen des monarchischen Prinzips nicht Rechnung tragen, wollten sie aber das letztere, so verletzten sie wieder das auf der ständischen Verfassung beruhende Recht. Unter diesen Umständen blieb garnichts weiter übrig, als für die Angelegenheiten des öffentlichen Rechtes besondre Gerichtshöfe einzusetzen, wobei auch den ordentlichen Gerichten keinerlei wohlerworbene Rechte entzogen wurden. Während die französischen Evokationen sich als Gewaltakte und Willkürlichkeiten darstellten, fehlte es in Brandenburg-Preußen zur Substantiirung einer gleichen Anklage an dem objektiven Thatbestande, weil nichts vorhanden war, was zu „rauben" gewesen wäre. Dem Landesherrn allein gebührte die Einsetzung der Richter und die Bestimmung der Zuständigkeiten derselben, und es war ihm nach dem geltenden Staatsrechte unbenommen, für gewisse Rechtsgebiete auch besondre Richter und Gerichtshöfe zu bestimmen. Während die französischen Evokationen lediglich die Erweiterung der königlichen Macht bezweckten und zur Unterdrückung des Volkes führen mußten, hatten die ähnlichen Maßnahmen der brandenburgisch-preußischen Monarchen, in direktem Gegensatze dazu, nur das Wohl des Volkes, die Befreiung desselben von dem unleidlich gewordenen Drucke der Stände zum Ziele. Während in Frankreich das Volk mit Furcht und Grauen auf die königlichen Ausnahmegerichte blickte und sich nach dem Ausspruche des gesetzlich allein berechtigten Richters sehnte, flüchtete das hartbedrängte brandenburgisch-preußische Volk mit Freuden und mit berechtigtem Vertrauen unter die Fittige des mächtigen Adlers, um gegen die Verfolgungen kleiner, selbstsüchtiger und liebloser Tyrannen Schutz zu finden.

Um diesen Schutz zu ermöglichen, mußten zunächst und bis zu einer zeitraubenden, schwierigen, aber doch unaufschiebbaren, gesetzlichen Regelung des öffentlichen Rechtes eine Scheidung zwischen Gerichten des Privatrechtes und des öffentlichen Rechtes vorgenommen werden.

Und mit welcher außerordentlichen Sorgfalt wurde hierbei zu Werke gegangen! Denn schwierig genug war es oft, die Fragen des öffentlichen Rechtes von denen des Privatrechtes zu scheiden, namentlich deshalb, weil im Einzelfalle beiderlei Arten von Recht ineinandergriffen, eine Sonderung durch eine allgemeine Regel mithin garnicht möglich war. Es ist dies ein Umstand, über welchen sich unsre Gelehrten noch heute vergebens streiten, wie man dies bei der Beratung der neuen Verwaltungsgesetze in den Häusern des Landtages beobachten konnte. Weil die zur Auffindung einer Grenze zwischen Justiz und Verwaltung angestellten Versuche nicht gelingen wollten und konnten, so klagte man laut über „Systemlosigkeit,“ als ob das Heil der Welt einzig und allein in „Systemen“ zu suchen wäre. Mögen die Gelehrten nur ruhig weiter darüber deliberiren, das schadet ja nichts, nützt freilich auch nichts, denn die Schöpfer des preußischen Verwaltungsrechtes hatten sicherlich kein „System“ vor Augen, sondern einzig und allein ein durchaus berechtigtes Prinzip, und zwar dasjenige der Aufrechterhaltung und Durchführung der Majestäts- und Hoheitsrechte zum Besten des allgemeinen Wohles. Wo diese Rechte mit den subjektiven Ansprüchen der Regierten in Kollision kamen, da sollten eben nicht die ordentlichen Gerichte, sondern die mit den erforderlichen Kenntnissen besser ausgestatteten Verwaltungsbehörden an Stelle der Gerichte entscheiden. Dazu waren sie auch sehr wohl geeignet, weil man damals von den Mitgliedern der Verwaltungsbehörden die Aneignung derselben Kenntnisse verlangte wie von den Mitgliedern der Justizkollegien, und ebenso denselben Grad von Unabhängigkeit und Objektivität, wie dies später in einer, weiter unten noch zu erwähnenden Kabinetsordre ausdrücklich betont wurde.

Die hiernach aus dem Ressort der Gerichte auszuscheidenden Fälle in ein System zu bringen war ganz unmöglich, jeder Versuch dazu erschien jenen praktischen Staatsmännern auch wohl zu schwierig, zu doktrinär und deshalb überflüssig, man griff also zu dem einfachsten aller Mittel, indem man eine Art Liste der betreffenden Fälle aufstellte, und das ist die älteste Zuständigkeitstabelle für die Verwaltungsbehörden. Darauf beruht auch die vielfach umstrittene positiv- oder negativ-kasuistische Methode oder, wie man in Baiern sagt, die Enumerationsmethode, ein einfaches Ding, welches dem Laien nur wegen dieser halsbrechenden Bezeichnungen dunkel und schwierig erscheint.

Vollständig durchgeführt ist übrigens weder das vorstehend gedachte Prinzip noch die kasuistische Methode, denn auch die ordentlichen Gerichte haben noch mit Verwaltungssachen und Angelegenheiten des öffentlichen Rechtes zu thun (Vormundschafts-, Grundbuch-, Gefängnis-, Justizverwaltung, Strafrechtspflege),

ferner sind mehrere rein privatrechtliche Angelegenheiten (Vorflutsachen, Armenstreitsachen) den Gerichten aus Zweckmäßigkeitsrücksichten entzogen, und endlich gehört zu den Zuständigkeiten der Verwaltungsbehörden und jetzt der Verwaltungsgerichte vieles, was garnicht ausdrücklich, sondern nur implicite in ihrer Liste steht. Auf diesen letztern Umstand wird der aufmerksame Leser der Entscheidungen des königlichen Oberverwaltungsgerichtes vielfach hingewiesen.

(Schluß folgt.)



Die Stadt Banausos.

iemals haben wir den Mangel eines ordentlichen Unterrichtes in den „Realien" so schwer empfunden wie heute. Hätten wir statt eines Gymnasiums eine jener Anstalten besucht, wo ordentlich Geographie gelehrt wird, so wüßten wir, wo Banausos liegt. Möchte nur schnell das neulich vorgeschlagene Rezept (Pädagogisches Archiv XXVI, S. 597) ausgeführt werden, damit wenigstens der nächsten Generation die Segnungen nicht vorenthalten werden, die uns gefehlt haben. Dort wird nämlich von sachkundiger Seite folgendes gesagt:

„Leider ist in gewissem Sinne Deutschland schon den Reichslanden vorangegangen, denn hier sind ja die Lateinschulen (Rektorschulen) der kleinen Städte die Brutstätten der Gymnasien und Progymnasien gewesen, die wir nun in solcher Fülle oder Überfülle haben. Man zerstöre diese Brutstätten, indem man anordnet, »in den kleinen höheren Schulen dürfen die alten Sprachen nicht obligatorisch sein, sie werden nur fakultativ gelehrt gegen ein erhöhtes Schulgeld, das man gern ganz besonders Begabten, die mittellos sind, erlassen mag.« Damit bahnt man der lateinlosen Realschule den Weg, die allerdings für viele Örter den Bedürfnissen weit besser entspricht als ein Progymnasium, mag es nun humanistisch oder realistisch sein."

Hier ist uns infolge mangelhafter „realer" Bildung vieles fremdartig; wir nennen Städte nicht „Örter," sondern „Orte," wir rechnen Elsaß und Lothringen zu Deutschland, und wir lieben die krummen Wege nicht, auf denen durch höhere Bezahlung eines bestimmten Unterrichtsgegenstandes derselbe aus der Schule verbannt und ihr ganzer Charakter verändert werden soll. Doch um auf Banausos zurückzukommen, so wird in derselben Nummer (9, 10) des „Archivs" (S. 613) aus dem zweiten Hefte der Mitteilungen an die Mitglieder des Allgemeinen deutschen Realschulmännervereins, zusammengestellt vom Oberlehrer Dr. Hilmer in Goslar, nachstehendes mitgeteilt:

„Aus der Rektoratsrede des Herrn Professor Ad. Kirchhoff wird dessen Klage hervorgehoben, daß das Banausiertum immer mehr eindringe in das Studium der alten Philologie. Da auch Professor Dr. von Schulte in Bonn dieselbe Klage erhebt in bezug auf das Studium der Jurisprudenz, so wird durch diese beiden Gelehrten Herr Professor A. W. Hofmann in Berlin widerlegt, der die Zulassung der Realschulabiturienten zum Universitätsstudium für das in demselben hervortretende Banausiertum verantwortlich machen wollte, denn alte Philologie und Jurisprudenz sind ja den Realschulabiturienten verschlossen."

Keinem wird die unwiderlegliche Schärfe dieser Beweisführung entgehen. Sachlich haben wir nur zu bemerken, daß „Banausier" offenbar von einer Stadt Banausos (oder Banauson) herkommt, hier also nicht etwa jene griechischen Banausen gemeint sind, von denen es im Aristotelischen „Staate" (8, 2, 1) heißt: „Für banausisch ist jede Thätigkeit, Kunst oder Wissenschaft anzusehen, welche den Körper, die Seele oder den Verstand freier Männer zur Ausübung der Tugend unfähig macht. Darum nennt man derartige Künste banausisch, soweit sie den Zustand des Leibes verschlechtern."

Und zu dieser unsrer geographischen Unwissenheit kommt noch ein zweites Unglück. Wir können die Rede Kirchhoffs, auf die sich der Verfasser bezieht, nicht finden. Unmöglich kann nämlich die schöne Rektoratsrede aus dem Jahre 1883 gemeint sein, in welcher der große Gelehrte, der zwanzig Jahre Gymnasiallehrer gewesen war, ehe er in seine jetzige Stellung überging, seine durch lange Jahre ernster Arbeit gewonnene Überzeugung in folgenden Sätzen (S. 12) zusammenfaßt.

„Zunächst ist der Versuch gemacht worden, dem anerkannten Bedürfnis in der Form zu genügen, daß man neben dem alten Bildungsideal ein zweites neues aufgestellt und zu seiner Verwirklichung eine besondre Art höherer Schulen organisirt hat, in denen unter Eliminirung des Griechischen und teilweiser oder gänzlicher Beseitigung des Lateinischen der Unterricht in der Mathematik und den Naturwissenschaften neben dem in den Sprachen der modernen Kulturvölker als hauptsächliches Bildungsmittel zur Anwendung gelangt, und welche gegenüber den alten Gymnasien als Realschulen, neuerdings als Realgymnasien, charakterisirt zu werden pflegen. Demgemäß werden unter staatlicher Autorität der Nachfrage des beteiligten Publikums zwei Sorten von Bildung offerirt, zwischen denen es nach Belieben seine Auswahl treffen kann; zwischen beiden und ihren Vertriebsanstalten wogt der Kampf der Konkurrenz, angeblich um Gleichberechtigung, in Wirklichkeit, bewußt oder unbewußt, um Alleinherrschaft, wenigstens von der einen Seite; denn das Neue hegt, wie immer, übertriebene Vorstellungen von der eignen Vortrefflichkeit und hat die Energie der Offensive für sich. Es ist indessen einleuchtend, daß dieser Dualismus auf Kriegsfuß keinen normalen Zustand darstellt, sondern lediglich ein Übergangsstadium

sein kann, aus welchem zu dauernden, normalen, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Verhältnissen erst zu gelangen ist: diejenige allgemeine Geistesbildung, durch welche die Jugend der führenden Stände der Nation für die Aufgaben des Lebens innerhalb und außerhalb des Staatsdienstes vorbereitet werden soll, kann naturgemäß und im Interesse des Wohles der Gesamtheit nur eine einzige und einheitliche sein, und die Organisation derjenigen Schulen, welche diese Bildung zu vermitteln bestimmt sind, muß und wird darum ebenmäßig eine einheitliche sein oder wieder werden, man möge ihnen einen Namen geben, welchen man wolle; nur die Beschaffenheit dieser Organisation in Ansehung der in Anwendung zu bringenden Bildungsmittel und der Art und des Maßes ihrer Anwendung kann vernünftigerweise ein Gegenstand der Erwägung oder des Streites sein. Zu sagen, welches das Endergebnis nach dieser Richtung in Wirklichkeit sein wird, müßte ich ein Prophet sein: ich kann allein meine subjektive Überzeugung dahin aussprechen, daß, solange im Geistesleben unsers Volkes ein Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit nicht eingetreten sein wird, und solange es als ein Erfordernis der allgemeinen nationalen Bildung zu gelten haben wird, daß der sich gebildet Nennende und wirklich Gebildete mit Bewußtsein in dem Zusammenhange des historischen Lebens seines Volkes stehe, die höheren Schulen bei uns, sagen wir die Gymnasien, die alten Sprachen, im besondern auch das Griechische, zu ihren Unterrichtsgegenständen zu zählen haben werden, und daß es sich allein darum handeln kann, die Beschäftigung mit ihnen in das richtige Verhältnis zu den übrigen Disziplinen und deren berechtigten Anforderungen zu bringen. Und daß es bei gutem Willen gelingen könne und werde, einen passenden modus vivendi zu finden, ist mir nicht zweifelhaft."

Daß diese Sätze Kirchhoffs den Nagel auf den Kopf treffen, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden. Das wunderbarste an der Sache ist, daß es den Realschulen garnicht einfällt, auf das Griechische zu verzichten, wie man z. B. aus ihren mit Vorliebe dem griechischen Altertume entnommenen deutschen Aufsätzen ersieht. Thäten sie dies, so würde man die Behauptungen ihrer Vorkämpfer überhaupt erst verstehen und mit ihnen rechnen können. Nein, das Griechische soll nur nicht als Sprache gelernt, das heißt, der im griechischen Altertum vorhandne Bildungsstoff soll in bequemerer Weise zugänglich gemacht werden als durch Erlernung der Sprache, oder mit andern Worten, es wird der Kampf gegen jede wissenschaftliche historische Bildung geführt.

Die Folgen davon führt Kirchhoff kurz (S. 14) so aus: „Ich begnüge mich zu konstatiren, daß auf dem Gebiete gewisser den meinigen verwandter Disziplinen sich ein Notstand fühlbar zu machen beginnt, indem z. B. sprachwissenschaftlichen Vorträgen aus der völligen Unkenntnis des Griechischen bei einer unverhältnismäßig großen Anzahl ihrer Hörer ein störendes und unleidliches Hemmnis erwächst, welches durchaus in irgendeiner Weise beseitigt werden muß,

wenn nicht auf diesem Gebiete ein ungründliches Halbwissen Platz greifen soll, welches weder der Wissenschaft noch dem Leben frommen und dem deutschen Namen keine Ehre machen kann."

Wir lassen dahingestellt, ob diesem Übel durch den in der anfangs erwähnten ersten Abhandlung des „Archivs" gemachten Vorschlag (S. 588) abgeholfen werden kann, den Abiturienten der höheren Schulen mit neunjährigem Kursus, gleichviel ob Gymnasium oder Realschule, den Eintritt für alle Fakultäten zu gestatten. Der Verfasser jener Abhandlung ist überzeugt davon; „denn, sagt er, der Einzelne wird schon dafür sorgen, daß er lernt, was ihm etwa noch fehlt (sic!). Der Arbeitssinn und der sittliche Ernst auf der Universität können dabei nur gewinnen."

Nun wäre es ja immerhin möglich, daß von Herrn Dr. Hilmer auf eine andre Stelle der Kirchhoffschen Rede (S. 16) Bezug genommen wäre, in welcher es heißt: „Die Erfahrung lehrt, daß heutzutage eine große Anzahl, wenn nicht die Mehrzahl, der jungen Philologen, welche sich später dem Lehramt zu widmen beabsichtigen, ihre Studien auf der Universität damit beginnt, daß sie sich ein gedrucktes Exemplar der Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Schulamtes beschafft und zur Richtschnur ihrer Studienordnung nimmt." Wenn ein derartiges Gebahren weiterhin als „banausisch" bezeichnet wird, so ist ja ganz klar, daß durch die Erfüllung der Postulate des Herrn Dr. Hilmer diesem Mangel an Idealismus abgeholfen werden würde. Denn derselbe hat (S. 612) „darauf hingewiesen, wie die neuerliche Umgestaltung unsrer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse dahin dränge, denjenigen, welche in die leitenden Kreise der Gesellschaft eintreten, schon in der Schule ein Verständnis der neuzeitlichen Verhältnisse zu vermitteln."

In diesem Sinne ist Kirchhoff allerdings ein Bundesgenosse des Feindes der Einwohner von Banausos und wird sich gewiß mit uns der am Schlusse des Berichtes über den Hilmerschen Aufsatz (S. 615) geäußerten Hoffnung anschließen: „Es steht zu erwarten, daß, wenn der Verein fortfährt, in ebenso sachgemäßer Weise ohne Animosität einfach die Thatsachen zu registriren und deren Kenntnisnahme möglichst zu erleichtern und zu verallgemeinern, in nicht allzu ferner Zeit seinem unentwegten Ringen die Palme des Erfolges zuteil werden wird."



Anzengrubers Schandfleck.



ie Leni geht also nicht in die Stadt — darin besteht die Umarbeitung, der Anzengruber sein Werk unterzogen hat.*) Für diejenigen, welche ihn und diesen seinen ersten Roman kennen, ist mit dieser Mitteilung schon viel gesagt. Es ist merkwürdig, wie sehr dieser Dichter an den Boden, auf dem er es zu seiner nunmehr rückhaltlos anerkannten Bedeutung und seinen Erfolgen als Dramatiker gebracht hat, gebunden ist. Ein Meister ersten Ranges in der Schilderung des Dorflebens und der Bauerncharaktere, ist er schwach, rhetorisch und verschwommen idealistisch, wenn er den Städter schildern will. Es ist, als wenn sein ganzes Denken und seine ganze Weltanschauung nur in solchen Formen den ihnen angemessenen Ausdruck finden könnte, welche aus den Verhältnissen des bäuerlichen Lebens stammen. Wo er den Gegensatz zwischen der rein praktischen Einsicht des Bauernphilosophen in alle menschlichen Dinge hervorheben kann gegen die jeder Wirklichkeit fremden spiritualistischen, spezifisch katholischen Lehren, da ist Anzengruber unerschöpflich an geistvollen Aussprüchen; jede andre Form, als diese Antithese, ist nicht die seinige. „Reindorfer, sagte der Pfarrer, Sein Weib ist nun mit Gott versöhnt, aber ehe ich ihr das heilige Abendmahl reiche, begehrt sie noch Seine Verzeihung für all das, womit sie sich gegen Ihn versündigt hat. Reindorfer, Er ist ein Christ, habe ich es nötig Ihm viele Worte zu machen?" — „Nein, Hochwürden, dasselbe ist nicht not. Sie hat schon recht, wenn sie das begehrt, denn unser Herrgott nimmt die Dinge wohl nicht so auf wie ein Mensch, und darum ist es gut, man verlangt auch den Menschen ihre Verzeihung ab!" ... Das ist ein charakteristisches Beispiel für Anzengrubers Denkart. Der Bauer ist in Wahrheit klüger als der Pfarrer; aber er hat nicht die Kraft, diesem auf theologischen Gebiete polemisch zu folgen; er läßt daher Gott Gott sein, bringt ihm seine vorgeschriebene Huldigung dar, aber im übrigen folgt er seinem eignen Gesetze. Diesen Gegensatz darzustellen, sei es unmittelbar als solchen, wo er dann als Konflikt zwischen den Geboten der Kirche und denen des reinen Menschentums, oder nur die eine Hälfte, wohl die poetischere, wo dann nur menschliche Schuld und Sühne geschildert wird: das ist das immer variirte Problem der Anzen-

*) Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. Neue umgearbeitete Ausgabe. Zwei Teile. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

gruberschen Muse. „'s is nix Geschenktes, 's liebe Leben, mein Haserl!“ — das ist sein sittliches Gesetz. „Nur mit offenen Augen und rührigen Händen erringen wir unser Teil an der Welt und machen nur andre an unsre Stelle rücken, die es da anfassen, wo wir es gelassen, die müssen, wie wir gemußt haben, da einmal jede Kraft, die wir in uns verspüren, sich zu bethätigen drängt.“

Auf diesen tiefen sittlichen Gedanken ist der „Schandfleck“ aufgebaut.

Der „Schandfleck“ ist die Leni (Magdalena). Sie gilt als die Tochter des Bauers Reindorfer in Langendorf (man hat sich immer Niederösterreich als Lokal zu denken), — aber sie ist es in Wahrheit nicht. Sein Weib hat sich, nachdem sie zwanzig Jahre mit ihm in ungetrübter Ehe gelebt hatte und selbst schon über die Jahre der Jugendeselei hinaus war, in einem schwachen Augenblicke dem herumstromernden Müllerssohn Florian (auch einem „Bankert“) hingegeben, und die Leni ist die Frucht dieser Verirrung. „Aber auch der Bauer hat seine Ehre.“ Der Reindorfer muß seinen Schimpf vor den Leuten verbeißen und das Mädchen, welches ihm beim Eintritte des höhern Alters noch ins Haus gekommen ist, als sein eheliches Kind anerkennen. Es wächst aber zur Freude aller als ein kreuzbraves Geschöpf heran, schön, klug, tugendhaft, und erwirbt sich schließlich von seinem unechten Vater mehr Liebe, als dessen echte Kinder es je vermochten. Der Müllerssohn Florian hat seinerseits unterdes auch das Stromerleben aufgegeben, nach dem Tode seines Vaters den Besitz der Mühle angetreten und ein ruhiges Familienleben geführt. Da will es das Schicksal, daß sich sein herangewachsener Sohn Florian in die Leni verliebt, und daß beide zur Heirat fest entschlossen sind. „Und man kann doch Geschwister nicht zusammengeben, selbst beim Tier thut das kein gut, der Stamm geht zurück, wie jeder Züchter weiß, und daher ist wohl dem Menschen die Scheu davor gekommen, denn was wider den Zweck geht, das schreckt ihn; das hat er aber auch nur vom Aufmerken und nicht aus sich, denn in allem da rundum ist doch mehr Vernunft, als wir selber in unser Leben hineinthun können. . . . Viel weiter als das liebe Vieh hat es der Mensch auch nicht gebracht, nur daß er sich schämen thut, das hat er voraus. . . . Ich wollt', der Mensch müßt' sich lieber über seine Schuftereien schämen als über seine Schwachheiten, so würde er nicht so oft aus Scham über seine Schwäche zum Schuft. Der sakermentische Müller hätte doch auch dazu thun können, daß es nicht dahin kommt, wo sich alle Fäden bis zum Zerreißen spannen. Und jetzt sitzen alle, die mitgesponnen und nicht mitgesponnen haben, im Netz und können sich anfallen wie Geziefer.“ So denkt der Reindorfer und verhindert mit aller Energie die unnatürliche Verbindung, entdeckt, da er nicht anders kann, der Leni ihre Verwandtschaft zu ihrem Geliebten, und um allem Gerede ein Ende zu machen, schickt er sie in die Stadt, wo sie sich das Recht ihrer Existenz durch eigne Arbeit erwerben soll. Denn nicht *wie* sie lebt, ist die Schuld, sondern *daß* sie lebt. Schon

bei ihrer Geburt hatte die schuldbeladene Mutter sie aus dem Haus, in die Stadt zu den frommen Frauen geben wollen, „damit sie christlich auferzogen wird und einmal selber eine werden kann.“ Aber damals hatte ihr der Reindorfer gesagt: „Sei nit so dumm, unsern Herrgott geht es nicht so nah an wie mich, so wird er doch keinen Zorn auf das Kind haben, das an allem ganz unschuldig ist; du aber verbleibst eine Sünderin, wenn es gleich eine Heilige werden möcht', und es soll doch vorerst nur eine Klosterfrau werden, und die sollen nicht alle auf das Heiligwerden aus sein. Es ist nicht mein Kind, so red' ich ihm auch nicht das Wort, aber die Frommheit kann man keinem anlernen, wie jungen Hunden das Wildaufspüren, und wenn dann plötzlich eins zu Jahren und zu Verstand kommt, und es mag sich nicht darein finden, dann taugt es für Erd' und Himmel nicht mehr. Und sich dabei auf gut Glück verlassen, wie es ausgeht, dazu ist heuttags schon gar kein Zeitpunkt, wo alle Welt hinter den Kutten her ist, früher hat man noch manches vertuschen können, jetzt aber braucht unser Herrgott nur Leute in seinem Dienst, die ihm Ehre machen, die andern sollen davon bleiben. Wär' das aber auch nicht meine Meinung, hierin thät' ich dir doch nicht deinen Willen! Du hast vermeint, ich würde jasagen, weil ich selber das Kind nicht gerne vor mir sehen möcht', und dabei hättest du es auch aus den Augen gekriegt und aus dem Sinn, und das wär' dir recht gewesen, denn mit der Schamhaftigkeit über seine Sünden hält es der Mensch wie die Katze mit dem Unrat, weiß sie den nur eingescharrt, so geht sie stolz davon, als hätte man sie nie darüber hocken gesehen. Du hättest darauf vergessen und dir einbilden können, es wäre noch alles in alter Gehörigkeit. Darum bleibt das Kind im Hause und dir unter Augen!“ Jetzt aber muß Leni trotz aller Vorsicht aus dem Hause, und sie setzt sich auf die Eisenbahn, nach Wien zu kommen.

Auf der Fahrt dahin, im Coupé, macht sie die Bekanntschaft eines alten Bauern. Der hat an der schmucken Dirne seine Freude, er beobachtet sie, und da gerade sein verwitweter Schwiegersohn, der Grasbodenbauer Kaspar Engert in Föhrndorf, eine zuverlässige Person braucht zu seinem verwaisten Mädchen, welche es in seiner Nervenkrankheit (dem Veitstanz) betreuen soll, macht der „Ehnl“ der Mitreisenden den Vorschlag, diese Stellung anzunehmen. „O, ich hab' dich ganz g'nau beobacht', mein' liebe Dirn'! Vorhin, wie d' noch munterer g'wesen bist und die zwei Herren dort ent' im Eck kurzweilige Reden g'führt hab'n, da hast du wohl g'schmunzelt, denn Spaß bleibt Spaß, und ihn nit verkennen, das is schon recht, aber verquer is er dir kommen und zur Unzeit, und d'rum hast's Lachen bezwungen; wann sich's schickt, würd'st wohl auch 'n Ernst bezwingen können, und g'rad bös, daß einer geg'n sich selber aufkommen kann, is 's notwendigste, was der Mensch auf der Welt braucht, und was mer schon 'n Kindern von klein auf beibringen sollt', denn so lang ich's unter'n Händen hab', verhüt ich wohl, daß 's ein' Dummheit machen, wann ich's aber freilassen

muß, nachher nimmer. Ja, schau Dirn', vermöcht sich nur ein jeder zu bezwingen, kein' Schlechtigkeit gäb's mehr in der Welt, kein' Sünd nit! Freilich, mein' liebe Dirn', kann ich nach dem kurz'n Aug'nschein nit wissen, wie weit du über dich selbst Herr bist, aber du giebst dir das Anseh'n, wie eins, das sich bei sich selber in Respekt zu setzen weiß, und dasselbe g'lassene Wesen wirkt auch auf andre, denn wenn die Ärzte sag'n — du magst baden oder trinken —, daß sich vom Wasser mitteilt, was drein steckt und dich g'sund oder krank macht, so mehr wird sich doch, was in ein' Menschen Gut's oder Übels steckt, ein'm andern mitteilen, der mit ihm häufig Umgang hat! Soweit wär's mir wohl recht, du thät'st dich entschließen und gingst mit mir und schautest dir unser' Kleine an. Dann hast auch so ruhig's, bedeutsam's G'schau; das is eine Gottesgab', wann eins mit den Augen reden kann — wo oft keine tausend Wort flecken, hilft döß."

Auf dieses Zureden unterbricht die Leni ihre Fahrt, der „Ehnl" nimmt sie gleich auf seinem Wagen nach Föhrndorf mit, und unter den glücklichsten Auspizien tritt sie in den Dienst des Grasbodenbauers. Denn die Burgerl, das kranke Kind, faßt gleich eine Vorliebe für die neue Pflegerin; die Selbstüberwindung, welche der Alte an ihr pries, läßt sie den gräßlichen Anblick der Anfälle des kranken Mädchens ertragen, und das allein schon gereicht diesem zum Heile, da es in seiner Frühreife die liebevolle Teilnahme am meisten vermißte.

Man errät leicht, daß die heilbringende Pflegerin des Töchterchens auch dem verwitweten jungen Vater nicht lange fremd bleiben kann, und daß gar bald das Band der Liebe diese vereinigen muß. Von dem Augenblicke an, wo Leni erfahren hat, daß ihr geliebter Florian ihr Bruder ist, sind alle bräutlichen Gefühle gegen ihn erloschen. Für Florian aber werden diese Erfahrungen der Anlaß zu einem weltschmerzlichen Verzweifeln an jeder sittlichen Ordnung; er stürzt sich in ein Lumpenleben und kommt dabei um. Der Verbindung Magdalenens mit dem Grasbodenbauer steht nun nichts mehr im Wege; ihn hindert auch nicht die Mitteilung von ihrem „Schandfleck," sie zu seinem ehrlichen Weibe zu machen.

Dies die Haupthandlung des Romans mit Ausschluß all der zahlreichen Fäden, die damit parallel laufen. Von der eigenartigen Schönheit desselben giebt unsre Skizze freilich keinen Begriff, denn diese liegt ganz und gar in der Ausführung. Auf die Entfaltung der Charaktere, auf das behagliche Sichausleben der Menschen legt Anzengruber sein Hauptgewicht, und die Freude, die einem so ein geschwätziges Sichausleben der Gestalten, die Fülle von Detailzügen, welche der Dichter unerschöpflich anzubringen weiß, bereitet, bedarf keiner nähern Erklärung. Kommt ja doch alles in der Erzählung auf diese Behaglichkeit an, in der man zur vollen Vertrautheit mit ihren Gestalten geführt wird; eine Fabel mag noch so schlicht sein, wenn sie nur dazu dient, uns eigenartige,

lebendige Menschen in Bewegung und Leidenschaft vorzuführen. Die Schilderung der Werbung der Müllerin um Leni für ihren Sohn und die daraus folgende Entdeckung des „Schandfleckes," die Schilderung des Eintritts der Leni in den Grasbodenhof und die Werbung des spröden Witwers um ihre Liebe: das sind die Höhepunkte der Dichtung. Meisterhaft ist die Kunst zu charakterisiren bei Anzengruber: der Humor, die Tiefe, die „Schneid." Meisterhaft ist seine Behandlung des Dialektes,*) der im zweiten Teile merklich anders ist als im ersten, wo er sich mehr dem Schriftdeutsch nähert; im Dialekt findet Anzengruber seinen Naturlaut, da spricht er, wie die bisher angeführten Zitate zeigen, auch oft in drastischen Bildern. Am feinsinnigsten jedoch scheint uns die Art zu sein, in der er die eigentlich schuldigen und die am Ehebruch zunächst beteiligten Personen dargestellt hat. Die Reindorferin, ein schwaches Weib, bleibt im Hintergrunde, und ebenso ihr Verführer. Aber der Reindorfer, der als Hahnrei so leicht die komische Figur hätte werden können, wurde zur bedeutendsten Gestalt der Dichtung. Der Autor motivirt seine Handlungsweise mit seinem Alter und seiner philosophischen Bedachtsamkeit. Daß er freilich diesen Typus der Biederkeit und Bravheit bis zu tragischer Größe in die Höhe getrieben hat, hat auf uns nicht den Eindruck organischen Zusammenhanges oder Wachstums machen wollen. Den Mann, der sich so groß in der Selbstverleugnung und Rechtlichkeit gezeigt hat, läßt nämlich Anzengruber schließlich auch noch den Lohn des leidenschaftlichen Königs Lear gewinnen. Als er seinem mißratenen Sohne nach dessen Verheiratung mit einem übelbeleumundeten Frauenzimmer den Hof abgetreten, da duldet ihn die saubere Schwiegertochter nicht lange mehr im Hause, und der bald achtzigjährige Greis wird auf die Gasse getrieben, zum Bettler gemacht. Auch die andre verheiratete Tochter will ihn nicht ins Haus nehmen, bis er an seinem unechten Kinde, der Leni, die Cordelia findet, welche dem Greise ein Kissen zum Sterben zurichten will! Sein Tod stiftet noch Gutes: denn Burgerl, welches sein Nervenleiden durch den Anblick der sterbenden Mutter bekommen, wird durch den Anblick des selig scheidenden Greises, den sie standhaft aushält, geheilt.

So legt man den Roman, der jedenfalls dem Bedeutendsten beizuzählen ist, was die Dorfpoesie der neueren Zeit geschaffen hat, mit ernsten, wenn auch nicht rein tragisch erschütternden Empfindungen aus der Hand.

*) Nach den hier mitgeteilten Proben nicht. D. Red.



Hat die deutsche Renaissance eine Zukunft?

Von Adolf Rosenberg.

2.



ir haben gesehen, daß die Architektur unsers Jahrhunderts in sechzig Jahren von dem strengen Hellenismus Schinkels, unbeirrt durch die antagonistischen Bestrebungen der Vertreter romanischer und gothischer Baukunst, bis zur italienischen, deutschen und französischen Renaissance hindurchgedrungen ist. Man könnte also daraus schließen, daß die Renaissance, in welcher Erscheinungsform sie auch auftreten möge, derjenige Stil sei, welcher der Geschmacksrichtung unsers Jahrhunderts am meisten sympathisch ist. Wir sind sogar berechtigt, dieser Meinung eine sehr gewichtige Grundlage dadurch zu geben, daß selbst die Franzosen den Begriff Renaissance, der ihnen in dem von uns Deutschen angewendeten Sinne bis vor kurzem vollkommen fremd oder doch nicht geläufig war, seit vier oder fünf Jahren adoptirt haben. Wenn wir Belgien und Holland, die einzigen Länder, in welchen — abgesehen von Deutschland und Frankreich — noch nach historischer Überlieferung gebaut wird, hinzurechnen, so scheint in der That die Renaissance des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu einer souveränen Macht geworden zu sein, welche alle Bestrebungen niederkämpft, die zu einem baukünstlerischen Ausdruck moderner Gedanken führen wollen. Wohin wir blicken, überall tritt uns die helle Begeisterung für die Renaissance entgegen, am leidenschaftlichsten freilich in den drei Ländern der europäischen Mitte, in Deutschland, Holland und Belgien, weil in Frankreich die historische Überlieferung durch die herrschende Mode niemals soweit unterdrückt worden ist, daß jene völlig in Vergessenheit geriet, und weil in Italien wenigstens die materiell ergebnisreichsten Zweige der Kleinkunst stets im Anschluß an die Handwerkstradition geblüht haben.

Und doch war auch in Deutschland das Wort „Renaissance“ und der damit verbundene Begriff vor einem Menschenalter noch so unbekannt, daß ein geistvoller und kenntnisreicher Mann wie Karl Bötticher, der Verfasser der „Tektonik der Hellenen,“ in einer im Jahre 1846 am Schinkelfest des Berliner Architektenvereins gehaltenen Rede garnicht an die Möglichkeit dachte, der damals anscheinend unerschütterlich festbegründete Baustil des Hellenismus könnte jemals durch italienische oder gar deutsche „Renaissance“ verdrängt werden. Unter Renaissance verstand man damals

überhaupt nur die Wiedergeburt der griechischen Bauweise. Diese wurde schon zu jener Zeit, weil sich ihr Formeninhalt sehr schnell verbraucht hatte, als „Eklektizismus" bezeichnet, und Bötticher durfte in jener Rede mit vollem Rechte fragen: „Wohin wird eine solche nur aus den Fingern quillende Thätigkeit zuletzt führen, wenn nichts mehr zu eklegiren da sein wird, wenn die Formen der Schinkelschen Werke, wenn die der alten Monumente abgezogen und verbraucht sein werden?" Bötticher fügte noch hinzu: „Vielleicht zu einer wiederholten Renaissance!" und auch darin hat er das Richtige vorausgesehen. Zu einer wiederholten Renaissance, welche in tollem Wettlauf alles wiederholt hat, was im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Italien, Frankreich, Deutschland und Holland geschaffen worden ist.

Wenn jemand noch daran zweifelt, daß die Renaissance, die italienische wie die deutsche, kein neuer Kunststil, sondern nur ein wieder aufgefrischtes ornamentales Musterbuch ist, der mag die modernen Monumental-, Industrie- und Nutzbauten der Reihe nach durchprüfen oder im Geiste nebeneinander aufmarschiren lassen, um sich davon zu überzeugen, daß die angebliche nationale „Stileinheit" auf einer dürftigen Grammatik von Formenelementen beruht, welche nach modernen Begriffen nur für die nötigsten Phrasen ausreichen. Wir wollen eine Villa oder ein ländliches Wohnhaus im Stile der deutschen Renaissance bauen; aber die deutsche Renaissance liefert uns kein Vorbild, weil sie kleine, freistehende Bauwerke dieser Art nicht gekannt hat. Man hat wohl Rathäuser erbaut, welche auf größeren Plätzen isolirt standen; im Wesen des bürgerlichen Wohnhauses lag jedoch der Anschluß an seinesgleichen und im Charakter der aus dem Mittelalter herausgewachsenen Renaissancestadt zugleich die Notwendigkeit der größten Raumersparnis begründet. Für die geringe Frontentwicklung, welche durch das enge Zusammenwohnen behufs wirksamerer Verteidigungsfähigkeit bedingt war, mußte die größere Tiefe der Grundstücke entschädigen. Ein Berliner Architekt hat vor einigen Jahren den Versuch gemacht, aus dieser auch in modernen Städten noch vorhandnen Raumnot eine Tugend zu machen und die schmale Straßenfront zu gunsten der deutschen Renaissance in einem von ihm sogenannten „Dreifensterwohnhaus" künstlerisch auszubilden. Aber trotz seiner geistvollen Durchführung und Begründung hat er mit seinen Projekten nur wenig Anklang gefunden. Im Gegensatz zu dem Menschen des Mittelalters strebt der moderne Mensch zu einer größeren Isolirung, zumal da die Mittel des modernen Staatensystems dem einzelnen Bürger auch über das Weichbild einer von Mauern umschränkten Stadt hinaus zureichende Sicherheit für Wohlfahrt und Eigentum gewähren. Wir wollen mehr Licht und Luft haben, als sie uns der enge Rahmen der mittelalterlichen Bauart zu bieten vermag. Mit der Befreiung des Individuums von den Fesseln der Tradition, welche That man gewöhnlich als die Quintessenz und das Symbolum des weltbewegenden Gedankens der Renaissance bezeichnet, ist auch das Naturgefühl in

seiner vollen Freiheit erwacht. Für die Troubadours und die Minnesinger hatte die Natur nur insofern einen Wert, als sie sich zum Preise der Geliebten, also rein akademisch ausbeuten ließ. Ebenso ließen auch die Begründer der modernen Malerei, die Brüder van Eyck, und ihre Nachfolger die Blumen nur aufsprießen, wenn die Madonna mit dem Jesusknaben auf der Wiese saß oder verehrungswürdige Heilige durch ein freundliches Flußthal schritten. Erst seit dem sechzehnten Jahrhundert fing man an, die Natur um ihrer selbst willen zu lieben, nachdem die allgemeinen Sicherheitszustände soweit befestigt worden waren, daß der Bürger es wagen durfte, vor die Thore hinaus- und über Land zu gehen, ohne von Schnapphähnen aufgegriffen zu werden. Was man damals im Angesichte dieser neuen Entdeckung empfand, hat keiner der gleichzeitigen Schriftsteller und Dichter so klar und empfindungsvoll ausgesprochen wie der mit scharfem Auge rückwärtsblickende Goethe in seinem großen Renaissancedrama, in welchem Faustens Osterspaziergang ihm die Veranlassung giebt, das Erwachen der Natur zu schildern.

Aber das Gefühl für die unauslöschlichen Reize der freien Natur war bei den Renaissancemenschen noch so sehr in den ersten Anfängen begriffen, daß niemand daran dachte, sich außerhalb der Stadtmauern ein Landhaus zu bauen. Die Gebäude, welche draußen auf Meiereien und Landgütern aufgerichtet wurden, behielten schon mit Rücksicht auf die Sicherheit der Bewohner den burgartigen Charakter des Mittelalters. Höchstens verstieg man sich innerhalb der städtischen Umfriedigung oder im Schutze der Stadtmauern zur Erbauung von Gartenhäusern, für welche man die Vorbilder in Italien kennen gelernt hatte. Wie die italienischen Kasinos, hatten aber auch die deutschen Gartenhäuser nur eine provisorische Bestimmung. Für den Zweck unsrer modernen städtischen Villa, welche auch im Winter bewohnbar sein soll, können sie nicht als Muster dienen. Den modernen Villentypus geschaffen zu haben, ist das Verdienst der Nachfolger Schinkels, eines Persius, Hitzig, Lucae u. s. w. Was später nach dieser Richtung hin gethan worden ist, änderte nichts an dem Typus, sondern beschränkte sich nur auf praktische Verbesserungen im Innern. Als die deutsche Renaissance aufkam, wurden auch nur die Zierraten geändert. Man machte aus Balkonen und Vorbauten Erker, man schloß die Dachfenster statt mit geraden Linien mit Spitz- oder Treppengiebeln ab und setzte überall Spitzsäulen, Voluten und allerhand ornamentale Schnörkel auf, wo die Monotonie der architektonischen Linien nach der Ansicht der Baukünstler eine Unterbrechung erforderlich machte. Das System blieb jedoch dasselbe.

Ebenso verhält es sich mit den städtischen Wohnhäusern für mehrere Mietsparteien und mit den Geschäftshäusern. Für beide Gattungen bietet die deutsche Renaissance, die Renaissance überhaupt keine Vorbilder. Ihr fehlte vor allen Dingen jene Möglichkeit, die wir im vorigen Artikel als das charakteristische Kennzeichen eines besondern Baustils genannt haben, einen Raum so zu über-

dachen, daß die Decke mit dem wachsenden Raumbedürfnis gleichen Schritt hält. Um für große Verkaufsläden, für Lagerräume, Bankinstitute ein Unterkommen in deutschen Renaissancehäusern herzustellen, müssen die Architekten zur umfangreichsten Anwendung der Eisenkonstruktion ihre Zuflucht nehmen. Die Spannweite, welche für Schaufenster, für breite Ladeneingänge, für Fenster von Büreauräumen nötig ist, kann nur durch Einziehung von eisernen Querbalken erreicht werden, und die dadurch entstandnen weiten Öffnungen, welche mit Glas verdeckt werden müssen, stehen in vollkommenem Widerspruch zu dem Charakter der deutschen Renaissance. Abgesehen davon, daß bei solchen Gebäuden, welche halb Geschäfts-, halb Wohnhäuser sind, die Zwiespältigkeit ihres Wesens bisher nicht durch eine organische Zusammenfassung der beiden Hälften beseitigt werden konnte, sind die Formenelemente der deutschen Renaissance nur ganz äußerlich den Fassaden aufgeklebt worden. Durch eine möglichst reiche, sehr oft in Übertreibung ausartende Ornamentik sucht man die Zusammenhangslosigkeit der inneren Disposition zu verdecken; aber dem schärfer blickenden Auge kann es nicht entgehen, daß wir nur ein leeres Spiel mit dekorativen Formen vor uns haben. Oft geht das Streben nach rein dekorativer Wirkung soweit, daß die Steinmetzenarbeit an den Fassaden den monumentalen und selbst den architektonischen Charakter völlig aufgiebt und in der Zierlichkeit der Details mit den Künsten des Schreiners wetteifert. Am weitesten wird dieses Spiel getrieben, wenn man Bauwerke von völlig moderner Bestimmung mit den Schmuckstücken der deutschen Renaissance ausstattet, wie es z. B. an einigen Stadtbahnhöfen in Berlin geschehen ist. Wenn man durch ein im Stile der deutschen Renaissance dekorirtes Portal in eine mächtige, aus Eisen konstruirte und mit Glas gedeckte Halle tritt, so liegt darin ein Widerspruch, welcher durch kein vermittelndes Glied stilistisch zu lösen ist. Zum Ausdruck einer ernsten Monumentalität ist die deutsche Renaissance vollends nicht geeignet. Die Wahrheit dieses Satzes ist bei der Konkurrenz um einen Bauplan für das deutsche Reichstagsgebäude hinreichend erprobt worden. Schon in der Thatsache, daß sich unter hundertundneunzig Entwürfen kaum ein Dutzend im Stile der deutschen Renaissance befand, konnte man eine Kritik dieses Stils erblicken, und von diesen wenigen Entwürfen kam, trotzdem daß einige von sehr begabten Architekten herrührten, nicht ein einziger der Lösung der Aufgabe nahe. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Konkurrenten hatte zur italienischen Renaissance zurückgegriffen, die doch nur eine reichere und, wenn auch nicht in allen Punkten höhere Entwicklungsstufe der antiken Baukunst ist.

Es sind kaum zehn Jahre, daß der Stil der deutschen Renaissance in der Architektur der Gegenwart eine umfassende Anwendung findet, und schon sind überall die Anzeichen des Verfalls sichtbar. In München, wo man zuerst mit hellem Enthusiasmus den „Stil unsrer Väter“ aus der Gruft der Geschichte zu neuem Leben erweckt hatte, ist schnell eine solche Verwilderung und Verrohung eingerissen, daß sich die warnenden Stimmen, welche sich gegen Mißbrauch und Maßlosigkeit erhoben haben, von Tag zu Tag vermehren. Selbst Lübke, welchem wir die erste wissenschaftliche Behandlung der Geschichte der deutschen Renaissance verdanken, hat schon vor drei Jahren vor den Gefahren gewarnt, welche in diesem Stile schlummern, und seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die deutsche Renaissance nur „eine Kunst für durchgebildete, reife Meister“ sei, welche „an den ewig mustergiltigen Werken der Antike und der italienischen Renaissance eine feste künstlerische Überzeugung gewonnen haben,

daß aber Unreife, Unfertige ferngehalten werden sollten." Indem er noch weiter davor warnt, die Ausartung dieses Stils ins Barocke nachzuahmen, faßt er vorsichtig seine Meinung über die Verwendbarkeit desselben in unsrer Zeit in die Mahnung zusammen: „Lassen wir durch seine belebteren Außenformen dem toten Schablonenwesen unsrer bürgerlich-städtischen Architektur ein Element der Erfrischung zukommen; lassen wir namentlich ihn, in Verbindung mit einem künstlerisch geadelten Handwerk, das Innere unsrer Wohnungen in jener anheimelnden, stimmungsvollen Ton- und Formenfülle gestalten, in welcher kein andrer Stil ihm gleichkommt." Das heißt mit andern Worten: Die deutsche Renaissance hat nur einen rein dekorativen Wert. Sie enthält kein konstruktives Element, welches einer Fort- und Ausbildung fähig wäre, und ist daher nur in jenen engen Grenzen verwendbar, welche ihr durch ihre historische Entwicklung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vorgezeichnet worden sind.

Unsre Zeit hat sich aber nicht in jenen Grenzen gehalten. Als Lübke seine Warnung aussprach, hatten die süddeutschen Architekten und Kunsthandwerker die Formenelemente der deutschen Renaissance schon in den Barockstil hineingespielt. Genialen Männern, wie den jüngst verstorbenen Gedon und Gnauth, welche durch ihren Reichtum an Phantasie und durch ihre Schaffenskraft der tadelnden Kritik immer noch glänzende Thaten entgegenstellen konnten, schlossen sich gedankenarme, aber fingerfertige Macher an, welche, gleich den Faiseurs auf andern Gebieten der geistigen Thätigkeit, durch ihren Phrasenschwulst die Menge bethörten. Unter dem Deckmantel der deutschen Renaissance förderten Baukünstler und Handwerker die wildesten Ausgeburten einer fieberhaften Phantasie zu tage, welcher jeder vernünftigen Konstruktionsmethode Hohn sprachen. Besonders in München wurde der Begriff der deutschen Renaissance gleichbedeutend mit Stillosigkeit. Die internationale Ausstellung von 1883, auf welcher auch das Münchener Kunstgewerbe vertreten war, hat uns gezeigt, daß die edeln und jugendfrischen Formen der deutschen Frührenaissance dem überreizten Geschmack der Münchener längst nicht mehr zusagen. Wenn man dem Berliner Kunstgewerbe den Vorwurf macht, daß es, unter dem beständigen Einflusse von Architekten großgezogen, an Steifheit und Nüchternheit leide, so muß man dem entgegenhalten, daß die Münchener Kunstindustrie dank der Willkür und den barocken Launen der Maler, welche in Süddeutschland meist den Architekten den Rang abgelaufen haben, nicht mehr weit von jener Barbarei entfernt ist, die das Ende aller Dinge bedeutet. Personen, künstlerische Individualitäten oder landschaftliche Eigentümlichkeiten sind für diesen raschen Verfall nicht verantwortlich zu machen. Auch in Berlin sind genug Merkmale des Verfalls vorhanden, nur daß sie sich bei dem kühleren Naturell der Norddeutschen später gezeigt haben, ganz analog dem Gange der Entwicklung im sechzehnten Jahrhundert, wo man dem Eindringen der italienischen Manier den längsten und zähesten Widerstand im nördlichen Deutschland entgegensetzte. Aber die vollständige Verwilderung wird auch in Berlin nicht ausbleiben, obwohl man hier, wie anerkannt werden muß, ernste Versuche gemacht hat, den Zierformen der deutschen Renaissance durch Einfügung romanischer Konstruktionselemente eine solide Grundlage zu geben.

Die Kunstindustrie hat durch den Anschluß an die deutsche Renaissance ebensowenig ein neues Lebenselixir gewonnen wie die Architektur. Ihre Entwicklung kann nicht durch die Annahme neuer Dekorationsformen, sondern nur

durch die Aneignung neuer technischer Prozeduren gefördert werden. Wenn wir bei der Prüfung ihrer Leistungen während des letzten Jahrzehnts den Schein vom Wesen zu trennen verstehen, werden wir gewahr, daß nicht die wieder in Fluß gebrachte Bewegung zu gunsten der Renaissance, sondern die Wiederbelebung der einzelnen Zweige der Technik die Ursache so vieler erfreulichen Schöpfungen der modernen Kunstindustrie gewesen ist. Wie das deutsche Kunsthandwerk des sechzehnten Jahrhunderts gewisse Techniken von Spanien, Arabien und der Levante übernommen hat, so haben auch unsre Kunstindustriellen aus Japan und China, aus Indien und Persien technische Kunstgriffe und Prozeduren kennen gelernt, welche ihnen mehr genutzt haben als das Kokettiren mit den Stilformen der Renaissance. Aus den Fortschritten der Technik, welche sich den ästhetischen und praktischen Grundbedingungen des Materials anschließen, kann sich eher ein neuer Stil entwickeln als aus der Nachahmung von historischen Formen, die sich ausgelebt haben.

Man könnte ein analoges Beispiel aus der politischen Geschichte unsers Jahrhunderts zitiren. Die Sehnsucht nach deutscher Einheit, nach Größe und Macht des deutschen Vaterlandes ist nicht durch das Tragen von langen Haaren, breiten Hemdenkragen, schwarzen Sammetröcken und derben Knotenstöcken erfüllt worden, sondern durch die von jeder romantischen Schrulle unabhängige Blut- und Eisenpolitik, welche bis zur Stunde die Geschicke des deutschen Vaterlandes lenkt. Diese Politik des Realismus, welche in ihren Fundamenten wie in ihren höchsten Zielen so gut idealistisch ist wie der deutsche Volkscharakter selbst, kann auch der Entwicklung unsrer Kunst als Richtschnur dienen. Man kann sogar den Vergleich noch weiter treiben und für die Architektur speziell auf das Eisen exemplifiziren. Vor vierzig Jahren hat Karl Bötticher in seiner obenerwähnten Schinkelrede auf die im Eisen schlummernden, damals noch nicht erweckten und auch heute noch lange nicht ausgebeuteten Kräfte hingewiesen und die prophetischen Worte gesprochen: „Es ist das Eisen bestimmt, mit der steigenden Prüfung und Erkenntnis seiner statischen Eigenschaften in der Bauweise der kommenden Zeit als Grundlage des Deckensystems zu dienen und dasselbe, statisch gefaßt, einmal so weit über das hellenische und mittelalterliche zu erheben, als das Bogen- und Deckensystem das Mittelalter über das monolithe Steinbalkensystem der alten Welt erhob."

Schon jetzt kämpft die Renaissance mit dem Eisenbau um ihre Existenz. Daß der letztere sich aus rohen Anfängen noch nicht zu einem bestimmt ausgeprägten Stilcharakter emporgearbeitet hat, darf über die geringe Lebensfähigkeit der ersteren nicht täuschen. Auch der Eisenbau wird sich nicht ausschließlich und rein aus dem Material entwickeln. Seine Allianz mit dem Glase wird im nordischen Klima sehr oft unmöglich sein. Auch er wird von der Gothik, von der romanischen Bauweise und von der Renaissance borgen. Aber er allein gewährt uns augenblicklich die materielle Möglichkeit, dem Gesetze und der Grundlage aller menschlichen Dinge, der konstanten Entwicklung, gerecht zu werden und endlich einmal aus der Tretmühle ewiger Nachahmung herauszukommen.





Die Kommilitonen.

Novelle von K. R. W. Uschner.

(Fortsetzung.)

2.



Die Aula in dem neuaufgeführten Anbau des Gymnasiums sah genau so aus wie andre Schulsäle: ein Katheder, davor ein Auftritt für die Sprecher niederen Grades, war an der Mittelwand angebracht, ein freier Raum davor, rechts und links durch Stühle begrenzt, im übrigen füllten den Saal Bänke aus.

Zunächst drängte sich alles ungeordnet durcheinander, bis der Gymnasialdirektor das obere Katheder bestieg und mit der Glocke ein Zeichen gab.

Hierauf hob ein vierstimmiger Schülergesang an, ein Choral, der die Festhandlung einleitete. Die Lehrer nahmen links, die Spitzen der Behörden rechts die Stühle ein, die andern fanden auf den Bänken Platz, die Schüler auf den hintersten. Der Saal war gedrückt voll.

Der Direktor sprach einige Worte der Begrüßung an die überaus zahlreich eingetroffenen Kommilitonen, teilte den Inhalt des schon draußen an der Kirche ausgegebenen Programms mit und ging dann zur Erledigung des ersten Teiles desselben über, zur Einzeichnung der Festgenossen in das Album, ein rotgebundenes großes Heft, dessen Spalten ausgefüllt werden sollten.

Dies vollzog sich in der Weise, daß die einzelnen Jahrgänge der Abiturienten von 1833 ab aufgerufen wurden und jeder Zugehörige seinen vollen Namen, das Alter, das Fachstudium, die Universität, das Amt, die Würde, den Anstellungsort angab. Es ist dies eine Einteilung, welche, weil sie ausschließlich Gelehrtenfächer und Beamten begreift, sich ohnehin als unzureichend erweist; hier aber erregte sie peinlichen Anstoß, wenn ein oder der andre Herr angeben mußte, daß er das Abiturientenexamen nicht gemacht, ein Fachstudium nicht erwählt, eine Universität nicht besucht, ein Amt nicht erlangt habe.

Als das Geschäft der Albumausfüllung beendet war, verkündete der Direktor, daß nun zur Erledigung des zweiten Abschnittes des Programms übergegangen werde, nämlich zu dem Vortrage, und zwar werde sich dieser verbreiten „über unsre Errungenschaften in den letzten fünfzig Jahren, scil. in litteris."

Aber, fuhr er fort, in Ausführung eines Kollegialbeschlusses — diesen Worten gab er eine Betonung, als wollte er andeuten, daß er dagegen gestimmt habe — sei noch folgendes zu vermelden: In Erwägung, daß vielleicht der eine oder der andre Herr Kommilito sich vorgenommen habe, das Wort zu ergreifen, in fernerer Erwägung, daß die Gelegenheit hierfür programmmäßig nur bei dem Einleitungs- wie Abschiedsakte gewährt werden könne, da die Tischordnung nur offiziellen, bereits bestimmten Festrednern das Wort verstatte, so stehe es jedem der Herren Kommilitonen frei, jetzt über das angegebene Thema das Wort zu ergreifen; nur werde gewünscht, daß der betreffende Herr Kommilito mit den Herren Kommilitonen seines Jahrganges zunächst hervortrete zur Mitteilung seines Vorhabens; fünf Minuten seien zur Erledigung dieser Formalien gegeben.

Nach Verkündigung dieses vielerwogenen Beschlusses schlug der Direktor mit seinem langen Bleistifte einmal auf das Pult, wendete dann den Kopf in außerordentlich unbequemer Weise nach der hinter ihm über dem Katheder tickenden Uhr, brachte ihn in seine vorige Stellung zurück, vermerkte die ermittelte Zeit und setzte sich zurecht, indem er steif den Kopf vorstreckte. Wie ein versteinertes Abwarten sah er aus.

Im Saale herrschte tiefes Schweigen, das nur durch ein halbes Niesen eines kleinen Schülers unterbrochen wurde; der pausbäckige Quartaner hemmte sich selbst helden- oder hasenhaft in Abwicklung dieses natürlichen Dranges.

Vier Minuten waren nach der großen Uhr abgelaufen, der Gymnasialdirektor drehte wieder den Kopf mit einer fast noch unbequemeren Wendung als das erste mal nach dem Zeitmesser, drückte die Brille an und stellte fest, daß noch eine Minute fehle. Dann richtete er sich am Pulte zurecht, schlug sein Manuskript auf und wollte eben — da wird eine Stimme laut: Ich bin bereit, über das gegebene Thema zu sprechen.

Es entstand eine hörbare Bewegung unter den Anwesenden. Der Direktor entfärbte sich und ließ den Bleistift fallen, erlangte aber durch Hinunterbücken seine Farbe wieder.

Den Sprecher jener überraschenden Worte konnte man nicht sehen, weil alles aufgestanden war, um ihn zu Gesicht zu bekommen, dieser aber sitzen geblieben war.

Der Direktor stieß hierauf mit der ganzen Schärfe eines Schulmonarchen hervor: Wer? Und dann: Welcher Jahrgang?

Als es hieß, 1849, rief der Direktor noch: Dann bitte ich den betreffenden Jahrgang, hervorzutreten; eine Äußerung, die durch ihren schulmeisterlichen Ton

auf den Gesichtern der älteren Herren Befremden hervorrief, die anwesenden Schüler aber, die den Unwillen des gestrengen Obern heraushörten, erbeben machte.

Inzwischen wanden und schoben sich die acht Kommilitonen des Jahrganges 1849 nach vorn. Einer von ihnen mit einem finstern Gesichte murrte halblaut: Ist wirklich eine Unbescheidenheit, solches Sichvordrängen gerade von diesem.

Was fällt dir ein, entgegnete ein andrer, er war doch unser Primus, und was für einer! worauf jener unwillig erwiederte: Jetzt Ultimus, wie sichs bei Feststellung der Personalien zeigte; kann eine abscheuliche Blamage für uns alle abgeben.

Vorbereitet! raunte der auftauchende Redelustige seinem Nebenmanne auf eine an ihn gerichtete Frage zu, und erhielt hierauf die soldatische Anspornung: Also los!

Ein Hintermann fügte noch bei: Möge der Allmächtige dich stärken in deinem Beginnen! und trat damit als Erster an; es war der Ortsgeistliche, Superintendent Sch.... — nur die Schulspitznamen seien genannt, sie werden im Laufe des Festtages noch mehrfach zur Geltung kommen.

Dieser zuerst Vorgetretene war ein behäbiger Biedermann, das Urbild eines Pastors, von Sexta her Natz gerufen, Abkürzung seines Vornamens Ignaz. Ihm folgte ein auffallend eleganter Herr in sehr jugendlichem Kleiderschnitt, Kameralist von Fach, dann Parlamentarier, jetzt auf seiner erheirateten Baronie auf großem Fuße lebend; er hatte seit Sekunda den Spitznamen Mirbl, Verstümmelung von Mirabeau, über den er damals einen schwungvollen Vortrag gehalten und den er sich seitdem zum Muster erwählt hatte. Er war in politicis wegen Mangel an Begabung gestrauchelt, übrigens hatte er nicht die Riesenkräfte seines Musters und war frühzeitig entnervt; jetzt trug er ein unbefriedigtes Wesen zur Schau — er hielt sich für einen Märtyrer der Freisinnigkeit. Der dritte war der „blasse Heinrich,“ eine derbe Gestalt in schlichtem, weitem Rock, Schulmann mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, glatt rasirt bis auf den schmalen Streifen, der Kinn und Wange säumte (ein verunstaltender Bart!), dazu quer über den Mund eine tüchtige Schmarre. Der vierte war der Oberst aus dem Generalstabe, der im Zuge mit Pipin zusammen gesehen wurde, wiederum ein Musterbild, nämlich von Schneidigkeit und Ehrenfestigkeit. Aus den untern Klassen hatte er den Spitznamen Genserich wegen seines langen Halses mitgebracht, und später, in Tertia, nach einer Geschichtsstunde, die mit den Worten schloß: „Genserich, gewaltig im Kriege, dabei klug, aber auch hart und grausam, starb 477,“ war er unter allgemeinem Halloh wiederum zum Genserich geschlagen und ausgerufen worden. Der fünfte, ein „äußerst Vornehmer,“ mit buntem Bändchen im Knopfloch, war Regisseur eines Hoftheaters, Pipin genannt; niemand wußte, wie er zu diesem Spitznamen gekommen war,

aber jeder meinte, er könne garnicht anders heißen. Der sechste, jener Finsterschauende, war ein Geheimrat, nervös, mit etwas gebückter Haltung. Seit Quinta hieß er Kautschuk, wegen seines Ganges, der den Eindruck machte, als habe er immerfort Gummischuhe an. Der siebente, ein dürftiges, aber sich sehr emporreckendes Kerlchen in abgetragenem Zivil, darüber einen Militärpaletot, dessen zinnoberroter Kragen das einzige Neue daran war, hatte Unglück im Referendarexamen gehabt und war Rendant in einer Administrativstelle geworden, Archimed schon früher wegen seiner Geschicklichkeit im Arithmetischen genannt und zuletzt in Sekunda von neuem getauft; die Klassenschüler hatten damals ein Gedicht über den Tod des Archimedes zu fertigen, und bei Beurteilung ihrer Leistungen hatte der Konrektor gesagt: Auf der niedrigsten Stufe poetischer Auffassung und Versschreibung steht unser **, er beginnt seine Epopöe:

Archimedes, der Erfinder der Sanduhr und der Hydraulik,
Lebte 212 vor Christi Geburt zu Syrakus.

Das sollten zwei Hexameter sein. Der achte, der Mediziner, Kreisphysikus und Stabsarzt a. D., wieder eine Charaktermaske, trug den Spitznamen „Cohn,“ seitdem in Unterprima der zerstreute Lehrer ihn einmal mit diesem Namen aufgerufen hatte. Der Schüler hatte unwirsch gesagt: Aber entschuldigen Sie, Herr Oberlehrer, ich heiße doch garnicht so! worauf dieser ihn hatte beruhigen wollen: Sie sehen aber doch ganz wie ein Cohn aus.

Der Gymnasialdirektor musterte die Reihe der acht Vorgetretenen mit starren Blicken und dem Ausdruck von Ungehaltenheit, fühlte sich aber einigermaßen beschwichtigt, als er unter ihnen den Ortsgeistlichen, einen Stabsoffizier und zwei sonstige vornehme Herrengestalten unterschied. Er durchflog die Albumaufzeichnungen, indem er halblaut nachlas: Geheimrat, Generalstabsoberst, Assessor von —

Auf Obenhofen! ergänzte Mirbl, es geschieht nur behufs Unterscheidung von einem gleichnamigen Vetter (der aber garnicht anwesend war).

Sehr wohl, winkte der Direktor, und vervollständigte die Spalte.

Der Geistliche, welcher wußte, daß die Zeremonie auf eine Beglaubigung hinauslaufe, wies auf den „blassen Heinrich“ mit den Worten: Hier, unser lieber Schulfreund — und damit nannte er den Namen. Der Direktor dankte durch Nicken, durchforschte die Spalte und fragte nur: Privatlehrer? Dieser bejahte; der Direktor räusperte sich, nickte wieder, aber sichtlich weniger verbindlich, dann sagte er: Danke, meine Herren Kommilitonen, bitte (gedehnt gesprochen) Herr Kommilito!

Auf vielen Gesichtern machte sich der vorhin von Kautschuk ausgesprochene Gedanke bemerkbar: Wie kann ein so Zurückgebliebener es wagen, hier unter uns das Wort führen zu wollen?

Demnächst traten die Sieben zurück, und der „blasse Heinrich“ bestieg das kleine Katheder. Er war es, der vorhin auf Befragen zu dem Nebenmanne das Wort

„Vorbereitet“ gesagt hatte, und das war richtig. Gleich nach den ersten Sätzen wußte jeder: hier spricht ein wirklicher Redner. In ihm vereinigten sich alle Vorbedingungen eines solchen, Kraft der Stimme, Tonfülle, Gedanken- und Wortreichtum, Klarheit des Ausdruckes, Sicherheit, Leidenschaft, Maß, Liebe zur Sache, Begeisterung; dazu kam ein dreißigjähriges Studium, das in ihm den Meister der Beredsamkeit ausgebildet hatte. Er war auf der Tribüne ein fertiger Mann, eine ungewöhnliche Erscheinung, die erobernd wirkte. Solche Redner können großes Unheil stiften, wenn sie in dem Aufgebote des Bösen stehen; im entgegengesetzten Falle müssen sie Segen verbreiten, nicht nur auf die Hörer, sondern auch auf deren Hörer — ein unbegrenztes Gebiet! Was endlich sein Äußeres betrifft, so möge es ein Dichterwort veranschaulichen:

Denn anders scheint Ihr mir als sonst
An Stimm' und Augenglanz, auch hochgestreckt
Wie Recken aus der Sage.

Nachdem er seinen Plan der Behandlung kurz vorausgeschickt hatte, ging er näher auf die nach Fächern geordneten Gebiete der Kulturentwicklung der letzten fünfzig Jahre ein, stets in Anschluß an den Stand des vorletzten Halbjahrhunderts (1783 — 1833) und indem er sich stets an die Aufgabe: scil. in litteris hielt. Er behandelte zunächst die unmittelbar auf Gymnasialbildung beruhenden Wissenschaften, streifte die unmittelbar auf ihr ruhenden Fächer und ging endlich auf die Künste ein. Seine Rede gipfelte in dem auf Gymnasien allgemein giltigen Lieblingssatze vom didicisse fideliter artes (Wissenschaft und Kunst veredelt).

Schon während der Rede machten sich bei einzelnen Stellen Beifallsbezeugungen der durch den Gegenstand besonders Berührten Luft. Zuletzt sagte der Redner: Hieraus ergiebt sich, daß ein Fortschritt in den letzten fünfzig Jahren vorhanden ist fast in allen Einzelgebieten der Kulturarbeit, die auf die Gymnasialbildung sich gründet oder mit ihr im Zusammenhange steht, ein Fortschritt, der die gewaltigen Ergebnisse des vorletzten Halbjahrhunderts in eben dem Maße übersteigt, wie dieses seinen Vorläufer an Errungenschaften übertroffen hatte, daß also die Kulturentwicklung sich in stetiger stufenweiser Steigerung befindet.

Die Blume der Kulturentwicklung aber ist die „Bildung,“ und zwar jene allgemeine Bildung, die sich aus der gesamten Geistesarbeit der Zeit zusammensetzt, ein Duftbouquet gleichsam, dessen Inhalt die aus dem gesamten Wissen für den Einzelnen sich ergebende Teilnahme ist. Sie macht den Gedanken frei, setzt die Urteilskraft in ihr oberstes Recht ein, rückt den Gesichtskreis in das Weite hinaus, befähigt zu der Erfüllung der Pflichten, deren Gebiet mit der fortschreitenden Entwicklung sich immer mehr ausbreitet. Sie macht tüchtig zu der gedeihlichen Lösung des Widerstreites der sich kreuzenden Pflichten.

Zu dieser höchsten Bildung möglichst viele, zuletzt das ganze Menschengeschlecht emporzuziehen, ist die letzte und höchste Aufgabe der Schule.

Nach diesen Schlußworten brach die Versammlung einstimmig in ein Bravorufen aus, das den Schulsaal erzittern machte.

Der Regierungspräsident ging zu dem Festredner, der den Tritt verlassen hatte, und sagte ihm einige anerkennende Worte, auch dem herzueilenden Gymnasialdirektor gab er wie beglückwünschend die Hand und flüsterte ihm etwas zu. Letzterer machte eine dienstergebene Bewegung, wandte sich mit Eifer und Geschäftigkeit an den „blassen Heinrich,“ den er wieder: Mein Herr Kommilito anredete, und ersuchte ihn, in Anknüpfung an diese höchst bedeutende Redeleistung auch den Vortrag für den Abend zu übernehmen; hier sei gehandelt worden über das, was errungen worden sei; dort solle die Frage behandelt werden, wer es errungen habe; der Abendvortrag sei für das größere Publikum, nicht bloß für die Herren Kommilitonen bestimmt. Der „blasse Heinrich“ übernahm diesen ehrenden Auftrag unter Danksagungen.

Hierauf strömten die Kommilitonen aus dem drückend heißen Schulsaale in die frische, freie Luft; von vielen Seiten empfing der Festredner noch Lob und Händedrücke, besonders von den Achtzehnhundertundneunundvierzigern, die sich mit gehoben fühlten.

Nur Kautschuk verharrte abgewendet, und dazu kam noch die an ihn gerichtete Frage Pipins: Nun, Geheimrätchen, wie denkst du über die gefürchtete Blamage?

Der Angeredete maß den Schulfreund mit einem Blicke, den dieser glücklicherweise nicht bemerkte, dann betastete er das bunte Bändchen am Knopfloche des Regisseurs und fragte lächelnd: Wofür denn? Ausländer? — zwei Nadelstiche in das Herz des Schauspielers.

Pipin trat einen Schritt zurück, nahm eine Stellung an gerade wie König Philipp im letzten Auftritt des Don Carlos und sagte: Dieser Orden ist von mir wohl erspielt, und zwar im Auslande, nicht ergaukelt im Inlande; dabei sah er auf das Goldschnürchen des andern mit seinen zwei Emaillesternlein und ging hinweg.

Das gab einen kleinen Ärger für Kautschuk ab; aber er wandte sich dem größern zu, der in ihm wühlte und zur Gegenwirkung drängte.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Nochmals die Unterhaltungen mit Friedrich d. Gr. Ein Freund unsers Blattes teilt uns mit, daß die auf Seite 54 geäußerte Vermutung dadurch hinfällig wird, daß S. 216, 31 der Memoiren de Catts über seine Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen

le chagrin monte en croupe et galope*) avec lui

*) So war natürlich statt des entsetzlichen Druckfehlers salope zu lesen.

ein Vers ist. Dadurch, daß der König hier zitirt, wird natürlich das sonst unerklärliche lui entschuldigt. Die Stelle ist im Texte nicht so abgesetzt wie sonst Zitate (z. B. 317, 12).

Wir benutzen diese Gelegenheit, dem scharfsinnigen Leser einige weitere Vermutungen zur Beurteilung vorzulegen.

S. 97, 2: Ce n'est point, Sire, parce que je le désire que je la (nämlich l'immortalité de l'âme) crois, mais parce qu'elle est fondée sur des preuves qu'on ne détruira jamais, et supposez que je la crois, parce que je la désire, Votre Majesté voudrait-Elle m'arracher cette douce espérance? Wir meinen, es ist zu schreiben supposé.

S. 124, 34: Friedrich spricht von seinem Plane ... de me retirer, non pour aller en catholique vivre dans Rome moderne, non pour aller me faire abbé de Saint-Germain des Près, mais pour mettre en sage un intervalle entre tous les tracas de la mort. Hier scheinen einige Worte ausgefallen und die Ergänzung entre tous les tracas de la vie et la mort notwendig zu sein.

S. 148, 10: dans les conjonctures malheureuses où je me trouve, soit pour sortir d'un pas dangereux, soit pour me défendre d'un ennemi que j'ai en tête, pour courir à un autre qui me menace: je dois agir presque toujours avec une vivacité d'action et une audace que la circonspection et la prudence ne permettraient pas. Vor den Worten pour courir dürfte einzuschalten sein soit.

S. 244, 15 hat Catt irrtümlich je lui disais vor die Worte Friedrichs gesetzt, während es vor die Catts (20) Sire, voici u. s. w. gehört.

S. 270, 35: Der König las den Brief Hallers, comme il lisait ordinairement ce qu'il ne voulait pas approuver... Je jugeais par cette lecture, qu'il donnerait la réponse (nämlich Hallers) mauvaise, et je jugeai mal. Es ist wohl zu lesen qu'il donnerait la réponse pour mauvaise.

S. 275, 31: Catt hatte mehrere Möglichkeiten dargelegt, die in Sätzen ausgedrückt sind, welche stets mit si anfangen. Der König erwiedert: Si, mon cher, vous pouviez me mener bien loin. Sollte es nicht heißen müssen: Vos si, mon cher, pouvaient me mener bien loin?

S. 284, 5: Der König liest Catt die beiden Episteln an die Markgräfin von Baireuth und an Lord Marishal vor: Après m'avoir lu ces deux pièces, il me parla de ceux de sa sœur qui en étaient le sujet. Daß dies keinen Sinn giebt, ist klar, da natürlich in keinem von beiden Gedichten les pièces de sa sœur erwähnt werden. Der Sinn dürfte sein il me parla de ces deux êtres (seiner Schwester und Feldmarschall Keith), qui en étaient le sujet.

S. 290, 32: Der König hat sein Arbeitszimmer in Freiberg eingerichtet: Voyez, comme je me suis arrangé, ce tout ici, les livres que je coulerai à fond perdant mon séjour ici, et voilà mes matériaux pour barbouiller... Lies j'ai tout ici.

S. 301, 27: Il y a deux cabales à Versailles, l'une veut la paix, mais le certain ministre ami de la minaudière veut la guerre, il a tant qu'il a trouvé le moyen de prévaloir sur les autres. Lies il a fait tant...

S. 303, 1 Der König schenkt Catt Bücher: Il me fit le cadeau de ces trois ouvrages: Virgile par l'abbé des Fontaines, Horace par Sanadon, selon l'édition qu'il en avait faite en un volume dans l'imprimerie royale, et l'horme par Pellegrin. Sollte etwa gemeint sein les odes d'Horace (traduites) par Pellegrin?

S. 307, 21: Der König dichtet pour me procurer quelques instans de sécurité. Lies sérénité.

Italienische Reisebücher. Während die dritte Auflage des Meyerschen Reisebuches über Rom und die Campagna, obgleich vielfach vermehrt und verbessert, doch im wesentlichen in derselben Gestalt und demselben Umfange erscheint wie die beiden früheren Auflagen, liegt in der vierten Auflage des Reisebuches über Oberitalien der Anfang einer durchgreifenden Umgestaltung der Meyerschen Reisebücher über Italien vor, die von einer neuen Einteilung ihren Ausgang nimmt, aber gleichzeitig auch anderweitige Veränderungen nach sich zieht.*)

Schon äußerlich betrachtet, unterscheidet sich die handlichere Form des Reisebuches über Oberitalien nach der neuen Einteilung vorteilhaft von dem schwerfälligen Bande, der bisher auch Florenz noch mit umfaßte. Nach dieser neuen Einteilung sind nämlich Oberitalien, d. h. das nördliche Italien bis einschließlich Genua und Bologna, und Mittelitalien von der Linie Genua-Bologna bis zur Linie Rom-Ancona von einander getrennt worden. Eine weitere Verringerung des Umfanges ist aber dadurch erzielt worden, daß die Behandlung der Eingangsrouten und der nicht zu Italien gehörenden Gegenden auf eine nur in flüchtigen Umrissen gegebene Orientirung beschränkt worden ist. Mit Recht. Denn wer z. B. bei seiner Reise nach Italien zugleich die Städte und Gegenden an der Brenner- oder der Gotthardbahn eingehend berücksichtigen will, mag eben sein Reisebuch über Tirol oder über die Schweiz mit sich nehmen. Für den, der direkt seinem Reiseziele zustrebt, ist aller solcher Stoff unnützer Ballast, den er in Italien selbst nur widerwillig mit sich herumschleppt.

Der Raum, der durch diese Beschränkung gewonnen worden ist, ist dem Gebiete zu gute gekommen, auf welchem von jeher der Hauptwert der Reisebücher von Gsell-Fels zu suchen war, dem der Kunstgeschichte, und zwar sowohl den kunstgeschichtlichen Vorbemerkungen wie den erläuternden Notizen, die bei dem gebildeten Reisenden das Verständnis des historischen wie des absoluten Wertes der einzelnen Bauwerke und Kunstschätze wecken und begründen wollen. Eine besondre Berücksichtigung ist dabei dem Architektonischen und Dekorativen, der Kunstindustrie und auch den Kunstwerken der späteren Zeit zugewendet worden, entsprechend dem täglich wachsenden Interesse, das man allerorten den Grenzgebieten der Kunst und des Gewerbes zu widmen begonnen hat. Daß auch die neuerrichteten Museen, die neugefundenen oder erst dem Reisepublikum zugänglich gemachten Kunstschätze gebührend beachtet sind, ist selbstverständlich.

So kann man wohl sagen, daß die Reisebücher in ihrer neuen Gestalt noch mehr als früher dem Zwecke dienen, dem sie nach der Absicht des Verfassers dienen sollen: das Reisen möglichst zu einem besondern Zweige der allgemeinen Bildung zu gestalten. Denn auch der Unterrichtetste kann nicht alles präsent haben, was sich auf die Entwicklungsgeschichte des Landes, der einzelnen Staaten und Städte, ihre Bedeutung für die Kultur der Vergangenheit und der Gegenwart, ihre Beziehungen zur Literatur und Kunst, sowie auf die Geschichte der einzelnen Künstler und der einzelnen Kunstwerke bezieht. Wenn das Reisebuch den Zweck hat, allen diesen Stoff in einer übersichtlichen Form, an der Stelle, wo man ihn braucht und sucht, darzubieten, so kann man wohl behaupten, daß die Meyerschen Reisebücher über Italien diesem Zwecke in hohem Grade dienen.

Auch das halten wir nicht für unwesentlich, daß der Verfasser außer möglichster Klarheit des Ausdrucks überall da, wo es am Platze ist, seiner Darstellung

*) Meyers Reisebücher. Rom und die Campagna, 3. Aufl., 1883, und Ober-Italien, 4. Aufl., 1884, von Dr. Th. Gsell-Fels. Leipzig, Bibliographisches Institut.

auch eine wohlthuende Wärme einzuhauchen verstanden hat, ohne daß sich der Reisende dadurch in seinem eignen Urteile, das sich ja nach dem individuellen Grade seiner Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit richtet, sich beeinträchtigt fühlen könnte.

Der Verfasser dieser Zeilen hat in Rom mehrfach von Kunstforschern die Ansicht aussprechen hören, daß Gsell-Fels des Guten zuviel gebe und daß sein Reisebuch nur eine geschickte Kompilation von Kunsturteilen der maßgebenden Kunsthistoriker enthalte. Aber ist es denn nicht die Aufgabe eines Reisebuches, sorgfältig die Ergebnisse der kunstgeschichtlichen Forschung wiederzugeben, wie es Gsell-Fels unter Angabe der Quellen und unter Berücksichtigung des Bedürfnisses des gebildeten Reisenden thut? Andrerseits ist doch zu bedenken, daß ein solches Reisebuch in erster Linie gerade für solche vorhanden ist, die weder Kunstkenner von Fach sind, noch auch die Möglichkeit haben, durch eingehende kunstgeschichtliche Lektüre sich auf den Genuß der Schätze Italiens vorzubereiten. Auch in den immer mehr wachsenden Kreisen der Goethefreunde hat sich Gsell-Fels gerade dadurch Anspruch auf Dank erworben, daß er alle bedeutsamen Urteile Goethes über einzelne Kunstwerke, mögen sie auch nur subjektiven Wert haben, mitgeteilt hat, sodaß man sie in ihrer bestimmten charakteristischen Ausprägung am geeigneten Orte vor sich hat.

Die allgemeinen Ratschläge über die passendste Reisezeit, über Reisekosten, Reisezurüstungen, Gasthofswesen, Diät und dergleichen verraten durchaus die praktische Erfahrung. Soll der Verfasser dieser Zeilen aus seiner Reiseerfahrung hier noch etwas herausheben, so wäre es dies, daß er nicht warm genug die Aneignung der italienischen Landessprache empfehlen kann. Für den Verkehr in den Gasthöfen und mit den Fremdenführern genügt zwar bei allgemeinster Bekanntschaft mit den Sprachregeln des Italienischen die Benutzung eines „Sprachführers" wie des von Kleinpaul; wer aber dem Volke näher treten, sich dadurch den Reisegenuß erhöhen und besonders nach der Seite gemütlicher Anregung den ganzen Aufenthalt im fremden Lande wesentlich behaglicher machen will, für den ist die so leicht zu erlangende Kenntnis des Italienischen unumgänglich nötig. Man wird sich alsdann auch in den italienischen Gasthäusern, von denen diejenigen ersten Ranges noch unter den Preisen, nicht aber unter der Qualität der internationalen Hotels zweiten Ranges stehen, viel wohler fühlen als in den Gasthäusern, deren Portiers schon in mehreren Zungen radebrechen. Es ist deshalb auch sehr dankenswert, daß in den Meyerschen Reisebüchern diese italienischen Häuser, die in andern Reisebüchern bisweilen garnicht genannt werden, besonders berücksichtigt sind.

Das Zwiebelmuster. Wenn Schopenhauer Recht hätte mit der Behauptung, daß es vergeblich und folglich überflüssig sei, allgemein verbreitete Narrheiten zu bekämpfen, weil sie ganz von selbst verschwinden, sobald sie so riesengroß geworden sind, daß alle Welt sie sehen kann, so würde eine der größten Narrheiten der Welt jetzt am Anfange ihres Endes angelangt sein: das sogenannte Zwiebelmuster. Dieses Muster — das übrigens seinen Namen trägt, wie — ja wie lucus a non lucendo kann man nicht mehr sagen, seit es feststeht, daß lucus (die Lichtung) in der That a lucendo genannt ist; also sagen wir: wie das Leipziger Rosenthal davon, daß keine Rosen drin wachsen — ist, wenn wir nicht irren, zuerst auf Kaffee- und Theegeschirr der königlichen Meißner Porzellanfabrik verwendet worden, und dort ließ man es sich gern gefallen, so seltsam es auch aussah. Zu den Düften des Orients, die aus der Tasse uns entgegenströmen, schien das wunderliche Muster,

das an orientalische Vorbilder erinnert und in seinem Motiv wohl auch schwerlich dem Kopfe eines königlich sächsischen Porzellanmalers entsprungen ist, gut zu passen. Da es mit der Zeit sehr beliebt wurde und für viele Leute mit dem Begriff „Meißner Porzellan“ so unzertrennlich verwuchs, daß sie sich einbildeten, in Meißen werde überhaupt weiter nichts als das „berühmte“ Zwiebelmuster fabrizirt, so übertrug es die Fabrik selbst bald auch auf Speisegeschirr, Lampen, Leuchter, Schreibzeuge u. s. w., was freilich schon weniger annehmbar war. Nun kamen aber die Nachahmer. Nicht bloß eine zweite Porzellanfabrik in Meißen, die plötzlich anfing, „Meißner Porzellan“ zu fabriziren — was ihr natürlich gerichtlich nicht verwehrt werden konnte, im übrigen aber auf derselben Höhe steht, wie wenn ein beliebiger Hoff „Hoffsches Malzextrakt“ macht, in Cöln bei Meißen sich eine Fabrik von „echt Cölnischem Wasser“ aufthut, oder Skribenten, die zufällig den Namen eines renommirten Kunstschriftstellers oder Kunstverlegers tragen, sich auf Kunstschriftstellerei werfen —, sondern auch andre Fabriken, die gewöhnliches irdenes Geschirr liefern, fingen an, in ausgedehntestem Maße das Zwiebelmuster nachzumachen. Solches Geschirr zu kaufen war nun schon eine arge Geschmacklosigkeit, denn der ursprüngliche Reiz lag doch wahrhaftig nicht in dem lächerlichen Muster, sondern darin, daß dieses Muster mit einem so edeln und kostbaren Material verbunden war, wie dem in der königlich sächsischen Porzellanfabrik zu Meißen fabrizirten Porzellan. Fiel das Material hinweg, das Muster an sich war doch die bare Albernheit und nicht einen Dreier wert. In den letzten Jahren ist nun aber vollends das Unglaubliche geschehen, daß dieses in sothaner Weise immer mehr unter die Leute gekommene Muster auch in allen erdenklichen andern Zweigen der Technik nachgeäfft worden ist. Kaum war mit der Erfindung der deutschen Renaissance in der Zimmerausstattung das Bedürfnis nach „stilvoller“ Tischwäsche erwacht, so erschien auch schon das Zwiebelmuster auf Tisch- und Tellertüchern. Dann bemächtigte sich die Luxuspapierfabrikation des geistvollen Motivs und brachte es auf Glanzpapier, das nun zum Überziehen von Briefmappen, Notizbüchern, Briefbogencartons, Schmuck-, Bonbon- und Seifenkästchen, ja selbst von pappernen Photographie- und Spiegelrahmen benutzt wurde. Und neuerdings kann man sogar Fenstervorhänge und — unglaublich, aber wahr! — Kleiderstoffe mit Zwiebelmuster kaufen! Das einzige, was noch fehlt, aber sicherlich in der nächsten Zeit auch erscheinen wird, sind Hemdenkragen und Manschetten und — Tapeten mit Zwiebelmuster. Wenn diese erst da sein werden, und wir wünschen aufrichtigst, daß dies so bald als möglich geschehe, dann ist der von Schopenhauer bezeichnete Punkt erreicht, dann ist die Narrheit so riesengroß, daß alle Welt, auch der Bornirteste, sie sehen kann.

Die Sache ist sehr komisch, hat aber doch auch ihre ernste Seite, denn sie enthüllt einmal an einem einzelnen, besonders eklatanten Beispiele die ganze Armseligkeit, die auch sonst vielfach in unserm sogenannten Kunstgewerbe und — in den Geschmacksansprüchen der großen Masse herrscht. Dieser ganze Plunder würde doch nicht fabrizirt werden, wenn er nicht auf tausende und abertausende von Käufern rechnen könnte. Wenn aber erst die Wände der Mädchenkammer mit Zwiebelmustertapeten beklebt sein werden, dann wird sich die Hausfrau doch vielleicht überlegen, ob sie ihren Tischgästen mit ihrem langstieligen Zwiebelmustergeschirr noch eine besondre Augenweide bereitet.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Bismarck und Herr Gladstone.


ls Palmerston wegen verschiedner Ungehörigkeiten von der Königin seines Dienstes entlassen worden war, ließ er sich in einer Flugschrift als den echt britischen Minister und zugleich als Opfer der Ränke des Prinzen Albert, „dieses Ausländers," darstellen, und das abgeschmackte Machwerk hatte wenigstens den Erfolg, daß Presse und Publikum an den deutschen Ränkeschmied und das Opfer der echt britischen auswärtigen Politik glaubten und Palmerston zu großer Beliebtheit gelangte.

Ein ähnliches Manöver hat vor kurzem die offiziöse Daily News mit Gladstone versucht, der nach ihrer Behauptung unter Bismarcks Haß und Arglist zu leiden hatte, weil er gleichfalls immer das wahre britische Interesse zu fördern bemüht gewesen war. Es hieß da, die Haltung der festländischen Mächte hinsichtlich der englischen Vorschläge in der ägyptischen Finanzfrage sei nichts als eine Folge der Politik des deutschen Kanzlers, der, wie der Mann in der Aristophanischen Komödie zwischen seinen beiden Sklavinnen, zwischen der französischen und österreichischen Regierung stehe und sie anweise, den ihm unangenehmen Nachbar zu ärgern, wozu sie sich denn auch bereitwillig hergäben. „Fürst Bismarck glaubt — so wollte dieser „Mann hinter den Kulissen" dem englischen Patrioten einreden — oder lebt wenigstens der zuversichtlichen Hoffnung, wenn er die Politik der jetzigen britischen Regierung in Ägypten vereiteln könne, werde Herr Gladstone abtreten müssen... Er hält sich für schlecht behandelt von den gegenwärtigen Ratgebern Ihrer Majestät. Er ist sehr böse über die Art und Weise, mit welcher man seiner Ansicht zufolge in der Angelegenheit der Niederlassung von Angra Pequena gegen ihn verfahren ist. Deutschland und sein Kanzler sind hier, so glaubt er, vom englischen Auswärtigen Amte

etwas von oben herab, etwas kavalierement behandelt worden. Vielleicht hat Fürst Bismarck Grund zu dieser Ansicht, ich sage aber nur, daß es seine Ansicht ist. Natürlich hat er noch andre Gründe für sein jetziges Verfahren. Sein verschiednen Ministerien oft ausgedrückter Wunsch ist, England möge sich Ägyptens unbedingt bemächtigen und es zu einer britischen Besitzung machen... Das würde ein ganzes Kapitel der verschiedensten Annexionen zur Folge gehabt haben. Denn hätte es sich für befugt gehalten, nach Ägypten zu greifen, und wäre es bei diesem Verfahren von einer Macht wie Deutschland unterstützt worden, so hätte es gegen keinerlei Zugreifen Deutschlands Einspruch thun können, und dem Beispiele Deutschlands würden Frankreich und Italien gefolgt sein... Fürst Bismarck betrachtet Herrn Gladstone und seine Amtsgenossen als verantwortlich dafür, daß der Ehrgeiz Deutschlands Halt machen mußte, es ärgert ihn, und er ist nicht der Mann, der sich ärgert und dann die ganze Sache rasch vergißt. Kurz und gut: der deutsche Kanzler macht sich jetzt zu einem Faktor in den politischen Angelegenheiten Englands. Er wird kein Mittel unversucht lassen, mit dem sich die Gladstonesche Regierung stürzen oder doch Herr Gladstone selbst beseitigen läßt. England soll in Ägypten insultirt werden, damit Herr Gladstone gedemütigt und zum Verzicht auf sein Amt genötigt werde, und er soll zu diesem Verzicht gezwungen werden, weil Fürst Bismarck ihn nicht leiden kann."

Herr Gladstone läßt hier ganz ähnliche Ideen wie einst Palmerston verbreiten, aber der Erfolg dieses Blendwerkes ist diesmal nicht derselbe gewesen wie damals. Die heutigen Engländer sind weniger leicht zu bethören, sie haben Fortschritte in der Erkenntnis gemacht, sie wissen ausländische Politiker besser zu würdigen, auch war der Versuch, den gegenwärtigen britischen Premier mit Bismarckschem Haß und deutschem Ehr- und Ländergeiz von seinen Sünden reinzuwaschen, zu wenig geschickt, um viele Gläubige zu finden, und so klang das Echo, welches die Stimme „hinter den Kulissen" schon in der Londoner Presse weckte, weit mehr wie Gelächter als wie Zustimmung oder gar wie Begeisterung für den Staatsmann, der durch den Mund jener Stimme sich zu rechtfertigen und den deutschen Kanzler zu verdächtigen gesucht hatte. Noch viel komischer aber muß dieser Versuch dem unbefangenen festländischen und namentlich dem deutschen Politiker erscheinen. Fürst Bismarck soll Gladstone hassen, auf dessen Sturz hinarbeiten, ihm Verlegenheiten schaffen, ihm in England Gegner erwecken wollen — Thorheiten, die auf der Hand liegen. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Wollte man sagen, Gladstone hege als alter Neupeelit unfreundliche Gefühle gegen Deutschland, namentlich gegen das heutige friedfertige und den Frieden auf dem Festlande zu sichern bemühte Deutschland, so würde das nicht schwer zu beweisen und zu belegen sein, und wollte man hinzufügen, er sei von Abneigung gegen Bismarck erfüllt, so ließe sich das gleichfalls mit zahlreichen schlagenden Beispielen darthun. Bismarck aber treibt

durchaus keine persönliche, keine Gefühlspolitik, und er denkt nicht daran, sich in die innern Angelegenheiten fremder Völker und Staaten zu mischen, deren Ministerien zu untergraben u. dergl. Am wenigsten hat er Ursache, sich in London eine andre Regierung zu wünschen, ja man darf getrost behaupten, stünde dort kein Gladstone mit seiner unklaren, zaghaften und wankelmütigen Politik in auswärtigen Fragen am Ruder, so müßten fremde Staatsmänner den Wunsch hegen, daß er oder ein andrer Politiker solchen Schlages dorthin gelangte, da niemand ihren Zwecken besser zu dienen verspräche, niemand weniger zu Befürchtungen Anlaß gäbe als er. Den deutschen Reichskanzler als ehrgeizigen und ränkevollen Friedensstörer hinstellen kann nur die Dummdreistigkeit, die als one behind the scenes in Daily News offiziös das englische Publikum zu beschwindeln bemüht war. Weit besser wäre es, Gladstones Politik als eine solche nachzuweisen, welcher der Friede zwischen den Völkern des Festlandes nicht recht ist, und welche deshalb nichts für dessen Sicherung thun will. Allgemein und selbst in englischen Kreisen weitverbreitet ist die Überzeugung, daß das Verdienst des leitenden deutschen Staatsmannes seit 1871 jahrelang vorwiegend in seinem erfolgreichen Bestreben bestanden hat, nach Möglichkeit vermittelnd, versöhnend und vorbauend für den europäischen Frieden zu wirken und starke Bürgschaften für dessen Erhaltung zu schaffen. Dieses Bemühen gelang zunächst mit Österreich-Ungarn, dann mit Italien und mit Rußland. Schwieriger war das Werk, auch Frankreichs Mitwirken in dieser Richtung zu gewinen und für die Dauer zu sichern, da hier eine zeitlang Parteikämpfe einer festen Politik entgegenstanden und Politiker von Einfluß Rachegefühle gegen die deutschen Sieger von 1870 in ihre Berechnungen aufgenommen hatten. Leichter dagegen schien es unter Beaconsfields Regierung, England in die Gemeinschaft der zur Erhaltung der Ruhe in Europa verbündeten hereinzuziehen, und der Versuch wurde von Berlin her gemacht. Der Reichskanzler fand Gelegenheit, den Engländern ihre Absichten auf Sicherung der nächsten Wasserstraße nach Indien zu erleichtern, und die damalige Regierung Großbritanniens zeigte sich erkenntlich für solche Gefälligkeit. Sie fiel indes unter dem Ansturme der liberalen Gegenpartei, und Gladstone, der Führer der letzteren, erwies sich, einmal, weil er das Gegenteil von dem, was sein Amtsvorgänger gethan, thun zu müssen meinte, dann, weil er die Feindschaft Frankreichs gegen Deutschland für unlösbar und letzteres für stärker und somit für einen bessern Bundesgenossen ansah, den Werbungen der deutschen Politik unzugänglich, er lehnte es ab, sich den Bemühungen Bismarcks um Sicherung des Friedens anzuschließen, und statt auch Englands Gewicht zu diesem Zwecke in die Wagschale allen zu lassen, zeigte er sich vielmehr bei verschiednen Anlässen geneigt, den Franzosen zur Seite zu treten. Die natürliche Folge war, daß die deutsche Politik den Versuch unternahm, sich mit der Pariser Regierung zu verständigen. Allerdings standen ihr in Frankreich Erinnerungen und Empfindlichkeiten im

Wege, aber andrerseits waren England gegenüber gemeinsame Interessen der beiden festländischen Nachbarn vorhanden, die schwerer wogen als Gefühle, und ruhig überlegender Verstand gewann in der That, namentlich seit Gambettas Tode, in den leitenden Kreisen Frankreichs allmählich die Oberhand. Man begriff, daß ein gutes Verhältnis zu Deutschland, vorzüglich in den Fragen der neuen französischen Kolonialpolitik, mehr Nutzen versprach als die Freundschaft Englands, die allezeit eigennützig und habsüchtig sein wird. Das gute Verhältnis Deutschlands zu Frankreich ist hergestellt worden, und der Weltfriede, das unablässige Bemühen des deutschen Kanzlers, hat dadurch eine neue hochwichtige Bürgschaft erhalten. Frankreich ist dabei nicht übel gefahren. Gladstone aber hat bereits Ursache gehabt, seine Haltung vor zwei Jahren zu bereuen. Es würde ihm nicht leicht fallen, wenn er, der damals Anknüpfungen von sich wies, jetzt selbst solche mit Deutschland allein suchte. Dasselbe steht eben nicht mehr allein. Die Dinge haben infolge jener Abweisung des deutschen Annäherungsversuches eine andre Gestalt angenommen, zunächst in der für England bedeutungsvollen ägyptischen Angelegenheit. „Wollte die deutsche Regierung, so äußert sich die „Kölnische Zeitung“ in einem offenbar inspirirten Artikel, jetzt der Anwalt englischer Wünsche sein, so würde sie dadurch auf Frankreich, Regierung und Volk, den Eindruck der Unstetigkeit und einer unzuverlässigen Unterlage für politische Berechnungen machen.“ Sie erfreut sich nicht mehr derselben Freiheit wie vor zwei Jahren, dem englischen Interesse am Nil mit guten Diensten beizustehen; denn sie würde dann ihre Haltung Frankreich gegenüber ändern müssen und dadurch dort verstimmen, was zu ihren Bemühungen im Interesse des Friedens in keiner Weise passen würde. Nicht der Haß Bismarcks gegen Gladstone oder gar gegen England also ist es, der die Politik des deutschen Kabinets in den letzten Jahren bestimmt hat, vielmehr hat Gladstone sich dieselbe infolge seines übeln Willens und seiner Kurzsichtigkeit selbst zuzuschreiben. Man wollte mit ihm gehen, fand aber kein Gehör, und nahm nun im Interesse des Friedens den Arm eines andern.



England und die Boers.

3.



uch der Vertrag vom 27. Februar 1884 konnte die Boers im Transvaallande nicht vollständig und auf die Dauer zufrieden stellen; denn er setzte ihrer Ausdehnung nach Westen und Osten hin Grenzen, die umso unbequemer waren, als die Teilung des Gebietes des Zulukönigs Tschetwäjo unter dreizehn Häuptlinge, die sich untereinander befehdeten, das an die „Südafrikanische Republik" stoßende Land zum Schauplatze unaufhörlicher Plünderungszüge, Überfälle und Kämpfe gemacht hatte und störend auf den Handel mit den schwarzen Stämmen wirkte. Die Regierung in Pretoria konnte dagegen zunächst nichts thun, aber mancherlei im stillen geschehen lassen, z. B. den heimlichen Zusammentritt von Freischaren, die sich aus allen Teilen Südafrikas rekrutirten und mit der Absicht umgingen, in das Gebiet der Häuptlinge einzufallen, welche besonders Anlaß zu Klagen gegeben hatten. Im Sommer 1884 bereitete sich rasch ein Zug von Boers nach den östlichen Grenzgegenden vor. Geführt von einem Deutschen, Adolf Schiel,*) rückten fünfhundert wohlbewaffnete Boers in das Zululand ein, um der dort seit Tschetwäjos Tode herrschenden Anarchie ein Ende zu machen. Das kleine Invasionsheer fand sofort bei den Eingebornen Anhang und Zulauf, und Dinizulu, Tschetwäjos Sohn, ging mit ihm ein Bündnis gegen die rebellischen Häuptlinge Oham und Usipepu ein, die nun von einer aus Boers und Zulus gebildeten Armee angegriffen und in blutiger Schlacht vollständig geschlagen wurden. Die Folge war, daß Dinizulu von allen bisherigen Kleinkönigen als alleiniger Herrscher des Landes und Volkes der Zulus anerkannt wurde. Schiel blieb als erster Rat und Minister bei Dinizulu, der den eingerückten Boers zum Danke für ihren Beistand eine bedeutende Strecke seines Gebietes abtrat, aus welcher dann ein besondrer Staat, die „Neue Republik," gebildet wurde. Die letztere beeilte sich, mit dem Staate der Zulus und der „Südafrikanischen Republik" ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen, wozu sie der Erlaubnis Englands nicht zu bedürfen glaubte, weshalb dieselbe auch nicht nachgesucht wurde.

---

*) Derselbe ist etwa dreißig Jahre alt, aus Frankfurt a. M. gebürtig, ursprünglich Landwirt und — befand sich in der ersten Hälfte des Januar 1885 in Berlin, wohl als Sachkenner, vielleicht in andrer Stellung.

Auch die Vorbereitungen zu einem Einbruche in das gleichfalls von allerlei Unruhen heimgesuchte und den Boers der „Südafrikanischen Republik“ sehr unbequem gewordene Betschuanenland im Südwesten, zunächst das Gebiet des Häuptlings Montsioa, nahmen zuletzt einen offenkundigen Charakter an, und Rutherford, der britische Resident in Pretoria, nahm daraus Anlaß, die Regierung der „Südafrikanischen Republik,“ deren Präsident jetzt ein Herr Meier war, auf sie aufmerksam zu machen, gegen sie zu protestiren und Abhilfe zu verlangen. Eine dortige Zeitung hatte die Nachricht gebracht, daß sich bereits eine Schar von fünfzig Freiwilligen gebildet habe, um gegen Montsioa zu dienen. Dasselbe Blatt druckte die Bitte gewisser Boers ab, die schon die Grenze überschritten und sich im „Lande Gosen“ festgesetzt hatten, Pretorius möge zu ihnen kommen und sie gegen jenen Häuptling ins Feld führen, wobei das genannte Territorium auch als „Land Moab“ bezeichnet wurde, das im Namen Gottes den Heiden entrissen werden solle. Rutherford berichtete darüber an Sir Hercules Robinson und schrieb dann am 5. Juli nach dessen Weisungen an die Regierung in Pretoria, „es existire im Transvaal und innerhalb der Hauptstadt desselben eine Organisation zu feindseligen Maßregeln gegen ein Gebiet, das jetzt praktisch britisch sei,“ und forderte dagegen „entschiednes präventives Einschreiten von seiten der Regierung des Transvaal.“ Diese verbot darauf durch eine Proklamation allen Bewohnern der Republik die Werbung von Rekruten gegen das Betschuanenland. Als die letztere trotzdem fortgesetzt wurde, erfolgte englischerseits eine weitere Zuschrift, in der es hieß, es werde „eine stärkere Maßregel als eine bloße papierne Bekanntmachung notwendig sein, um der Transvaalregierung die Verantwortlichkeit für den Einbruch einer innerhalb des Transvaal öffentlich vorbereiteten und angezeigten Expedition in britisches Gebiet [!] hinein abzunehmen.“ Die Freischaren setzten sich demungeachtet in Bewegung, rückten Ende Juli in Montsioas Land ein, schlugen ihn in einem Treffen und zwangen ihn zu einem Vertrage, in welchem er ihnen sein Land abtrat, das darauf zur Republik erklärt und unter den Schutz des benachbarten Boernstaates gestellt wurde.

Dazu trat noch ein andres Ereignis, welches in England die Entrüstung über das Verfahren der Freischaren gegen Montsioa erheblich verstärkte. Im Lande Montsioas existirte eine kleine britische Polizeimacht, die von einem Beamten namens Bethel befehligt wurde. Dieser stellte sich, als der Einbruch der Boers erfolgte, den Angreifern mit einer Anzahl von Eingebornen entgegen und blieb dabei auf dem Platze. Wie englische Berichte wissen wollen, wurde er zunächst schwer verwundet und dann, in diesem Zustande auf der Wahlstatt liegend, von hinzutretenden Boers kalten Blutes ermordet. Nach diesen Berichten wäre Bethel ein edler Held und seine Tötung eine greuelvolle Schandthat gewesen. Wir halten die Sache für einigermaßen zugestutzt, wollen sie aber auszugsweise nacherzählen.

Während des Treffens, welches dadurch herbeigeführt wurde, daß Bethel einen Trupp Freibeuter an einem Viehraub verhindern wollte, stand jener neben dem verwundeten Betschuanenhäuptling Israel Molema und versuchte diesem auf sein eignes Pferd zu helfen. Als das mißglückte, bat ihn der Betschuane, ihn zu verlassen und sich selbst zu retten. Bethel lehnte das edelmütig ab, und bekam bald darauf einen Schuß in das eine Auge, der zum andern Ohr hinausging und ihn zu Boden streckte. Ein englischer Renegat, der auf seiten der Boers focht, wollte ihn nach deren Lager bringen, wenn er sich ergäbe. Letzteres geschah, aber jetzt näherten sich zwei andre von den Gegnern, von denen einer Joel van Rooyen hieß, und welche den Verwundeten höhnisch fragten, ob er totgeschossen sein wolle. „Schießt nur zu!“ rief der heroische Bethel, und die Ungeheuer jagten ihm sofort ihre Kugeln durch den Kopf. So sollte der verwundete Betschuane, der dabei gelegen und sich in der Nacht darauf gerettet hätte, erzählt haben.

Die Londoner Presse, besonders die konservative, erhob über diese Vorgänge ein gewaltiges Geschrei, und die „öffentliche Meinung,“ ihr Spiegelbild, bekam ein sehr rotes Gesicht. Auffallend war dabei für Fernerstehende nur, daß man über das Einschreiten der Boers im Zululande viel weniger Entrüstung äußerte als über die Vorgänge jenseits der westlichen Grenze. Hier war, wie behauptet wurde, „britisches Gebiet,“ das „britische Protektorat über das Betschuanenland“ verletzt worden, ein englischer Beamter, der das Recht seiner Königin hatte wahren wollen, war grausam ermordet worden, und sein Blut, die Ehre Britanniens schrie laut um Rache. Solche Unthaten mußten für die Zukunft unmöglich gemacht, die „Südafrikanische Republik“ mußte vernichtet werden; denn deren Regierung steckte entweder unter einer Decke mit den „Freibeutern“ oder war zu schwach, um dem Treiben derselben zu steuern, und das erstere kam den Londoner Zeitungsschreibern auch dann noch als das wahrscheinlichere vor, als man in Pretoria das Protektorat über die neue Republik im „Lande Gosen“ vorläufig fallen ließ. Im Parlamente machten sich diese Ansichten gleichfalls geltend, wenn auch in etwas maßvollerer Form und Sprache, und daneben hörte man eine lange und schwungvolle Rede Forsters, des frühern Kabinetsmitgliedes, über die Pflicht der Regierung, sich der unglücklichen Kaffern aus Gründen der Philanthropie und damit man ihnen die Segnungen des Christentums und der Gesittung zuteil werden lassen könne, gegen die habgierigen und treulosen Boers mit aller Energie anzunehmen, was sehr schön klang, aber bei Kennern der englischen Parteiverhältnisse nur Lächeln erwecken konnte.

Die Regierung wurde mit der Sache nicht so leicht und schnell fertig wie die öffentliche Meinung, indes mußte sie auf dieselbe Rücksicht nehmen, auch stand in gewissem Maße Englands Prestige in Südafrika auf dem Spiele, wenn man dort die Dinge gehen ließ. Handeln war bedenklich, denn man

konnte damit gegen die Überzeugungen, Sympathien und Wünsche der Mehrzahl der Holländer in ganz Afrika verstoßen; Unthätigkeit war auch bedenklich, denn sie schadete der „Reichspolitik", die Beaconsfield mit Eclat inaugurirt hatte, und sie konnte die Konservativen unter Umständen in den stand setzen, Gladstone und seine Leute zu Falle zu bringen. So entschloß sich denn die Regierung nach mehrfachen Beratungen um die Mitte des Oktober v. J. zu handeln und militärisch gegen die Boers im Betschuanenlande vorzugehen, und ließ diesen Entschluß einige Tage später durch Ashley, den Unterstaatssekretär im Kolonialamte, dem Unterhause mitteilen, nachdem Lord Derby der Regierung der Südafrikanischen Republik wiederholt und noch am 18. Oktober geschrieben hatte, „die Stellung der Marodeure in Montsioas Gebiet sei in hohem Grade dadurch veranlaßt, daß sie unterlassen habe, ihre Verpflichtungen in wirksamer Weise zu erfüllen, und es werde gut sein, wenn sie sich erinnere, daß sie für alle Ausgaben, welche die Regierung Ihrer Majestät zur Wiederherstellung der Ordnung nötig habe, aufkommen müsse." Ashley aber erklärte im Unterhause u. a., der Polizeiinspektor Bethel habe die Freibeuter in übergroßem Mute angegriffen, und solange die Identität seiner Mörder nicht festgestellt sei, müsse man davon absehen, die Auslieferung derselben von der Regierung im Transvaal zu verlangen. Die Regierung der Königin habe die von den Boers übernommene Schutzherrlichkeit über das Gebiet Montsioas nicht anerkannt, und die Regierung in Pretoria habe daraufhin die betreffende Bekanntmachung zurückgezogen, aber die Freibeuter befänden sich noch im Besitze des Landes jenes Häuptlings, und die Regierung Ihrer Majestät habe nun beschlossen, sie mit Gewalt zu entfernen, und zu dem Zwecke die nötigen Vorbereitungen getroffen. Inzwischen bemühe sich die Regierung der Kapkolonie, durch gütliches Abkommen Blutvergießen zu vermeiden, und das Kolonialamt habe derselben sein Einverständnis hiermit erklärt, jedoch unter der Bedingung, daß ohne ausdrückliche Erlaubnis des Oberkommissars keiner der Freibeuter in Montsioas Gebiet verbleibe. Mittlerweile organisire sie zur Vertreibung dieser Eindringlinge eine hinreichende Streitmacht, mit welcher Generalmajor Warren in etwa vierzehn Tagen nach dem Betschuanenlande abgehen werde. Hoffentlich werde es ihm gelingen, die Rechte Englands ohne Blutvergießen geltend zu machen und sicherzustellen.

So geschah es denn auch. Am 14. November schiffte sich Sir Charles Warren in Begleitung Sir Bartle Freres und einer Anzahl von Stabsoffizieren in Dartmouth nach der Kapstadt ein, und bald nachher folgten ihm die ihm zur Verfügung gestellten Truppen. Die Instruktionen, die er als „Spezialkommissar für das Betschuanenland" mitnahm, hatten im wesentlichen nachstehenden Inhalt. Er wurde darin angewiesen, durch alle geeigneten Mittel die Mitwirkung der Regierungen des Oranjefreistaats und der „Südafrikanischen Republik" zur „Erhaltung des Friedens und der Sicherheit im Betschuanenlande, sowie zur För-

derung der allgemeinen Wohlfahrt der Bevölkerung desselben" nachzusuchen und zu erlangen. Dann hieß es in dem Schriftstücke weiter: „Der nächste Zweck Ihrer Sendung besteht darin, die Freibeuter aus dem Betschuanenlande zu entfernen, die Ordnung in dem Gebiete wiederherzustellen, die Eingebornen wieder in den Besitz ihrer Ländereien zu bringen, die nötigen Maßregeln zur Verhütung fernerer Beraubungen zu ergreifen und endlich das Land besetzt zu halten, bis über dessen weiteres Schicksal entschieden sein wird. Als Spezialkommissar werden Sie unter der Leitung des Gouverneurs der Kapkolonie und des Oberkommissars in Südafrika, Sir Hercules Robinson, stehen, der ersucht werden wird, Ihnen in lokalen Angelegenheiten ein sehr weites Feld der Verfügung einzuräumen. Sie werden natürlich begreifen, daß die Regierung ihre Beistimmung erteilt hat, wenn die Kapminister sich zuvörderst bemühen, eine friedliche Beilegung der Schwierigkeiten im Lande Montsioas herbeizuführen, und daß aktive militärische Operationen nicht eher beginnen dürfen, als bis eine angemessene Frist verstrichen ist. Sir Hercules Robinson hat angedeutet, daß dazu sechs Wochen erforderlich sein dürften. Die Regierung hofft aufrichtig, daß die Kapregierung imstande sein werde, eine Regelung vorzuschlagen, die mit Ehren angenommen werden kann. Aber es liegt auf der Hand, daß, wofern dies unglücklicherweise mißlingen sollte, keine Zeit verloren werden dürfte, aus dem Protektorate [!] diejenigen zu entfernen, die dessen Unabhängigkeit verletzt und die Ländereien der unter unserm Schutze stehenden Häuptlinge mit Beschlag belegt haben. Die Kapregierung hat erklärt, daß sie, falls ihre Sendung Erfolg hat, in der Lage zu sein denkt, dem Kolonialparlamente sofort nach dessen Zusammentritt einen Plan für die Verwaltung des Landes, vorbehältlich dessen Einverleibung in die Kolonie, zu unterbreiten. Sollten sich ihre Erwartungen erfüllen, so wird Sir Hercules Robinson nach vorgängiger Beratung mit Ihnen zu erwägen haben, ob Sie die Aufsicht in dem Gebiete fortsetzen sollen, bis die erforderlichen Maßregeln zu dessen Übernahme vom Kapparlamente angenommen worden sind. Wenn andrerseits die Einverleibung des Gebietes in die Kolonie sich als für jetzt unpraktisch erweisen sollte, so würde es notwendig werden, innerhalb des Territoriums eine hinreichende bewaffnete Polizeimacht zu unterhalten, wozu geeignete Mannschaften sich unzweifelhaft unter den berittenen Freiwilligen finden werden, die Sie [in der Kapstadt] anzuwerben im Begriff stehen."

Also Mitwirkung der Oranjerepublik erwartet und Anwerbung von Freiwilligen am Kap in Aussicht genommen, bei dem tiefen Groll, welcher sich der holländischen Bevölkerung in ganz Südafrika gegen alles Englische bemächtigt hatte! Ferner ein einseitiges Protektorat Englands über das Betschuanenland behauptet, und schließlich ganz ungescheut gesagt, daß Montsioas Gebiet, falls es angehe, der Kapkolonie und damit dem überseeischen Besitz Englands einverleibt werden solle, dieses Gebiet, das also gegen alle Welt protegirt sein

sollte, ausgenommen gegen die Ländergier seines Protektors! Und hatte denn die britische Regierung, so konnten die Boers und ihre Stammgenossen und Freunde am Kap, in Natal und im Orangefreistaate einwerfen, auch nur ein ungeteiltes Protektorat über die Betschuanen rechtlich zu beanspruchen? In dem im vorigen Abschnitte dieser Darstellung auszugsweise mitgeteilten Übereinkommen zwischen ihr und den Bevollmächtigten der Boers im Transvaal ist von einem förmlichen Protektorate nirgends die Rede, und der Ausdruck „Betschuanenland" kommt darin ebensowenig vor. Es heißt, wie wir gesehen haben, im zweiten Artikel des Vertrages vom 27. Februar 1884 nur: „Die Regierung der »Südafrikanischen Republik« wird an den östlichen und westlichen Grenzen Kommissare ernennen, deren Pflicht es sein wird, sorgfältig gegen Unregelmäßigkeiten und gegen alle Überschreitungen der Grenzen zu wachen. Ihrer Majestät Regierung wird, wenn es nötig ist, Kommissare in den Gebieten der Eingebornen außerhalb der östlichen und westlichen Grenzen der »Südafrikanischen Republik« einsetzen, um die Ordnung zu erhalten und Übergriffe zu verhindern." Also gleiche Berechtigung der „Südafrikanischen Republik" und Englands, nichts von einseitiger Überwachung, einseitiger Schutzherrschaft, und wenn die offiziöse Daily News neulich einen Brief aus Kimberley abdruckte, in welchem ein Verteidiger der Kriegspolitik das Betschuanenland kurzweg als „britisches Gebiet" bezeichnete, so war das eine dreiste Irreführung des englischen Publikums, das sich in seiner Unwissenheit und Leichtgläubigkeit freilich alles Mögliche und Unmögliche bieten läßt.

Während Sir Charles Warren auf dem Wege nach der Kapstadt war, meldete der Telegraph von dort, daß Dutoit, der Spezialkommissar der „Südafrikanischen Republik" im Betschuanenlande, auf die Nachricht von der Absendung englischer Truppen nach dem Kap in Montsioas Gebiet die Fahne seines Staates aufgehißt und den Boers in Gosen Schutz in ihrem Besitze zugesichert habe, daß man indes hoffe, seine Regierung werde ihn in seinem Vorgehen nicht unterstützen. Einige Tage später, am 26. November, berichtete der Telegraph in London willkommene Kunde: „Das friedliche Abkommen, welches die Kapminister im Betschuanenlande zustande zu bringen bemüht sind, basirt sich auf den Plan, den Freibeutern in Gosen in der unvergebenen Gegend von Stellaland Farmen anzubieten. Nach den letzten Nachrichten machten die Verhandlungen, welche Upington, der Premier des Kaps, und Herr Sprigg im Betschuanenlande angeknüpft haben, Fortschritte, aber die Minister begegneten trotzdem großen Schwierigkeiten, und Montsioa wolle nicht mit ihnen verkehren." Am 2. Dezember folgte dann die hochwichtige Meldung: „Herr Upington, der Premier, identifizirte sich in einer Ansprache an eine Volksversammlung in Rooi Grond mit der holländischen Partei. Er drückte Sympathien mit den Freibeutern in Gosen aus und ertheilte ihnen warme Lobsprüche, und während er die Ermordung Bethels mißbilligte, sprach er die Gemeinschaft

derselben von jedem Vorwurfe in der Sache frei. Herr Upington tadelte schließlich die Politik, die Sir Hercules Robinson verfolgt. Die Goseniter sollen über die Äußerungen des Premiers jubeln. Die Rede hat in der Kapkolonie großes Aufsehen gemacht und allgemeine Entrüstung hervorgerufen."

Am 4. Dezember traf Warren in der Kapstadt ein und wurde von der Bevölkerung begeistert empfangen. So meldete der englisch gesinnte Telegraph, der zugleich von weiteren Zeichen des Mißvergnügens über das Verhalten der Kolonialregierung zu erzählen wußte und mit den Worten schloß: „Es herrscht die Meinung vor, die Zeit sei gekommen, wo die Frage, ob englische oder holländische Suprematie in Südafrika, endgiltig und für allemal entschieden werden muß."

Wir lassen hier zunächst einem englischen Blatte das Wort, welches die Meinung der konservativen Partei vertritt, und sprechen dann unsre Überzeugung aus. Der Daily Telegraph sagt über den Schlußsatz des zuletzt erwähnten Telegramms: „Die Wahrheit ist, daß die Angelegenheiten ganz Südafrikas allmählich zu einem Punkte gediehen sind, der diese Meinung vollständig rechtfertigt. Der Ruf: Holländer oder Engländer! ist jetzt ein allgemeiner geworden. Von der gebirgigen Grenze des Zululandes bis zur Kalahariwüste hat sich das Boer-Element beharrlich ausgebreitet oder mit offenem Trotz in erobernder Weise weiter vorgedrängt. Die Swazis und die Zulus, desgleichen die Betschuanen haben den harten Druck dieser gottseligen Gemeinde empfunden, welche niemals Verträge oder Übereinkünfte achtete. Ruhte auf dem Lande der Basutos nicht der Schatten des englischen Weltreiches, so würden die dort wohnenden Stämme morgen schon dieselbe Plage fühlen. Viele Leute sahen voraus, daß die jetzt sichtbaren Phänomene aus der Großmut entspringen würden, welche die britische Autorität zeigte, als ihre Truppen drei Niederlagen in offener Feldschlacht erlitten hatten. Die Antwort auf diese Großmut einer Weltmacht ist von den rohen Abenteurern erteilt worden, welche die Zulugrenze überschritten und im Betschuanenlande geplündert und gemordet haben. Selbst der neueste der verschiedenen Pakte mit denselben ist cynisch gebrochen und vernichtet worden.... Bisher jedoch hat die Regierung der Kapkolonie noch nicht aktiv Partei in dieser Störung der Ordnung genommen; jetzt aber scheinen wir in der Entwicklung eines Geistes, der durch den merkwürdigen Ausgang eines militärischen Mißgriffs am Madschubaberge wo nicht geschaffen, doch gereizt und ermutigt wurde, ein neues Stadium erreicht zu haben. Herr Upington, der Premier des Kapministeriums, soll sich — wir hoffen, es ist ein Irrtum — öffentlich mit der holländischen Partei einverstanden erklärt, die Politik Sir Hercules Robinsons getadelt und die im sogenannten Stellaland und Gosen begangenen Schändlichkeiten teilweise oder ganz gerechtfertigt haben. Die Mörder und Raubgesellen sollen mit Landschenkungen belohnt werden.... Die Regierung hat nach einer beispiellosen Entwicklung von Geduld jetzt den

richtigen Schritt gethan, sie ist nicht nur entschlossen, Erfüllung von Verträgen zu fordern, sondern hat auch die Mittel zur Erzwingung ihrer Forderung beschafft. Was wir uns selbst und was wir den Eingebornen schulden, die ihr Vertrauen auf uns gesetzt haben, wird, so nehmen wir an, gewissenhaft und befriedigend erfüllt werden, und die Betschuanen, deren wachsende Gesittung so schwer verletzt, deren Fleiß, deren gute Aufführung und deren Ehrlichkeit so übel belohnt worden sind, werden hoffentlich auf soliderer Basis von neuem einen Anfang machen können.... Sir Charles Warren ist ein Mann von außerordentlicher Erfahrung. Er macht jetzt nicht zum ersten male Bekanntschaft mit dem Volke und dem Lande. Er kennt sowohl den Charakter der Boers als den der Eingebornen, und da er mit tüchtigen Weisungen ausgerüstet ist, so kann es keine Frage sein, daß er seinen Auftrag befriedigend ausführen wird.... Aber die Wirren im Betschuanenlande sind nur ein Punkt in der weit größeren und wichtigeren Frage, die jetzt zur Sprache kommen und entschieden werden muß. Wer soll in Südafrika herrschen? Eine sehr eigentümliche Frage heutzutage! Die Königin Victoria herrscht in Südafrika, nicht der König von Holland, nicht Präsident Krüger oder Präsident Brand, nicht der Zuluhäuptling Dinizulu oder Herr Upington. Ohne Frage giebt es in dem uns von unsern Vorvätern vererbten Lande drei Rassen: die Eingebornen, welche die bei weitem überwiegende Mehrzahl bilden, die Holländer, die das alte Land zum Teil verlassen haben, und die Engländer. Die ersten können keinerlei Regierung zustande bringen, welche in den Augen der Zivilisation irgend erträglich wäre. Die zweiten begünstigen nach Sir Bartle Frere ein System, das wir in seiner besten Gestalt in Java sehen, das aber der britischen Billigkeit und Gerechtigkeit ganz und gar widerspricht, weil es die eingebornen Rassen als Heloten oder Knechte betrachtet, die menschlich zu behandeln, aber nicht von Natur aus so beschaffen sind, daß man sie praktisch irgendwie auf gleiche Stufe mit den weißen Rassen stellen dürfte. Die Engländer andrerseits erkennen an, daß alle Rassen vor dem Gesetze wesentlich gleichberechtigt sind. Nach diesem Grundsatze sind wir, wie Sir Bartle Frere schrieb, zwei Generationen hindurch mit den Eingebornen Südafrikas mehr oder minder gleichförmig und erfolgreich verfahren, und unsre Kolonien sind dabei zu einem großen Reiche geworden. Wir sehen keinen zwingenden Grund, von dieser Praxis abzugehen.... Neben der Nützlichkeit und Gerechtigkeit unsrer Regierungsmethode steht aber die Thatsache, daß Südafrika einen bedeutenden Handel hat, und daß durch das Land der britischen Kolonien die Straße nach dem Innern läuft, welches die in Berlin zusammenberufenen Mächte mit solchem Eifer in Verbindung mit Europa zu bringen bemüht sind. Der Weg, über welchen der Handel sich bewegen würde, ist derjenige, dessen sich jetzt die Horden bemächtigt haben, welche räuberisch ins Betschuanenland eingebrochen sind. Die Kapkolonie ist in ihrem eignen Interesse verpflichtet, zur Sicherstellung dieses

Weges nach den Zentralgegenden Afrikas mitzuwirken. Wir haben direkte Verpflichtungen gegen die Betschuanen und können sie nicht verlassen. Endlich aber, was die Hauptfrage, Kapstadt und Simons Bay, betrifft, so sind das Besitzungen, die wir nicht herausgeben dürfen, weil die alte Wasserstraße nach Indien . . . noch heute um das berühmte Vorgebirge führt wie einst, als der erste portugiesische Seefahrer hier seinen Kiel von Süden nach Osten hin steuerte. Wir haben genug gelitten von Zweifeln an unsrer Entschlossenheit und Macht, das britische Weltreich aufrecht zu erhalten. Wenn es wahr ist, daß die Südafrikaner jetzt solche Zweifel hegen, so müssen diese unverzüglich und gründlich beseitigt werden."

Darstellungen der Sache in diesem Lichte beruhen in allem wesentlichen auf Heuchelei und Verdrehung oder Verschweigung derjenigen Thatsachen, welche hier in Betracht kommen. Worauf die britische Politik hinzielen würde, wenn es ihr gelänge, die Boers in Südafrika unschädlich zu machen, sehen wir an ihrem Verfahren in Natal, wo die schwarze Bevölkerung weit überwiegt, und wo die englischen Pflanzer dieselbe zwar nicht als Leibeigne behandeln dürfen, dafür aber Kulis einführen, die als gezwungne Knechte statt jener Kaffern für sie arbeiten. Bezwingen die Engländer die „Südafrikanische Republik," so werden sie die besten Gegenden derselben in Plantagen verwandeln, sie mit englischen Kolonisten und Kulis besetzen und dann von hier aus die Eroberung von Zentralafrika mit Einschluß der Becken der großen west- und ostwärts fließenden Ströme versuchen, um auf diese Weise die bessere Hälfte des schwarzen Kontinents allmählich dem britischen Handel tributpflichtig zu machen. Das Land der Boers und der Betschuanen wird als Operationsbasis hierzu erstrebt. Die Engländer würden mit ihrem langsamen Vordringen nach Norden eine Flankenbewegung gegen die Europäer machen, die bisher sich um Anteil am zentralafrikanischen Handel bemühten. Bis dahin wird man vielerlei von den Missethaten der Boers zu hören bekommen, aber nichts von der Aushungerung der Kaffern durch den Import chinesischer und malayischer Knechte, die alles vom Sklaven haben, nur nicht den Namen. Irgendein andres Opfer gern zu bringen, ausgenommen das Interesse andrer Leute, liegt nicht in den Gewohnheiten der britischen Kaufmannspolitik, und ihre Bekämpfung der Sklaverei, ihre Behauptung, es sei England in Südafrika um philanthropische Zwecke, Verbreitung von Zivilisation und dergleichen zu thun, ihre schönen Reden von Freiheit und Gleichheit aller Rassen sind in den letzten Jahren, wenn überhaupt etwas andres, nur Speck gewesen, mit dem man Mäuse fängt. Man sehe, wie sie es mit den Interessen des Volkes von Britisch-Columbia machten, wo sie ebenfalls fortwährend chinesische Zwangsarbeiter einführen, und zwar gegen die einmütigen Bitten und Einsprüche der eingebornen Bevölkerung, die dadurch um allen Verdienst gebracht wird. Jene Politik faßt sich in drei Worte zusammen: Eroberung, Beraubung und Ausschluß derer, die früher kamen und sich mit schweren Mühen und Opfern eine neue

Heimat gründeten. Ihre Maxime ist: „Steh auf, daß ich mich zu Tische setze und fett werde!"

Um das in Afrika ausführen zu können, müssen die Boers beseitigt werden. Aber wie ist das zu bewerkstelligen? Die einen sagen, mit Benutzung der Wilden, der Kaffern und Betschuanen, die wir protegiren und als Bundesgenossen gegen die holländischen Afrikanders verwenden müssen. Die Klügeren wissen, daß ein solches Mittel, offen gebraucht, gegen den Geist der Zeit verstoßen und Proteste hervorrufen würde. Überdies sind die Wilden geteilt, und viele neigen sich den Boers zu. So bemühte sich denn jener Kaufmannsgeist im philanthropischen Gewande schon seit Jahrzehnten, die britische Regierung zur Bekriegung der Boers zu bewegen, indem alles, was gegen sein Interesse geschah, als Rebellion oder Vertragsbruch dargestellt wurde, und wiederholt gelang dieses Bemühen, aber nur, um zuletzt doch zu mißglücken. Wir hoffen, daß dies auch jetzt der Fall sein werde.

Aber die Interessen des Handels sind nicht die einzigen, die hier in Frage kommen. Das nichtenglische Europa hat hier auch andre Interessen auf dem Spiele stehen. Dieses Europa bedarf Grund und Boden, Beschäftigung und Verdienst für seine Auswanderung, und diese würde sich in Fülle in Afrika südlich vom Äquator finden, wo das Klima gemäßigt ist und weite Gebiete mit fruchtbarem Lande noch unbebaut sind. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika wird in fünfzig Jahren aufhören müssen, weil die lohnenden Gebiete dort überfüllt sein werden. In Südafrika dagegen wäre noch lange Raum und sonstige Gelegenheit zur Ansiedlung. Wird aber den Engländern gestattet, sich dort weiter zu befestigen und auszubreiten, so wird bei ihrer auf Ausschluß fremder Elemente abzielenden Politik, bei ihrem Import asiatischer Knechte dieser Raum und diese Gelegenheit nur für sie dasein.

Noch halten die Boers die Festungen für sich und das nichtbritische Europa, und sie sind Männer unsers Stammes und Blutes. In London sind Rings, Syndikate und Cliquen bemüht, diesen Widerstand zu verdunkeln, zu schmähen und lächerlich zu machen und die edeln Absichten Englands in helles Licht zu stellen. Es ist dieselbe Fülle von Verlogenheit, die hier über die europäische Presse ausgegossen wird, wie die, welche einst sich vernehmen ließ, als dem Kontingent der alleinseligmachende Freihandel gepredigt wurde. Man glaube daher jenen Darstellungen nicht! Die Konvention vom 27. Februar vorigen Jahres ist von den Boers nicht verletzt worden, und sie sollte als eine unsachgemäße und unbillige verbessert, es sollte auf die Sandriver-Konvention zurückgegriffen werden, die, zwischen den englischen Kommissären Hogge und Owen einerseits und Andries Pretorius nebst fünfzehn Delegaten der Boers andrerseits abgeschlossen wurde, und bei der sich die Königin von England verpflichtete, keine Ausdehnung ihrer Macht nördlich vom Vaalflusse zu unternehmen, keine Bündnisse mit den Eingebornen dort einzugehen und denselben

keine Munition zu liefern, während jetzt dies alles geschehen ist, und England die Schwarzen wiederholt zu Feindseligkeiten gegen die holländischen Ansiedler aufgereizt hat. Englische Waffen haben, das wolle man sich merken, wenn man dessen Philanthropie und Beschützung der Eingebornen rühmen hört, zehnmal mehr Kaffern umgebracht als die der Boers. Die Aufhebung der Sklaverei in der Kapkolonie wurde von seiten des holländischen Elements vorgeschlagen, und zwar auf verständigere Prinzipien hin, als die waren, nach denen sie dann englischerseits verkündigt wurde. Der Einmarsch der Boers ins Betschuanen- und andrerseits ins Zululand erfolgte, um unaufhörlichen Kämpfen zwischen dortigen Stämmen ein Ende zu machen, die in die „Südafrikanische Republik“ störend und bedrohlich hinüberspielten. Das Betschuanenland ist unter dem Namen der Kreise Bloemhof und Marico jahrelang ein Teil der „Südafrikanischen Republik“ gewesen. Die Konvention vom 27. Februar konnte endlich das Recht zur Auswanderung nicht einschränken, und wenn es den Engländern freisteht, von ihren Seehäfen aus als Auswanderer hinzusegeln, wohin es ihnen beliebt, so haben die Boers unzweifelhaft das Recht, als Auswanderer ihre West- wie ihre Ostgrenze zu überschreiten. Endlich ist nicht zu begreifen, warum nur den Engländern auf Kosten der „Südafrikanischen Republik“ eine Handelsstraße nach Zentralafrika gewährt werden soll, und nicht auch der letzteren und der ganzen übrigen Welt.



Die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Preußen.

Von Karl Parey.

(Schluß.)



Sieht man auf den im vorigen Abschnitt geschilderten Ursprung der preußischen Verwaltungsgerichtsbarkeit zurück, so sollte man meinen, daß mit dem Wegfall der Veranlassung zur Einrichtung dieser Ausnahmegerichtsbarkeit auch diese letztere selbst hätte beseitigt und das ordentliche Gericht in seine naturgemäßen Zuständigkeiten wieder eingesetzt werden sollen. Das ist aber thatsächlich nicht geschehen, selbst als das Allgemeine Landrecht die Anforderungen der Monarchie mit dem geltenden Rechte in Einklang gebracht hatte.

Der Grund für diese Unterlassung ist zunächst darin zu suchen, daß die Parole „Trennung der Justiz von der Verwaltung“ einmal ausgegeben und zum Schlagworte der Parteien geworden war. Die einen wollten damit sagen,

daß sich die Justiz nicht in die Verwaltung, die andern, daß sich die Verwaltung nicht in die Justiz einmischen sollte. Aus jenen sind die Anhänger, aus diesen die Gegner der heutigen Verwaltungsgerichtsbarkeit entstanden.

Dann aber ist auch zu bedenken, daß sich seit der Teilung der Ressorts die Zeiten und mit ihnen die Verhältnisse in einer Weise geändert hatten, daß eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Zustande, die Wiedervereinigung sämtlicher gerichtlichen Zuständigkeiten in den Landesgerichten nicht mehr möglich erscheinen konnte, wenn man nicht die Justizkollegien zur Ungebühr überlasten und sie mit Angelegenheiten betrauen wollte, durch die sie ihrem eigentlichen Berufe entfremdet worden wären und für deren Beurteilung ihnen auch vielfach die praktische Übung in Behandlung von Verwaltungsangelegenheiten gefehlt hätte.

Die Kameralwissenschaften, mit denen sich der eigentliche Fachjurist in der Regel nicht viel beschäftigt und bei dem Umfange seines eignen Ressorts auch nicht wohl beschäftigen kann, haben noch keine alte Geschichte. In der Hauptsache datirt dieselbe erst aus der neueren Zeit des Aufschwunges der Industrie, des Gewerbes und des Handels. Anfangs drehte sich auch das gesamte Steuerwesen, überhaupt die Finanzwissenschaft nur um die Interessen des Krieges; das Armenwesen und die Schulangelegenheiten erforderten nur eine geringe Thätigkeit, ebenso stand es mit der Wege-, Wasser-, Deich-, Fischerei-, Jagd- und Gewerbepolizei u. s. w., und es wäre nicht zweckmäßig gewesen, die hierbei vorkommenden Streitigkeiten der Entscheidung des ordentlichen Richters durchweg zu überweisen. Allein bei der heutigen Gestaltung aller dieser Angelegenheiten wäre dies durchaus unmöglich, und dies war auch schon in einem gewissen Grade der Fall zur Zeit der Emanation des Allgemeinen Landrechtes und der Stein- und Hardenbergischen Reorganisation der preußischen Staatsverwaltung und der daran sich anschließenden, überall auf der positiv-kasuistischen Methode fußenden Gesetzgebung bis zu unsern Tagen.

Die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Preußen hat gegenwärtig eine Gestalt gewonnen in dem neuesten Zuständigkeitsgesetze vom 1. August 1883, einer nach der positiv-kasuistischen Methode bewirkten Kodifikation des schon längst geltenden Rechtes, während das Landesverwaltungsgesetz vom 30. Juli 1883 über die Organisation der Behörden und die prozessualischen Formen nähere Bestimmung trifft, und bei dieser Gesetzgebung, welche seit 1874 bekanntlich verschiedne Vorläufer gehabt hat, beginnt denn auch in Preußen die Arbeit und der Einfluß der Theoretiker, worauf später noch eingegangen werden soll.

Vorweg ist nochmals zu bemerken, daß den Verwaltungsbehörden in ihrer Eigenschaft als judizirende Kollegien schon längst dieselben Pflichten oblagen wie den „ordentlichen" Gerichten, sodaß dies Epitheton als Gegensatz zu den Verwaltungsgerichten durchaus nicht mehr paßt.

In diesem Sinne sprach sich schon die Kabinetsordre vom 22. August 1833 aus, wenn sie sagte: es ist „der Meinung nicht beizustimmen, daß nur von

seiten der ordentlichen Gerichtshöfe nach den Grundsätzen des strengen Rechtes entschieden werde, das Eigentum also größeren Schutz bei den gerichtlichen als bei demjenigen Verfahren fände, welches die Gesetze in besonders bestimmten Fällen der Kognition administrativer Behörden überwiesen haben, da auch die letzteren die zu ihrer Erörterung und Entscheidung gestellten Rechtsverhältnisse nicht nach Billigkeit, sondern ganz wie die Gerichtshöfe nach Recht zu entscheiden verpflichtet sind, und das Gesetz gewisse Gegenstände nur dann und nur deshalb den ordentlichen Gerichten entzieht, wo und weil die Feststellung des rechtlichen Gesichtspunktes wesentlich von der richtigen Beurteilung solcher Momente abhängt, die in ihren Motiven und in allen ihren Details den Verwaltungsbehörden gründlicher und vollständiger bekannt sind als den Gerichten."

Man ersieht hieraus, daß die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Preußen als solche nicht etwa erst seit einem Jahrzehnt besteht, auch ergiebt sich das Gegenteil aus vielen Beispielen, von denen wenigstens einige hier angeführt werden mögen.

Zu den Zeiten des Großen Kurfürsten wurden die Leistungen für das Militär an den Kaiser aufgebracht, nachdem durch den Kreistag eine Verteilung dieser Lasten auf die Gutsherrschaften und die damals bestehenden Ämter stattgefunden hatte. Hierbei kamen mancherlei Streitigkeiten vor zwischen der Ritterschaft und den Ämtern, welche von dem 1604 eingesetzten Geheimen Rate entschieden wurden. Der Geheime Rat fungirte in diesen Angelegenheiten als Verwaltungsgerichtshof ebenso, wenn auch nicht in denselben Formen, wie noch heute bestimmte Behörden bei der Entscheidung über Staats- und Kommunalsteuerreklamationen. Die Reklamationskommissionen sind Verwaltungsgerichte ebenso wie hinsichtlich der Kommunalsteuerreklamationen die Kreis- und Bezirksausschüsse und das Oberverwaltungsgericht.

Auch in polizeilichen und militärischen Angelegenheiten kann man bei uns schon im siebzehnten Jahrhundert von einer Verwaltungsjurisdiktion sprechen, weil die durch die kollegialisch formirten Aufsichtsbehörden von Amtswegen oder auf Beschwerde geübte Kontrole in ihren Formen dem Verfahren vor den ordentlichen Gerichten durchaus nachgebildet war, sodaß hier wie dort die besten Garantien einer korrekten Rechtsprechung gegeben waren. Erst später, als sich bei den Verwaltungsbehörden das Präfektentum und die büreaukratische Arbeitsweise durch einzelne Dezernenten geltend machte, ergab sich das Bedürfnis nach Schaffung neuer gerichtlicher Formen, und es entstanden die Vorschriften über die Einsetzung militärischer Reklamationskommissionen, deren Thätigkeit ebenso eine verwaltungsgerichtliche ist, wie diejenige der Behörden, welche über die Beschwerden und Klagen gegen polizeiliche Verfügungen und Zwangsbefugnisse zu entscheiden haben.

In Postangelegenheiten haben wir eine Verwaltungsgerichtsbarkeit schon seit König Friedrich dem Ersten, welcher durch ein Edikt vom 9. April 1703

allen Beamten verbot, sich irgendeine Kognition in Postsachen anzumaßen oder die Postbeamten unter ihre Jurisdiktion zu ziehen, da das Postwesen und alle Postbeamten hinsichtlich ihres Amtes der ausschließlichen Jurisdiktion des Generalpostmeisters unterworfen seien. Auf einem ähnlichen Standpunkte steht noch heute das Reichspostgesetz vom 28. Oktober 1871.

Innungsstreitigkeiten unterlagen schon im dreizehnten Jahrhundert der Jurisdiktion der Magistrate in den Städten, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Städte damals Staaten im Staate bildeten, weshalb denn auch schon im siebzehnten Jahrhundert, als man mit diesem Übelstande aufräumte, diese Jurisdiktion in der Regel den ordentlichen Gerichten zustand, d. h. wo damals besondre Provinzialgerichte bestanden. Jetzt gebührt die Entscheidung den Gemeindebehörden oder den Innungsschiedsgerichten, welche hierbei ebenfalls eine verwaltungsrichterliche Thätigkeit entfalten, allerdings in den Formen des privatrechtlichen Verfahrens.

Wie man solchen Thatsachen gegenüber behaupten kann, daß die Verwaltungsgerichtsbarkeit (an sich und abgesehen von einer einzigen, sogleich zu erwähnenden Eigentümlichkeit) ein modernes, lediglich aus theoretischen Erwägungen hervorgegangenes Produkt unpraktischer Gelehrsamkeit sei, ist nicht wohl begreiflich. In den nichtpreußischen Ländern mögen wohl die Theorien der Gelehrten hie und da mächtig genug gewesen sein, der ordentlichen Gerichtsbarkeit ohne jeden historischen Vorgang einen Konkurrenten an die Seite zu stellen, allein in Brandenburg-Preußen beruht die Verwaltungsgerichtsbarkeit ihrer Entstehung und ihrem ursprünglichen Wesen nach auf der vaterländischen Rechtsgeschichte, hier war sie (in vollständigem Gegensatze zu dem Entwicklungsgange in Frankreich) eine unvermeidliche Folge der Kollision zwischen dem siegreich aus der ständischen Verfassung hervorgegangenen monarchischen Prinzip und dem geltenden öffentlichen Rechte; in Frankreich war sie ein Akt der Willkür, durch welchen die Handhabung des unverändert gebliebenen öffentlichen Rechtes dem unabhängigen ordentlichen Richter entzogen und auf abhängige Verwaltungsbeamte übertragen wurde. Seit der Stein- und Hardenbergischen Gesetzgebung ist die preußische Verwaltungsgerichtsbarkeit ihren eignen Weg gegangen, anfangs mit Zielen, welche lediglich auf das Praktische gerichtet waren, und erst später mit einigen theoretischen Zuthaten, welche vielleicht manchem als die Essentialien der Verwaltungsgerichtsbarkeit erscheinen mögen, was sie aber thatsächlich nicht sind.

Es soll mit dieser letzteren Bemerkung hingewiesen werden auf jenen eigentümlichen Zusammenhang der Verwaltungsgerichtsbarkeit mit der obrigkeitlichen Selbstverwaltung, eine Einrichtung, welche englischen Zuständen nachgebildet ist und darauf hinausgeht, die obrigkeitliche Selbstverwaltung in die Hände der kommunalen Organe zu bringen, wodurch aber das Wesen der Verwaltungsgerichtsbarkeit mit der Zeit vollständig aus den Fugen zu gehen droht.

Denn an die Stelle der früher kollegialisch konstruirten, aus juristisch und kameralistisch gebildeten Berufsbeamten zusammengesetzten rechtsprechenden Behörden sind Kollegien getreten, welche der ihnen gestellten Aufgabe, in Sachen des öffentlichen Rechtes in derselben Weise wie die ordentlichen Gerichte Recht zu sprechen, nimmermehr gewachsen sind, insofern diese rechtsprechende Thätigkeit nicht mit voller und ausschließlicher Hingabe, sondern nur als Nebenbeschäftigung geübt wird.

Worauf es ankommt, ergiebt sich aus der oben mitgeteilten Kabinetsordre vom 22. August 1833. Was König Friedrich Wilhelm der Dritte damals von den judizirenden Verwaltungsbehörden verlangte, kann man auch heute noch von den modernen Verwaltungsgerichten erwarten, allein dazu sind dieselben, wenn auch vielleicht augenblicklich, so doch in keiner Weise für die Dauer geeignet. Die eigentümliche Vereinigung kommunaler und richterlicher Befugnisse in den preußischen Kreis- und Stadtausschüssen, ja sogar für Einzelheiten in den Magistraten kleinerer Städte, dürfte in Zukunft schwerlich aufrecht zu erhalten sein, ebensowenig wie die derselben ähnliche bei den Schöffengerichten. Die Rechtsprechung bei den Kreis- (Stadt-)Ausschüssen und Magistraten ist eine Nachbildung fremdländischer Einrichtungen, welche für preußische Verhältnisse nicht passen. Im Hinblick auf die Gerichtsverfassung unsrer deutschen Urväter kann sie als eine stilvolle Nachbildung von Rechtsaltertümern passiren; im übrigen gebricht dieser Einrichtung die erste Existenzbedingung eines wirksamen richterlichen Organes in der Staatsverwaltung, die innere intellektuelle Kraft.

Als Organ der wirtschaftlichen Selbstverwaltung haben sich die Kreisausschüsse, Stadtausschüsse und Magistrate wohl bewährt, aber als Richterkollegien werden sie sich für die Dauer schwerlich als brauchbar erweisen, mag man sich auch noch so sehr bemühen, denselben geeignete Kräfte zuzuführen. Die vorsitzenden Landräte sind zwar nach ihren wissenschaftlichen Qualifikationen als richterliche und Verwaltungsbeamte in der Regel der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen, aber der prozessualische Formenkram paßt garnicht zu ihren sonstigen, auf eine möglichst freie Beurteilung der Verhältnisse zugeschnittenen Obliegenheiten. Ein richtiger Landrat soll als ein rühriger Verwaltungsbeamter in seinem Kreise überall sein, aber hinter den Akten nicht mehr sitzen, als durchaus nötig ist. Jede derartige Beschäftigung trägt schon den Keim der Pedanterie in sich, und diese paßt zu den Landratsaufgaben wie die Faust aufs Auge. Dies fühlen auch viele tüchtige Landräte, welche sich ihrer Stellung bewußt sind, sehr wohl heraus, sie sprechen wohl über die „Entscheidungen der Kreisausschüsse," aber im Hinblick auf das mit seiner wahrhaft vernichtenden Überlegenheit in Verwaltungsrechtssachen stets im Hintergrunde drohende Oberverwaltungsgericht mit einer gewissen Beklommenheit und mit augurischem Lächeln. Die Mitglieder der Kreisausschüsse sind sicherlich die besten, gewiß mit der größten Objektivität urteilenden, vom besten Willen beseelten und geeignetsten

Kreiseingesessenen, welche sich für diesen Zweck haben auftreiben lassen, man findet unter denselben nur hochehrenhafte Männer, und darunter sogar viele mit juristischer und kameralistischer Vorbildung, z. B. ehemalige Rechtsanwälte, Landräte, Gerichts- oder Regierungsräte, welche ihren einstigen Beruf wegen Invalidität oder wegen ihrer wirtschaftlichen Angelegenheiten aufgegeben haben; aber alle diese Herren können ja doch ihr richterliches Ehrenamt immer nur als ein Nebengeschäft auffassen, eine Regel, von welcher wohl nur manche aktive gelehrte Bürgermeister als Mitglieder des Selbstverwaltungsgerichtes eine Ausnahme machen. Will man diese Ausnahme zugeben, so stellt sich dabei wieder heraus, daß man solche Mitglieder nicht mehr zu den „Laien" rechnen kann, denn sie werden Verwaltungsjuristen von Beruf und wirkliche Fachleute, an denen doch in den Regierungskollegien kein Mangel ist, sodaß jeder Grund wegfällt, jene an die Stelle dieser zu setzen.

Die juristische Beurteilung von Fragen des öffentlichen Rechtes läßt sich als Nebengeschäft nimmermehr betreiben, dazu sind diese Fragen denn doch zu schwieriger Natur, und wenn man bisher mit der Bearbeitung dieser Fragen bei den Kreisausschüssen u. s. w. nicht gerade unzufrieden gewesen ist, so findet das seine Erklärung in der unendlichen Langmut des Oberverwaltungsgerichtes, welches dieselben Rechtsgrundsätze in seinen Entscheidungen hundertmal wiederholt und unermüdlich, aber doch nur mit verhältnismäßig geringem Erfolge, in den gedruckten Entscheidungen Belehrungen erteilt. Diese Erfolge würden besser sein, wenn in den untern Instanzen nicht die Laien mit zu Gericht säßen.

Was würde ein Gutsbesitzer wohl dazu sagen, wenn man ihm als Gehilfen in seiner Landwirtschaft einen Berliner Referendar oder einen Assessor oder einen alten Regierungs- oder Gerichtsrat aufdrängen wollte? Mit Hohn würde er ihn zurückweisen; und doch sollte es zulässig sein, Personen, welche in der Handhabung unsrer verwickelten Gesetzgebung auch nicht die mindeste Übung und Erfahrung haben, an den Entscheidungen der Verwaltungsgerichte teilnehmen zu lassen?

Ähnliche Versuche sind schon früher einmal in einer erregten und bedrängten Zeit gemacht worden (s. die Verordnung vom 26. Dezember 1808). Das war damals als eine captatio benevolentiae auch wohl begreiflich; allein als die ruhige Erwägung wieder platz griff, nahm man von dieser ungewöhnlichen Maßnahme wieder Abstand.

Aktive Rechtsanwälte als Richter in den Verwaltungsgerichten zu sehen, ist auch bedenklich, weil Kollisionen mit ihrer Praxis, selbst bei dem redlichsten Streben nach Objektivität, dabei ganz unvermeidlich sind, und weil die Welt nicht nach der Wirklichkeit, sondern nach dem Scheine urteilt.

Eine ganz eigentümliche Existenz führt aber in der juristisch-kameralistischen Atmosphäre der Selbstverwaltungsgerichtssitzungen der schlichte Landmann oder Bürger, der Repräsentant des „gesunden Menschenverstandes," eines Dinges,

welches nach dem Ausspruche des verewigten berühmten Germanisten Homeyer viel seltener anzutreffen ist, als gewöhnlich angenommen wird, und welches doch auch für die Ausbildung juristischer Denkweise nur die unerläßliche Voraussetzung bildet und ohne langjährige und mühsame Schulung nur einen zweifelhaften Wert hat. Die unter solchen Verhältnissen zu stande kommenden „Entscheidungen" der Kreis- und Stadtausschüsse und Magistrate tragen denn auch stets den Charakter des Provisoriums an sich, und erwartungsvoll sehen Richter und Parteien in den sogenannten Prinzipienfragen dem Endurteil des Oberverwaltungsgerichtes entgegen. Die Aussprüche der Verwaltungsgerichte in der Mittelinstanz spielen dabei keine Rolle, denn sie sind, was die Laienmitglieder betrifft, im wesentlichen ebenso zusammengesetzt wie die Kreisausschüsse, selbst die Repräsentanten des „gesunden Menschenverstandes" fehlen ihnen nicht, und die Vorsitzenden haben vor denen der Kreisausschüsse nichts weiter voraus als den Rang und den Titel.

Wie man überhaupt dazu gekommen ist, in dieser Mittelinstanz ein zum Teil mit Laien besetztes Selbstverwaltungsgericht einzusetzen, ist auch theoretisch genommen unbegreiflich, denn hier kann ja die von den Theoretikern gewünschte Anlehnung an eine kommunale Körperschaft garnicht stattfinden, weil der Regierungsbezirk einen Kommunalbezirk nicht bildet, mithin zur Ausübung eigner wirtschaftlicher Selbstverwaltung niemals Gelegenheit hat.

Den Mängeln, welche in diesen beiden untern Instanzen zu tage treten, soll nun das Oberverwaltungsgericht die Wage halten, und dies geschieht auch, soweit die Sachen vor das Forum dieses höchsten Verwaltungsgerichtshofes in Preußen gelangen — wie schon angedeutet — mit bewunderswürdiger Ausdauer, Langmut und Gewissenhaftigkeit. Das preußische Oberverwaltungsgericht ist eine der großartigsten Schöpfungen der Neuzeit; dasselbe ist aber keineswegs eine Selbstverwaltungsbehörde, sondern ausschließlich ein Gerichtshof für Angelegenheiten des öffentlichen Rechtes. Zusammengesetzt lediglich aus Männern der Wissenschaft, welche im Privatrechte ebenso beschlagen sein müssen wie im öffentlichen Rechte, hat diese Behörde das beinahe verloren gegangene preußische öffentliche Recht zu einem neuen frischen Leben erweckt und dadurch unendlich viel Segen gestiftet. Jeder Angriff auf die Existenzberechtigung dieses Gerichtshofes ist unstatthaft, höchstens wäre noch die Frage diskutirbar, ob es zweckmäßig sei, denselben mit samt dem Bundesamte für das Heimatwesen mit den höchstinstanzlichen sogenannten „ordentlichen" Gerichten wieder mehr Fühlung gewinnen zu lassen, und damit kommen wir zu der dritten, an die Spitze dieser Betrachtung gestellten Behauptung oder Forderung, daß auch in Frage des öffentlichen Rechtes der ordentliche Richter zuständig sein soll.

Wohl nicht ohne Recht wird dem entgegengehalten, daß sich die Juristen, denen die Pflege des Privatrechtes in den unteren Instanzen obliegt, infolge langjähriger Enthaltung von den Fragen des öffentlichen Rechtes von diesem

Rechtsgebiete in einem gewissen Grade entwöhnt haben, daß also bei der juristischen Durchbildung und bei der letzten juristischen Staatsprüfung auf die Kenntnis des öffentlichen Rechtes mehr Gewicht gelegt werden müßte, wenn man den ordentlichen Gerichten auch die Verwaltungsrechtsprechung übertragen wollte.

Es mag dahingestellt bleiben, ob jene Behauptung zutrifft, jedenfalls liegt aber in der daran geknüpften Forderung keine Unbilligkeit, weil das Privatrecht und das öffentliche Recht in einem so untrennbaren Zusammenhange miteinander stehen und so vielfach ineinander greifen, daß das eine ohne das andre garnicht gründlich erfaßt werden kann. Man wird sich davon leicht überzeugen beim Lesen höchstinstanzlicher Entscheidungen, denn das Reichsgericht muß öffentlich-rechtliche Fragen ebenso in den Bereich seiner Betrachtungen ziehen, wie das Oberverwaltungsgericht privatrechtliche. Weshalb die äußere Trennung zwischen diesen beiden Dikasterien zu verewigen wäre, ist zwar nicht wohl abzusehen, und es dürfte die Frage der nähern Erwägung wert sein, ob dieselben nicht von Reichswegen wieder unter einen Hut zu bringen wären; allein man wird sich schon aus der oben mitgeteilten Entstehungsgeschichte der preußischen Verwaltungsgerichtsbarkeit davon überzeugen müssen, daß für die Entscheidung der Streitsachen des öffentlichen Rechtes in Preußen und auch wohl in den andern deutschen Ländern ein besondrer höchster Gerichtshof an der richtigen Stelle ist.

Die Anhänger der Wiedervereinigung der ordentlichen und der Verwaltungsgerichtsbarkeit in einer und derselben höchsten Instanz haben etwa folgendes angeführt: „Hat man das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren der gemeinsamen deutschen Gesetzgebung vorbehalten und diese Materien zum Teil bereits geregelt, warum sollte dies nicht auch hinsichtlich des öffentlichen Rechtes möglich sein? Hat man ferner in jenen Materien mit Rücksicht auf berechtigte Eigentümlichkeiten der Landesgesetzgebung vielfach Spielraum lassen müssen, solange das materielle bürgerliche Recht nicht einheitlich geregelt ist, warum sollte in derselben Weise nicht hinsichtlich des öffentliches Rechtes verfahren werden können?“

Das sind Fragen, denen man in der Theorie eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann, allein, wie schon nachgewiesen wurde, wäre eine in dem angedeuteten Sinne vorzunehmende Umgestaltung in Preußen unmöglich und könnte auch dem Vaterlande nicht zum Segen gereichen. Die Verwaltungsgerichte müssen also ihrem eigentlichen Wesen nach erhalten bleiben, und nur der große Fehler, daß man sie als Selbstverwaltungsbehörden konstruirt hat, sollte baldigst wieder gutgemacht werden.

Die Anhänger der Wiederverschmelzung der Verwaltungsgerichte mit den ordentlichen Gerichten haben ferner hervorgehoben: „Es wäre schon ein großer Gewinn für das Allgemeine, wenn wir für die Gerichtsbehörden nur einen Namen weniger hätten, wenn sich das rechtsuchende Publikum nicht mit den

Unterschieden zwischen den verschiednen Gerichten zu beschäftigen hätte, denn die Folge dieses ersten Schrittes zur wahrhaften Vereinfachung des gerichtlichen Behördenorganismus, zur Wiederherstellung des natürlichen Zustandes aller Gerichtsbarkeit im Staate würde die sein, daß auch verschiedne andre Spezialgerichte aufhörten. Hieraus würde sich dann ferner die Notwendigkeit ergeben, die jetzigen Verwaltungsstreitsachen den Landgerichten, beziehungsweise Amtsgerichten zu überweisen, sodaß den Bezirksausschüssen, den Kreis- (Stadt-) Ausschüssen und in den vereinzelten Fällen den Magistraten nur die landesgesetzlich auszuscheidenden eigentlichen Beschlußsachen verblieben. Die damit wegfallende Mitwirkung der Laien bei den Entscheidungen der Selbstverwaltungsgerichte wäre leicht zu ersetzen durch ad hoc heranzuziehende oder auch ein- für allemal zu bestimmende Sachverständige, wie dies ja auch häufig genug in privatrechtlichen Prozessen erforderlich werde. Vor einer solchen wahrhaften Vereinfachung müßten alle übrigen bisherigen Experimente die Segel streichen, und der rechtsuchenden Bevölkerung wäre mit einem Schlage geholfen. Dadurch würden auch noch ganz andre Schwierigkeiten beseitigt, denn mit dem Bestreben, den Verwaltungsgerichten eine würdige, selbständige Aufgabe zu schaffen, sei man immer noch auf halbem Wege stehen geblieben, und man werde sich schließlich doch genötigt sehen, das Ressort der Verwaltungsgerichte dahin auszudehnen, daß von ihnen jede privatrechtliche Frage, welche in den bei ihnen einmal anhängig gewordenen Streitsachen vorkommt, zu entscheiden ist, damit in derselben Sache das Hin- und Herschicken des Publikums von einem Gerichte zum andern aufhöre. Wenn — so sagt man weiter — infolge einer solchen tiefeingreifenden Veränderung die Zahl der Richterstellen erheblich vermehrt werden müßte, so wäre dies kein Schade, denn teils würde diese Vermehrung im Interesse des besser organisirten Rechtsschutzes geschehen, teils würde dem durch unsre sozialen Verhältnisse wohl erklärlichen Zudrange der Jugend zu dem juristischen Studium durch Eröffnung besserer Aussichten entsprochen, während vielleicht viele Unberufene durch die erhöhten Anforderungen bei Zeiten von dieser Laufbahn abgehalten würden, teils endlich würden die doch vielfach nur als eine Last empfundenen Ehrenämter bei den beiden vorinstanzlichen Verwaltungsgerichten entbehrlich werden, und vielleicht auch eine Anzahl von Regierungsräten und Assessoren, deren Thätigkeit jetzt durch die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Anspruch genommen werde u. s. w."

Allein alle diese Gründe fallen doch in nichts zusammen vor den oben bereits mitgeteilten Erwägungen, welche für die Herstellung einer besondern Verwaltungsgerichtsbarkeit einst maßgebend gewesen sind; auch läßt sich der zuerst angeführte, dem Interesse der rechtsuchenden Bevölkerung dienende Grund ohne Schädigung der besondern Verwaltungsgerichtsbarkeit auf eine viel einfachere Weise erreichen, und darüber mögen hier zum Schlusse noch einige Bemerkungen gestattet sein.

Weshalb für das Verwaltungsstreitverfahren (von den Beschlußsachen ist hier zunächst nicht die Rede) gerade drei Instanzen notwendig sein sollen, ist nicht recht einzusehen, zumal da das Reich in den ihm zugewiesenen Angelegenheiten doch auch nur deren zwei fordert. Demgemäß würde es wohl genügen, wenn an die Stelle der jetzigen erstinstanzlichen Entscheidungen der Kreis- und Stadtausschüsse oder der Magistrate ein einfacher motivirter Bescheid des Landrates oder des Bürgermeisters (auch in den kleinen Städten) träte, und wenn dagegen lediglich die Klage an die Regierung und sodann das Rechtsmittel der Berufung an das Oberverwaltungsgericht gegeben würde, vielleicht auch in geeigneten Fällen die Revision, wie dies schon jetzt mehrfach der Fall ist. Den Aufsichtsbefugnissen des Landrates hinsichtlich der Städte, welche Stadtkreise nicht bilden, könnte man dadurch gerecht werden, daß die betreffenden Bürgermeister ihre Bescheide bei dem Landrate einzureichen hätten, und daß auch diesem dann das Recht der Anfechtung bei der Regierung eingeräumt würde.

Als Gehilfe des Landrates wäre der „Kreissyndikus" jedenfalls der geeignetste Mann.

Bei den Regierungen wäre eine besondre Abteilung für Verwaltungsstreitsachen unter dem Vorsitze eines Oberregierungsrates zu bilden, zu welcher sämtliche Justitiarien und ebensoviele Kameralisten zu gehören hätten, wobei es dem Präsidenten unbenommen bliebe, den Vorsitz selbst zu übernehmen. Die Garantie für die Unabhängigkeit und Objektivität dieser Regierungsabteilungen wäre dann lediglich in der Ehrenhaftigkeit der Mitglieder zu suchen. Zweifel an diesen Eigenschaften sind ihnen gegenüber ebenso unschicklich wie gegenüber den Mitgliedern der ordentlichen Gerichte. Beide Arten von Beamten sollten nach demselben Disziplinargesetze beurteilt werden, um auch in dieser Beziehung jeden Unterschied zu beseitigen. Mißtrauen gegen die Objektivität der bei den Regierungen und deren Abteilungen beschäftigten Räte und Assessoren wäre dann jedenfalls weniger begründet, als das Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit der bei den jetzigen Selbstverwaltungsgerichten als Ehrenbeamte fungirenden Laien, für deren dauernde Bereitwilligkeit zur Fortführung der lästigen Nebenbeschäftigung nach den gemachten Erfahrungen gar keine Garantien geboten sind.

Will man den Einfluß des Provinzialausschusses auf die Besetzung der richterlichen Stellen bei den Regierungen durchaus nicht missen, so kann man denselben, obwohl er sich thatsächlich längst als ein illusorischer herausgestellt hat, und obgleich das vor Augen schwebende Ziel des „Rechtswächteramtes" ein verfehltes ist, in irgendeiner schicklichen Form, durch welche das hoheitliche Anstellungsrecht am wenigsten geschädigt wird, auch beibehalten.

Die Besorgnis, daß mit der hier vorgeschlagenen abermaligen Umgestaltung nur die alten Kammerjustizdeputationen wiederhergestellt werden würden, ist unbegründet, denn dieselben hatten, wie jeder Sachkenner weiß, ein ganz andres Gebiet zu bearbeiten als unsre heutigen Verwaltungsgerichte.

Was das Verfahren vor diesen neuen Verwaltungsgerichten erster Instanz betrifft, so wäre das jetzt in dem Landesverwaltungsgesetze vom 30. Juli 1883 vorgeschriebene im wesentlichen beizubehalten, in vieler Hinsicht würde sich aber schon in der Praxis eine höchst wünschenswerte Vereinfachung herausstellen. So z. B. würde die im Publikum seither und auch in Zukunft niemals verstandene und gewürdigte Lehre von der Wahlklage und von der Wahlbeschwerde bald gegenstandslos werden, weil es gleichviel bedeutete, ob der von dem Landrat oder dem Bürgermeister zu erteilende Bescheid auf eine Klage oder auf eine Beschwerde erfolgte, und weil die Aufsichtsbefugnisse des in der betreffenden Regierungsabteilung vorsitzenden Regierungspräsidenten hinsichtlich seiner spontanen Maßnahmen keineswegs beeinträchtigt zu werden brauchten.

Im übrigen sind gerade diese Vorschriften über das Verfahren ein großes Kunstwerk, welches unverdienterweise vielfach von Leuten geschmäht wird, die kein Verständnis dafür haben. Hochverdiente Männer, an deren Spitze der verewigte Max Karl Ludwig von Brauchitsch stand, haben dieses Werk mit Einsetzung ihrer ganzen Lebenskraft geschaffen, im Sinne der preußischen Rechtsgeschichte ausgebaut und nach bestem Vermögen — wenn auch nicht immer mit dem gewollten Erfolge — gegen das Eindringen unfruchtbarer doktrinärer, theoretisirender, spekulativer und rechtsphilosophischer Anschauungen geschützt.

Der treuen Arbeit der Praktiker gegenüber ist es unbillig und ungerecht, auf die preußische Verwaltungsgerichtsbarkeit einen Stein zu werfen, und wenn der im Eingange dieser Betrachtung erwähnte große Staatsmann in dem Worte „Verwaltungsgericht“ eine contradictio in adjecto gefunden haben sollte, so hat ihm jedenfalls das Wort „Selbstverwaltungsgericht“ vorgeschwebt, und darin kann man ihm vom preußischen Standpunkte aus nur Recht geben.

Was endlich die schon jetzt nach richtigen Prinzipien ausgeschiedenen Beschlußsachen betrifft, so wären dieselben in der Kreisinstanz ebenso wie die Streitsachen von den Landräten und Kreissyndiken, in den Stadtkreisen von den Bürgermeistern zu erledigen, in der Bezirksinstanz, wo diese erstinstanzlich zu entscheiden hat, von dem Regierungspräsidenten und dem Oberregierungsrate der Abteilung für Verwaltungsstreitsachen. Die weitere Beschwerde könnte dann, je nach Lage der Sache, wie dies schon jetzt vortrefflich geregelt ist, an den Regierungspräsidenten oder den Oberpräsidenten und schließlich an den Provinzialrat oder an den Ressortminister gehen.

Wir schließen diese Betrachtung mit dem altpreußischen, unsre Auffassung durchweg kennzeichnenden Spruche: Suum cuique.



Der Buchdruck vor Gutenberg.

Von Richard Muther.



Es giebt wohl kaum einen Zeitraum in der Weltgeschichte, in welchem folgenreichere Umwandlungen vor sich gegangen wären, als im fünfzehnten Jahrhundert. Das fünfzehnte Jahrhundert ist die Zeit der Entdeckungen und Erfindungen, die Zeit, wo durch die Auffindung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien dem abendländischen Handel neue Bahnen eröffnet wurden, wo durch die Erfindung der Ölmalerei der Boden urbar gemacht wurde, auf dem die neuere Kunst ihre höchsten Triumphe feiern konnte, die Zeit endlich, wo infolge der Erfindung der Buchdruckerkunst ein neuer Abschnitt auch im Geistesleben der Völker begann. Wie jede andre Erfindung ist aber auch die Buchdruckerkunst nicht mit einemmale fertig aus dem Kopfe ihres Erfinders hervorgegangen, im Gegenteil, der alte Satz: Nihil in natura per saltum läßt sich auf keine andre besser anwenden als auf sie.

Schon lange bevor Gutenberg geboren wurde, hatte ein allerdings noch planloses Bedürfnis nach Belehrung alle Klassen des Volkes ergriffen. Während der Bücherbesitz im Mittelalter nur das Vorrecht der Begüterten gewesen war, regte sich jetzt die Leselust auch unter den Armen und machte den Wunsch nach einer bequemeren, mehr fabrikmäßigen Vervielfältigungsart der Bücher rege. Diesem Bedürfnis kam der Holzschnitt entgegen. Man hatte schon früh den gewebten Stoffen ornamentale und figürliche Darstellungen als Ersatz für gestickte oder eingewebte Ornamente durch hölzerne Model aufgedruckt. Vom Zeugdruck war man zum Papierdruck fortgeschritten und hatte Heiligenbilder, Spielkarten, Neujahrswünsche durch Holzschnitt hergestellt. Und so kam man naturgemäß auf den Gedanken, von einzelnen Heiligenbildern zur Darstellung ganzer Geschichten in einer Reihe vieler Blätter überzugehen. Die Hauptsache wurde im Bilde und die notwendigste Erklärung in Schrift dargestellt und das Ganze durch den Druck vervielfältigt. Man bestrich die Form mit einer aus Lampenruß und Öl gemischten Druckerschwärze, legte das befeuchtete Papier darauf und fuhr mit einem mit Pferdehaaren ausgestopften Lederballen, dem Reiber, darauf hin und her, sodaß die Umrisse der Figuren und Buchstaben sich in das Papier eindrückten. Da auf diese Weise immer nur die eine Seite eines Blattes bedruckt werden konnte, klebte man dann, um fortlaufende Bücherseiten zu erhalten, je zwei Blätter mit der Rückseite zusammen. Anfangs war

der Text nur kurz und neben den Figuren angebracht; später gelangte man dazu, ihn auf besondern Seiten beizudrucken, sodaß immer Text und Bild einander gegenüberstanden. Man nennt diese Drucke, weil sie mit dem ganzen Holzblock, der ganzen Holztafel hergestellt wurden, Blockbücher oder Holztafeldrucke.

Die Literatur, welche dieselben umfassen, ist eine ausgedehntere, als man denken sollte. Da das fünfzehnte Jahrhundert eine besonders religiös angelegte Zeit war, entstand in erster Linie eine ganze Reihe kirchlicher Bücher, die kaum eine Seite des religiösen Lebens unbeachtet ließen.

Das Werk, das am meisten in Holztafeldrucken verbreitet wurde, war die Bibel. Doch besaß man noch nicht die eigentliche Bibel, sondern nur eine sogenannte Konkordanz des alten und neuen Testamentes. Ein Cyklus neutestamentlicher Vorstellungen wurde mit beständiger Hinweisung auf das alte Testament vorgeführt, welches der Auffassung des Mittelalters gemäß das neue vorbereitete. Man bezeichnete dieses Buch, da es von den sogenannten pauperes Christi, den Franziskanern, Karthäusern und Kapuzinern, bei ihren Kanzelvorträgen benutzt wurde, als die Armenbibel, Biblia pauperum. Die Bilder sind immer so angeordnet, daß die Hauptdarstellung mit ihren Nebenbildern, also je eine Szene aus dem neuen, umgeben von je zwei Szenen aus dem alten Testament, gleichsam in der Mitte eines geöffneten Flügelaltares erscheint, in dessen Predelle und Lünette je zwei Propheten mit Spruchbändern angebracht sind; ein kurzer Text deutet die Beziehungen der Nebenbilder auf das Hauptbild an.

Außer diesem Hauptwerke wurden auch viele kleinere Teile der Bibel behandelt. Die zehn Gebote schildert ein kleines, aus zehn Blättern bestehendes Werkchen mit dem Titel „Die zehn Bott für die ungelernte Leut," während das aus zwanzig Folioblättern bestehende „Buch der Könige" die alttestamentlichen Begebenheiten aus den Büchern Samuels vorführt.

Weit mehr aber als das alte Testament wurde das neue bearbeitet. Die Lieblingsgestalt desselben war die Jungfrau Maria. Ihr ist das Canticum canticorum, das Hohe Lied gewidmet, ein Cyklus von zweiunddreißig Darstellungen, welche im Anschluß an die Salomonische Dichtung das Verhältnis Christi zu seiner Braut, der als Sinnbild der christlichen Kirche gedachten Jungfrau Maria schildern. An das Canticum schließt sich das Salve Regina, dessen vierzehn Holzschnitte eine Reihe von Wundern darstellen, die teils von Maria selbst, teils durch Absingen des Salve regina vollbracht worden waren. Noch öfter wurde das Leben Jesu bearbeitet, das in nicht weniger als vier Büchern vorgeführt wird, von denen das aus sechzehn Kleinoktavblättern bestehende „Zeitglöcklein des Lebens Jesu" das wichtigste ist. Das Gebet Christi wurde in dem Exercitium super paternoster ausgelegt. Ein Priester bittet Gott, ihn beten zu lehren, darauf wird ihm ein Engel gesendet, welcher zu ihm spricht: Veni, docebo te pater noster; und so unterrichtet er ihn in den einzelnen

Bitten des Vaterunsers, von denen jede durch einen Holzschnitt illustrirt ist. Den Abschluß des neuen Testaments macht die Apokalypse, das „Buch der haymlichen Offenbarung Sant Johans," das in achtundvierzig Darstellungen die Visionen des Johannes auf Patmos und Szenen aus seiner Leidensgeschichte enthält. Die Holzplatten sind durch einen Horizontalstrich in zwei Hälften geteilt, der Text ist auf Spruchzetteln neben den Figuren angebracht. Das letzte Werk, das auf die Bibel Bezug hat, ist die Ars memorandi, die „Kunst, die Erzählungen der vier Evangelisten im Gedächtnisse zu behalten." Es führt die Hauptgegenstände vor, welche in den Evangelien vorkommen, um so den Inhalt derselben nach der Folge der Kapitel dem Gedächtnisse einzuprägen. Die Grundlage der bildlichen Darstellung ist jedesmal das stehend abgebildete Symbol der einzelnen Evangelisten, der Adler, der Löwe, der Ochs und der Engel; die dabei angebrachten Ziffern bedeuten die Kapitelzahl der Evangelien. Den Anfang macht das Symbol des Johannes, ein Adler mit ausgespreizten Fittigen. Auf seinem Kopfe sieht man die heilige Dreieinigkeit, weil das erste Kapitel von der Dreieinigkeit handelt, auf der Brust eine Laute mit der Ziffer 2 inbezug auf die Hochzeit zu Kana, zwischen den Beinen einen Wassereimer mit der Ziffer 4, weil im vierten Kapitel Jesus am Brunnen zu trinken verlangt, auf der rechten Schwinge einen Fisch mit der Ziffer 5, als Symbol des Teiches Bethesda im fünften Kapitel, auf der linken zwei Fische und fünf Brote mit der Ziffer 6, das Wunder der Speisung im sechsten Kapitel bezeichnend. Im ganzen besteht das Buch aus fünfzehn Bildtafeln, von denen dem Johannes drei, dem Markus drei, dem Lukas vier und dem Matthäus fünf gewidmet sind.

Außer der Bibel wurde natürlich auch die heilige Legende vielfach bearbeitet. Da haben wir die aus achtundvierzig xylographischen Oktavblättern bestehende Legende vom heiligen Meinrad, welche die verschiednen Anfechtungen erzählt, die der Heilige zu erleiden hatte und bei denen immer zwei vom Himmel gesendete Raben sich seiner annahmen. Wir haben ferner ein zweites, achtunddreißig Blätter enthaltendes Buch, das die im Mittelalter so verbreitete Legende vom Antichrist schildert, dem vom Satan gesendeten falschen Messias, dessen Erscheinen das nahe Ende der Welt verkündet. Von einem Mädchen, welches von ihrem eignen Vater geschwängert ist, wird der Antichrist geboren. Er wird beschnitten und wächst schnell heran. Bald lehrt er die Leute Gold machen und giebt sich für Gott aus. Zwar kommen Henoch und Elias aus dem Paradiese und predigen gegen ihn. Aber es ist vergeblich. Er verbrennt die Bücher des Gesetzes, predigt eine neue Lehre und thut Wunder: das Meer schäumt auf sein Geheiß empor und senkt sich wieder, dürre Bäume erblühen, aus einem Ei kriecht ein Riese, aus einem Stein ein Hirsch hervor, ein Schloß läßt er an einem Faden hängen. Die Juden, die sich durch diese Wunder zu ihm bekehren lassen, werden von ihm mit Kreuzen bezeichnet. Zugleich sendet

er seine Boten zu den Königen von Ägypten, Libyen und Morgenland, zu der Königin von Amason und läßt überall predigen, der wahre Messias sei gekommen. Alle, die an ihn glauben, ziehen zu ihm, zuerst die roten Juden, die Alexander in den kaspischen Bergen eingeschlossen hatte, dann die verschiednen Könige, welchen die Boten gepredigt hatten. Er giebt allen Anhängern Gold und Silber und bekehrt die Zweifelnden durch Wunder. Als der König von Mohrenland zaudert, bewirkt der Antichrist, daß eine Säule Rede und Antwort giebt; als der Herrscher von Libyen nicht an ihn glauben will, läßt er ihm den Vater und die Mutter vom Tode auferstehen. Allmählich strömt allerlei Volks, aus Pfaffen, Mönchen, Rittern und Knechten bestehend, bei ihm zusammen. Alle, die nicht kommen, werden gefangen genommen und verbergen sich vergeblich in Höhlen, aus denen der Hunger sie wieder heraustreibt. Der Antichrist läßt sich anbeten, läßt Henoch und Elias töten, die dann freilich ein Engel wieder auferweckt, stellt sich tot und steht, um zu beweisen, daß er der wahre Gott sei, am dritten Tage wieder auf, läßt Feuer vom Himmel fallen und beruft schließlich alle Fürsten, die an ihn glauben, auf den Berg Oliveto, mit dem Versprechen, gen Himmel zu fahren. Da aber, als er dieses versucht, läßt ihn Gott durch Teufel wieder hinabstoßen, die dann mit ihm in die Hölle fahren. Henoch und Elias predigen von neuem den Völkern die wahre Lehre, worauf Reue und bange Erwartung des jüngsten Tages folgt. In der That läßt das jüngste Gericht nicht lange auf sich warten und kündigt sich in fünfzehn Zeichen an. Das Meer erhebt sich vierzig Ellen hoch und steht aufgerichtet wie eine Mauer, darauf senkt es sich und die Erde wird dürr, die Meerwunder und Fische schreien und blicken jammernd gen Himmel. Die Flüsse mit allen Tieren verbrennen. Die Vögel versammeln sich auf dem Felde, die Bäume und Gebäude stürzen nieder, die Steine springen in die Höhe, die Bergbewohner kommen aus ihren Höhlen hervor, die Gräber thun sich auf, die Sterne fallen vom Himmel herab, die Menschen sterben, das Firmament und alles Erdreich verbrennt. Da endlich lassen die Engel ihre Trompeten ertönen, und Christus ruft mit Donnerstimme den Seligen zu: Venite, den Verdammten: Ite.

Eine dritte Legende war die des heiligen Kreuzes, dessen mannichfache Schicksale von Adam bis auf Kaiser Heraklius der dem fünfzehnten Jahrhundert eignen Sehnsucht nach dem Fabelhaften und Wunderbaren besondre Nahrung boten.

An diese der Bibel und der heiligen Legende entnommenen Stoffe schließen sich solche, welche die Dogmengeschichte behandeln. Das aus sieben Quartblättern bestehende Symbolum apostolicum enthält zwölf Holzschnitte, von denen jeder durch einen kurzen Text erläutert wird. Ein zweites Buch ist das Defensorium immaculatae virginitatis Mariae, das den Zweck hat, durch verschiedne aus der Geschichte des Heidentums entlehnte Beispiele den Beweis zu führen, daß Maria ohne Verletzung ihrer Jungfräulichkeit den Heiland habe empfangen

können. Die Gründe, welche angeführt werden, sind von rührender Einfalt. Diomedes' Gesellen wurden Vögel. Circe konnte die Gefährten des Odysseus in Tiere verwandeln, Claudia ein ganzes Schiff ans Land ziehen. Tullia trug in einem Siebe das Wasser. Das Geierweibchen gebiert Junge, ohne Eier zu legen. Der Ispisvogel, der sich getötet hat, bekommt neues Gefieder. Der Phönix verjüngt sich im Feuer. Eine Eiche in Avernia trägt Trauben. In Spanien gehen aus den Blüten eines Baumes Vögel hervor. Der Magnetberg zieht Menschen an sich. Die Tauben empfangen in reinem und keuschem Kusse. Danae wurde durch den Goldregen befruchtet. Ein Hirt wurde durch einen Windstoß drei Meilen weit getragen. Der Pelikan erquickt mit seinem Blute seine Jungen. Die Stuten in Kappadocien werden vom Winde befruchtet. Das Einhorn paart sich mit Jungfrauen. Der Sonnenschein allein brütet Eier aus. Ebenso wie alle diese Wunder möglich sind, meint der Verfasser, konnte auch die Mutter Christi als Jungfrau gebären.

Daran schließen sich die freieren moralischen Werke, als deren wichtigstes uns die Ars moriendi, die „Kunst zu Sterben," entgegentritt. Von den vierundzwanzig Blättern derselben sind elf mit Bildern, elf mit Text, zwei mit dem Vorwort bedruckt. Das Ganze stellt die fünf Versuchungen zur Ungeduld, zum Unglauben, zur Verzweiflung, zur Eitelkeit und zum Geiz dar, durch welche der Teufel sich um die Seele des Sterbenden bewirbt. Der Schutzengel hält dem Bösen seine guten Eingebungen entgegen, die gleich den Einflüsterungen des Satans auf bandartigen Spruchzetteln im Bilde selbst angebracht sind. Der Teufel rät dem Kranken, welcher im Todeskampfe verzweifelt: Fac sicut pagani, interficias te ipsum, aber der Engel entgegnet: Sis firmus in fide. Und so schließt das Buch mit der Niederlage des Teufels und dem Siege des Sterbenden. Die Teufel fliehen hinweg und rufen aus: O victi sumus, frustra laboravimus.

Ein zweites Buch dieser Klasse ist der aus acht Quartblättern bestehende Beichtspiegel, das Confessionale, eine Anleitung, sich nach Maßgabe der zehn Gebote gehörig zur Beichte vorzubereiten. Ein drittes aus acht Kleinoktavblättern bestehendes Buch behandelt die sieben Todsünden Üppigkeit, Völlerei, Hoffart, Zorn, Geiz, Trägheit und Neid. Den Abschluß macht das Speculum humanae salvationis, der „Heilsspiegel," eine Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechtes, die ihren Stoff der griechischen und römischen Literatur, dem alten und neuen Testament, wie den Legenden und Volkstraditionen entlehnt. Das Werk ähnelt der Armenbibel, nur mit dem Unterschiede, daß der Text hier nicht die Nebensache, sondern die Hauptsache ist, und gehört nur teilweise hierher, weil es nur in einer Ausgabe zum Teil mit Holztafeln, in den andern schon mit beweglichen Lettern gedruckt ist.

Wie sich aber die Kirche die neue Kunst dienstbar machte, so bemächtigte sich ihrer auch das profane Leben. Eine besondre Gruppe unter den pro-

fanen Werken bilden die Kalender, deren wir bis jetzt fünf nachweisen können. Der erste wurde von dem Wiener Mathematiker und Professor Johann von Gmünden verfaßt und enthält als figürlichen Schmuck sogenannte Monatsbilder, worin die verschiednen Beschäftigungen vorgeführt werden, wie sie jedem einzelnen Monat eigentümlich sind. Den ersten Januar feiert man durch festliches Mahl, im Februar wärmt man sich am Feuer, im März wird der Boden gehackt, im April das Getreide gesäet, im Mai sitzen die Liebespärchen unter den blühenden Linden, im Juni wird geackert, im Juli gemäht, im August das Getreide geschnitten, im September der Wein gekeltert, im Oktober das Obst abgenommen, im November Holz gehackt, im Dezember das Schwein geschlachtet. Der zweite Kalender ist der des Magisters Johannes Regiomontanus; er enthält einunddreißig ganz in Holz geschnittene Tafeln, während ein dritter unter dem Namen „Folge der sieben Planeten“ bekannt ist und außer einem Kalender auch die Abbildungen der Planeten Sol, Luna, Saturnus, Juppiter, Mars, Venus und Mercurius giebt.

Zu den Kalendern kommen verschiedne andre kleinere profane Werkchen. Das erste ist ein Totentanz, welcher in der im Mittelalter beliebten Weise den Tod vorführt, wie er unter allerlei Gestalt mit den Menschen aus allen Ständen und Lebensaltern tanzt und sie zum Grabe leitet. Ein zweites aus zwölf Folioblättern bestehendes und mit neun Holzschnitten geschmücktes Buch behandelt die Fabel vom kranken Löwen, einen dem Fabelkreise des Reineke Fuchs entnommenen Stoff. Ferner gehören hierher die „Acht Schalkheiten,“ worin auf acht Blättern der Unterhändler, der Lügner, der Betrüger, der falsche Goldschmied, der betrügerische Kaufmann, der Kirchendieb, der betrügerische Seiler und der Eisen für Stahl verkaufende Grobschmied vom Dichter vorgeführt werden. Auch kleine Reisebücher erschienen schon. Ein solches ist das zweiundneunzig Blätter enthaltende, zum Gebrauche der deutschen nach Rom wallfahrenden Pilger verfaßte „Geistliche und weltliche Rom.“ Zuerst wird darin das alte Rom behandelt. Ein Holzschnitt zeigt Rhea Silvia, wie sie vor einem kleinen Tempel betet, davor die Wölfin mit den Zwillingen Romulus und Remus. Dann kommen andre Erzählungen aus der antiken Geschichte, die mit rührender Naivetät vorgetragen werden. Besonders breit wird die Geschichte von Marcus Curtius, hier Martin genannt, behandelt, der sich erbietet, in den Abgrund zu springen, aber nur, wenn man ihm „sein muthwillen wollt lassen eyn jar mit welcher frawen er wolt zu slaffen.“ Darauf folgt die Schilderung des geistlichen Roms, die Angabe des Ablasses, den man durch das Gebet bei den sieben Hauptkirchen Roms erhalten kann, ein Verzeichnis der kleinern Kirchen u. a. Von der Kapelle Sancta Sanctorum wird erzählt, daß in ihr einstens die Engel Gottes den Altar ausgeschmückt, Sankt Peter in päpstlichem Ornate die Messe gelesen und Christus dieser in seiner ganzen Majestät beigewohnt habe. Dort befinde sich auch das vom heiligen Lukas auf Bitten der Jungfrau

Maria gefertigte Bildnis des Heilandes, welches, während der Maler schlief, von Engeln vollendet wurde.

Das letzte in diesem Zusammenhange zu erwähnende Werk ist die aus vierundzwanzig Blättern bestehende „Kunst Chiromantia," ein Anweisung, aus den Linien der Hand zu wahrsagen, welche Dr. Johann Hartlieb, der Leibarzt Herzog Albrechts des Frommen von Baiern, verfaßt hat. Der erste Holzschnitt zeigt, wie Hartlieb der Gemahlin seines Herrn knieend das Buch überreicht. Dann kommen Abbildungen verschiedner Hände mit chiromantischen Linien. Den Schluß macht eine Bildtafel, auf welcher verschiedne Ereignisse des Lebens dargestellt sind, je nachdem die Linien der Hand dieselben angedeutet hatten. Wem die Linien Böses prophezeien, der wird gehenkt oder gerädert, während auf einen andern, der eine glückliche Handlinie hat, der himmlische Vater Gold regnen läßt.

Dies ist der Stoffkreis, welchen die Blockbücher umspannen. Ihre Zahl ist, wie man sieht, nicht unbedeutend; im ganzen können wir siebenunddreißig nachweisen. Und sie müssen im fünfzehnten Jahrhundert weit verbreitet gewesen sein, da uns noch jetzt fast von jeder Schrift verschiedne Ausgaben erhalten sind. Von der Ars moriendi sind nicht weniger als elf, von der Biblia pauperum sieben, von der Apokalypse sechs, vom Canticum vier, vom Paternoster drei, vom Defensorium und von der Ars memorandi zwei Ausgaben bekannt, von denen jede von der andern in Einzelheiten abweicht. Auch die Zahl der Exemplare, die von jeder Ausgabe erhalten sind, läßt auf die weite Verbreitung jedes einzelnen Buches schließen. Von der Ars moriendi befinden sich Exemplare der erste Ausgabe in London und Paris, der zweiten in Wolfenbüttel, Memmingen, Paris und München, der dritten in Paris, Althorp, München und London, der vierten in Gottweich und München, der fünften in Hannover, der sechsten in Wolfenbüttel, der siebenten in Paris und München, der achten in Zwickau, der neunten in Paris, Mailand und München, der zehnten in München, der elften in Lille; vom Canticum Exemplare der ersten Ausgabe in Althorp und Paris, der zweiten in Harlem und London, der dritten in Paris und Oxford, der vierten in London; vom Vaterunser Exemplare der ersten Ausgabe in Paris, der zweiten in London, der dritten in Mons; von der Ars memorandi Exemplare beider Ausgaben in München und Dresden.*) Von andern Büchern wiederum kennen wir nur mehrere Exemplare einer Ausgabe. Von dem geistlichen und weltlichen Rom z. B. befinden sich Exemplare in Althorp, London, Paris, Gotha und München, von der Chiromantie in Wien, München, Wolfenbüttel, Memmingen und Paris, von dem Kalender des Regiomontanus in Dresden und München, von der Meinradslegende in München und Einsiedeln. Wieder andre sind überhaupt nur in einem einzigen Exemplare

*) Auch die Leipziger Stadtbibliothek besitzt eine Ausgabe der Biblia pauperum und der Ars memorandi. D. Red.

bekannt. So wird das einzige bis jetzt bekannte Exemplar von den „Zehn Geboten," dem „Totentanz" und der „Fabel vom kranken Löwen" in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, von dem „Buch der Könige" in der Hofbibliothek zu Wien, von dem „Zeitglöcklein des Lebens Jesu" in Bamberg, vom „Apostolischen Glaubensbekenntnis" in München, vom „Heilsspiegel" im Haag bewahrt. Wieder andre sind nur in einem verstümmelten Exemplare vorhanden. So befand sich ein Bogen der Geschichte vom heiligen Kreuz in der Weigelschen Sammlung, während vom Planetarium ein unvollständiges Exemplar im Britischen Museum vorhanden ist.

(Schluß folgt.)



Das Publikum.

Ein Nachklang aus Baireuth.

Von Hans Marbach.



Als ich im Jahre 1884 zum erstenmale den geweihten Boden von Baireuth betreten hatte, um die berühmten „Bühnenweihfestspiele" nach besten Kräften mitfeiern zu helfen, drängte sich mir ein Gedanke auf, der sich zwar unter den vielen großen und merkwürdigen Gedanken, die in und um Baireuth von und über Wagner gedacht worden sind und — was die über Wagner betrifft — zur nämlichen Zeit jedenfalls noch gedacht wurden und noch später werden gedacht werden, sehr unbedeutend ausnahm, mir aber doch in jenem Momente als die Quintessenz dessen erschien, was durch die mannichfach mir sich bietenden Eindrücke in mir an- und aufgeregt wurde. Es war, in Worte gefaßt, der einfache Satz: Wie schlecht paßt doch manchmal die Theorie zur Praxis!

Was hatte Wagner mit dem ganzen großen und kostspieligen Apparat bezweckt, der als Plan teils angestaunt, teils bespöttelt worden, im Stadium der Vorbereitung ein angst- und mühevolles Hasten, Ringen und Kämpfen gewesen war und als endlich fertiges Werk den Beifall und die Bewunderung fast der ganzen gebildeten Welt [Wirklich?] erregt hatte? Der „Meister" hat auf diese Frage selbst oft genug und ausführlich Antwort gegeben. Er wollte ein erwähltes Publikum, das ausschließlich oder wenigstens hauptsächlich sich für seine Musik interessirte, an einem Orte versammeln, der gewissermaßen nur diesem einen Interesse Raum gewährte; er wollte die Begeisterten oder Be-

geisterungsfähigen isoliren, sie der Alltäglichkeit entziehen und sie gleichsam in eine ideale, kunstgeschwängerte Atmosphäre versetzen, um so den höchsten Grad der Empfänglichkeit in ihnen zu erregen, sie ganz sich, d. h. Wagners Sich, diesem alles andre ausschließenden und sich selbst zum All, zum All der Kunst, ja zum Weltall sich erweiternden Sich zu eigen zu machen. Das ungefähr war die Theorie Wagners gewesen.

Und die Praxis? Die Praxis gab ihm Recht, nicht wahr? Ohne Zweifel. Wenn man dem glauben durfte, was man sah und hörte, wenn man von den Ach's und Oh's der Bewunderung bis zu den bändereichen Auslegungen und Variirungen dieser Ach's und Oh's alles glauben, alles für baare Münze nehmen durfte, dann hätte der „Meister" Recht behalten. Die große Menge wenigstens, die große Menge, auf die er in der Zeit seines Werdens, in der Zeit der Erfolglosigkeit so viel und weidlich zu schimpfen pflegte, sie hatte zu allem Ja und Amen gesagt, was er ihr vorzuschwatzen beliebt hatte. Er hatte ja so Recht — auch in der Praxis.

Und doch gab es einzelne Leute, die den Kopf schüttelten auch noch nach dem großen Siege, Leute, die mitten im Tosen des Beifalls ganz leise zu sich sagten, daß doch nicht alles so sei, wie es sein sollte, Leute, die endlich zu der klaren Einsicht gelangten, daß selbst in diesem ganz ausnahmsweisen Falle wieder einmal das Wort gelte, daß die Theorie nicht immer zur Praxis passe, oder richtiger hier die Praxis zur Theorie.

Daß ich zu diesen wenigen einzelnen, gewiß recht verstockten, möglicherweise beklagenswerten Leuten gehörte, habe ich mir schon im Eingange dieser Zeilen zu bemerken erlaubt. Auf mich machte es einen seltsamen, unangenehmen, mesquinen Eindruck, dieses Baireuth mit allem, was sich während der Festspieltage dort zutrug. Da lobe ich mir doch die Alltäglichkeit. Sie regt nicht an, sie begeistert nicht, sie setzt nicht in Kunststimmung, aber sie stört auch nicht. Die Alltäglichkeit, und wenn sie auch recht alltäglich ist und für den, der außer ihr steht, sich auch langweilig, geisttötend, unbequem, ja unerträglich ausnehmen mag — man ist sie doch nun einmal gewöhnt. Und dann, wenn sie dem, der in ihr steckt, auch lieb und wert ist wie ein alter Rock oder ein behaglich eingerichtetes, gut durchwärmtes Zimmer, man sehnt sich doch, auch wenn man der eingefleischteste Philister ist, immer ein bißchen aus ihr hinaus; man ist nicht abgeneigt, sich auch einmal die Welt von einem andern Standpunkte aus anzusehen, und da giebt es denn kein bequemeres Mittel, um aus der Alltäglichkeit hinauszukommen und doch in ihr zu bleiben, körperlich nämlich, als seinen Geist auf Reisen zu schicken, ein gutes Buch in die Hand zu nehmen oder ins Theater zu fahren. Wir brauchen uns da garnicht erst zu sammeln; wir sind nicht zerstreut, kein ungewöhnlicher Eindruck präkkoupirt uns, und das übrige, die Erhebung, die Begeisterung, das besorgt eben die Kunst

Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf unsre Kerkerwand.

Wagnern schien aber diese Kerkerwand nicht geeignet, um auf sie die Gebilde seiner Kunst zu malen. Er wollte die beengenden Mauern niederreißen, uns mit Gewalt befreien und hinausführen auf einen schönen Aussichtspunkt, wo wir alles viel besser überblicken könnten. Er hetzte uns bergauf bergab, ließ uns klettern, keuchen, schwitzen — und wenn wir endlich zu seiner schönen Aussicht gelangt waren, sollten wir par ordre de Moufti bewundern. Ja wenn wir nicht Hunger und Durst hätten, wenn wir nicht todmüde wären, wenn es da oben nicht so verwünscht zöge und man nicht nur daran denken müßte, wie man sich, echauffirt wie man ist, möglichst vor Erkältung schützen könne. O du liebe, liebe Alltäglichkeit, hätte ich mich doch nicht aus dir herausreißen lassen, sondern hätte mich begnügt, den „Lohengrin“ in meinem behaglichen Stadttheater anzuhören und mich durch Elsas und ihres hehren Retters himmlische Gesänge rühren zu lassen, wie damals, als ich noch so klug war, mir meine Kunstgenüsse hübsch zu Hause zu verschaffen, billig und bequem, statt ihnen nachzujagen bis — nach Baireuth.

Schon die Fahrt hin, die bedenkliche Gesellschaft im Eisenbahnkupee; das stille Städtchen mit den breiten, öden Straßen und dem weitläufigen, ausgestorbenen Park; des „Meisters“ Grab, das man sich durch ein Gitter ansehen darf; die großen Hunde, die im Garten vor der Villa „Wahnfried“ drohend auf- und abpromeniren; die leeren Schlösser mit den vielen Ställen, in denen so wenig Pferde sind; das schlechte Essen, das man um die Mittagsstunde an einer langen und langweiligen table d'hôte zu sich zu nehmen gezwungen wird; die teuern Wohnungen, in denen man die lächerlichen Gutestubenmöbel der Baireuther Bürgerschaft zu seiner Bequemlichkeit benutzen soll; die unmöglichen Betten ... doch das alles ist ja schon vielfach bis ins Detail geschildert worden, und ich war auch ziemlich auf allerlei Strapazen und Entbehrungen vorbereitet. Als es aber nun endlich soweit war und ich emporklomm zu dem der Kunst geweihten Tempel, dem hochragenden, der weithin die lieblich-idyllische Landschaft verunziert, da bemächtigte sich meiner eine Empfindung, die weit entfernt war von derjenigen, welche der „Meister“ bei seiner gläubigen Zuhörerschaft durch seine umständlichen Vorbereitungen hatte erzeugen wollen, eine Empfindung, die ich nicht anders bezeichnen kann als mit dem Worte „Galgenhumor.“

Wie sie da angefahren kamen in langen Reihen, die schöngeputzten Mitglieder der zahlreich anwesenden „obern Zehntausend,“ und die weniger schön, aber nicht minder kostbar gekleideten Vertreter des Mittelstandes, „der es kann,“ und die ebenfalls mit mehr oder weniger gutem Geschmack möglichst herausstaffirten Künstler und Kunsttheoretiker — alles so ziemlich nach der Schablone —, und wie sie sich dann in aller ihrer Pracht hineinquetschten in die höhlenartigen Eingänge des Wagnertempels und die steilen, in der Breite nur

für einen Menschen Raum lassenden Hühnersteigen hinauftappten, dann, eingetreten in den weiten, dunkeln, unheimlichen Raum, nach mehrmaligem Stolpern über unsichtbare Stufen, durch die engen Zwischenräume zwischen den Bänken, über Hühneraugen und an kantigen Knieen vorbei, sich einen Weg bahnten zu ihren so eng bemessenen Sitzplätzchen, und nun Schulter an Schulter, Ellbogen an Ellbogen — „Ich hatte mir eingebildet, dieses Theater wäre der Inbegriff aller Bequemlichkeit!“ wagte ich halblaut gegen meine Nachbarin zur Linken, mit der ich gekommen war, zu bemerken. „Das ist es auch!“ ließ sich laut und mürrisch eine kratzige Baßstimme zu meiner Rechten vernehmen, und als ich mich erstaunt umblickte, sah ich in ein so erbostes, graubärtiges, altes Mannsgesicht mit einem Paar so von heiligem Wahnsinn funkelnden Augen, daß es mir eiskalt über den Rücken lief und ich es vorzog, obgleich gerade keine Bierseidel bei der Hand waren, der leisen Warnung meiner Begleiterin, die mich sanft in die Seite stieß, nachzugeben und den Handschuh, den mir der alte, streitlustige Wagnerkämpe hinwarf, nicht aufzuheben, sondern zu schweigen. Ich hatte übrigens die Genugthuung, den enragirten Greis nach einer Weile zu seiner neben ihm sitzenden Ehehälfte sagen zu hören, daß, wenn zufällig in dem Theater Feuer ausbräche, wir alle miteinander verbrennen würden, denn an Rettung sei bei dieser Engigkeit der Platz- und Ausgangsverhältnisse nicht zu denken. Dieser Bemerkung mußte ich innerlich mit ganzer Seele beistimmen.

Ja, man muß wirklich ein hohes Gottvertrauen besitzen, um es in diesem Theater auch nur eine Stunde lang auszuhalten. Aber im Grunde, wir stehen ja immer in Gottes Hand, d. h. wir schweben in jedem Augenblicke in der Gefahr, unser Leben zu verlieren. Von der furchtbaren Unsicherheit inbezug auf die Frage, ob man gebraten oder nicht gebraten aus dem Baireuther Theater ans Tageslicht kommen wird, soll daher an dieser Stelle abgesehen werden. Das ist ja auch Sache der Wohlfahrtspolizei, die ihre sämtlichen Augen, welche sie sonst in Theaterangelegenheiten so weit aufzureißen pflegt, in diesem Falle zugedrückt zu haben scheint. Auch über die Architektonik des Saales in ästhetischer Beziehung darf der Laie sich höchstens die Bemerkung erlauben, daß sie ihm mißfalle. Aber eine andre Frage ist es, die bei dieser Masseneinpferchung des kunstliebenden Publikums und bei dem, was vorhergeht, ins Spiel kommt, eine Frage, die sich wohl von allgemeinen Gesichtspunkten aus erörtern läßt, über die sich auch eine Stimme aus dem Publikum, deren Inhaber nicht die sieben Weihen der Kunst und Kunstgelehrsamkeit empfangen hat, ein Urteil erlauben darf. Es ist die Frage, auf die es von vornherein bei dieser Erörterung abgesehen war: Hat Wagner mit seinem Baireuther Unternehmen den Zweck erreicht, den er erreichen wollte, d. h. hat er dadurch, daß er das Publikum von allen äußern Eindrücken, die nicht unmittelbar zu der Darstellung des „Musikdramas“ gehören, isolirte, daß er es gewaltsam hinderte, sich mit sich selbst zu

beschäftigen, den Eindruck, den die Darstellung auf der Bühne machen soll, verstärkt und die Stimmung des Publikums wesentlich erhöht?

Was die Reise nach Baireuth und den Aufenthalt daselbst im allgemeinen betrifft, so habe ich im vorstehenden meine Ansicht darüber schon anzudeuten versucht. Ich möchte dem nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß das Reisen, auch abgesehen von den unangenehmen, störenden Wirkungen, die es ausübt, selbst durch das Gute, das es an und für sich bietet, der Empfänglichkeit für Kunsteindrücke durchaus nicht günstig ist. Denn das Reisen bringt es mit sich, daß der Mensch sich für die Wirklichkeit in andrer Weise interessirt als sonst, und geneigt ist, die Dinge als Erscheinung auf sich wirken zu lassen. Alles, was ihn umgiebt und was ihm begegnet, ist ihm ungewohnt, neu. Er steht auch diesem Neuen, Ungewohnten meist ohne egoistisches Interesse gegenüber und empfängt, selbst künstlerisch produktiv werdend, einen objektiven, künstlerischen Eindruck, der zu mächtig ist, als daß die viel schwächer wirkenden Kunsteindrücke dagegen aufkommen könnten. Wo Wirklichkeit und Kunstwerk mit einander rivalisiren, trägt in der Regel die erstere den Sieg davon. Ein feuerspeiender Berg, das brandende Meer, eine alte Stadt, eine merkwürdige Persönlichkeit, wenn wir sie zum erstenmale sehen oder nach langer Pause wiedersehen, machen einen weit tieferen Eindruck auf uns, als die schönste Theaterdekoration und der bestgeschulte Schauspieler. Zwar stumpfen sich diese Eindrücke sehr schnell ab; der Mensch weiß auf die Länge mit allen diesen wunderbaren Naturerscheinungen, ja mit allen Gebilden der Wirklichkeit, den Menschen eingeschlossen, nichts rechtes anzufangen und kehrt immer wieder zu den Schöpfungen der Kunst zurück, die ihm eben, als vom Menschengeiste ausgehend, menschlich näher treten. Aber im ersten Momente des Begegnens überwältigt ihn doch die Wirklichkeit.

Aber kehren wir wieder in das Innere des Wagnertheaters zurück und suchen uns die oben aufgeworfene Frage nun inbezug auf diese, am speziellsten auf unsre Kunstempfänglichkeit berechnete Erfindung Wagners zu beantworten.

„Sehen Sie," sagte mir jemand, der übrigens ein großer Wagnerverehrer ist, nach der Vorstellung, „ich habe immer das Gefühl, wenn ich da herauskomme, als hätte ich in einen Guckkasten gesehen, oder als wäre ich in einer Zauberbude gewesen. Man fühlt sich der Wirklichkeit, der Natur entrückt, aber in einer unheimlichen, mysteriösen Weise. Da zaubert mir irgend ein Magier oder Spiritist bunte, singende Gestalten vor, Wesen, die aus einer andern Welt zu kommen scheinen. Ich bin nicht mehr ein Mensch unter Menschen, ich bin tot, von allen Lebenden, die mir teuer waren, abgeschieden und verkehre nur noch mit Phantomen. Kein Mensch, der ein Mensch ist, wird sich gern ohne Gesellschaft zu Tische setzen, um eine lukullische Mahlzeit zu sich zu nehmen; denn selbst Lucull, wenn er bei Lucull speiste, hatte doch noch ein

Heer von Sklaven um sich. Und ein Wagner-Opus soll man sich ganz allein schmecken lassen! In der Strafrechtspflege betrachtet man es als die härteste Strafe, einen Menschen vom Verkehr mit seinesgleichen auszuschließen. Sogar ihre Andacht müssen die Unglücklichen allein verrichten; sie werden in der Kirche so gesetzt, daß sie nur den Geistlichen sehen. Es soll furchtbar sein. Wagner hat die Zellengefängnistheorie auf die dramatische Kunst übertragen. Es fehlt nur noch die Gesichtsmaske. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das barbarisch, ja ich finde es geschmacklos."

Das war allerdings ein subjektives Urteil. Aber in jedem auch noch so subjektiven Urteil steckt doch ein Körnchen allgemeine Wahrheit — und um dieses Körnchens willen und weil außerdem dieses subjektive Urteil mit dem meinigen so ziemlich übereinstimmt, will ich versuchen, dasselbe hier zu erklären und zu begründen.

Wir werden uns wohl am ehesten verständigen, wenn wir uns einmal darüber Rechenschaft zu geben suchen, was das eigentlich ist, was man Publikum nennt.

„Die erste beste Menschenmasse," wird mir jemand zurufen. Gewiß; jedenfalls gehört eine Masse Menschen dazu, um ein Publikum zu bilden, vielleicht eine recht große Masse, die Menschen aller Zeiten und Länder, oder auch kleinere, gesonderte Massen. Es giebt ein Publikum der Gebildeten und ein Publikum der Ungebildeten, wie es ein deutsches und ein französisches Publikum giebt; ja man kann noch weiter gehen und sagen, nicht nur jedes Land und jede Zeit, jede Bildungsklasse und jede Gesellschaftsklasse bilden ein Publikum für sich, nein, das große allgemeine Publikum zerteilt sich in noch viel kleinere Kreise, jede Kunst, jede Kunstrichtung, ja jeder bedeutende Künstler hat sein Publikum für sich, und wie es ein musikalisches Publikum und ein Publikum für italienische Musik giebt, so giebt es auch ein Schumann- und Brahms-Publikum, die sich von jedem andern Publikum scharf unterscheiden, jedes ein Publikum für sich bilden, manchmal ein recht sonderbares, wie das Publikum, von dem hier speziell die Rede ist: das Wagner-Publikum.

Aber obwohl zum Publikum immer eine größere oder kleinere Masse gehört, der Massenbegriff ist nicht das, was den Begriff „Publikum" allein bestimmt; es muß noch eine andre, entscheidendere Bestimmung dazu kommen, eine höhere Einheit, ein Ereignis, durch dessen Einfluß die Bestandteile der formlosen, breiigen Masse zu festen, krystallinischen Gebilden zusammenschießen.

Die meisten Menschen, besonders Künstler und Dichter, wenn sie vom Publikum sprechen, thun dies unter dem Einflusse irgendeiner Stimmung, gewöhnlich Verstimmung. Sogar Goethe war von solchen Velleitäten nicht frei.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!

Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.

So läßt er im „Faust“ den Dichter im „Vorspiel auf dem Theater“ sprechen. Und gar der Direktor in demselben Vorspiel giebt eine noch viel gehässigere Schilderung des Publikums, von dem er doch existirt, und dem um jeden Preis zu schmeicheln er für seine höchste Aufgabe hält:

Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und was das Allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh;
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen . . .

Eine ähnliche Ansicht vom Publikum, wie dieser biedere Theaterdirektor, muß Wagner auch gehabt haben, als er für seine Verehrer das Baireuther Zellengefängnis zu bauen beschloß.

Noch gröber als Goethe spricht sich der berühmte französische Jambendichter August Barbier über das Publikum aus, allerdings hinsichtlich seines Verhaltens gegen den Staatenlenker, nicht gegen den Künstler.

Das Volk — was ist das Volk? Es ist die Schenkendirne,
　Die, wenn vom Wein das Blut ihr kocht,
Sich den zum Buhlen wählt, der mit verwegner Stirne
　Und eh'rnem Arm sie unterjocht,
Und die auf ihrer Streu, zum Brautbett umgewandelt,
　Noch keinem ihre Reize bot,
Als nur dem Kühnen, der sie schlägt und sie mißhandelt
　Vom Abend bis zum Morgenrot.

Ähnliches wie von Napoleon dem „Großen,“ den der französische Dichter hier im Auge hatte, hat sich das Publiknm auch von Richard Wagner gefallen lassen. Siehe Baireuth! Und ist es diesem merkwürdigen Manne nicht auch gelungen — offenbar der höchste Triumph, den je ein Künstler zu verzeichnen gehabt hat —, eine Kunstgattung populär zu machen, die einzige, die der scharfsinnigen Voltaire für unfähig erklärte, je einen Erfolg zu erringen: le genre ennuyeux? Ich wolle indessen nicht jedem raten, auf solche napoleonisch-wag-

nerische Art die Menschen mit Löwentatzen zu karessiren, um sich ihre Zuneigung zu erwerben. Dazu muß man eben ein Löwe sein.

Doch genug der Beispiele. Wollte man die Stimmen nur der Allerbedeutendsten sammeln, die gelegentlich oder ganz expreß das Publikum ihren Haß und ihre Verachtung haben fühlen lassen, man müßte ein dickes Buch schreiben, das übrigens recht amüsant werden würde. Ein solches Buch aber, wenn es auch sicher manches Wahre enthielte, würde immer noch mehr gegen die Scheltenden sprechen als gegen die Gescholtenen. Denn bei den meisten ist es doch verletzte Eitelkeit, Vorurteil, sich geschädigt glaubender Egoismus, kurz, nicht die bessern Eigenschaften des Menschen, die ihnen den Groll gegen das Publikum eingeben. Es hat daher auch nie an gerechter und besonnener Denkenden gefehlt, die bereit waren, für die verkannte und verschmähte Würde desselben einzutreten; vor allem der Volksmund selbst, der vom Volke, also vom Publikum im weitesten Sinne, sagt, daß seine Stimme Gottes Stimme sei. Diese Stimme ist ja auch thatsächlich die letzte, oberste Instanz, an die alle, die etwas geleistet haben oder geleistet zu haben glauben, appelliren müssen, auch in Sachen des Geschmackes. Und das Volk übt dieses oberste Richteramt nicht nur der Macht nach aus, sondern auch dem Vermögen nach. Sein Urteil ist nicht nur entscheidend, es ist jedenfalls auch das weiseste und gerechteste, das von Menschen gefällt werden kann. Freilich, wenn man die Leute, die zu einer Masse vereinigt ein Publikum bilden, im einzelnen betrachtet, so nehmen sie sich auf den ersten Blick nicht viel besser aus, als Goethe sie in einer Anwandlung übermütiger Laune geschildert hat. Wenn man aber schärfer hinsieht, so entdeckt man unter den vielen trivialen, stupiden Gesichtern doch auch manche ernste Denkerstirne, manches von Geist strahlende Auge, manchen zu fein verständnisvollem Lächeln geformten Mund. Aber nicht nur weil das Publikum im ganzen doch auch immer die Klügsten und Besten enthält, die es giebt, nicht bloß weil selbst in jeder zufällig zusammengekommenen Masse doch wenigstens ein Verständiger sein wird, dessen Meinung auf die übrigen nicht ohne Einfluß bleiben kann, hat das Publikum die Berechtigung und Befähigung zum Urteilen, nicht allein also weil es nur aus vielen besteht, sondern noch mehr, weil diese vielen, sobald sie sich als Publikum konstituirt haben, ein Ganzes bilden. Der jüngere Plinius drückt diesen Gedanken in einem seiner Briefe so aus: „Wenn du gleich anfangs keinen Beifall zu erhalten glaubst, wirst du nicht entmutigt und niedergeschlagen? Ich suche den Grund darin, daß die Zahl gewissermaßen einen großen und allgemeinen Verstand darstellt, wobei zwar dem Einzelnen sehr wenig, allen zusammen aber sehr viel Urteil zusteht." Ja, ein großer und allgemeiner Verstand ist es, der diese Masse, Publikum genannt, beseelt; ein Geist durchweht sie, giebt diesem großen, vielgliedrigen Körpern seinen Kopf und befähigt ihn, zu verstehen und zu urteilen.

Wer ist nun aber dieser Geist, der über die Menge ausgegossen wird und sie erleuchtet, der unter den Vielen eine Einheit herstellt, oder, um auf ein schon gebrauchtes Gleichnis zurückzukommen, dieser elektrische Funke, der die trübe, chaotische Substanz mit einem Schlage in ein reines, krystallinisches Gebilde verwandelt? Kein andrer ist dieser Geist, als der in jedem Menschen wohnt, der immer da ist, aber oft schlummernd, sein selbst nicht bewußt, unklar, gehemmt in seinen Neigungen und Kundgebungen durch allerlei egoistische Triebe und Empfindungen, durch Stolz, Kummer, Sorge — der Menschengeist. Und was diesen Geist plötzlich erweckt, ihn zum Bewußtsein bringt, ihm eine Stimme giebt, ihn von allen Fesseln befreit, das ist wieder der Menschengeist, und zwar der, der im Genie, im Künstler wohnt und durch den Mund dieses Auserwählten den freudigen Weckruf ertönen läßt.

Und in diesem Sinne weist Goethe die frivole Ansicht vom Publikum, die er selbst den spekulativen Theaterdirektor hat aussprechen lassen, zurück, indem er den Dichter endlich in heiliger Entrüstung ausrufen läßt:

Geh hin und such' dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm der Leidenschaften wüten?
Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!

Das Höchste, das Beste, des Menschen Kraft ist es also, wodurch der Künstler auf die Menge wirken soll; den Menschen soll er in ihr erwecken, und er könnte diese Aufgabe nie erfüllen, wenn nicht in jedem des Menschen Kraft lebendig wäre. Und der Künstler selbst ist es, der aus der Menge ein Publikum macht, sein Publikum, und in je weitere Kreise seine Stimme bringt,

umso größer wird die Einheit, die er schafft, umso zahlreicher sein Publikum, umso gewaltiger seine Wirkung. Deshalb können wir es auch keinem Künstler, von dem wir nicht Übermenschliches begehren, verargen, wenn er nach dieser einzigen Befriedigung trachtet, wenn er sich der Menge aufdrängt, um die einzige Probe zu bestehen, durch die er sein Können, seine Berechtigung zum Schaffen erweisen kann, indem er ihren Beifall erringt. Ja wir verzeihen ihm wohl auch, wenn dieses Trachten in ärgerlicher Form auftritt und der Künstler, nicht der Macht seines Genius allein vertrauend, zu falschen Mitteln greift, um sein Ziel zu erreichen.

Ein solcher der Verzeihung bedürftiger Künstler war Richard Wagner, und er hat es im Leben schwer büßen müssen. Zu den falschen Mitteln, die Wagner ergriff, um für seine Kunst Propaganda zu machen, gehört auch das Baireuther Unternehmen, gehört insbesondre die innere Konstruktion des Wagnertheaters. Ist das hier vom „Meister" in Anwendung gebrachte Isolirungs- und Absperrungssystem irgendwie mit der Art der künstlerischen Wirkung vereinbar, wie wir sie soeben als die einzig wahre erkannt haben? Empfinden wir nicht den menschlichen Drang, uns mit den vielen, mit denen wir uns durch den Zauber der Kunst innerlich eins fühlen, auch äußerlich im Einklange zu wissen? Suchen wir nicht unwillkürlich in der freudig erregten Stimme des zunächst Sitzenden eine Bestätigung dessen, was in uns selbst vorgeht? Bereitet uns die Kunst nicht die höchste, reinste Freude — und ist es nicht ein altes, wahres Wort: Geteilte Freude ist doppelte Freude? Und von alledem nichts in dem Baireuther Guckkasten. Es geht ein erkältender, menschenfeindlicher Zug durch dieses dunkle, kahle Haus, mit seinen geraden Sitzreihen, die jedem eben nur gestatten, die Rückseiten der vor ihm Sitzenden und die Ellbogen der Nachbarn wahrzunehmen. Höchstens ein verständnisvoller Rippenstoß kann hier die Mitteilung des Empfundenen vermitteln. Da lobe ich mir einen hellerleuchteten Zirkus, wo jeder jeden sieht, wo kein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens verloren gehen kann. Das ist ein Areopag für Kunstwerke. Die Alten wußten das und bauten demgemäß ihre Theater im Halbkreise. Und im ganzen und großen haben wir bis jetzt, Gott sei Dank, unsre Opern- und Schauspielhäuser auch so vernünftig eingerichtet und nicht nur darauf Rücksicht genommen, daß man die Bühne sieht, sondern auch daß die Zuschauer sich gegenseitig im Auge haben.

Möge das Baireuther Mustertheater noch lange auf seiner einsamen Höhe thronen, als ein warnendes Exempel für alle, die es angeht, wie man Theater nicht bauen soll.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

4.



ine der bedauerlichsten Erscheinungen unsrer Tage ist die, daß niemand mehr einen Spaß versteht. Vormals galt es, wie wir noch in der italienischen und französischen Komödie sehen, für einen gemütlichen Scherz, einem einen Schlag auf den Bauch zu versetzen und als Antwort einen Fußtritt zu erhalten; oder man zog einem den Stuhl unter dem Leibe weg, sodaß er sich etwas unsanft auf den Boden setzen mußte, und darüber lachten alle herzlich, handelnde Personen und Zuschauer. Aber heute ist alles so überfeinert und nervös und empfindlich, daß man bald nicht mehr wird wagen können, einem Kinde das, was es gern haben möchte und man ihm ja auch geben möchte, schäkernd vorzuenthalten. Wie falsch eine solche Schäkerei aufgefaßt werden kann, lehren uns die Folgen des 15. Dezember. Wer hätte soviel Aufhebens wegen einer harmlosen Neckerei, wie gute Freunde sie sich gegenseitig erlauben dürfen, für möglich gehalten! Betrachten Sie einmal Männer wie den Abgeordneten Meyer (ich sage nicht Alexander Meyer, weil ich mich vom preußischen Landtage her erinnere, daß er das nicht gern hört), der seiner Gesundheit etwas schuldig zu sein glaubt, oder den Abgeordneten für Rüdesheim-Neroberg, ich wollte sagen: für Leisnig, unsern allverehrten Karl Braun, und dann sagen Sie selbst, ob so die Männer aussehen, welche im Ernst einen Beschluß fassen würden, von dem sie voraussetzen mußten, er werde die Nation empören? Ich frage Sie, wenn im Tiergarten am hellen lichten Tage ein guter Bekannter mit den Worten: La bourse ou la vie! auf Sie zutritt, werden Sie sofort zum Revolver greifen oder nach der Polizei rufen? Und eine andre Bedeutung hat ja der Beschluß vom 15. Dezember ganz und gar nicht, in der dritten Lesung wird alles bewilligt werden. Wozu wäre auch die dritte Lesung auf der Welt, wenn schon in der zweiten alles in Richtigkeit gebracht würde? Eine parlamentarische Versammlung befindet sich da manchmal in der Lage eines Porträtmalers, der die Angehörigen des Porträtirten zur Besichtigung des Bildes einlädt und nach deren Wunsche die grünen Augen blau, den kupferigen Teint rosenrot macht, die Ohren kürzt u. s. w. Aber diesmal liegt die Sache nicht so, es bedarf keiner Kritik und keiner Belehrung, man war ja von vornherein entschlossen, die ominösen 20 000 Mark zu bewilligen, nur später, die graziöse

Weigerung sollte nur der nachträglichen Gabe einen pikanten Beigeschmack verleihen. Ist das ein Verbrechen? Müssen deshalb die Erwachsenen den Siegern vom 15. Dezember auf der Straße ausweichen und die Kinder ihnen das unangenehme Datum nachrufen? Unschuldiger kann man nicht zu einem bösen Leumund kommen. Ich für meine Person bin sogar überzeugt, daß viele Herren von der Majorität gern selbst zu den Sammlungen beitragen würden, um nur die ärgerliche Geschichte endlich zur Ruhe zu bringen.

Herr Rickert hat es mit gewohnter Klarheit auseinandergesetzt, was die Freisinnigen mit ihrem Votum nicht gewollt haben. Dem Kanzler eine notwendige Arbeitskraft vorenthalten? Nein. (Das muß also Herr Löwe auf sein Privatkonto nehmen!) Gegen eine etwaige Anstellung des Grafen Herbert demonstriren? Nein. (Herr Richter murrt, allein ich kann ihm nicht helfen, Herr Rickert sagts, und Herr Rickert ist ein ehrenwerter Mann.) Der auswärtigen Politik des Kanzlers ein Mißtrauensvotum geben? Nein. (Wenn Bismarck sich verbürgt, daß die Stelle unentbehrlich ist, und dabei geltend macht, daß seine Erfolge in der auswärtigen Politik ihn doch vielleicht berechtigen, einiges Vertrauen in Anspruch zu nehmen, die Majorität jedoch gegen ihn stimmt, so versagt sie ihm nur den Ausdruck des Vertrauens, spricht ihm aber beileibe kein Mißtrauen aus!) Revanche für die Freikarten? Nein. Mit der ganzen Würde des Verleumdeten verwahrt daher Herr Rickert sich und seine Freunde gegen die Unterschiebung falscher Motive. Welches Motiv hatten sie denn? höre ich fragen. Darauf antworte ich: Erstens braucht man nicht immer ein Motiv zu haben oder — einzugestehen; zweitens war, wie gesagt, „alles nur ein Spiel, ihr Freier lebt ja noch alle"; und drittens war es keineswegs ein Spiel, sondern eine sehr ernste Angelegenheit, um die konstitutionellen Garantien handelte sichs. Man mußte dem Kanzler sagen: Siehe, was wir können, darum sei gefügig; jetzt sind wir noch gute Leute, aber wenn wir einmal anfangen, können wir fürchterlich werden! Sie sehen, meine Herren, es sind soviele und sogute Gründe da, wie jener gegen das Schnapstrinken hatte: erstens niemals, zweitens heute erst recht nicht, und drittens hatte er soeben einen getrunken.

Im übrigen muß man die verschiednen Kundgebungen nach ihrem wahren Werte beurteilen. Der Abgeordnete Bamberger hat eine ganze Vertrauensadresse aus Alzey bekommen: das ist die Stimme des Volkes! Die Adressen an den Kanzler rühren nur von Leuten her, und was die Leute reden, das braucht uns nicht zu kümmern. Wenn sie meinen, es besser zu verstehen als die Erwählten des Volkes, so werden diese ihnen antworten wie der Bankier, dem Straßenarbeiter „Hephep!" nachriefen. „Wartet nur, sagte er, es wird eine Zeit kommen, wo ihr in der Equipage fahrt, und wir an der Straße sitzen und Steine klopfen, und dann werden wir Hephep rufen!" So muß man den Leuten sagen: Setzt ihr euch zusammen und haltet Reden und macht Gesetze, dann werden wir darunter leiden, und das wird unsre Rache sein.

Eigentlich wollte ich über die jetzige Wirtschaftspolitik sprechen, will mich jedoch bei der vorgerückten Stunde kurz fassen. Was braucht es denn auch langer Auseinandersetzungen! Das Arbeiten ist eine langweilige Erfindung, und man verliert die schönste Zeit damit — darin wird mir wohl niemand widersprechen. Wenn nun Amerikaner und Engländer und Franzosen und andre gutherzige Völker zu uns sagen: Was plagt ihr euch so? Wir wollen für euch den Acker und den Wald bauen, wir wollen für euch fabriziren, was ihr braucht, ihr sollt weiter keine Mühe haben, als uns das Getreide und den Wein und den Zucker und das Holz und das Tuch und den Shirting und das Geschirr und das Gerät u. s. w. u. s. w. abzukaufen, so haben wir alle Ursache, ihnen dankbar zu sein. Wir können dann Bücher schreiben oder Reden halten oder spazieren gehen oder im Wirtshaus sitzen, wie es uns beliebt: das reine Schlaraffenleben! Ja noch mehr, die andern Nationen würden sich sogar erbitten lassen, für uns die notwendigen Kriege zu führen, wenn wir nur eine Kleinigkeit dazu beisteuern wollten, nämlich die Schlachtfelder hergeben, wie das unsre Vorfahren in der guten alten Zeit gethan haben. Diesem idealen Zustande waren wir schon so nahe — kommt uns da die verderbliche Wirtschaftspolitik in die Quere! Wie verderblich sie ist, will ich Ihnen an einer Thatsache demonstriren. Ich habe meiner Frau zu Weihnachten einen Kanarienvogel gekauft und zwanzig Pfennige mehr zahlen müssen, als für einen ganz gleichen vor fünf Jahren. Nun frage ich mit dem Abgeordneten Richter: Sind das die goldnen Berge, die man uns versprochen hat? Der Vogelhändler sagt aber, er könne es nicht billiger thun, denn in seiner Zeitung stehe, daß eine Hanfsamensteuer eingeführt werden wird, und was in der Zeitung steht, ist bekanntlich wahr. Einer Politik, welche die notwendigen Lebensbedürfnisse der Stubenvögel belastet, damit die Reichen täglich Fasan essen können, werde ich meine Zustimmung niemals geben.





Die Kommilitonen.

Novelle von K. R. W. Uschner.

(Fortsetzung.)



Kautschuk war erbost über den Treffer, den der „blasse Heinrich“ gezogen hatte. Alle andern, er selbst mit, kamen ihm wie lauter Nieten vor, zurückgesetzt, schachmatt, bankerott — und was seine Reizbarkeit ihm sonst für Schlagwörter eingab. Er geriet in einen Zustand, der sich zu körperlichem Übelbefinden zuspitzte. Dazu gab er sich über den Grund, der doch so nahe oder vielmehr niedrig lag, keine Rechenschaft. Ausgestrichen hätte er am liebsten diesen so plötzlich aus dem Nichts sich Emporhebenden, ausgekratzt aus dem roten Album.

Dies beschäftigte ihn; den Riesen zum Straucheln bringen, ihm wenigstens einen Knüppel zwischen die Beine werfen — das war das nächste, einigermaßen erlösende Gedankenbild Kautschuks, der ja ein Witzbold war, was er eben durch solchen Gedankengang bethätigte. Aber der Witz ist ein Schmarotzer, der sich nie selbst genug ist, sondern Mitlacher haben muß, und diese fehlten ihm hier.

Gerade in diesem Augenblicke kam Archimedes — der Exempelmann — heran mit der Nachricht, daß er mit dem Plane umgehe, die heute versammelten Kommilitonen zu katalogisiren, und zwar nach Rangklassen, ein Vorhaben, welches Kautschuk, der als Geheimrat auf einer sehr ansehnlichen Stufe stand, nicht mißfiel. Dabei blitzte der Gedanke in ihm auf, dieses Papier zu einem Handstreich gegen den Ranglosen zu verwerten.

Er beflügelte also das Beginnen des Rubrikmenschen und begleitete ihn, um ihm behilflich zu sein; doch überzeugte er sich bald davon, daß dies überflüssig war, denn Archimedes erwies sich auf diesem Gebiete weit über das Gewöhnliche hinaus sachkundig, sodaß ihm die Listenanfertigung allein überlassen bleiben konnte.

In Kautschuk aber war durch alle die eben erfahrenen Beunruhigungen heftiger Bierdurst erregt worden. Daher begab er sich zu den übrigen Zech-

lustigen zum Frühschoppen, welchem denn auch die größere Anzahl der Festbrüder mit Beharrlichkeit bis gegen ein Uhr oblag, sehr zum Nachteil ihres Festanzuges. Es sei nur angedeutet, daß man später einige mit schiefsitzender weißer Binde, hervorguckendem Frackhenkel und ungestriegeltem Hute durch die Straßen eilen sah, verspätete Festgenossen, denen man anmerkte, sie ärgerten sich über sich selbst. Der Frühschoppen hatte aber wenigstens das Dankenswerte mit sich gebracht, daß durch ihn den Kommilitonen Gelegenheit zu längerer zwangloser Aussprache und dem „blassen Heinrich“ zur Stoffsammlung für den Abendvortrag gegeben worden war.

3.

Das Mittagessen in dem Gasthause zur „Krone“ ging in einer für die Verhältnisse der Kreisstadt großartigen Weise vor sich. Die Vorbereitungen erschienen gelungen und alle Ansprüche zufriedenstellend. Selbst die Schwierigkeiten in der Verteilung der Tischplätze wurden überwunden. Man war nämlich zuletzt dahin übereingekommen, die Einreihung nach Jahrgängen zu vollziehen, was auch eine malerische Abwechslung erzeugte; die zugeknöpften geistlichen Herren saßen unter Laienbrüdern, Offiziere unter Zivilisten, und das Doppeltuch der Militärs sowie einiger in Uniform erschienenen Zivilbeamten schuf ein buntes Gesamtbild.

Die Stimmung an der Tafel war eine festliche, der Regierungspräsident brachte den Kaisertoast aus, indem er mit erhebenden Worten den Schirmherrn der Lehranstalt feierte; in die begeisterten Hochrufe fielen Fanfaren ein, die dann überklangen in das „Heil dir im Siegerkranz,“ dessen ersten Vers die Festgesellschaft stehend absang.

Dem Programm gemäß kam dann, nachdem einige Gänge der Speisekarte erledigt waren, ein Oberlehrer des Gymnasiums an die Reihe, der die Gäste zu begrüßen hatte. Seine Rede war inhaltsvoll, aber für den vorgesteckten Zweck zu lang. Als Historiker von Fach flocht er eine Fülle fleißig zusammengetragenen geschichtlichen Stoffes ein, den er bis aus den Zeiten der Völkerwanderung herholte. Er legte dar, was alles dafür spreche, daß hier am Orte eine weitvorgeschobene römische Niederlassung bestanden habe, ging das Mittelalter durch und schilderte die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und ihren Einfluß auf den Musensitz. Dann gaben ihm der siebenjährige Krieg und die französischen Invasionen von 1806 bis 1813 reichliche Beute für seine Ausführung, die dann endlich in die Gründungszeit der Schule, das Jahr 1833, auslief, etwa so, wie der große Rheinstrom in dünnem Wasserlaufe ins Meer mündet.

Nach einigen weitern Tafelgängen erhob sich der zur Begrüßungserwiederung ausersehene Festredner, ein Greis in Silbergrau, der einem der vordersten

Jahrgänge angehörte. Dieser lispelte einige Worte, die durch lange Pausen getrennt waren; man hörte immer nur: Rührung . . . Kommilitonen . . . früher . . . oft . . . schönster Augenblick meines Lebens. Zuletzt eilte der Regierungspräsident auf den Redner zu, berührte das Weinglas desselben mit dem seinigen, faßte des Greises Hand und legte sie in seinen Arm. Mit ungemeinem Wohlklange redete er dann die Versammelten an: dem Herrn Professor, der des schweren Amtes, die vergleichende Sprachforschung zu doziren, fünfundvierzig Jahre hindurch gewaltet, versage die Stimme in diesem so ergreifenden Augenblicke, wo er seinen innigen Dank in Worte zu fassen habe; daher bringe er in Vertretung des Festredners das Hoch auf das königliche Gymnasium und das Lehrerkollegium aus, eine Wendung, welche die schon etwas bedrohte Stimmung wieder in das richtige Geleis brachte.

Hiermit war der zu Trinksprüchen und Ansprachen bestimmte Teil des Festes geschlossen, gleichsam die amtlich gehobene Hälfte, und es begann nun die fidelitas, die eingeleitet wurde durch ein Potpourri aus Studentenliedern, welches von der Musik aufgespielt und von den Festgenossen anfangs schwach, dann vollstimmig mitgesungen wurde. Dabei wurden die Gasflammen an den drei Kronleuchtern angezündet.

Inzwischen hatten sich auch die Tribünen gefüllt; Damen aus der Stadt und Umgegend, selbst aus der Regierungsstadt, sowie Angehörige der Kommilitonen hatten sich eingefunden, eine glänzende Zuschauer- und Zuhörerschaft, die sich hier über der Festtafel festgesetzt hatte, über welcher sie gleichsam zu Gericht saß. Die durch bevorzugte Plätze Ausgezeichneten waren nach kurzer Umschau darüber einig, daß die Tischordnung wenig geschmackvoll arrangirt sei, man hätte die allereinfachste Zusammensetzung nach Stand und Rang durchführen sollen, das hätte den Überblick erleichtert, jetzt mache die Gesellschaft einen chaotischen Eindruck. Gegen die entschiedene Art, mit welcher die Geschmacksverkünderinnen sich äußerten, regte sich keinerlei Widerspruch.

Anknüpfend hieran wurde dann die in solchen Vereinigungen sich kundgebende Zeitströmung „auf das Traditionelle hin“ geprüft und verworfen. Besonders ausschlaggebend wurde die eine dieser Oberinnen, die in mattschillernden Seidenrips gekleidet war und mit Kopfnicken nach rechts und links hinüber jeder angeregten Frage Bescheid erteilte: über Regierung, Gerichte, Post, Eisenbahn u. s. w. Unten an der Tafel saßen ein Reichsgerichts- und ein Oberlandesgerichtsrat, mehrere Landgerichts- und Amtsgerichtsräte; da wurden denn die wirklichen und die Tribunalräte gewissenhaft auseinandergehalten. Alles das verstand sie und war doch noch garnicht so alt, wie eine andre beiseite bemerkte.

Daneben sprach man über das geringe Ansehen, das die Ärzte in der Gesellschaft genössen, es wurde das auf jüdische Überwucherung zurückgeführt, hierüber aber nur mit Flüsterstimme verhandelt, da zwei streitfertige Tiefbrünetten bereits Ohren und Zunge spitzten. Auch auf die Stellung der Rechts-

anwälte wurde eingegangen, manch Bedenkliches hervorgehoben, dagegen die Stellung der Staatsanwälte mit „süperb" bezeichnet.

Wieder auf einer andern Seite stellte man die Universitätsprofessoren den Gymnasiallehrern gegenüber. Die vorlaute Frage einer Gutsbesitzerstochter, welchen Rang denn ein Privatgelehrter (sie wollte Privatlehrer sagen) wie der berühmte Redner habe, wurde totgeschwiegen, die Mutter raunte ihr zu: Hausoffiziant. Vernehmbar erklang das Wort „subaltern," worauf eine reizbare Oberlehrersfrau mit verhaltenem Weinen die Tribüne verließ. Ihr folgten Unzufriedene oder solche, die eine Meinungsäußerung für unzuträglich hielten.

Alle diese Kundgebungen bemerkte Barbara, welche durch die Frau Superintendent hier eingeführt worden war. Man hatte die „artige Künstlerin" vornehm-freundlich aufgenommen, etwa wie man ein bethautes Vergißmeinnicht in der durch Glacéleder geschützten Hand hält. Sie, die in den Künstler- und Gelehrtenkreisen der Großstadt heimisch war, fühlte sich wie in einem Festungsstückkeller. Welcher Mangel an Verständnis für die Bedeutung dieser Zusammenkunft, welche unpassende Stimmung! dachte sie und trat zur Seite.

Sie lehnte sich an die Brüstung, sah auf die Festtafeln in den Saal hinab und gedachte des Festredners vom Vormittag.

Ihr Vater hatte sie vor Tische mit in die Zuckerbäckerei genommen, ihr dort im Gesellschaftszimmer ausführlich über die Feier in der Aula berichtet und mit seiner Kunstfertigkeit den Vortrag des „blassen Heinrich" wiedergegeben; sein geschultes Gedächtnis war ihm dabei zu Hilfe gekommen. Von allen Seiten hatten die Mitanwesenden aufmerksam zugehört, es war eine genußreiche Stunde gewesen.

Jetzt kehrte ihr der Held des Tages den Rücken zu, sie sah aber, wie man ringsum ihn auszeichnete durch Herantreten und Anklingen, und wie er allen Bescheid that.

In diesen Beobachtungen wurde die Veilchenblaue gestört durch drei Jungfräulein, hübsches junges Volk, Auslese für den Ball, die in übermütiger Weise ihre Scherze trieben. Freilich bot ihnen die Festtafel mancherlei Kurzweil. Eben steuerte ein ehrwürdiger Alter mit umgebundener Serviette unsichern Schrittes auf den Amtsbruder zu — die Gläser klangen, eins ging in Scherben, und der Nachbar, ein alter Forstmeister in neuer Uniform, war von oben bis unten begossen. Dann traten die drei Schalkhaften an den äußersten Ausbug des Geländers näher zu den Studenten hin, fanden an ihnen viel Besprechenswertes, mußten aber die Guckgläser strecken vor der Übergewalt der zurückgesandten Blickgeschosse. Endlich wandten sie sich der Tafellangseite zu, wo zwei Überlaute die Beherrschung des Gesprächs einander streitig machten, zwei große Klugsprecher, der reichste Fabrikherr des Ortes und der Stadtverordnetenvorsteher. Sie erörterten eine dem Gymnasium zugefallene Stiftung

ihrer formellen Geltung nach; dabei wurden Rechtsirrtümer ausposaunt, von denen ergraute Juristen Ohrenzwang bekamen.

Wie Papa sich ereifert! näselte zu den aufgescheuchten Spaßvögeln eine festauftretende Dame, die Tochter des donnerstimmigen Geldfürsten, eine üppige Schönheit, die mit wallender Schleppe den Gang entlang an den drei Mädchen vorbeirauschte und sich neben der unter dem Wandleuchter verharrenden Barbara niederließ, wobei das flimmernde Neapelblau ihrer Sammetrobe das schlichte Veilchenblau der andern fast aufsaugte. Wie suche ich Sie, liebes, liebes Fräulein! rief sie erregt und so laut, als ob sie zu allen andern mitspräche; ich kann mir vorstellen, wie wenig Ihnen die Weltanschauung dort — sie machte mit der bloßen Achsel eine Bewegung — genügt. Ja ja, hier wird der Gesichtskreis beengt. Ich beobachte Sie schon längst, ach! ich fühle innig mit Ihnen; ich bin in der Großstadt erzogen, aber schon zwei ewiglange Jahre hier, ich muß Ihnen das näher erzählen.

Barbara blieb zurückhaltend gegenüber den Annäherungsversuchen der Dame, obwohl sie ihr bei der Vorstellung nicht mißfallen hatte. Sie äußerte nur, für sie sei es belehrend, in diese ihr fremde Stimmung einen flüchtigen Einblick gewonnen zu haben.

Und das können Sie so ruhig, so ohne Kampfslust aussprechen! eiferte die schöne Blondine, ich beneide Sie um diese Kunst! Ich selbst bin Feuer und Flamme, ich möchte das Spießbürgertum zertreten, ich protestire gegen die Büreaukratie, weise das adliche Koteriewesen zurück, ich darf es furchtlos thun, denn ich bin reich, das sage ich ohne Stolz, aber — mit Wonne.

So schüttete sie vor der Fremden ihr Herz aus, geriet ihrem kühlen Wesen gegenüber in immer heftigere Leidenschaft und suchte endlich sie im schmachtenden Tone aufzuhalten, als Barbara sich zum Gehen anschickte.

Aber das Schauspielerkind ging, und die reiche Fabrikantentochter blieb unter dem Wandleuchter zurück, weitab von den Vordersitzen der Auserwählten, wo die Mutter sie nur ungern vermißte. Es war schwer zu sagen, ob die Schöne spielte und vielleicht wußte, wie ausnehmend sie die Rolle kleidete, als sie der Mutter, die jetzt kam, um sie zurückzuholen, flehend zurief: Laß mich noch ein Weilchen mich absondern, einzige Mama! und auf deren besorgte Frage: Was hast du, Kind? die überschwängliche Antwort gab: Heimweh habe ich beim Anblick dieser Geistergestalt aus dem von mir verlassenen Gebiete des Idealen!

Aber Konstantine! wenn das der Herr Kammerjunker gehört hätte, sagte die Alte streng und nahm die Tochter wieder mit sich hinüber.

Unterdes lichteten sich unten im Saale die Reihen der Festgenossen. Einige suchten Ruhepolster und Armsessel auf, die in Nischen und unter künstlichen Baumgehegen zum Plaudern einluden; andre begaben sich in anstoßende Zimmer.

Auch die Achtzehnhundertneunundvierziger hatten verabredet, sich zurückzuziehen, Kautschuk und Archimedes übernahmen die Beschaffung eines Sonderzimmers. Dem ersteren lag viel daran, diese Vesperstunde, in welcher die Schulfreunde ihren Lebenslauf erzählen sollten, in möglichster Abgeschiedenheit zuzubringen, er fürchtete dabei das Lautwerden von fortschrittlichen Ideen, die ihm in seiner Stellung schaden könnten. Durch irgendwelche Vorkehrungen hoffte er vor allen den „blassen Heinrich" und Mirbl zu beseitigen, auch sich des „Juden" Cohn zu entledigen. Das letztere glückte ihm sofort; er hatte Cohn auf dessen Frage so ausweichend über die Wahl des Sonderzimmers geantwortet, daß dieser die Absicht merkte und wegblieb.

Eben teilte Cohn diesen Entschluß Mirbl mit, der in einem Polsterstuhle neben einem Spiegel lag und seine Haartour und den am Halse hängenden Maltheserorden zurechtzupfte. Mirbl zeigte sich infolge dieser Mitteilung höchst aufgebracht über Kautschuks Gesinnung; er sprach von „bornirten Antipathien," von „Idiosynkrasie," und von dem Servilismus, Egoismus und Cynismus, durch welchen Kautschuk Karriere gemacht habe. Er selbst hatte das freilich vergeblich versucht, und so stand ihm am allerwenigsten solches Verurteilen des andern zu, der ihm überdies in einem wirklich voraus war, denn Kautschuk leistete in seinem Fache als Jurist wirklich tüchtiges, während Mirbl doch nur als Drohne in dem Honiggenusse schwelgte, den ihm die von ihm übel behandelte Gattin durch ihre Reichtümer verschafft hatte.

Cohn mißfiel die prahlerische, mit Flitter aufgeputzte Art des Schulgefährten, er wollte gehen und bat nur noch, die ihm aufgetragene Verzugsentschuldigung des „blassen Heinrich" bei den Genossen auszurichten. Mirbl aber hielt ihn fest, um sich noch einiger auf der Zunge prickelnden Schönrednereien zu entledigen. Er übernehme, sagte er, den Auftrag in betreff des „blassen Heinrichs," aber der Schulfreund müsse nun auch seine „diskret kommunizirten" Ansichten über dessen Standpunkt erfahren; und dann führte er aus, daß ihn der Frühvortrag „tragisch" berührt habe; wo bleibe bei solchen edeln Redeübungen das praktisch Verteilbare in unsrer korrumpirten Ära, dem Zeitalter ohne ethischen Gehalt?

Einen Widerspruch Cohns ließ er garnicht zu. Cohn! wer wie ich sein Herzblut für Ideen geopfert hat! unterbrach er ihn. Dann atmete er tief auf, machte die Augen so auf, als wenn er in das Weite schaute, hielt die Hand vor das Gesicht und flüsterte: Eine Afterbildung ist unsre gegenwärtige Bildung, retrograd; allerorten sind hierarchische Interessen sieghaft (das Wort „sieghaft" brauchte er gern und stets unter Augenaufsperren), Mirakel, Intoleranz, Antisemitismus, Nationalitäten, Denunziantentum, maroder Parlamentarismus, legislatorische Impotenz, relaxirter Sozialismus! Noch andre Kunstausdrücke von Zeitungsschreibern, wie elidiren, insuffiziente Palliative, exorbitant, Velleitäten ließ er durcheinander schwirren. Zu seiner Entschuldigung sei gesagt, daß er einen kleinen Champagnerspitz hatte.

Mirbl, bat der Arzt, der des Schulfreundes Hand hielt, willst du mich hören? Eine Viertelstunde drüben auf dem Nischenpolster? Es gilt deiner Verstimmung.

Aber Mirbl wurde unruhig. Er bemerkte, wie zwei Herren, Johanniterritter, zu ihm herübersahen, als ob sie etwas von ihm begehrten.

Er entzog die Hand dem ihn aufmerksam beobachtenden Arzte, der ihm im Augenblicke wie ein Vivisektor vorkam. Dann bückte er sich, indem er that, als ob er etwas aufheben wolle oder suche, und dann bat er unter Hüsteln: Cohn, jetzt unmöglich, Bester, ich will dich auch nicht aufhalten.

Es gilt aber doch dir selbst, Mirbl, deiner Unruhe, deiner Nervosität, sagte Cohn bedeutungsvoll und gutmeinend.

Mirbl stand aber schon. Glaube mir, Guter, drängte er, ich weiß, was du sagen willst. Dabei sah er wieder zu den Herren hinüber, die ihm abermals zugewandt erschienen. Aber jetzt, sagte er noch dringender, indem er einen Blick in den Spiegel warf und einen letzten Tupf an Perrücke und Halsbinde anbrachte, bitte entschuldige mich! Er hörte auch garnicht mehr, was darauf erwiedert wurde, sondern tänzelte zu den beiden Gutsbesitzern.

Diese erörterten eben die Wahrnehmung, welche Menge von unverhohlener Unzufriedenheit und Mißgunst doch unter diesen Beamten bemerkbar sei. Sie empfingen den Herangetretenen artig, aber kühl, und richteten die Bitte an ihn, doch eine Rücksprache mit seinem Spezialkommilitonen, dem Redner vom Vormittag, zu vermitteln.

Cohn aber sagte für sich, indem er Mirbl nachblickte: Den da erfolgreich zu behandeln, dazu bedürfte es einer größern Beredsamkeit, als mir zu Gebote steht, seine Krankheit ist eine in unserm itis-Verzeichnis noch nachzutragende, die „chronische Phrasitis.“ Damit verließ er den Festsaal, um noch alte Bekannte in der Stadt aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Ein Vorschlag. Zentrumsorgane haben die Befürchtung ausgesprochen, daß die Erregung, welche durch den Reichstagsbeschluß vom 15. Dezember in der nationalgesinnten Bevölkerung hervorgerufen worden ist, wieder vergehen werde wie „Schützenfeststimmung.“ Als ein Mittel, um eine so beschämende Wendung zu verhüten, schlagen wir folgendes vor. Ein Bruchteil der Summen, welche an verschiednen Orten für die Deckung des Betrages von zwanzigtausend Mark gezeichnet

worden sind, wird auf die Herausgabe einer Schrift gewendet, welche den stenographischen Bericht über die denkwürdige Sitzung und die nachträglichen Aeußerungen klerikaler und freisinniger Blätter zu enthalten hätte. Zeitungsblätter werden, wie bekannt, selten aufbewahrt, und es ist oft schon nach kurzer Zeit unmöglich, den Wortlaut eines Aufsatzes festzustellen. Die bei dieser Gelegenheit gethanen Aussprüche namentlich auf ultramontaner Seite dürfen aber nicht in Vergessenheit geraten, sie vor allen, die so glücklich die freisinnigen Reden ergänzen, sind darnach geartet, die vaterländischen Empfindungen, welche jetzt aufgerüttelt worden sind, wach zu erhalten und so die Besorgnisse der ultramontanen Presse zu zerstreuen. Die Schrift müßte in einer so großen Auflage gedruckt werden, daß man in jedes deutsche Haus wenigstens ein Exemplar stiften könnte, und Vereine und Privatpersonen würden sich gewiß gern der Mühe der Verbreitung unterziehen, sowie sie zunächst bei dem Sammeln der Dokumente behilflich sein würden.

Zum Schutze des Wahlrechts. Nach Zeitungsmitteilungen hat der Abgeordnete Rickert in einer im Berliner Arbeiterverein gehaltenen Rede angekündigt, daß die deutsch-freisinnige Fraktion des Reichstages in nächster Zeit den Antrag stellen werde, das Strafrecht dahin zu erweitern, daß jeder, der das Wahlrecht irgendwie gefährdet oder beeinflußt, einer strengen Bestrafung verfällt. Und in der That, so wenig wir sonst von solchen deutsch-freisinnigen Ankündigungen zu halten pflegen und mit soviel Mißtrauen ihnen in der Regel begegnet werden muß, hier scheint uns der Gedanke wenigstens durchaus zeitgemäß und richtig. Nicht nur die Reichstagswahlen, sondern in erster Linie und hauptsächlich diejenigen Wahlen, welche mehr lokale Interessen berühren — im Großherzogtum Hessen z. B. die direkten Bürgermeister- und Gemeinderatswahlen in den Dorfgemeinden — haben gezeigt, daß unsre Strafgesetzgebung in dieser Richtung sehr mangelhaft ist und daß sie einer Ergänzung recht nötig bedarf, wenn anders das Ergebnis einer Wahl dem wahren Willen der Wähler immer entsprechen soll.

Die in Betracht kommenden Paragraphen des Strafgesetzbuches sind die Paragraphen 107 und 109. Dieselben lauten:

§ 107. Wer einen Deutschen durch Gewalt oder durch Bedrohung mit einer strafbaren Handlung verhindert, in Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte zu wählen oder zu stimmen, wird mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten oder mit Festungshaft bis zu fünf Jahren bestraft. Der Versuch ist strafbar.

§ 109. Wer in einer öffentlichen Angelegenheit eine Wahlstimme kauft oder verkauft, wird mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Es ist klar, daß der Fall, den Paragraph 107 vorsieht, nur selten vorkommen wird. Nicht oft wird jemand zu gewaltsamen Mitteln greifen, um die Abgabe von Wahlstimmen zu verhindern, herbeizuführen oder zu beeinflussen. Es ist das zu gefährlich, auch kann die Handlung der Natur der Sache nach nur gegenüber einzelnen wenigen vorgenommen werden und verspricht deshalb nur wenig Erfolg. Anders ist es mit dem Thatbestande des Paragraphen 109. Die Wahlbeeinflussung durch sogenannte Stimmenkaufe kommt recht häufig vor, und es wird daher vor allem dieser Paragraph ins Auge zu fassen und zu fragen sein, ob er genügt, um alle Wahlbeeinflussungen, die über bloßes Zureden und dergleichen hinausgehen, unter Strafe zu stellen. Der zitirte Paragraph bedroht nach Vorgang des dem code pénal nachgebildeten Paragraphen 86 des preußischen Strafgesetzbuches denjenigen, welcher „in einer öffentlichen Angelegenheit eine Wahlstimme kauft oder verkauft." Diese Worte sind nach der Rechtsprechung des Reichsgerichtes „im volkstümlichen

Sprachgebrauche zu verstehen, es muß eine Erwerbung und bezw. eine Entäußerung des — freien — Wahlrechts für irgendein, das Privatinteresse des Wahlberechtigten berührendes Entgelt stattgefunden haben, die Ausübung des Wahlrechtes muß dem Wahlberechtigten feil geworden sein, ohne daß es auf eine besondre zivilistische Obligation ankommt. Insbesondre ist zur Vollendung des Vergehens weder die wirkliche Stimmabgabe noch die Gewährung des Vorteils seitens des Versprechenden wesentlich. Immer aber ist eine erkennbar gemachte Willenseinigung des sogenannten Käufers und Verkäufers, insofern ein ausdrücklich erklärtes oder aus schlüssigen Handlungen zu entnehmendes (vertragsmäßiges) Abkommen erforderlich." Es ist einleuchtend, daß bei einer solchen Beschränkung des strafbaren Stimmenkaufs nur ganz wenige, besonders eklatante Fälle zu einer Verurteilung führen können. Zunächst ist die Beweisfrage sehr schwierig. Käufer und Verkäufer der Stimmen sind mit Strafe bedroht. Beide haben also ein wichtiges gemeinsames Interesse an der Geheimhaltung des Geschäfts, und es kommen daher nur ganz seltene Fälle, in denen mit besondrer Unvorsichtigkeit verfahren wurde, zur allgemeinen Kenntnis und vor die Gerichte. Dazu kommt, daß der innere Vorgang, durch den sich der Verkäufer der Stimme der — freien — Wahl entäußert und auf das Anerbieten des Käufers eingeht, dem Leugnenden gegenüber nur sehr schwer zu beweisen ist. Schon mit Rücksicht hierauf ist Paragraph 109 fast illusorisch. Aber auch wenn die Beweisfrage nicht so schwierig und eine Verurteilung aus Paragraph 109 thatsächlich leichter herbeizuführen wäre, als es der Fall ist, entsteht doch die Frage, ob es richtig sei, nur die Wahlbeeinflussung durch Gewalt oder Bedrohung oder durch vollendeten Stimmenkauf unter Strafe zu stellen und alle andern Wahlbeeinflussungen, seien sie auch noch so widerwärtig und unmoralisch, straflos zu lassen. Wir glauben diese Frage verneinen zu müssen. Freilich wird mit Recht eingewendet werden, daß die Grenze zwischen erlaubter, durchaus unverfänglicher Gewinnung von Einfluß auf eine Wahlstimme und die Erlangung einer solchen durch mehr oder minder leisen Zwang sehr schwer zu ziehen sei. Wir geben das zu. Indessen wird es doch immerhin möglich sein, dem Paragraphen 109 eine solche Fassung zu geben, daß auch die illegale Wahlbeeinflussung wenigstens zum Teil, soweit sie in der Form des Versprechens eines Entgeltes überhaupt zu tage tritt, unter Strafe gestellt werden kann. Bis jetzt bedroht das Strafgesetzbuch nur den vollendeten Stimmenkauf mit Strafe. Wenn daher, wie es in Hessen bei den direkten Bürgermeister- und Gemeinderatswahlen auf dem Lande die Regel ist, die Kandidaten eine je nach der Größe ihres Geldbeutels längere oder kürzere Zeit vor der Wahl in bestimmten Wirtschaften an ihre Anhänger und solche, die es werden wollen, unentgeltlich Speise und Trank nach Belieben gewähren, so ist das straflos. Es liegt nur ein Versuch vor, die Wähler zu beeinflussen. Auch werden sie wohl beeinflußt, aber der Thatbestand des Paragraphen 109 ist auch dann noch nicht gegeben, denn es fehlt die Willenseinigung eines Käufers und eines Verkäufers, sowie der Nachweis, daß der das Freibier benutzende Wähler sich dadurch seines freien Wahlrechtes entäußert habe oder auch nur habe entäußern wollen, umsomehr als viele Stimmberechtigte es nicht verschmähen, bei allen Kandidaten herumzukneipen. Aehnliches kommt bei allen andern Wahlen vor, insbesondre geschieht es bei den Reichstagswahlen nicht selten, daß, abgesehen von den allgemeinen goldenen Versprechungen, die namentlich die Kandidaten der radikalen Parteien ihren Wählern zu machen pflegen, dem einen Wähler hier, dem andern da bestimmtes Entgelt strafrechtlich nicht greifbar in Aussicht gestellt wird, um ihn zur Abgabe seiner Stimme in gewisser

Richtung zu veranlassen. Dem könnte unsers Erachtens einfach dadurch abgeholfen werden, wenn Paragraph 109 folgendermaßen gefaßt würde: „Wer es unternimmt, in einer öffentlichen Angelegenheit eine Wahlstimme zu kaufen oder zu verkaufen oder wer eine solche kauft oder verkauft u. s. w." Bei dieser Fassung würden wenigstens alle Fälle getroffen werden, in denen der Stimmenkauf auch nur vorbereitet wird. Es würde dann wenigstens das schmutzigste in dem vielen Wahlschmutz ganz wegfallen, nämlich die Versuche, Stimmen durch Gewährung eines Entgelts zu gewinnen.

Darmstadt. K. M.

Mäßigkeitsvereine. Wie die Engländer in ihrer Sonntagsfeier übermäßig streng sind, so schütten sie auch in der Bekämpfung des in jenem Lande besonders häufig vorkommenden Mißbrauchs des Alkohols das Kind mit dem Bade aus. Die englischen Mäßigkeitsvereine bekämpfen nicht nur den Mißbrauch der geistigen Getränke, sie eifern gegen den Gebrauch überhaupt. Daß sie damit nicht die gewünschten Erfolge erzielen, sondern in ihrer ausgeprägtesten Erscheinung, der sogenannten Heilsarmee, den Spott und Hohn der ganzen Welt auf sich gezogen haben, ist bekannt. Von ganz andern Ansichten geht jetzt, nachdem die den englischen Vorbildern nachgebildeten Mäßigkeitsvereine entschieden Fiasko gemacht haben, die deutsche Bewegung auf diesem Gebiete aus. Nicht der Gebrauch, sondern nur der Mißbrauch geistiger Getränke soll bekämpft werden. Und darum hat auch der vor noch nicht langer Zeit gegründete „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" schon nennenswerte Erfolge aufzuweisen. Ueber seine Ziele und die Auffassung, wie dieselben zu erreichen seien, giebt die kürzlich in Düsseldorf abgehaltene Versammlung jenes Vereins ein so klares Bild, daß es sich bei der Wichtigkeit der Sache in bezug auf unser Volksleben wohl der Mühe lohnt, sich dasselbe näher anzusehen. Der Geschäftsführer des Vereins, A. Lammers in Bremen, erstattete den Geschäftsbericht etwa wie folgt: Als der Verein vor ein paar Jahren die so gut wie ganz aufgegebene Mäßigkeitsarbeit wieder angefangen habe, habe er zwar den edeln Namen der Mäßigkeitsvereine etwas in Verruf gefunden, weil sie sich auf halbem Wege hätten abschrecken und zerstreuen lassen, zugleich aber eine kaum zu erhoffende Uebereinstimmung hinsichtlich der Art des Vorgehens unter Männern der verschiedensten sozialen, politischen und religiösen Richtung angetroffen. Weitgehende Uebereinstimmung bestehe insbesondre darüber, daß Mäßigkeit im Genuß der sogenannten geistigen Getränke zu erstreben sei, nicht völlige Enthaltung; daß fröhlicher altgermanischer Zechlust, die sich selbst in vernünftigen Schranken halte, ihr Recht bleiben soll, dagegen das maßlose Kneipen, auch wenn es nicht zur Betrunkenheit führt, in allen Ständen und in jeglichem Alkohol enthaltenden Getränk mit Bann und Acht zu belegen sei; daß folglich zwar mit der Eindämmung des Branntweinkonsums als des gefährlichsten Getränkes der Anfang zu machen, daß aber auch die Agitation gegen den übermäßigen Biergenuß zu richten sei. Aus diesen Sätzen habe sich ganz wie von selbst das Aktionsprogramm des Vereins gestaltet. Der Verein müsse vor allem die Ueberzeugung seiner Urheber und Mitglieder von der verführerischen Kraft und Gefährlichkeit des Alkoholgenusses allgemein zu machen und die Versuchungen zu entfernen suchen, welche mächtig zu ihm locken. Wenn dabei vor allem der sogenannte Arbeiterstand, d. h. die weniger bemittelten Volksklassen, ins Auge gefaßt würden, so geschehe das nicht deshalb, weil man ihnen Erholung und ihr bischen Lebensgenuß nicht gönne. Im Gegenteil, es zerreiße einem das Herz, zu sehen, wie teuer sie das flüchtige Glück der Schnaps-

kneipe später bezahlen müssen. Der Verein habe das Bewußtsein, den Arbeitern eine Wohlthat zu erweisen, wenn er das übermäßige Angebot von billigem, vielfach noch obendrein unreinem, fuseligem Schnaps beschränke und zuträglichere Aufenthaltsorte zu freier Wahl neben die alten Schenken setze. Das letztere könne und müsse solange, bis es sich als ein lohnendes Geschäft erwiesen habe, durch praktische Philanthropie geschehen. Zu ersteren bedürfe es des Beistandes der Gesetzgebung, vor allem derjenigen des Reiches. Es müsse gefordert werden eine gesetzliche Bestimmung, nach welcher die Zahl der Branntwein absetzenden Schenken und Läden nach der Einwohnerzahl der Gemeinden bemessen werde. Hierdurch werde die Willkür und die Verlegenheit beseitigt, zu welchen die Entscheidung der jetzt geltenden Bedürfnisfrage oft Anlaß geben. Ferner müsse verlangt werden die Einführung einer Schanksteuer zu gunsten der Gemeinden, die ja die Last und Gefahr der in den Schenken gepflegten Trunksucht hauptsächlich trügen, weiter eine verschärfte Ueberwachung des Schenkenbetriebes, und zwar sodaß in ihnen an schon Betrunkene und Halberwachsene kein Schnaps verabreicht, nur gegen baar verkauft, nur reiner Schnaps geschenkt und neben demselben auch leichtere Getränke und feste Speisen feilgeboten werden, endlich eine Trennung des Schnapsausschanks von andern Kleinhandlungen und Verhütung des Unfuges, daß Schnapsschenken entstehen unter der Maske von Gastwirtschaften.

In der erwähnten Versammlung wurde dann berichtet über die Schritte, welche zur Erreichung dieser Ziele bereits unternommen worden sind. In zahlreichen Städten sind Kaffeeschenken teils schon eingerichtet, teils steht ihre Errichtung bevor. Eine Eingabe an die Reichsregierung knüpft an die Arbeiten an, welche früher schon im Gange waren, zur Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes über Bestrafung ärgerniserregender oder mit Verbrechen verbundener Trunkenheit und über Entmündigung und Heilung von Säufern. Auch die anderweite Regulirung der Branntweinsteuer wird ins Auge gefaßt. Neben diesen direkten Mitteln zum Zwecke werden die indirekten nicht übersehen. Die Sparsamkeit wird gefördert, eine an Haus und Werkstelle fesselnde Handgeschicklichkeit wird in den Knaben schon zu entwickeln gesucht, die Erziehung der Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen, welche dem Arbeiter sein Heim lieb zu machen verstehen, angestrebt. Man sieht, der Verein greift seine Aufgabe mit allem Ernste und mit derjenigen Thatkraft an, die allein zum Ziele führen kann.

Schließlich wollen wir noch aus der „Kölnischen Zeitung," deren Referat wir schon im vorstehenden gefolgt sind, eine statistische Zusammenstellung darüber mitteilen, wieviel Einwohner in einer Reihe rheinisch-westfälischer Städte auf je eine Schnapsverkaufsstelle kommen. In Osnabrück kommt je eine auf 370 Einwohner, in Düsseldorf auf 307, in Barmen auf 295, in Krefeld auf 236, in Gelsenkirchen auf 210, in Dortmund auf 194, in Düren auf 188, in Bochum auf 177, in Viersen auf 157, in Bielefeld auf 156, in Mülheim an der Ruhr auf 152, in Siegen auf 148, in Hamm auf 137, endlich in Trier auf 130 Einwohner. Diese Zahlen geben zu denken und fordern mehr als die schönsten Reden zur Teilnahme an den Bestrebungen eines Vereins auf, der sich die Bekämpfung des übermäßigen Branntweingenusses zur Aufgabe gemacht hat.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Lucia-Bucht.

or ungefähr neun Jahren hatten, wie die „Kolonial-Politische Korrespondenz“ meldet, zwei Herren eine Unterredung mit dem Reichskanzler, die sich auf die Gründung einer deutschen Niederlassung im südlichen Afrika bezog. Sie waren durch Studien zu der Überzeugung gelangt, daß Deutschland zur Verwertung seiner überschüssigen Menschenkraft, die jetzt mit der Auswanderung nach Nordamerika unsrer Nationalität mehr oder minder verloren geht und die Konkurrenz für unsre Industrie nur verstärken muß, eignen Kolonialbesitz bedürfe, und daß sich zu diesem Zwecke vor allem Südafrika mit den Republiken der Boers empfehle. Die in diesen Republiken damals herrschende Sehnsucht nach Beistand, um England gegenüber unabhängig zu bleiben, die sehr günstigen klimatischen Verhältnisse, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Verwandtschaft der Bevölkerung jener Länder mit uns, alles hatte sie auf dieses weite Gebiet hingewiesen. Sie hatten darauf sich genaueres Material verschafft und einen ausführlichen Plan zu einem Unternehmen in der erwähnten Richtung entworfen, den sie nun dem Kanzler entwickeln durften. Dieser Plan hatte folgende Hauptgedanken: Man versuche, die deutsche Auswanderung nach dem südlichen Afrika zu lenken, man lehne sich zu diesem Ende an den Staat der Boers, die „Südafrikanische Republik“ jenseits des Vaal, an und lasse durch eine Gesellschaft die Delagoa- oder die Santa Lucia-Bucht erwerben und durch eine Eisenbahn mit Pretoria, der Hauptstadt jener binnenländischen, also küstenlosen Republik verbinden; man richte endlich eine Dampfergelegenheit zwischen Bremen oder Hamburg und der gewählten Bucht ein, und schon im Verlaufe von einem Jahrzehnt kann hier und weiter landeinwärts eine ansehnliche deutsche Niederlassung im Aufblühen begriffen sein. Der Kanzler fand diesen Plan der

Erörterung wert, meinte aber, die Ausführung desselben würde sehr bedeutende Mittel erfordern, und wenn die Herren an eine Staatssubvention dächten, so könne er nicht dienen, da der gegenwärtige Reichstag das dazu nötige Geld nicht bewilligen werde. Man erwiederte ihm, es werde lediglich auf eine Zinsengarantie für die Dampferlinie und die Eisenbahn gehofft, und dazu würde ein Staatszuschuß von fünf Millionen Mark jährlich hinreichen. Der Fürst fand diese Summe nicht zu hoch, wollte jedoch kein Versprechen geben, da die politische Lage noch zu ungünstig sei, Frankreichs Eifersucht und Englands Empfindlichkeit geschont werden müßten und der Kulturkampf der Sache im Wege stehe. Die Herren entgegneten, das deutsche Reich brauche dieselbe nicht offiziell in die Hand zu nehmen, es werde genügen, wenn dasselbe eine Dampfersubvention zur Belebung des deutschen überseeischen Handels gewähre und die betreffende Privatgesellschaft einen Landungsplatz im südöstlichen Afrika erwürbe. England habe man nicht zu fürchten, da die Abneigung der Boers gegen die britische Herrschaft dieser über kurz oder lang in Südafrika ein Ende machen werde, ohne daß Fremde dazu mitwirkten. Die Unterredung endete damit, daß der Kanzler, nachdem er die Herren gebeten, die von ihnen gesammelten Darstellungen, Berechnungen und Karten ihm zum Studium zurückzulassen, mit der Erklärung schloß, der gegenwärtige Zeitpunkt sei sehr ungünstig, erst müsse in der Nation ein fruchtbarer Boden für derartige Unternehmungen geschaffen werden, und dann müsse die äußere Lage sich anders gestalten. Hierauf rechne er mit Bestimmtheit, und dann könne man handeln. Acht bis neun Jahre könnten noch vergehen, bis die Frage für ihn reif sei.

Daß Fürst Bismarck die Angelegenheit im Auge behalten und mit der Lösung der Frage begonnen hat, beweisen die neuesten Ereignisse, das Weißbuch mit seinen Aufschlüssen, die Übernahme der Kolonie zu Angra Pequena in den Schutz des Reiches, die Vorlage wegen der Dampfersubvention und andres. Jetzt stehen wir vor der wichtigen Frage, ob auch die Delagoa- oder die Lucia-Bucht, welche die Verbindung mit dem Staate der Boers und die deutsche Auswanderung nach demselben ermöglichen würde, von privater Seite erworben und unter deutsches Protektorat gestellt werden kann.

Um die Wichtigkeit der genannten Buchten würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf die Gebiete und Kolonien werfen, welche sich um das Hauptland Südafrikas, das große, unregelmäßige Dreieck der Kapkolonie, gruppiren. Die Kapkolonie erstreckt sich im Westen bis zum Ausflusse des Oranjeflusses, auf dessen anderm Ufer das Namaland mit der Lüderitzschen Besitzung Angra Pequena beginnt, welches seinerseits im Norden an die Gebiete der Hereros und Damaras und im Osten an die sogenannte Kalahari-Wüste stößt. Die letztere ist keineswegs durchweg unfruchtbar und menschenleer, sondern vielfach bewässert und dicht bewaldet, auch nicht arm an Weidegründen, wie das benachbarte Betschuanenland und die nordöstlich sich anschließende „Süd-

afrikanische Republik," das Gebiet der Boers jenseits des Vaalflusses. Das Namaland und das der Hereros, in welchem sich die englische Walfischbai befindet, werden im Westen vom Atlantischen Meere bespült. Im Nordosten der Kapkolonie folgen einander die Küstengebiete des indischen Ozeans: Transkei, Tembuland, Pondoland, die britische Kolonie Natal, das Land der Zulus mit der Lucia-Bucht und die den Portugiesen gehörige Delagoa-Bai. An die Kapkolonie schließt sich, rein im Norden, der Oranje-Freistaat an, welcher östlich an das Gebiet der Basutos und der Griquas stößt und weiter nach Nordosten an Natal grenzt, das seinerseits als Keil zwischen jenen Boerenstaat und die „Südafrikanische Republik" hineinragt. Die letztere hat wieder im Osten die Zulus zu Nachbarn und weiter nördlich die Portugiesen der Delagoa-Bai.

Über das Pondoland hat die britische Reichsregierung erst in diesem Jahre ihre Schutzherrschaft in aller Form ausgedehnt; doch stand hier am Ausflusse des St. Johns-River, dem Handelswege vom indischen Ozean nach den Ländern der Griquas und Basutos, schon früher ein englisches Zollhaus, und die britische Autorität wurde deshalb nicht weiter geltend gemacht, weil das Pondoland weiße Ansiedler nicht anlockte und andrerseits nicht wie das Transkei und das Basutoland während der Streitigkeiten mit den Boers den Truppen der Kapkolonie Beschäftigung gab. Es ist, ganz wie Natal und die übrigen benachbarten Küstenländer, dicht von eingebornen Stämmen bewohnt, deren Menschenzahl in den letzten Jahrzehnten nicht nur nicht abgenommen hat sondern fortwährend gewachsen ist. In Natal z. B. verhalten sich die Zulus zu den Weißen ungefähr wie zwanzig zu eins, es befinden sich hier neben einer halben Million Zulus nur etwas mehr als fünfundzwanzigtausend weiße Ansiedler, von denen die große Mehrzahl holländischer Abkunft ist. Wenn man jetzt das britische Protektorat über das Pondoland erklärt hat, so geschah es, um „Ungewißheiten ein Ende zu machen und Britisch-Südafrika abzurunden, dessen Küste sich nunmehr von der Mündung des Oranjeflusses ununterbrochen bis an die Grenze zwischen Natal und Zululand erstreckt." Wir bemerken zu dieser notwendigen Einschaltung noch, daß dieses neue englische Kolonialgebiet vom Tembulande durch den Umtata- und von Natal durch den Umtavunafluß geschieden ist, daß die Bevölkerung von Pondoland auf 200000 Eingeborne geschätzt wird, und daß man „zu hoffen berechtigt ist, Umbiquela, der Häuptling der Pondos, werde mit seinem Volke die Einsetzung der Herrschaft Englands willkommen heißen."

Wesentlich anders verhält es sich mit der Lucia-Bucht, die weit nördlich von Natal im Zululande liegt, und zwar nicht fern von den Orten Ulundi und Isandula, deren man sich aus den Kämpfen der Engländer mit Tschetwäjo erinnern wird. Diese erweitert sich landeinwärts zu einem bedeutenden See und würde den Bewohnern der „Südafrikanischen Republik" unter Umständen durch deutsche Vermittlung den Zugang zum Indischen Ozean schaffen. Ja es ist

schon — vielleicht etwas vorschnell — an die Möglichkeit gedacht worden, daß sich hier der erste Punkt, das Anfangsglied einer Kette nichtenglischer Gebiete bilden könnte, zu welcher sich deutsche Besitzungen mit den Republiken der Boers südlich und nördlich vom Vaal zusammenzuschließen bestimmt wären, und welche, an der Lucia-Bucht beginnend, im Osten und Norden um das südafrikanische Besitztum der Engländer herumreichend und an der Bucht von Angra Pequena endigend, vom Indischen bis zum Atlantischen Meere gehen würde.

Wir sehen für jetzt von diesen Spekulationen ab und sprechen einfach von den Thatsachen, soweit sie sich mitteilen oder andeuten lassen. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß dem vaterländischen Interesse hier am besten gedient wird, wenn man vorsichtig von der Sache spricht und sich des Eingehens auf gewisse Details enthält, bis es Zeit ist, sie zu veröffentlichen. Infolge dessen stellen wir vorläufig nur Bekanntgewordenes zusammen, was sich in die Worte zusammenfaßt: Der Erwerber von Angra Pequena und Zubehör hat auch die Lucia-Bucht in seinen Besitz gebracht, und andrerseits ist später auf Befehl des Gouverneurs von Natal, Herrn Bulwer, die englische Flagge dort aufgehißt worden; die großbritannische Regierung aber wird diesen voreiligen Schritt nicht gutheißen können, wenn Recht bei ihr Recht ist, und so wird jene Flagge vermutlich nicht lange mehr in den Winden der Lucia-Bucht wehen, auch wenn ihre Entfernung in London mit einiger Verlegenheit verbunden sein sollte.

Die Zulus oder Amazulus sind ein von Norden her in ihre jetzigen Wohnsitze eingezogenes Volk, das auch in dem benachbarten Natal in großer Zahl vertreten ist. In manchen Beziehungen verschieden von den Betschuanen des Kalaharilandes westlich von der „Südafrikanischen Republik," sowie von den Hottentotten im Hinterlande von Angra Pequena, gehören sie ihrer Sprache nach derselben Völkergruppe an, welcher die Dualla am Kamerun und die Stämme am untern Laufe des Kongo zugerechnet werden. Unter kriegerischen Königen konzentrirten sie ihre Kraft, organisirten sie und überwanden mit ihr die niedriger stehenden Nachbarn. Der Begründer ihrer Wehrverfassung war der König Tschaka, welcher die Krieger der Nation zu Regimentern formirte, deren Soldaten, um für Feldzüge geeigneter zu bleiben, nicht heiraten durften, und weite Länderstrecken eroberte. Nach ihm herrschte über das Volk der König Dingaan, der mit den Boers jenseits des Vaal auf gutem Fuße stand und um geringen Preis große Gebiete an sie verkaufte. Tschetwäjo, sein Sohn, war dagegen andrer Meinung; er betrachtete die Boers als eine Gefahr und neigte sich anfangs den Engländern zu, die gleichfalls die wachsende Macht der holländischen Ansiedler mit argwöhnischen Augen ansahen und sie im Bunde mit den Zulus zu bekriegen beabsichtigten, zu welchem Zwecke sie den Zulus Waffen lieferten. Als das Transvaalland den britischen Besitzungen einverleibt worden war, sollte Tschetwäjo diese Waffen, mit denen er jetzt selbst eine Gefahr bildete, wieder an

Natal herausgeben, und als er sich weigerte, kam es zum Kriege, in welchem er zuerst siegreich war, aber zuletzt von Wolseley geschlagen und zum Gefangenen gemacht wurde. Man brachte ihn nach England, ließ ihn aber nach einiger Zeit frei. Er kehrte dann in das Zululand zurück, welches man in der Zwischenzeit zwar nicht in britischen Besitz umgewandelt, aber nach dem Grundsatze divide et impera dadurch ungefährlich zu machen versucht hatte, daß man es bis auf eine kleine reservirte Strecke in zwölf Stücke geteilt und an ebensoviele Häuptlinge vergeben hatte. Dabei waren die Brüder Tschetwäjos bis auf den mit England befreundeten Oham, der bei seinen Landsleuten dieser Hinneigung halber verhaßt war, unberücksichtigt geblieben, und ein an die „Südafrikanische Republik“ stoßendes Stück Gebiet war dem Häuptlinge Usipepu zugesprochen worden. Tschetwäjo erkannte nach seiner Rückkehr diese neue Ordnung der Dinge nicht an, und es kam zu einem Kampfe, der damit endigte, daß der Zulukönig in der Schlacht bei Ulundi überwunden und so schwer verwundet wurde, daß er bald nachher auf der Flucht starb. Zuvor aber legte er im Beisein seiner vornehmsten Häuptlinge die Regierung des Landes in die Hände seines Sohnes Dinizulu nieder, der sie übernahm und bis jetzt geführt hat, nachdem er Usipepu mit Hilfe von Boers besiegt und zur Flucht genötigt hatte. Dinizulu machte den Anführer der Boers, einen Deutschen namens Adolf Schiel, der vorher als Farmer in der „Südafrikanischen Republik“ gelebt und dort einen Beamtenposten bekleidet hatte, zu seinem obersten Rate, trat den Boers eine Strecke Landes ab, welche die eingerückten Hilfstruppen in eine neue Republik verwandelten, und erkannte im Einvernehmen mit seinem Kronrate die Schutzherrschaft der „Südafrikanischen Republik“ über Zululand an. Zu gleicher Zeit schloß er mit Herrn Lüderitz durch einen deutschen Vermittler einen Vertrag ab, durch den er die ihm gehörige Lucia-Bucht und ein daran gelegenes Stück Land dem Bremer Kaufmann zum Eigentum überließ. Auch dieser Vertrag wurde dem Kronrate des Königs vorgelegt und von diesem genehmigt. Das betreffende Dokument befindet sich gegenwärtig im Auswärtigen Amte zu Berlin, über seine Bestimmungen ist noch nichts in die Öffentlichkeit gelangt, es wird indes versichert, daß seine Giltigkeit rechtlich nicht anzufechten sei. Die Fahne, welche Bulwer, der Gouverneur von Natal, an der Lucia-Bucht aufgepflanzt hat, würde in diesem Falle auf Befehl der Reichsregierung in London als oberster Behörde zu entfernen sein.

Die englische Presse will davon allerdings nichts wissen. Sie behauptet ein Recht Englands auf die Oberherrlichkeit über alle Küstengebiete Südafrikas vom Oranjeflusse bis zur Delagoa-Bai, also auch über Zululand, und zwar soll dieses Recht schon seit langer Zeit, man sagt, seit mehr als vierzig Jahren, bestehen. Dabei kommen jedoch zunächst folgende Fragen in Betracht. Weshalb pflanzte man jene Flagge erst nach dem Lüderitzschen Vertrage mit Dinizulu auf? Warum fand man nötig, erst vor einigen Wochen Pondoland

einzuverleiben? Wie verhält sich England zum Lande der Zulus, wie verhielt es sich zu ihm nach dem Kriege mit Tschetwäjo? Zululand ist offenbar seit dieser Zeit als selbständig und von England unabhängig, mithin als dispositionsfähig betrachtet worden. Vier volle Jahre hindurch haben die Engländer jenes weite Gebiet sich selbst überlassen. Sie haben den Krieg zwischen dem heimgekehrten Tschetwäjo und dem von ihnen eingesetzten Usipepu gestattet, desgleichen den gegen die Usutos, sie haben nichts gegen die Krönung Dinizulus gethan und keinen Einspruch erhoben, als dieselbe erfolgt war, sie haben den Missionären im Zululande keinerlei Schutz gewährt, als sie angegriffen und geplündert wurden. Ihre angebliche Autorität war also, wenn irgend etwas, nur ein wesenloser Schatten, der ihnen keinerlei Recht verleihen konnte; denn ein Recht ohne Pflicht und deren Erfüllung ist in Kolonialsachen undenkbar oder mindestens höchst streitig. Das von Lüderitz erworbene Recht aber scheint schon nach dem, was allgemein bekannt ist, unanfechtbar zu sein. Auch in England scheint das im stillen anerkannt und nur von der Presse, besonders der oppositionellen, noch mit Emphase in Abrede gestellt zu werden. Bezeichnend war, daß Lüderitz in der zweiten Woche des Januar dieses Jahres in Berlin ein Telegramm mit der Anfrage erhielt, um welchen Preis er ein bedeutendes Stück des ihm gehörigen Gebietes an der Lucia-Bucht verkaufen würde. Es seien Engländer zur Stelle, „die nicht feilschen wollten.“ Da er den Hintermann dieser Kauflustigen, gewiß nicht mit Unrecht, in London vermutete, telegraphirte er als guter Patriot rasch entschlossen und bündig zurück: For no price!

Die „Frankfurter Zeitung“ ließ sich vor kurzem aus Berlin schreiben, die englische Regierung habe der deutschen mitgeteilt, gegen die Erwerbung des Landes an der Lucia-Bucht durch Herrn Lüderitz sei nichts einzuwenden, dagegen könne sie nicht zugeben, daß diese Erwerbung unter das Protektorat des deutschen Reiches gestellt werde; denn dieser Landstrich stehe unter dem Schutze Englands, „welches seit einundvierzig Jahren einen unbestrittenen Besitztitel und unbestrittene Hoheitsrechte in den dortigen Gegenden ausübe.“ Wir wissen nicht, ob diese Erklärung Thatsache ist, müssen sie aber schon aus den oben angeführten Gründen und sodann schon auf Grund der Darlegung bezweifeln, die Herr Lüderitz einem Korrespondenten des Standard entwickelt hat. Die Herren Lüderitz und Schiel haben nämlich, wie angedeutet, vor etwa zehn Tagen dem deutschen Auswärtigen Amte die Originale sowie die Kopien der mit dem Könige der Zulus abgeschlossenen Kaufverträge hinsichtlich der Lucia-Bucht übergeben, und in diesen wird sie mit Einschluß eines beträchtlichen Landkomplexes in der Weise an Lüderitz abgetreten, daß die betreffende Erwerbung alle Hoheitsrechte einschließt, das dem Herrn Lüderitz überlassene Territorium also als fortan außerhalb des Zululandes liegend betrachtet wird. Ferner aber konnte der jetzige Besitzer der Bucht die obenerwähnten englischen Einwendungen damit

zurückweisen, daß er sich auf das englische Blaubuch vom August berief, nach welchem die Grenze Natals vom Tugelaflusse und die des anstoßenden „reservirten Gebietes“ (reserved territory), welches die Engländer nach dem Kriege mit Tschetwäjo für sich abzweigten, vom Umblatuziflusse gebildet wird, an dessen Nordufer das freie Zululand beginne. Auf dieses habe England keinen Anspruch, und folglich auch keinen auf die Lucia-Bucht, die in diesem Gebiete liege. Die Aufhissung der britischen Flagge auf seinem Grund und Boden erklärte Lüderitz vor jenem Korrespondenten als eine Übereilung des Gouverneurs Bulwer, die ohne Wissen der englischen Regierung erfolgt sein müsse. Er schloß mit der Hoffnung, daß er das deutsche Protektorat über seine Besitzung an der Lucia-Bucht umso bestimmter erhalten werde, als hier die Aufpflanzung der britischen Flagge erst geraume Zeit nach dem Abschlusse seiner Kaufverträge stattgefunden habe.

Außer der Unabhängigkeit und vollen Dispositionsfähigkeit kommen bei der Sache aber auch noch andre Momente in Rechnung. Einige Tage vor dem, an welchem die Verträge des Herrn Lüderitz mit dem Könige Dinizulu im Auswärtigen Amte zu Berlin eintrafen, schrieb die „Nordd. Allg. Zeitung“ offenbar offiziös: „Die in der Presse verbreiteten Nachrichten über die Erwerbungen des Herrn Lüderitz an der Lucia-Bai entbehren bisher jeder Bestätigung durch amtliche Berichte. Zur Giltigkeit einer solchen Erwerbung und zur Übertragung von Hoheitsrechten würde übrigens ein Vertrag mit den eingebornen Häuptlingen nicht genügen; ein solcher würde der Zustimmung der Boeren-Republik bedürfen, welche das Protektorat über das Zuland übt. Außerdem wäre das Verhältnis der letzteren zu England in Rechnung zu ziehen, welches sich ein Bestätigungsrecht für die von der Republik abzuschließenden Verträge vorbehalten hat.“

Viele Zeitungen, namentlich englische, haben diese Erklärung so angesehen, als ob die Sache damit entschieden sein sollte und zwar zu gunsten der Ansprüche Englands, als ob, mit andern Worten gesagt, ein Verzicht Deutschlands angekündigt würde. Wir meinen, ohne zwischen den Zeilen zu lesen, daß dies keineswegs der Fall sei, und daß die, welche in England den Artikel mit Genugthuung begrüßt haben, den Tag vor dem Abende gelobt haben. Um die Notiz des offiziösen Blattes recht zu verstehen, muß man sich zuvörderst des Vertrages erinnern, der, am 27. Februar d. J. zu London zwischen den Führern und Bevollmächtigten der Boers im Norden des Vaal und Sir Hercules Robinson, dem Beauftragten der großbritannischen Regierung, abgeschlossen, die Stellung der „Südafrikanischen Republik“ zu England bestimmte. Die hierher gehörigen Artikel dieser Übereinkunft sind von den Grenzboten in Nummer 2 d. J. mitgeteilt worden. Artikel 1 setzte Gebiet und Grenzen der „Südafrikanischen Republik“ fest; dann hieß es im zweiten weiter: Die Regierung der „Südafrikanischen Republik“ wird sich streng an die im ersten

Artikel dieser Konvention vereinbarten Grenzen halten und ihr äußerstes thun, um jeden ihrer Einwohner zu verhindern, daß er sich solcher Landstriche bemächtige, die jenseits besagter Grenzen liegen. Die Regierung der „Südafrikanischen Republik“ wird an den östlichen und westlichen Grenzen Kommissare ernennen, deren Pflicht es sein wird, sorgfältig über Unregelmäßigkeiten und alle Verletzungen der Grenzen zu wachen. Die Regierung Ihrer Majestät wird, falls es notwendig ist, in den Gebieten der Eingebornen jenseits der Grenzen im Osten und im Westen der „Südafrikanischen Republik“ Kommissare zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Verhütung von Überschreitungen einsetzen.“ Im vierten Artikel endlich wird bestimmt: „Die »Südafrikanische Republik« wird weder mit einem andern Staate oder Volke als dem Oranje-Freistaate einen Vertrag oder eine Verpflichtung eingehen, noch mit einem eingebornen Stamme östlich oder westlich von der Republik, bis die Übereinkunft von Ihrer Majestät der Königin gebilligt worden ist.“ Dieser Vertrag enthält kein Wort von einem einseitigen Protektorate Großbritanniens über die eingebornen Stämme im Westen und im Osten des Boernstaates, aber ebensowenig findet sich in ihm eine Klausel, welche klar und deutlich ein solches Protektorat der „Südafrikanischen Republik“ ausspräche. Im Gegenteil bezweckt die Londoner Februarkonvention den Ausschluß der Boers sowohl von den Gebieten der Betschuanen als von denen der Zulus und verlangt für die Giltigkeit von Verträgen mit den einen oder den andern vorherige Bestätigung derselben durch England. Der Volksraad der Boers nahm den von seinen Delegirten Krüger, Smit und Dutoit unterzeichneten Vertrag nur mit lebhaftem Widerstreben an, und bald nachher begann eine Bewegung, welche zu einer Verletzung der angeführten Bestimmungen im Betschuanen- wie im Zululande führte. Sowohl dort als hier brachen Freischaren von Boers in das Land ein und gründeten neue Republiken, dort Gosen, hier die „Nieuve Republik,“ und die Boernregierung übernahm die Schutzherrschaft über Zululand. Nur zögernd zog sich die Regierung in Pretoria von dieser Bewegung zurück, und vermutlich geschah dies mit Vorbehalt. England aber rüstete die Warrensche Expedition gegen die Boers im Betschuanengebiete aus, und da diese nach den neuesten Berichten Widerstand zu leisten entschlossen sind, scheint es dort zum Kampfe kommen zu sollen. Von einem ähnlichen Vorgehen der Engländer gegen die Boers im Osten war bis jetzt nicht die Rede. Sollte man in London Gründe haben, davon abzusehen? Jedenfalls darf man es mit der „National-Zeitung“ bemerkenswert finden, „daß das offiziöse Organ des deutschen Reichskanzlers in einem Augenblicke, wo allem Anscheine nach eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Boeren, Engländern und Eingebornen bevorsteht, das von den Engländern nicht nur nicht anerkannte, sondern durch den oben charakterisirten Londoner Vertrag geradezu beseitigte [wir würden sagen, abgeschwächte, geteilte, auch England in gewissem

Maße zugesprochene] Protektorat der Boeren über Zululand als zu Recht bestehend anerkannt. Besteht dieses Protektorat nach der Meinung der deutschen Regierung zu Recht, so folgt daraus naturgemäß, daß für sie, wie für jeden, welcher derselben Auffassung ist, eine einseitig von England vorgenommene Proklamirung seiner Souveränetät über Teile des Zululandes [in unserm Falle der Sanct Lucia-Bucht samt Zubehör] nicht rechtsgiltig ist; um letzteres zu sein, bedürfte sie zuvor der Einwilligung des Protektors [oder des andern Protektors], nach der Darstellung des offiziösen deutschen Organs also eben der Boern, welche allem Anscheine nach vor einem bewaffneten Konflikte mit England stehen."

Wir machen keinen weiteren Versuch, das Dunkel aufzuhellen, in welches sich die Angelegenheit trotz der bevorstehenden Betrachtungen noch hüllt, sondern vertrauen einfach dem vielbewährten Geschicke des Reichskanzlers, Knoten zu schürzen und zu lösen; er wird auch hier die rechten Mittel zur Förderung und Wahrung des Interesses der Nation gefunden haben und, wenn nötig, weiter finden. Daß es dabei zu einem Konflikte ernster Art zwischen Deutschland und England kommen könne oder gar müsse, halten wir für eine grundlose Befürchtung, die sich bald in nichts auflösen wird.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß die Sache im Laufe des Januar verschiedene seltene und auffallende Besuche, außer Lüderitz auch den Minister König Dinizulus, den Kommandanten Adolf Schiel, und Herrn Einwald, einen der Vermittler des Ankaufs der Lucia-Bucht, nach Berlin geführt hat, und daß sich die Zahl dieser interessanten Gäste noch durch zwei andre Persönlichkeiten vermehren wird, von denen die eine durch nachstehende eigentümlich gefaßte Notiz der Zeitungen angekündigt wurde: „Die Reihe seltsamer Gäste, welche während der Dauer der Konferenz der Hauptstadt des deutschen Reiches einen Besuch abgestattet, ohne daß derselbe immer mit der Konferenz selbst in direkte Verbindung gebracht werden könnte, wird durch den ehemaligen Generalschatzmeister der neuen Boerenrepublik Gosen im Betschuanenlande vervollständigt werden. Herr Henderick de Korte, das ist der Name des neuen Gastes, ist mit Herrn Einwald zu gleicher Zeit von Kapstadt nach London gekommen. Er hat seinen Aufenthalt dort benutzt, um an maßgebender Stelle vor jeder gewaltsamen Einmischung in die neuen Staatengründungen der Boeren zu warnen, da dieselben jeder englischen Truppenmacht waffenfähige Männer in genügender Zahl entgegenwerfen können. Herr Henderick de Korte gedenkt sich zunächst nach Holland zu begeben [wo sich zu Amsterdam ein ständiger Vertreter der „Südafrikanischen Republik" befindet] und von da nach Deutschland. Über den eigentlichen Zweck dieser Reise hat man bis jetzt noch nichts verlauten lassen. Daß dieselbe einen offiziellen Charakter nicht tragen kann, d. h. daß sie nicht auf Veranlassung der Regierung des Gosenlandes oder seines Präsidenten Gey van Pittius erfolgt sein kann, geht schon daraus hervor, daß Herr de Korte wegen Streitigkeiten mit letzterm flüchtig geworden ist und seine Äcker mit Beschlag belegt

sind.“ Der letzte Schluß läßt an Beweiskraft zu wünschen übrig, und die Boerenrepublik im Betschuanenlande ist ziemlich weit von hier.

Nachschrift. Soeben teilt man uns noch mit, daß die englische Regierung wiederholt und zwar vor kurzer Zeit im Parlament erklärt hat, daß sie ein Protektorat über das Zululand nicht übernehmen könne, man müsse es entweder annektiren, was mit zu großen Schwierigkeiten und Verantwortlichkeiten verbunden sei, oder die Hand ganz davon lassen. Damit wird erklärlich, daß Warrens Expedition nur gegen die Boers im Betschuanenlande, nicht aber gegen die Zulus oder deren Verbündete, die dortigen Boers, gerichtet ist, und die von Bulwer an der Lucia-Bucht aufgepflanzte Flagge kann in der That nur voreilige Eigenmächtigkeit eines Unterbeamten sein, welcher keine Bestätigung durch die Reichsregierung folgen wird.



Eine Anarchistenthat.



Am 13. Januar dieses Jahres abends gegen acht Uhr wurde zu Frankfurt a. M. der Polizeirat Dr. Rumpff vor seiner Wohnung in den letzten Zügen liegend aufgefunden; ein Wort zu sprechen war er nicht mehr imstande. Der Tod war herbeigeführt worden durch einen mit großer Gewalt beigebrachten, die sämtlichen Kleidungsstücke des Getöteten durchdringenden, das Herz durchbohrenden Stich mit einem langen, dreikantigen Stilet. Die That war so rasch und sicher vollführt worden, daß kein Laut des Angefallenen vernommen worden ist. Dr. Rumpff war einer der höheren Polizeibeamten, welche sich durch Aufspürung und Entdeckung von Verbrechen auszeichneten, und war allgemeiner bekannt geworden durch die vom 10. bis zum 20. Oktober 1881 vor dem Reichsgerichte zu Leipzig angestellte Verhandlung des Hochverratsprozesses gegen fünfzehn Sozialdemokraten Mostscher Richtung. Bei diesem Prozesse hatte namentlich Dr. Rumpff sich das Verdienst erworben, die anarchistischen Verbindungen aufzudecken, welche damals zur Aburteilung kamen; er hatte zu diesem Zwecke einen gewissen Horsch benutzt, welcher sich den betreffenden Anarchisten genähert und ihre Pläne ausgekundschaftet hatte. Dieser in dem damaligen Prozesse als Zeuge vernommene Horsch starb nicht lange nach der Beendigung des Prozesses; Polizeirat Dr. Rumpff hatte wegen der von ihm entfalteten Thätigkeit seit jener Zeit verschiedne Drohungen erhalten und war nicht mehr im Zweifel darüber, daß er jeden Augenblick eines Attentates sich zu gewärtigen habe. Nimmt man hinzu, daß auch in dem neuer

dings verhandelten Reinsdorffschen Hochverratsprozesse die Anhänger der Verurteilten es gewagt haben, die höchsten Richter für den Fall gewissenhafter Erfüllung der ihnen obliegenden Pflicht mit dem Tode zu bedrohen, so kann, obgleich bis jetzt der Mörder des Polizeirats Rumpff noch nicht gefaßt ist, es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der vorliegende Mord ein Werk der Anarchisten ist und an dem Opfer in Ausführung der Drohungen wegen seiner Thätigkeit in dem 1881er Hochverratsprozesse begangen wurde.

Der Anlaß ist geeignet, sich die Frage vorzulegen: Sind die bestehenden gesetzlichen Einrichtungen hinreichend, um dem Treiben der Anarchisten mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten, und sind insbesondre die im Dienste des Staates und der Gesellschaft thätigen, ihr Leben jeden Augenblick einsetzenden Beamten genügend gegen Angriffe geschützt? Die Antwort kann nur lauten: Nein! durchaus nein! — Was die letzte Frage betrifft, so ist in dieser Beziehung gleich an die von dem Polizeipräsidenten von Hergenhahn ausgesetzte Belohnung von zunächst dreitausend, später zehntausend Mark für Anzeige des Thäters anzuknüpfen. Solange ein Zeuge weiß, daß er keine Aussicht auf Geheimhaltung seines Namens hat, und deshalb nach gemachter Anzeige jeden Augenblick riskiren muß, von den Anhängern des Denunzirten ermordet zu werden, wird ihn die Aussicht auf Gewinn der ausgesetzten Summe nicht leicht bewegen, seine sichere Verborgenheit gegen die unsichere Hoffnung auf ungestörten Genuß des erlangten Gewinnes auf das Spiel zu setzen. Diese Aussicht auf Geheimhaltung seines Namens in dem zu erwartenden Prozesse kann aber dem Zeugen nicht eröffnet werden, denn nach der bestehenden Prozeßordnung müssen nicht nur dem Angeklagten sämtliche Zeugen namhaft gemacht werden, und zwar nicht erst in der Hauptverhandlung, vielmehr schon lange vorher in der Anklageschrift, sondern es sind trotz der unter Umständen gewährten Möglichkeit der Verhandlung bei geschlossenen Thüren die gesetzlich zulässigen Maßregeln zur Erwirkung wirklich geheimer Verhandlung so unzureichend, daß von einer ernstlichen Geheimhaltung irgendeines Beweismittels gegenüber dem Publikum keine Rede sein kann. Die Vorkehrungen zum Schutze der Verbrecher gehen ja heute noch den Demokraten und dergleichen Leuten nicht weit genug, und es finden sich bereits Blätter dieser Richtung, welche bei dem vorliegenden Morde des Polizeirats Rumpff an dessen „wenig rühmliche Thätigkeit“ in dem genannten Hochverratsprozesse anknüpfen und damit mehr oder weniger deutlich ihren Lesern zu verstehen geben, wenn auch die Ermordung des Beamten gerade nicht zu billigen sei, so habe er sich dieselbe doch selbst zuzuschreiben, weil er in dem genannten Hochverratsprozesse Mittel zur Erforschung der Wahrheit angewendet habe, welche sich aus ethischen Gründen nicht rechtfertigen lassen. Der ermordete Beamte ist schon während des betreffenden Hochverratsprozesses in der Demokratenpresse vielfach angegriffen worden, und einer der Herren brachte die Sache sogar im Reichstage zur Sprache. Bei der Neigung eines

großen Teils des Publikums, sich durch doktrinären Blödsinn imponiren zu lassen, ist es ja nicht wunderbar, daß es eine Anzahl von Menschen giebt, welche es in der That glaubt oder wenigstens die so und so oft gehörte Phrase nachspricht, daß es unerlaubt und unsittlich sei, durch einen Spion sich Kenntnis über die Anschläge und Pläne der Gegner zu verschaffen. Über Anschläge und Pläne von Gegnern, die nicht wie der Feind im Kriege mit ehrlichen Waffen kämpfen, sondern denen jedes, auch das infamste Mittel gut genug ist, ihren Gegner zu vernichten! Diesen Leuten gegenüber spricht man von unerlaubten Mitteln, wenn ein Beamter einen Spion benutzt, um die Wege aufzudecken, auf welchen diese Leute den ganzen bestehenden Staat, die Gesellschaft einschließlich der skrupulösen Gerechten in die Luft sprengen wollen! Das ist so albern, als wenn sie sich darüber beklagen wollten, es sei illoyal, einem tollen Hunde ein vergiftetes Stück Fleisch zu fressen zu geben, da er es nicht gefressen haben würde, wenn man ihn zuvor über dessen Eigenschaft aufgeklärt hätte.

In die gleiche Kategorie gehören die Redensarten über die Verwerflichkeit der sogenannten Kronzeugen, d. h. derjenigen Personen, denen das Gesetz Straflosigkeit ihrer Teilnahme an einem Verbrechen für den Fall zusagt, daß sie ihre Teilnehmer angeben und dadurch deren Bestrafung ermöglichen. Eine solche Belohnung des Verrats wäre verwerflich, wenn es sich darum handeln würde, die Teilnehmer an einer edeln Handlung zum Abfalle von derselben zu bewegen; wo es sich aber darum handelt, Verbrechen zu hintertreiben oder gemeine Verbrecher der verdienten Strafe zu überliefern, da sind derartige Bedenken blödes Gefasel. Dem Gesindel gegenüber kommen wir nicht mit humanen Redensarten aus, wir müssen die ihm angemessenen und bei ihm wirksamen Mittel anwenden, und daß das Mittel der Kronzeugen ein wirksames ist, das haben die — freilich weit praktischeren — Engländer längst eingesehen und wenden es deshalb längst an.

Es sind nun aber nicht nur die bestehenden Maßnahmen zum Schutze derjenigen Personen, welche im Interesse der ganzen Gesellschaft zur Habhaftwerdung und Bestrafung ihrer grundsätzlichen Gegner mitwirken, ungenügend, sondern es sind auch die zur energischen Unterdrückung dieser Verbrecherbande notwendigen Einrichtungen nach unsrer geltenden Gesetzgebung nicht vorhanden. Welche Mühe allein hat es gekostet, das gegen die auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen gegebene Sozialistengesetz seiner Zeit durchzubringen, und welchen Kämpfen haben wir entgegenzusehen, wenn in kurzer Zeit die Verlängerung dieses Gesetzes beantragt werden wird! Schon bei der letzten, die Geltungsdauer dieses Gesetzes bis zum 30. September 1886 festsetzenden Beratung des Reichstages war nur notdürftig eine Majorität für diesen Beschluß zu erlangen, und welche Aussichten ein Antrag der Regierung auf weitere Verlängerung der Geltung des Gesetzes haben würde, läßt sich bei der der-

maligen Zusammensetzung des Reichstages, wenn er bis dahin noch am Leben sein sollte, leicht voraussagen. Daß ein Gesetz gegen Bestrebungen, welche den Umsturz der ganzen bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezwecken, nötig ist, sollte eigentlich jedem Nichtteilnehmer an diesen Bestrebungen ohne weitere Auseinandersetzung von selbst klar sein und kann mit Grund auch von einem Sozialisten nicht bestritten werden, welcher ohne Heuchelei zu behaupten vermag, daß seine Absichten nicht auf diesen Umsturz gerichtet seien. Der Staat bedarf aber zu seiner und der Gesellschaft Erhaltung nicht nur eines Gesetzes, welches diese Bestrebungen verbietet und Zuwiderhandlungen mit einfachen Gefängnis- oder Geldstrafen bedroht, sondern er muß die Anhänger solcher Bestrebungen dahin stellen, wo sie selbst ihren Platz suchen, nämlich außerhalb seines Schutzes. Wer selbst zugiebt oder überwiesen wird, daß er mit allen Mitteln den Bestand der Staatsordnung vernichten will, welche ihm die Möglichkeit der ungefährdeten Existenz sichert, hat keinen Anspruch darauf, als politische Partei dieses Staates betrachtet zu werden; er ist ein geschworener Feind dieses Staates, und zur Verteidigung gegen einen solchen Feind ist jedes Mittel erlaubt, welches notwendig ist, um seinen Angriff gegen den Staat oder dessen Angehörige abzuwenden. Die Anarchisten sind solche Feinde, wie sie selbst nicht bestreiten; sie erwarten bloß und ergreifen jede Gelegenheit, ihre Vernichtungspläne ins Werk zu setzen. Es erscheint deshalb notwendig, Maßregeln gegen sie zu treffen, welche das Einschreiten gegen dieselben nicht hintanhalten, bis ein Angriff erfolgt ist, sondern solchen Angriffen soweit möglich schon vorbeugen. Wem also die Zugehörigkeit oder Verbindung mit der Anarchistenpartei nachgewiesen wird, gegen den kann der Staat nicht warten, bis er ein Attentat, zu dem er jeden Augenblick bereit ist, verübt hat, er muß ihn vielmehr sofort und mit den äußersten Mitteln unschädlich machen, und zwar für immer. Die Anarchisten setzen uns in den Stand der Notwehr; machen wir von dem Rechte der Notwehr Gebrauch, solange es nicht zu spät ist!



Eierlegende Säugetiere.



Das Lebendiggebären für eine ausschließlich den Säugetieren zukommende Eigentümlichkeit zu halten, ist eine dem Laien geläufige Vorstellung. Er hat Eier von Vögeln, Fischen, Eidechsen, Schmetterlingen, Spinnen, Schnecken, vielleicht sogar eines jener großen denen der Vögel ähnlichen Eier des Krokodils gesehen, und aus dieser Thatsache des Eierlegens so vieler ihm als Nichtsäugetiere bekannten

Wesen glaubt er als selbstverständlich entnehmen zu dürfen, daß alle Tiere, welche ihre Jungen nicht säugen, Eier legen. Es ist dies jedoch eine Annahme, welche eine genauere Beobachtung der Thatsachen längst als irrig erwiesen hat. Der Tierkundige kennt eine stattliche Zahl von Tieren fast aus allen Klassen des Reiches, hohen und niederen, deren Fortpflanzung auf ein Lebendiggebären hinausläuft. So unwahrscheinlich es dem Laien auch erscheinen mag, es giebt in der That Reptilien, Fische, Schnecken, Insekten und Krebse, welche ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, und was das auffallendste dabei ist, es sind gar oft Tiere, die in andrer Beziehung einander sehr nahe stehen, in der Art der Fortpflanzung jedoch sich scheinbar so weit von einander entfernen.

Bei einer Erwägung dieser Verhältnisse drängt sich nun bald die Frage auf, ob denn in der That, wie es zuerst den Anschein hat, die beiden Arten der Fortpflanzung, um die es sich hier handelt, so weit von einander verschieden seien, ob nicht vielmehr, ermöglicht durch ein beiden gemeinsames Prinzip, ein Übergang von der einen zur andern verständlich sei? Die vergleichende Entwicklungsgeschichte hat in der That diese Fragen im Sinne der Fragestellung beantwortet. Ob eine Eidechse Eier legt, ob sie die Eier im mütterlichen Körper bis zur Vollendung der embryonalen Entwicklung bewahrt, hängt von verhältnismäßig nebensächlichen Umständen der Organisation ab; beiden Fortpflanzungsarten gemeinsam und das wichtigste dabei ist das Vorhandensein des Eies. Lebendiggebären bei einem niederen Tiere, also z. B. bei der Eidechse, und Lebendiggebären bei einem Säugetiere ist zwar bei weitem nicht dasselbe, aber eines finden wir auch hier als beiden gemeinsam, und dies ist — das Ei. Auch das Säugetier, auch der Mensch entsteht aus einem Ei.

Den Begriff des Eies allerdings, den der Laie gewöhnlich mitbringt und den er lediglich vom Vogelei abgezogen zu haben pflegt, hat die Wissenschaft längst berichtigt. Das Vogelei mit seinem großen gelben Dotter und der mächtigen umlagernden Eiweißschicht, mit seiner festen, kalkigen Schale ist nicht das Ei im wissenschaftlichen Sinne. Das eigentliche Ei, welches fast allen Tieren, auch dem Menschen zukommt, und welches uns im Vogelei, wenn auch in schon fortgeschrittenerem Entwicklungsstadium, in einer kleinen weißlichen Scheibe des Dotters entgegentritt, ist — eine Zelle, ein kleines, oft mikroskopisches Bläschen mit zähflüssigem Inhalte und eingelagertem festerem Kerne; alles andre sind Zuthaten, die auftreten oder wegfallen können, je nach den verschiednen Umständen, unter denen sich die Eizelle entwickelt. Denn die Eizelle ist es, welche durch tausend- und abertausendfache Teilung in weitere Zellen bei gleichzeitigem Wachstum derselben und durch Verschiedenwerden dieser Zellen nach den vielfachsten Richtungen hin große wie kleine Organismen entstehen läßt.

Die Umstände nun, unter welchen sich die Eizellen der verschiednen Tiere entwickeln, sind verschieden genug. Die einen bringen ihre Eizellen in ihrer ursprünglichen Gestalt, und dann meist in großer, oft ungeheurer Zahl, in die

Außenwelt und überlassen sie ihrem Schicksal. Bei der geringen Menge der alsdann in die Entwicklung eintretenden Stoffe ergiebt es sich, daß die entstehenden Organismen noch sehr klein oder, was oft gleichbedeutend ist, auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe selbständig in den Kampf des Lebens eintreten müssen, um unter mannichfachen Hindernissen ihn zu bestehen oder in ihm zu unterliegen, d. h. zu grunde zu gehen — ein Nachteil, welchen die Natur durch die große Zahl der Eier mit der Wahrscheinlichkeit des Fortkommens des einen oder des andern auszugleichen sucht. Sollten dagegen nur wenig Eier hervorgebracht und doch das Bestehen der Art gesichert werden, so mußten sich die äußern Umstände der Entwicklung günstiger, gefahrloser gestalten, d. h. die jungen Tiere mußten die Eihülle höher entwickelt und demgemäß besser ausgerüstet für den Kampf ums Leben verlassen können. Um das zu ermöglichen, mußten dem aus der Eizelle sich entwickelnden Organismus Nahrungsstoffe in reichlicherer Menge geliefert werden. Und dieses Mittels hat sich die Natur in zahllosen Fällen bedient. Das Dotter und das Eiweiß des Vogeleies und des Eies vieler andern Tiere hat keinen andern Zweck, es ist Zuthat, nichts als Nahrungsmaterial des entstehenden Jungen. Ob nun ein solches Ei seine Entwicklung im Innern des mütterlichen Körpers durchmacht, was die eine oder andre Einrichtung der in betracht kommenden Organe leicht ermöglichen konnte, oder nach der Ablegung sie in der Außenwelt vollendet, ist kein grundsätzlicher Unterschied.

Aber noch eine andre Art der Herbeiführung günstiger Ernährungsverhältnisse für das zu entwickelnde Wesen kennt die Natur, sie hat sie in erster Linie bei den Säugetieren zur Anwendung gebracht. Die Eizelle bleibt klein wie sonst, um sie herum werden keine Nahrungsschichten, wie Dotter und Eiweiß, abgeschieden, aber — sie löst sich nicht ab vom Organismus der Mutter, sie bleibt mit ihm durch gewisse sekundäre Einrichtungen in lebendiger Verbindung, lebt mit ihm in Gemeinschaft des Blutes. Das Blut der Mutter, wie es diese selbst ernährt, ernährt auch die wachsende, sich teilende und verschieden in ihren Teilen werdende Eizelle, das Junge, welches nun, unter denkbar günstigsten Verhältnissen entwickelt, in hoher Vollendung nach der Geburt zur Außenwelt in Beziehung tritt, um auch dann noch durch die Milch der Mutter für längere Zeit des selbständigen Nahrungserwerbes enthoben zu sein.

Nun fragt es sich: Ist ein Übergang denkbar zwischen demjenigen Ei, das mit Nahrungsdotter umgeben im Innern des mütterlichen Körpers seine Entwicklung vollendet, und jenem, welches ohne solche Umhüllungen von Nahrungsstoffen direkt durch die Säfte der mütterlichen Organe gespeist wird? Die Frage läßt sich nach dem vorhergegangenen leicht beantworten: Der Übergang ist denkbar. Die umlagernden Nahrungsschichten schwinden, das mehr und mehr der ursprünglichen Einfachheit genäherte Ei wird eng umschlossen von blutreichen Schleimhäuten des bergenden mütterlichen Organes, des Fruchthalters, so

daß das Blut der Mutter den wachsenden Organismus gleichsam durchtränken kann, und der Übergang hat sich allmählich vollzogen.

Damit aber sind wir zu einem Standpunkte gelangt, von dem betrachtet eine der überraschendsten neuern Entdeckungen auf dem Gebiete der Tierkunde nicht mehr von vornherein als ein Märchen zu erscheinen braucht. Vor einiger Zeit brachte das Kabel aus dem jüngsten Weltteile die seltsame Kunde, ein junger englischer Forscher habe gefunden, daß der Ameisenigel (Echidna hystrix), welchen alle Zoologen als unzweifelhaft zu den Säugetieren gehörig betrachten — hartschalige Eier lege! Und die Nachricht wird nicht widerrufen, sie bestätigt sich vielmehr durch die andre, daß schon fünf Tage vor dem Engländer und unabhängig von ihm ein deutscher Naturforscher, Dr. W. Haacke, ein Schüler Häckels und zuletzt Assistent am zoologischen Institute zu Kiel, jetzt Direktor des südaustralischen Museums zu Adelaide, dieselbe Thatsache festgestellt habe.

Der Ameisenigel und das Schnabeltier (Ornithorhynchus paradoxus) bilden die einzigen bekannten Vertreter einer unter den Säugetieren ganz vereinzelt dastehenden Gruppe. Was schon dem Laien auffallen und diese Sonderstellung einleuchtend machen würde, ist der merkwürdige Umstand, daß wir bei diesen Tieren statt der bekannten, mit Knochenzähnen versehenen Säugetierschnauze einen hornigen, vogelähnlichen Schnabel finden. Dem vergleichenden Anatomen fallen jedoch innere, noch wichtigere Eigentümlichkeiten der sogenannten „Gabeltiere“ auf. Das Schultergerüste zeigt sich reptilienartig gebildet, ebenso mahnt die gemeinschaftliche Ausmündung der Harnorgane, der Geschlechtsdrüsen und des Darmes an diese Tierklasse. Auch die Organe, welche unsre Gabeltiere zu eigentlichen Säugetieren machen, die Milchdrüsen, zeigen sich nicht gebildet wie bei andern Säugern. Sie sind bei weitem nicht so vollkommen: die einzelnen Milchdrüsensäckchen münden nicht, wie sonst, zusammen auf einer „Zitze“ aus, sondern die Ausführungsgänge bleiben zeitlebens weit von einander gesondert — ein Zustand, der, obgleich er sich auch bei den übrigen Säugetieren, wenn auch nur vorübergehend während ihres embryonalen Lebens findet, die ersten Beobachter geneigt machte, die in Rede stehenden Organe überhaupt nicht für Milch-, sondern für Schleimdrüsen zu halten, wie solche auch an der Haut reptilienartiger Tiere vorkommen.

Während wir so bei den sonderbaren Gabeltieren mancherlei Anklänge an den Bau der Reptilien entdecken, um derentwillen Anhänger der Abstammungslehre sich für berechtigt halten, die Gabeltiere direkt von jenen herzuleiten, können wir andrerseits bei ihnen, abgesehen von den typischen Eigentümlichkeiten des Säugetierbaues, eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einer andern, nächst höherstehenden Säugetiergruppe, den Beuteltieren, feststellen, welche gleichfalls fast ausschließlich Bewohner Australiens sind. Diese nämlich — der bekannteste ihrer Vertreter ist das Känguruh — gebären ihre Jungen auf einer sehr frühen Entwicklungsstufe, noch völlig unreif, um sie dann in einem durch zwei Knochen

gestützten Beutel, welcher die Zitzen umgiebt, noch lange Zeit mit sich herumzutragen. Diese eigentümlichen Beutelknochen finden sich auch bei den Gabeltieren und bei einem von ihnen, dem Ameisenigel, auch ein Analogon des Beutels in der sogenannten Mammillartasche, einer das Milchdrüsenfeld umgebenden Hautfaltung.

Fassen wir nun diese Thatsachen gleichzeitig mit dem so höchst merkwürdigen Eierlegen des Ameisenigels und wahrscheinlich auch dem des Schnabeltieres ins Auge, so haben wir das Schauspiel eines ganz allmählichen Überganges, nicht nur von der Gestalt des Reptils zu der des Säugetieres, auf welche es uns hier weniger ankommt, sondern auch von einer Fortpflanzungsart zu einer von ihr scheinbar durch eine unüberschreitbare Kluft getrennten andern. Wir gehen aus von einem Tiere, welches seine Eier, um ihre Entwicklung mehr zu sichern, mit reichen Nahrungsmassen umgiebt, sie dann nach außen bringt und sie sich selbst überläßt — ein Zustand, welcher sich bei den meisten Reptilien findet. Mit der Entwicklung der Warmblütigkeit war dieser Zustand nicht mehr vereinbar; die Eier mußten auf der Temperaturhöhe des mütterlichen Körpers gehalten werden, falls sie sich entwickeln sollten. Beim Ameisenigel finden wir das Problem gelöst, jedoch anders als bei den brütenden Vögeln: er bringt seine Eier gleichfalls nach außen, aber um sie sofort wieder in einem andern Organe seines Körpers, der Mammillartasche, zu bergen, wo, durch die Wärme des mütterlichen Körpers entwickelt, die Jungen nach dem Verlassen des Eies in der Milch der Mutter noch längere Zeit die notwendigen Nahrungsstoffe finden. Einen Schritt weiter führen uns die Beuteltiere. Hier kommt es garnicht mehr zur Bildung von Eiern im gewöhnlichen Sinne. Aber die Verbindung der Eizelle mit dem mütterlichen, blut- und säftevermittelnden, d. h. ernährenden Organe ist noch keine innige, der wachsende Organismus wird daher auf noch früher Entwicklungsstufe geboren, aber wieder nicht, um sich selbst und den Unbilden der Außenwelt überlassen zu werden: im Beutel der Mutter findet er Schutz und an den nunmehr schon weiter entwickelten milchspendenden Organen eine reiche Nahrungsquelle für lange Zeit, bis er endlich, völlig ausgereift, seinen eignen Weg geht.

Der Übergang zu den Verhältnissen, wie die höheren Säugetiere sie aufweisen, ist nun, im Prinzip wenigstens, verständlich. Die Verbindung der wachsenden Eizelle mit der Mutter wird enger und enger, später und später erfolgt die Trennung durch die Geburt, bis zuletzt ein nahezu vollendeter Organismus durch dieselbe zutage tritt, der nunmehr nur kurze Zeit durch die Muttermilch ernährt wird und bald selbständig in das Leben eintritt.

Eierlegende Säugetiere, so paradox diese Verbindung auch anfangs scheinen mochte, sind also keine Wunder, wenigstens rückt die Allmählichkeit des Überganges von einem zum andern, welche die Natur hier wie überall zeigt, ihre Erscheinung unserm Verständnisse näher, wenn auch der Übergang von hier

zur wirklichen Erkenntnis, wie in allen menschlichen Versuchen zur Auffassung der Welt, sich leider nicht vollziehen zu wollen scheint.



Der Buchdruck vor Gutenberg.

Von Richard Muther.

(Schluß.)



Groß ist die Anzahl der Streitfragen, die sich an die Blockbücher knüpfen.

Schwer zu entscheiden ist schon die Frage nach dem Ort ihrer Entstehung, da nur wenige Werke mit Ortsangabe versehen sind. Einen Anhaltepunkt bietet die Sprache. Die Sprachen, die wir in den Blockbüchern angewendet finden, sind das Lateinische, das Niederländische und das Deutsche. Lateinisch ist der Text in sieben Ausgaben des Ars moriendi, in fünf Ausgaben der Armenbibel, in der Apokalypse, im Canticum, im Paternoster, im Speculum salvationis, sowie im Defensorium, in der Ars memorandi, im Liber Regum und in den verschiednen Kalendern. Niederländisch ist er in der Geschichte vom heiligen Kreuz, in den sieben Todsünden und im Leben Jesu; deutsch in den Zehn Geboten, dem Antichrist, der Passion, dem apostolischen Glaubensbekenntnis, dem Totentanz, der Fabel vom kranken Löwen, dem Salve Regina, der Meinradslegende, den acht Schalkheiten, dem geistlichen und weltlichen Rom, dem Zeitglöcklein, der Chiromantie, sowie in zwei Ausgaben der Armenbibel und in drei Ausgaben der Ars moriendi. Die Bücher mit niederländischem Texte werden wir natürlich den Niederlanden, die mit deutschem Text Deutschland zuweisen. Bei den lateinischen Ausgaben muß der Stil der Holzschnitte, auch das Papier, auf das sie gedruckt sind, als Bestimmungsmittel des Ursprunges dienen. Die Vergleichungen lehren, daß die meisten dieser lateinischen Werke — Armenbibel, Canticum, Paternoster, Apokalypse, Speculum salvationis — den Niederlanden angehören, während bei der Ars moriendi, dem Defensorium, dem Liber Regum, der Ars memorandi und den Kalendern der deutsche Ursprung wahrscheinlich ist. Die Niederlande und Deutschland sind es also, die sich in den Ruhm teilen, dem Holztafeldruck weite Verbreitung verschafft zu haben. In den Niederlanden entstehen die großen Hauptwerke, während die lange Reihe der kleineren religiösen und profanen Schriftchen Deutschland angehört.

Weiter zu gehen und nach den Künstlern zu fragen, welche die Zeichnungen für die Bücher anfertigten, ist mißlich und hat, namentlich was die Niederlande anlangt, schon zu großen Irrtümern geführt. Früher hat man immer bedeutende Meister angenommen und versuchte z. B. zu beweisen, daß die Originalzeichnungen zur Armenbibel von Jan van Eyck oder Roger van der Weyden entworfen seien. Aber diese Behauptungen sind ohne jeden wissenschaftlichen Wert. Auf namhafte Meister zu raten, verbietet allein schon die Erwägung, daß bis in das sechzehnte Jahrhundert die Miniaturmalerei eine noch unangetastete Stellung in der flandrischen Kunst einnahm, und daß eine Schule, welche das Breviarium Grimani schuf, keine große Neigung zu den noch ganz primitiven Holzschnitten der Blockbücher fassen konnte. Möglich, daß einzelne verlaufene Glieder der Schule zu dem neuen Erwerbszweige griffen und auf diese Weise Handwerk und Kunst vermittelten; oft wurden aber die Bücher überhaupt nicht von Künstlern oder Kartenmachern, sondern von schlichten Klostergeistlichen zur Erbauung angefertigt. Und zwar scheint sich vorzugsweise die von J. de Groote im vierzehnten Jahrhundert in Deventer begründete halbklösterliche Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens mit der Ausgabe der Plattendrucke in den Niederlanden beschäftigt zu haben. Hier in Deventer, sowie in de.i spätern Zweigniederlassungen dieser Brüderschaft in Zwolle, Herzogenbusch, Grönendal, Brüssel und Löwen sind wahrscheinlich die meisten dieser alten niederländischen Blockbücher entstanden.

Über Deutschland sind wir etwas besser unterrichtet. Hier kommt zuerst der Niederrhein mit Köln als Mittelpunkt in Betracht. Dort entstand, wie man aus dem Charakter der Holzschnitte, sowie aus der Ähnlichkeit mit spätern in Köln erschienenen typographischen Ausgaben schließen kann, die schöne Editio princeps der Ars moriendi, die aus der Weigelschen Sammlung in das Britische Museum gelangt ist und von der wiederum vier spätere lateinische Ausgaben abhängig sind. Ebenso wichtig wie der Niederrhein war aber für den Holztafeldruck Oberdeutschland. Hier sind drei Schulen auseinanderzuhalten. Die erste ist die schwäbische mit den drei Hauptstädten Nördlingen, Ulm und Augsburg. In Nördlingen wurde durch zwei Briefmaler, Friedrich Walther und Hans Hürning die erste deutsche Ausgabe der Biblia pauperum angefertigt. In Ulm lieferte ein Meister Ludwig die zweite ohne Jahresangabe erschienene deutsche Ausgabe der Ars moriendi, ein andrer das Buch über die acht Schalkheiten, wie man aus dem Dialekt mit Sicherheit schließen kann. In Augsburg entstand Hartliebs Chiromantie, als deren Verfertiger sich am Schlusse Jörg Schapff zu Augsburg angiebt. Auch im südlichen Schwaben und in der Schweiz war man thätig, denn es kann als sicher gelten, daß die Legende vom heiligen Meinrad in Einsiedeln, dem Kloster dieses Heiligen, gedruckt worden ist. Von Schwaben aus scheint sich die Vorliebe für Blockbücher nach Baiern verbreitet zu haben. So nennt sich beim Salve Regina der Holzschneider Lienhart zu

Regensburg als Verfertiger. Die Sprache des Textes ist aber ganz schwäbisch, und Meister Lienhart scheint mit einem Ulmer Formschneider Lienhart identisch zu sein, der in den dortigen Urkunden unter dem Jahre 1442 erwähnt wird und wahrscheinlich wie viele andre Formschneider Schulden halber aus Ulm ausgewiesen wurde. Ein Hauptort in Baiern wurde dann das Kloster Tegernsee, wo wahrscheinlich das Symbolum apostolicum entworfen wurde. Der Hauptsitz der fränkischen Schule endlich ist Nürnberg, und von Druckern ist namentlich ein auch später noch nachweisbarer Hans Sporer bekannt. Er veröffentlichte im Jahre 1472 eine Ausgabe des Antichrist, welche auf der ersten Seite die Angabe enthält: „Der jung hanns priffmaler hat das puch zu Nurnberg 1472 [gedruckt]," sowie im Jahre 1475 die zweite deutsche Ausgabe der Biblia pauperum.

Mit dem Umstande, daß es einfache Formschneider, keine Künstler waren, welche die Zeichnungen anfertigten, hängt nun ein weiterer Punkt zusammen, nämlich daß die Kompositionen nicht selbständig sind, sondern auf alte Vorlagen zurückgehen. Die erste Thätigkeit der Xylographie bestand darin, alte, im Mittelalter beliebte handschriftliche Werke in Massen zu verbreiten, und so gehen auch die Holzschnitte fast sämtlich auf Miniaturen alter Manuskripte zurück. Man kam auf diesen Gedanken zuerst bei der Prüfung der Apokalypse. Die Holzschnitte derselben zeigen einen ausgesprochen byzantinischen Stil, und da sie aus diesem Grunde keinem abendländischen Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts angehören konnten, nahm man zuerst an, daß sie das Werk eines der griechischen Künstler seien, die nach der Einnahme von Konstantinopel 1453 aus ihrem Lande vertrieben wurden. Später fand man die einfachere Lösung, nämlich daß die Holzschnitte uralte mittelalterliche Miniaturen kopiren. Die Apokalypse eignete sich ja mehr als jedes andre Buch zur Illustration und hat zu allen Zeiten die Geister zum Grübeln angeregt. Johannes war der Lieblingsapostel Griechenlands, und so hat Ostrom früh den Cyklus der apokalyptischen Illustrationen festgestellt. Dieser Cyklus wurde bald nach dem Abendlande übertragen, und wir können Manuskripte aus dem elften Jahrhundert nachweisen, die schon dieselbe Folge von Darstellungen enthalten, welche in den xylographischen Werken vorkommt.*)

In ähnlicher Weise giebt es Bilderfolgen, die lange vor Erfindung der Xylographie dieselben Gegenstände wie die Armenbibel behandelten. Der ganze Vorstellungskreis der Armenbibel geht zurück auf das Wort Jesu (Luk. 24, 44): „Es muß alles erfüllet werden, was in dem Gesetze Mosis, in den Propheten und den Psalmen von mir geschrieben ist." Dieser Gedanke, daß die Begebenheiten des alten Bundes Vorbilder dessen seien, was in dem neuen Bunde zur

*) Vgl. Ambroise Firmin-Didot, Des Apocalypses figurées manuscrites et xylographiques. Paris, 1870.

Erfüllung gelangt ist, daß in ersterem eine lange und geschlossene Reihe von Hinweisungen auf die Segnungen liege, die durch den Erlöser geschaffen worden sind, ist der stehende Gedanke in den Schriften der Kirchenväter, ein Gedanke, welcher sich tief in die ganze Auffassungsweise des Volkes einsenkte und sofort im Bilde verkörpert wurde, als die Kunst in lebendiger Regung sich geltend machte. Schon auf einem Email-Antipendium aus dem Stifte Klosterneuburg,*) einem Werke des zwölften Jahrhunderts, tritt er uns vollständig ausgebildet entgegen. Die neutestamentlichen Begebenheiten beginnen mit der Verkündigung Marias, führen die bedeutsamsten Momente aus dem Leben Christi vor Augen und schließen mit dem Reiche der Zukunft, wo Christus als Weltrichter seine zweite Ankunft feiert. Dieser Reihe von Darstellungen gehen zwei Reihen alttestamentlicher Vorbilder zur Seite; die obere Reihe nimmt ihre Typen aus der Zeit vor der Gesetzgebung Mosis — ante legem —, die untere enthält die Darstellungen aus der Zeit der Herrschaft der mosaischen Gesetze — sub lege —, zwischen beiden erscheinen die Darstellungen des neuen Bundes, der Zeit des Heils — sub gratia. Ist in diesem Werke ein direkter Zusammenhang mit der späteren Armenbibel noch nicht nachweisbar, so begegnen wir einem zweiten, dessen Abfassung in nicht viel spätere Zeit zu setzen ist und das uns als direkte Quelle der gedruckten Biblia pauperum entgegentritt. Es ist ein Manuskript, das im Stifte Sankt Florian in Oberösterreich bewahrt wird,**) fast zweihundert Jahre älter ist als die Armenbibel, aber schon die nämlichen Kompositionen enthält wie diese. Wie in der Armenbibel, ist auch hier die neutestamentliche Darstellung, welche den Mittelraum einnimmt, von den Halbgestalten von vier Propheten umgeben, mit Spruchbändern in den Händen, worauf die Worte der Verheißung angebracht sind. Die Armenbibel ist also ein bloßer wortgetreuer Abdruck einer viel älteren Quelle.

Ebenso klar ist der Zusammenhang mit alten Miniaturen bei dem Vaterunser nachzuweisen. Die Holzschnitte desselben sind den zwölf Miniaturen eines von Henricus und Pomerio 1440 angefertigten, Spirituale Pomerium betitelten Manuskriptes verwandt, welches die Bibliothek von Brüssel bewahrt und worin die Seele belehrt wird, wie sie sich zu jeder Stunde des Tages in frommen Meditationen zu üben habe. Das Canticum canticorum hängt zusammen mit einem Werke des heiligen Bonaventura. Man hat festgestellt, daß Bonaventura in einer seiner Abhandlungen der Jungfrau Maria die meisten Verse in den Mund legt, die man auf den Bändern des Canticum liest. Auch der Umstand, daß wir auf der ersten Tafel Mönche des Franziskanerordens sehen, dessen General Bonaventura war, weist darauf hin, daß der erste Ursprung des Buches im Kreise der Franziskaner zu suchen ist. Offenbar hat ein italienisches Mi-

*) Veröffentlicht von Camesina und Heider, Wien, 1860.

**) Veröffentlicht von Camesina und Heider, Wien, 1863.

niaturwerk dem Xylographen vorgelegen, worauf auch die etwas italienische Formenbehandlung hinweist. Es kann als sicher gelten, daß bei weiterer Nachforschung sich auch noch für andre Blockbücher der Zusammenhang mit mittelalterlichen Manuskripten wird feststellen lassen.

Die Zeit, in welcher diese mittelalterlichen Schriften durch den Holztafeldruck neu verbreitet wurden, wurde früher viel zu früh angesetzt. Die Hauptthätigkeit in den Niederlanden scheint in die vierziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts zu fallen. Damals dürften dort die ersten Ausgaben der Armenbibel, der Apokalypse und des Heilsspiegels entstanden sein, während das Canticum und das Vaterunser etwa ins Jahr 1450 fallen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war dann die Thätigkeit in Deutschland eine besonders rege. Der Vorrang scheint hier den Kölnischen Ausgaben der Ars moriendi zu gebühren, die wohl noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, 1440 bis 1450, entstanden sind. Das Defensorium, die Ars memorandi, das Buch der Könige, die Zehn Gebote, der Antichrist, die Passion, das Apostelsymbol, der Totentanz und die Fabel vom kranken Löwen werden der Mitte des Jahrhunderts angehören. Etwa ins Jahr 1460 setzt man die acht Schalkheiten, ins Jahr 1466 die Legende vom heiligen Meinrad und das Salve Regina. Besonders viel wurde dann in den siebziger Jahren veröffentlicht. 1470 entstand die Nördlinger, 1475 die Nürnberger Ausgabe der Armenbibel, 1473 die Bamberger, 1477 die Ulmer Ausgabe der Ars moriendi; 1470 bis 1473 druckte man die Kalender des Johannes von Gmünd und des Regiomontanus. Auch das „Heilige und profane Rom“ muß damals, in den Jahren 1471 bis 1484, entstanden sein, da sich unter den Wappen dasjenige des Papstes Sixtus IV. befindet. Und noch in den letzten zwanzig Jahren des Jahrhunderts wurde der Holztafeldruck in Deutschland rüstig weiter betrieben. So weist bei dem Beichtspiegel der Stil der Teppiche, welche im Hintergrunde der Holzschnitte hängen, auf die neunziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts hin. Als eines der letzten deutschen Werke kann schließlich die Chiromantie gelten, da Jörg Schapff zu Augsburg, der sich auf der letzten Seite des Buches als den Formschneider bezeichnet, in den Augsburger Steuerbüchern vom Jahre 1478 bis zum Jahre 1516 zu verfolgen ist. Es ist also eigentlich nicht richtig, von einem „Buchdruck vor Gutenberg“ zu reden; wir beobachten vielmehr in den Blockbüchern das letzte Ringen der alten Kartenmacher mit den neuen Buchdruckern und sehen, daß noch lange nach der Erfindung der Buchdruckerkunst das alte Gewerbe der Briefdrucker, wenn auch in beschränkterem Maße, weiter betrieben wurde.

Daß wir über alle diese Dinge jetzt besser als früher unterrichtet sind, verdanken wir hauptsächlich einem neuen, vielversprechenden Buche, dem Manuel de l'amateur d'estampes, dessen Herausgabe Eugène Dutuit, ein allen Kunstfreunden als Kenner und Sammler alter Drucke längst bekannter Gelehrter,

begonnen hat und dessen kürzlich erschienener erster Band die ältesten Erzeugnisse des Grabstichels bis zum Jahre 1460, dann die Arbeiten in Schrotmanier, schließlich die Holztafeldrucke behandelt. Leider ist auch in diesem Werke, wie in allen früheren, die Behandlung der alten Drucke eine sehr ungleiche. Die Ars moriendi, die Armenbibel, die Apokalypse, das Canticum, das Vaterunser, das Defensorium und das Speculum salvationis werden genau besprochen, während die andern dreißig in einer Notice sommaire kurz abgethan werden. Es ist das umso bedauerlicher, als man gerade für diese dreißig bisher auf sehr ungenaue Beschreibungen angewiesen war, während über die sieben großen Werke schon ausführliche Arbeiten vorlagen. Auch die Frage nach dem Zusammenhange der Blockbücher mit alten Miniaturwerken ist hier noch keineswegs gelöst, sondern wird noch zu vielen Einzelforschungen Anlaß geben. Aber trotz dieser Mängel finden Kunsthistoriker wie Sammler bei Dutuit eine Fülle neuen, hochwillkommenen Materials und werden auch das dem Werke beigegebene Album vorzüglicher Nachbildungen alter Holzschnittblätter freudig begrüßen. Dutuits Werk ist nicht abgeschlossen, sondern erst begonnen. Die Abhandlung über die Blockbücher bildet nur den ersten Band eines gewaltigen, auf acht Bände berechneten Werkes, das die Geschichte der zeichnenden Künste aller Zeiten und Schulen umfassen soll und von dem der vierte und fünfte Band — die flämische und holländische Schule — bereits vor einigen Jahren erschienen sind. Der erste Band ist bei weitem wissenschaftlicher gehalten, als man nach jenen frühern Bänden hätte erwarten sollen, und es ist nur zu wünschen, daß auch die beiden folgenden, welche die Einzelblätter und illustrirten Bücher des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts umfassen sollen, sich auf gleicher Höhe halten. Damit dies eintrete, ist dem Verfasser dringend anzuraten, auch die Sammlungen und Bibliotheken Deutschlands, die er bis jetzt noch wenig zu kennen scheint, eingehend zu studiren. Wenn dies geschieht und dieselbe Methode wie beim ersten Bande weiter verfolgt wird, dürfen wir von dem Buche eine wesentliche Bereicherung unsrer Kenntnisse erwarten.



Analekten zur Geschichte der neueren deutschen Kunst.

Von H. A. Lier.

er die verhältnismäßig große Anzahl von Werken über die Geschichte der neueren Kunst vor Augen hat, der möchte wohl glauben, daß sich aus ihnen ein sicheres und wenigstens annähernd vollständiges Bild dieser Kunst gewinnen lasse. Wie aber jeder Sachkundige weiß, ist dies leider nicht der Fall. Was wir aus jenen Darstellungen lernen können, ist in der That nicht viel mehr als eine im ganzen und großen richtige Anschauung über den bisherigen Gang der Entwicklung, nicht aber eine in allen Teilen gleichmäßig auf sichere Thatsachen begründete objektive Geschichte. Freilich ist das Verlangen nach einer solchen wirklichen Geschichte gegenwärtig noch unerfüllbar, da wir bei genauerer Prüfung bekennen müssen, daß unser Wissen auf diesem Gebiete noch die größten Lücken zeigt. Wenn es sich darum handelt, auch nur bei den hervorragendsten Künstlern einen tiefern Einblick in das Werden und Wachsen ihrer Schöpfungen zu gewinnen und die Einwirkungen zu bestimmen, die für ihre Entwicklung maßgebend gewesen sind, so geben uns die bisherigen Kunstgeschichten in der Regel keinen befriedigenden Aufschluß; wir müssen uns statt dessen meistens mit einer Reihe subjektiver Urteile abspeisen lassen, deren Richtigkeit oft in umgekehrtem Verhältnisse zu der Sicherheit steht, mit der sie vorgetragen werden.

Diese Erfahrung wird jeder gemacht haben, der das Glück gehabt hat, jemals mit Künstlern intimer zu verkehren, und der sich auf diese Weise über ihr Wirken und Wollen genauer unterrichtet hat. Er wird dann immer finden, daß die Darstellung der gangbaren Handbücher von dem, was er aus eigner Anschauung weiß, abweicht, und zwar nicht nur in Einzelheiten, sondern oft gerade in der Hauptsache. Ist aber einmal auf diese Weise in dem Leser der Zweifel rege geworden, dann dehnt er denselben unwillkürlich auch auf diejenigen Partien eines Buches aus, für welche ihm eine Information aus persönlicher Bekanntschaft nicht zur Seite steht. Am allerwenigsten aber wird er geneigt sein, sein skeptisches Verhalten gegen die landläufigen Kunstansichten aufzugeben, wenn er sieht, wie gerade diejenigen, welche nicht im mindesten historisch geschult sind und auf ihre Schilderung der neuern Kunst die allergeringste Sorgfalt verwenden, den Ton absoluter Unfehlbarkeit anschlagen und sich dem Wahne hingeben, die Welt müsse ihr einseitiges Kunsträsonnement als eine Offenbarung höchster Weisheit hinnehmen.

Es ist nicht schwer zu erraten, wen wir bei diesen Bemerkungen in erster Linie im Auge haben. Wir meinen niemand anders als Friedrich Pecht in München, den „deutschen Vasari," und sein Opus: Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, von dem uns vor wenigen Wochen ein neuer, der vierte Band, beschert worden ist. Wir sind erstaunt über die Kühnheit, mit der Pecht bei seinen Leistungen Anspruch auf den Ehrennamen eines „deutschen Vasari" erhebt, und über die Naivität derer, die ihm denselben zuerkennen. Sich einen solchen Ruhmestitel beilegen zu können, dazu fehlen dem Münchener Kritiker fast alle nötigen Vorbedingungen. Nur die Fehler und Mängel des alten Italieners könnte er als Vergleichungsmomente für sich anführen: der „deutsche Vasari" steht in den vielen historischen Ungenauigkeiten nicht hinter seinem Vorbilde zurück. Was wir aber an Vasari rühmen, die vollendete Schönheit der Sprache, die treffende Wahrheit, Lebendigkeit und Anmut in der Darstellung künstlerischer Gegenstände, die Schärfe und Klarheit des Urteils,*) das dürften nur wenige Leser, natürlich mit Ausnahme seiner speziellen Freunde, in Pechts Künstlerbiographien wiederfinden. Schwankend in seinen ästhetischen Grundanschauungen, mit wunderbarer Geschicklichkeit den im Laufe der Zeit zu tage getretenen Richtungen sich anpassend, heute voll Lob für einen Künstler, dessen gleichartige Schöpfungen morgen den herbsten Tadel erfahren — Reber, der literarische Kompagnon Pechts, nennt diese Wandelbarkeit mit einem Bonmot, das niedriger gehängt zu werden verdient, die Fähigkeit, „vorurteilslos und unverknöchert dem Gange seiner Zeit sich anzuschließen" —, ist sich Pecht bis heute nicht darüber klar geworden, daß in der Kunstgeschichte wie in aller Geschichte das Urteilen erst an zweiter oder dritter Stelle kommt und die erste und wichtigste Aufgabe des Historikers die Feststellung der Thatsachen und ihre Einreihung in den Gang der Entwicklung ist. Ist dies geschehen, dann gilt es, dieselben zu begreifen, und erst auf Grund des so gewonnenen Verständnisses kann ein einigermaßen wertvolles Urteil abgegeben werden. Das ist die Methode, welche alle großen Geschichtschreiber beobachtet haben, und eine andre giebt es auch für die Kunstgeschichte nicht. Wir wollen daher nicht hoffen, daß die Prophezeiung, die Reber neulich in der „Allgemeinen Zeitung" Pecht zu geben in freundnachbarlicher Gesinnung für nötig hielt, daß nämlich in Zukunft der „Vasari des 19. Jahrhunderts" in der allgemeinen Wertschätzung gewinnen werde, jemals in Erfüllung gehe. Wenn ein so charakterloses Kunstgeschwätz, wie es Pecht in seinem neuesten Bande in Anknüpfung an Schinkel und A. von Werner verführt,**) je als Kunstgeschichte gelten sollte, wäre jede Beschäftigung mit derselben verlorne Zeit.

*) Vergl. Ludwig Schorn in der Einleitung zu seiner Übersetzung des Vasari.

**) Nicht viel besser ist der von Pecht bearbeitete Abschnitt in Rebers „Geschichte der neueren deutschen Kunst."

Auch die kunsthistorischen Studien können nur dann zu wertvollen Resultaten gelangen, wenn man, wie dies bei der politischen Geschichte schon längst der Fall ist, den mühevollen, aber sichern Weg der Einzelforschung betritt und vor allem darnach trachtet, sich in den Besitz aller einschlägigen Quellen zu setzen. Denn daß authentische Äußerungen der Künstler über ihren Bildungsgang und ihre Bestrebungen wertvoller für die Kunstgeschichte sind, als die ästhetischen Urteile selbst des trefflichsten Kritikers, bedarf wohl kaum des Beweises. Wir können uns daher nur darüber freuen, daß auch auf kunstgeschichtlichem Gebiete durch die Veröffentlichung von Briefen, Tagebüchern und Memoiren die Summe unsrer Kenntnisse von Tag zu Tag zunimmt, und daß wenigstens die hervorragenden Künstler einer monographischen Behandlung gewürdigt werden.

Wenn jedoch die Erschließung der Quellen einen Nutzen haben soll, dann müssen sich diejenigen, welche sich an die Aufgabe einer umfassenden Schilderung der neueren Kunst wagen, auch um die dargebotenen Schätze kümmern und dürfen nicht mit souveräner Geringschätzung die Beiträge andrer beiseite liegen lassen. In dieser Beziehung erhebt sich Reber wenig über seinen Mitarbeiter Pecht. Denn die vor kurzem erschienene zweite Auflage seiner „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ verrät eine ähnliche Vernachlässigung der neueren kunsthistorischen Publikationen, wie sie Pechts Künstlerbiographien eigen ist.*)

Wir glaubten diese Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um durch sie den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus wir im folgenden einige Findlinge zur Geschichte der neueren deutschen Kunst mitzuteilen gedenken. Es sind nur bescheidene Beiträge, die wir zu liefern in der Lage sind, aber sie haben den Vorzug der Authentizität und werden deshalb, wie wir hoffen, den Freunden einer wirklich historisch verfahrenden Kunstbetrachtung nicht unwillkommen sein.

1. Ein vergessener Brief Ludwig Richters.

Unter all den Künstlern, welche durch ihre Schöpfungen die Wiedergeburt der deutschen Kunst im Anfange unsers Jahrhunderts herbeigeführt haben, ist keiner dem deutschen Volke so allgemein bekannt und wert geworden als Ludwig

*) Wir wollen diese Behauptung nicht unbewiesen lassen und einiges hervorheben, was uns gerade im Gedächtnis ist. Vergeblich haben wir bei Reber eine Erwähnung der so sorgsam gearbeiteten Biographien in Dohmes „Kunst und Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“ gesucht. Bei Reinhart wird jedermann auf das Buch von Otto Baisch, „Reinhart und seine Kreise“ (Leipzig, 1882), bei Cornelius auf Riegels Festschrift einen Hinweis erwarten. Für Führich (1883) kommen doch wohl seine Briefe aus Italien in erster Linie in Betracht. Über Rauchs archäologische Studien und sein Bestreben, sich mit den antiken Vorbildern vertraut zu machen, hätten seine Briefe an C. A. Böttiger zu Rate gezogen werden sollen. (Veröffentlicht von R. Boxberger in den Jahrbüchern der königl. Akademie gemeinnütz. Wissenschaften zu Erfurt, Heft XI.) Auch auf die vier Festreden von Julius Schnorr von Carolsfeld (Grenzboten 1882, I, S. 655—662), die als eine Art von Programm der Münchener Schule gelten können, hätte ein sorgsamer Forscher geachtet.

Richter, dem wir, wie Springer sagt, die „Einkehr in das deutsche Volkstum" verdanken. Der Popularität Ludwig Richters — das Wort im besten Sinne genommen — entspricht jedoch keineswegs das geringe Maß dessen, was wir über die Entwicklung und die persönlichen Eigenschaften des Künstlers wissen. Alle biographischen Darstellungen von Ludwig Richters Leben sind zurückzuführen auf die grundlegende Schilderung, welche Otto Jahn zuerst in diesen Blättern (Grenzboten 1852, Nr. 5) und dann in überarbeiteter Fassung in der dritten und den folgenden Auflagen des Richter-Albums gegeben hat.*)

Jahn schöpfte seine Angaben zum Teil aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Meister und dessen Verleger Georg Wigand, zum Teil folgte er jedoch auch den Mitteilungen des bekannten Kunstfreundes von Quandt, welcher im Jahre 1848 in einem Schreiben an Ernst Förster „Nachrichten über Ludwig Richter" veröffentlicht hatte.**) Nicht viel mehr als Jahn konnte Hermann Steinfeld bieten, als er im Jahre 1877 Hoffs sorgfältiger Zusammenstellung von Richters Ölgemälden und Radirungen eine kurze Lebensskizze des Künstlers vorausschickte. Dies war bis vor kurzem das einzige biographische Material, welches demjenigen zu gebote stand, der den Künstler Ludwig Richter durch seine Arbeiten lieb gewonnen hatte und deshalb auch den Menschen kennen lernen wollte.

Unter Otto Jahns Angaben war diejenige wohl die wertvollste, welche auf den Ursprung von Richters eigentümlicher Auffassung der engen Zusammengehörigkeit von Natur- und Menschenleben in dem Landschaftsbilde aufmerksam machte. Diese Auffassung hatte sich dem Künstler in dem Umgange mit seinem Freunde Julius Schnorr von Carolsfeld aufgedrängt und war durch eine Staffage des letzteren für Richters Bild von Amalfi zu einem bleibenden künstlerischen Grundsatze geworden, den er fortan in allen seinen Arbeiten festhielt. Da ist es nun von Bedeutung, daß wir seit kurzer Zeit noch einen weiteren Beleg für die innige Freundschaft haben, die Richter für Schnorr hegte. Derselbe ist enthalten in einem Briefe Richters an Schnorr aus der Zeit seines Meißener Aufenthaltes. Leider an einer Stelle zum Abdruck gelangt, wo ihn niemand sucht, in dem ersten Hefte der Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen (Meißen, 1882, S. 117 bis 119), ist er bis jetzt nicht in der Weise bekannt geworden, wie er es um seiner Bedeutung willen verdient. Wir sehen aus demselben nicht nur, welchen großen Einfluß Schnorrs Landschaftszeichnungen auf Richters eigne Arbeiten gehabt haben,***) sondern finden

*) Jetzt am bequemsten und in nochmals erweiterter Gestalt zu lesen in Jahns Biographischen Aufsätzen. (Leipzig, 1866, S. 221 bis 285.) Es ist charakteristisch, daß Reber diese Arbeit Jahns nicht kennt, und sich begnügt, den betreffenden Abschnitt aus Pechts Biographien zu zitiren.

**) Vergl. Kunstblatt 1848. Nr. 60. S. 239 bis 240.

***) — „ich möchte gern ein Jahr mit eine (!) Deiner Schüler tauschen, um noch etwas Rechts zu lernen, denn Deine schönen Landschaftszeichnungen gehen mir noch im Kopfe herum,

auch darin mit Richters eignen Worten eine Charakteristik seines Wesens ausgesprochen, die als das treffendste Motto in Zukunft allen seinen Schöpfungen an die Spitze gestellt werden sollte. Dies zu zeigen, wird es am besten sein, wenn wir die ganze Stelle hier einschalten.

„Vielleicht weißt du, schreibt Richter, daß ich als Lehrer der Zeichnenschule an der Meißner Porzelanfabrik angestellt bin, einem wahren Sibierien für jeden Künstler, der noch Einen Grad Wärme für Kunst im Herzen hat. Ja ich gestehe dir, ich vermöchte hier nicht zu leben, wenn ich in Rom nicht mit der Kunst zugleich jene köstliche Perle gefunden hätte, für welche man alles auch noch so Liebe hingeben, und mit diesem Schatze glüklich leben könnte. Und letzteres ist denn auch wirklich der Fall, ich habe eine liebe wakre Frau, ein kugelrundes, kerngesundes wildes Töchtergen, und einen Vater im Himmel, dem ich wohl vertrauen kann, da ich gar wunderliche Beweise seiner Liebe und Fürsorge erfahren habe und noch täglich erfahre; denn ich bin einer von jenen, die recht um's tägliche Brod zu bitten haben, weil es eben immer nur von einen Tag zum Andern reichen will; nun habe ich den lieben Gott die leeren Schränke und Vorrathskammern überlassen, der mag sie immer füllen, und thuts auch so, daß wir doch immer vollauf haben. Ich denke eben, der alte Wirthschafter, der das Ölkrüglein und den Mehlkasten füllte, ist ja noch nicht gestorben, und wahrlich er giebt noch ganz andere Speise! — Wenn nun diese helle Sonne in die vier Wände meiner Stube und meines Herzens so recht erquiklich hereinscheint, dann mag's draußen immerhin verdrießlich und trübe aussehen, toll und kunterbund hergehen, es rührt mich wenig."

Wem treten nicht in diesen Zeilen Richters Darstellungen eines durch frommes Gottvertrauen beseligten Familienlebens vor Augen, wie er sie uns in seinem „Strauß fürs Haus," im „Beschaulichen und Erbaulichen" und in hundert andern seiner Holzschnitte zu stiller Erbauung vorgelegt hat!

Zu diesem Briefe aus den jungen Jahren Richters kommen seit wenigen Wochen eine Reihe von Briefen aus den Tagen des Alters. Die Mitteilung derselben verdanken wir einem langjährigen Freunde des Meisters, Herrn Eduard Cichorius, welcher sie als einen wertvollen Beitrag für die kürzlich erschienene Liebesspende von Dresdner Schriftstellern und Künstlern beigesteuert hat.*) Wir

---

und was ich Dir zu verdanken habe, weiß ich am besten, und bekenne es laut oft genug." Richter erwähnt im Laufe des Briefes, daß er eine Sammlung italienischer Zeichnungen herausgeben wolle, die jedoch nicht wie „das Reinhardtische Werk" bloße Prospekte darbieten sollten. Es ist kein Zweifel, daß hier eine der verschiednen Folgen italienischer Radirungen des Malers Joh. Christian Reinhart zu verstehen ist, nicht aber, wie die Anmerkung besagt, die Ansichten von Meißen in Reinhards Geschichte der Stadt Meißen, die dem Münchener Freunde kaum bekannt sein konnten.

*) Liebesspende für die Kinderheilanstalt zu Dresden in Beiträgen von Dresdner Schriftstellern und Künstlern. Dresden, Dezember 1884. Cichorius veröffentlicht hier auch eine Reihe von Briefen von Julius Schnorr von Carolsfeld, die ihm dieser als Kommentar

lernen aus diesen Briefen die rührende Bescheidenheit und bezaubernde Liebenswürdigkeit des in seinem Alter von allen Seiten gefeierten Künstlers kennen und erfreuen uns an seiner milden Auffassung der Menschen und Dinge wie an der lichten Klarheit seines Geistes, die selbst sein schweres Augenleiden nicht zu trüben vermochte.

Zu diesem schönen Zuwachs authentischen Materials für eine künftige Richter-Biographie können wir heute noch einen, wie uns scheint, nicht minder wertvollen Beitrag liefern. Es ist bekannt, daß Richter durch die uneigennützige Unterstützung des Dresdner Buch- und Kunsthändlers Johann Christoph Arnold die Mittel erhielt, dem Zuge seiner Sehnsucht Folge zu leisten und in Italien seiner künstlerischen Ausbildung nachzugehen. Leider wissen wir nur wenig aus der Zeit, wo dieser wichtige Wendepunkt in Richters Leben eintrat, werden wohl auch erst dann genaueres darüber erfahren, wenn einmal seine autobiographischen Aufzeichnungen an das Tageslicht treten, die sicherm Vernehmen nach bis in die erste Zeit des römischen Aufenthalts reichen. Doch läßt sich schon jetzt nachweisen, daß die Eindrücke, welche Richter von der ewigen Stadt und ihrer Umgebung erhielt, zunächst nicht seinen hochgespannten Erwartungen entsprachen. Dies geht mit Sicherheit aus einem Briefe Richters an seinen Dresdner Gönner hervor. Der Brief wurde bald nach seiner Niederschrift in dem von C. A. Böttiger redigirten „Artistischen Notizenblatt," dem Beiblatt zur „Dresdner Abendzeitung," veröffentlicht, und zwar unter dem Titel: „Geständnisse eines deutschen Landschaftsmalers in Rom in einem Briefe an seinen väterlichen Freund,"*) und er ist dort allerdings nur mit den Buchstaben L. R. unterzeichnet. Bedenkt man jedoch, daß die Abendzeitung im Verlage von Arnold erschien, so kann unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Inhalts kein Zweifel sein, daß unter dem väterlichen Freunde niemand anders als Arnold gemeint und der Schreiber des Briefes Ludwig Richter ist. Da Richter damals nur wenigen Männern bekannt war, so wird man sich kaum die Mühe gegeben haben, zu erraten, wer dieser L. R. sei, und so konnte es leicht geschehen, daß die Geständnisse in Vergessenheit gerieten und von allen Biographen Richters übersehen wurden. Daß sie dieses Schicksal nicht verdienen, wird der folgende Wiederabdruck lehren. Der Brief bedarf keiner weiteren Erläuterungen; hervorheben wollen wir, wie zutreffend das Urteil des jungen Malers über die Gebrechen der großen Masse italienischer Landschaften ist, und wie klar er sich der Gründe derselben bewußt war. Wem die Darlegungen Prellers in dessen von Roquette bearbeiteter Biographie über die gewöhnliche Vedutenmalerei nach italienischen Motiven vor Augen stehen, dem wird in Richters Briefe die merkwürdige Über-

zu den von ihm erworbenen italienischen Landschaftszeichnungen geschrieben. Wir empfehlen diese Briefe der Beachtung aller Freunde des Meisters.

*) Artistisches Notizenblatt 1824. Nr. 14. S. 54 bis 55.

einstimmung beider Künstler nicht entgehen, und diese ist umso bedeutsamer, je mehr die künstlerische Entwicklung beider Männer verschieden war. Übrigens darf man auch in diesem Falle nicht vergessen, daß Briefe meist der Ausdruck augenblicklicher Stimmungen sind und als solche beurteilt sein wollen. Wenn Richter hier im ganzen so wenig zum Lobe Roms zu sagen weiß, so hat das gewiß zum Teil seinen Grund darin, daß er seinen Bericht gerade in einer Jahreszeit abfaßte, zu welcher der Aufenthalt in Rom wegen der drückenden Hitze für jeden Nordländer fürchterlich wird. Der hier ausgesprochenen Ansicht, daß deutsches Land und deutsches Volksleben das Feld sei, auf dem er allein Tüchtiges zu leisten vermöge, ist er freilich Zeit seines Lebens treu geblieben; aber der innige Verkehr mit den römischen Freunden machte auch ihm die herrliche Stadt im Laufe der Zeit lieb und wert und erzeugte in ihm nach seiner Rückkehr in die Heimat eine solche Sehnsucht, daß er bekanntlich nur mit Mühe dem Verlangen wehren konnte, Italien wiederzusehen.

Geständnisse eines deutschen Landschaftmalers in Rom in einem Briefe an seinen väterlichen Freund.

Rom, den 17. Juni 1824.

Kaum getraue ich mir es zu schreiben, und doch habe ich es schon seit dem letzten Briefe, den ich Ihnen aus Rom schrieb, mit Mühe unterdrücken können, und einmal muß es heraus. Mit einem Worte: Italien gefällt mir nicht, es bietet mir bei weiten nicht das reiche Feld, die große herrliche Natur, die ich schon in Salzburg*) sah, in der Schweiz leicht noch größer wiederfinde; ja ich bin fest überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in Italien für den Deutschen Landschaftmaler, der den Boden, auf welchem er die frühesten Eindrücke empfing, nicht auf immer vergessen kann und darf, nicht allein unnütz, sondern auch schädlich seyn kann. Eine solche Meinung wird Ihnen auf alle Fälle wunderbar genug vorkommen; doch hören Sie mich. Mein Gefühl hat schnell und bestimmt entschieden. Ich sehe, was dabei herausgekommen ist, wenn geistvolle Künstler, die drei und sechs Jahre in Italien studirten, endlich zurückkommen und italiänische Landschaften malen wollten; es wurden Zwittergeburten, in welchen deutsche und italiänische Natur vereinigt und geschändet wurden. Ich könnte sehr gefeierte Namen aufführen, in deren Werken auch nicht der geringste Zug an Italien erinnert. Unser Dahl hielt sich nicht lange hier auf, und machte hier obendrein nordische Landschaften, da ihn die südlichen nicht ansprachen, ja er hätte beinahe seinen Ruf verloren, wenn er bei seinen italiänischen Gemälden geblieben wäre. Der berühmte und größte der neuen Landschafter, der Tyroler Koch, welcher nun seit 30 Jahren hier lebt, verdirbt sein ungeheures Genie an charakterlosen Bildern; denn in seinen südlichen Landschaften sieht man immer das wilde Tyrol, da hingegen seine Schweizerlandschaften, wozu er nicht einmal Studien hat, als einzig dastehen. Die alten Niederländer Berghem und Both verderben ihr hohes Talent in Italien, dahingegen Ruisdael und Everdingen, die nie Italien sahen und noch dazu

*) Auf seinem Wege nach Italien hatte Richter für einen Monat in Salzburg Halt gemacht. Die Frucht dieses Aufenthaltes war das im Winter 1824 entstandene große Oelgemälde, welches den Wazmann in Morgenbeleuchtung darstellt. Es wurde Eigentum Arnolds und befindet sich gegenwärtig noch im Besitz von dessen Erben in Dresden.

in einer fast ganz unmalerischen Gegend lebten, die größten Männer in diesem Fache sind und unerreichbar dastehen. — Wie viel weniger Eindruck eine italiänische Landschaft übrigens auf einen Deutschen, der Italien nie gesehen hat, macht, als die Darstellung auf einem gleich gut dargestellten deutschen Bilde, davon habe ich die stärksten Beweise. — Wie wäre es auch anders möglich? Wie kann sich ein ächter deutscher Mann über ein fremdes, ihm ganz unbekanntes Land so recht freuen? Das sind und bleiben ihm ungemessene Größen, und das ist auch recht gut; aber die oft unbeachteten Schönheiten seines Vaterlandes auf eine edle und bedeutende Art vor Augen zu stellen, damit der Deutsche sich daran erfreuen kann, indem er darin sich selbst und die geringste seiner Umgebungen wiederfindet, das scheint mir das Wahre, Rechte. — Doch durch Thaten wollte ich Ihnen das alles besser zeigen, als hier mit den abgerissenen schwachen Worten. Ich will meinen eigenen Weg gehen, weil mir kein anderer genügt. Die Landschaftmalerei ist jetzt sehr gesunken, man ahnet ja kaum das höhere göttliche Leben der Natur und die heilige, schöne Bestimmung der Kunst; und nun denken sie, wenn sie nur den Schein recht genau nachmachen, steckt auch der Geist mit drinnen; aber der Geist läßt sich so nicht binden und fesseln, im Herzen des Künstlers muß er sich wiederkennen, sich spiegeln können. Die eine Parthei ist ganz naiv, die andre ganz sentimental, und eines ist so weit von dem Wahren, wie das andre; und letzteres ist gewiß die allerabscheulichste Krankheit unsers nervenschwachen Jahrhunderts. Die alten Griechen und selbst die Römer, als Menschen, welche die Natur selbst bildete, und welche dabei eine Höhe erreichten, über welche wir staunen, kannten nichts von jenen mephitischen Ausdünstungen, in welchen sich unsere reizbaren, empfindsamen Mondscheinseelen so wohl befinden; sie hielten sich rein an die Natur und erhielten deren hohen Geist. — Rom muß der Künstler sehen, der sich völlig ausbilden will, um die Richtung zu begreifen, die er eigentlich zu nehmen hat und an den großen Werken der Künstler zu lernen; doch dazu bedarf es für den deutschen Landschafter nicht Jahre, denn wer das Schöne im ersten Augenblick nicht faßt und versteht, faßt es auch in Ewigkeit nicht. — Das Gute liegt uns so nah, warum es immer in weiter Ferne suchen? — Und läßt sich das millionenfach sprudelnde Leben der Natur in 2 bis 3 Jahren fassen oder gar studiren und in Koffer gepackt nach Hause tragen? —

Künftiges Frühjahr möchte ich mit dem Skizzenbuche für ein paar Monate das Neapolitanische durchstreifen,*) und im Sommer wieder in Salzburg oder in der Schweiz seyn. Meine Sehnsucht nach den wunderschönen Alpen ist unaussprechlich, das ist mein Paradies, und dort möchte ich studiren. Einen Winter könnte ich noch in München nützlich zubringen und dann am Rhein und an die Donau, die Grenzströme Deutschlands, zurück. Heute lege ich diesem Briefe ein kleines Erzeugniß meines Pinsels bei. Nehmen sie (!) es mit Nachsicht auf.

Ihnen vielleicht einiges Vergnügen damit zu machen, gab mir neue Lust und Kraft zur Arbeit; Sie werden es hoffentlich nicht ausschlagen. Gebe der Himmel, daß es in der Heimat eben den Beifall ärndet, wie hier; der Wille war gut, aber die Hand noch sehr schwach. Es soll besser kommen, doch das Beßte kann nicht eher hervorgebracht werden, als bis ich deutschen Boden unter mir habe, deutsche freie Luft athme. Hier beim schwächenden, gräßlichen Sirocco muß Alles, auch die Kraft des Geistes welken. L. R.

*) Wie Otto Jahn erzählt, unternahm Richter im zweiten Sommer seines italienischen Aufenthalts einen Ausflug nach Neapel bis nach Pästum hinunter.

2. Ein Urteil Julius Schnorrs über Josef Anton Koch.

Das unter Dohmes Leitung erscheinende Sammelwerk: „Kunst und Künstler des neunzehnten Jahrhunderts" hat uns in diesem Jahre auch eine Biographie des originellsten der römischen Kunstgenossen, des Landschaftsmalers Josef Anton Koch, von der Hand Th. Frimmels gebracht. Dieser Arbeit ist jedenfalls eine sorgsame Verwertung des vorhandenen biographischen Materials nachzurühmen. Ob die künstlerische Beurteilung und Charakteristik, die Frimmel giebt, überall die richtige ist, lassen wir dahingestellt; wir begnügen uns damit, gegen die Behauptung, daß ungefähr seit dem Jahre 1809 ein Abnehmen von Kochs Leistungsfähigkeit zu bemerken gewesen sei (S. 19), die Autorität Julius Schnorrs anzurufen. Schnorr hatte im Jahre 1826 Gelegenheit, die wunderbare Frische und Lebendigkeit des hochbetagten Malers täglich zu beobachten, da er gleichzeitig mit Koch in der Villa Massimi beschäftigt war, wo er die Fresken für das Ariostzimmer schuf, während Koch die vier Wände des Dantezimmers zur Ausschmückung übernommen hatte. Schnorr berichtet über das Zusammenarbeiten mit Koch an einer Stelle seines italienischen Tagebuches, das uns der gegenwärtige Besitzer desselben freundlichst zur Einsicht überließ, folgende, wie uns scheinen will, für Kochs Wesen sehr charakteristischen Einzelheiten:

Julius Schnorr von Carolsfeld, Italienisches Tagebuch, seiner Frau diktirt. S. 69 flg. (1826.)

Nachdem die Zeit verflossen war, die hier*) zuzubringen ich mir erlauben durfte, ging ich nach Rom zurück und begann mich nun mit Ernst zu dem letzten Theile meiner Arbeit in der Villa Massimi zu rüsten. Vieler Vorbereitungen bedurfte es nicht; denn ich hatte schon im Sommer vor meiner Reise nach Sizilien den Carton zur letzten Wand gemacht. Mein Antonio war auch bereit, und so konnte ich denn gleich anfangen zu malen. Koch, der schon vor längerer Zeit die Wände des Zimmers auszumalen übernommen hatte, dessen Decke von Philipp Veit gemalt war, war auch gleich bei der Hand, als ich zu arbeiten anfing. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß ich noch nie die Lebensfülle und Frische dieses Mannes in solcher Muße kennen gelernt hatte, als sie sich bei der Arbeit zeigte, die er hier ausführte. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, daß ein Mann in seinen Jahren, der nie vorher größere historische Sachen ausgeführt, am allerwenigsten al Fresco gemalt hatte, eine große Arbeit dieser Art übernimmt; noch mehr will es aber sagen, daß dieser Mann seine Aufgaben mit so lebendigem Eifer und mit solcher Beharrlichkeit durchführt, wie er es gethan hat. Dabei war Koch auf eine Weise anspruchslos, die mich oft rührte und beschämte. Er, der berühmte Künstler, der bejahrte Mann, stellte sich hier ganz als Anfänger, als Schüler: jede Belehrung nahm er mit Dank an, und wollte man an seiner Arbeit irgend etwas bessern, so ließ er gewähren und machte wohl gar den Handlanger. Konnte er nicht zurecht kommen, so klagte er sich auf das Bitterste der Ungeschicklichkeit an und forderte mich auf, ihn zu schelten: „zause Sie mich bei de Ohre, wenn ich's nicht recht mache," sagte er öfters in seinem Tiroler Deutsch. Freilich war er dann auch

*) In Frascati, wo Schnorr Aufnahme bei der Familie Bunsen gefunden hatte.

manchmal übermüthig, wenn er glaubte, daß ihm die Arbeit gelungen wäre, und in solchen Augenblicken meinte er wohl, daß die Decke kaum seiner Wände werth sei. Dann tanzte er, sang und sprang wie ein Knabe, belauschte die Frösche (die Grünhösler, wie er sie nannte) an dem Bassin im Garten: oder er machte dort den Neptun, wie er sagte: das bestand darin, daß er mit seinen Füßen sich auf ein Brett stellte, das mit drei Vierteilen auf dem Wasser lag, mit einem Vierteile auf dem Rande des Bassins ruhte: durch heftiges Treten brachte er dies Brett so in Bewegung, daß es heftig auf das Wasser schlug, große Wellen hervorbrachte, die über den Rand des Wasserbehälters auf das Trockene stürzten. Solche Uebungen schlossen sich gewöhnlich an die Ruhestunde an, die wir bei Gelegenheit des zweiten Frühstücks hielten.

(Fortsetzung folgt.)



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

5.



Ich muß mein tiefes Bedauern darüber aussprechen, daß die höchsten Staatsbeamten nicht Deutsch verstehen. Die Reden, welche am 12. Januar gegen die Verkümmerung eines Grundrechtes, der Wirtshausbesuchsfreiheit, gehalten wurden, waren ja doch deutlich genug. Äußerste Freunde des Vaterlandes wollen dieses Vaterland sobald als möglich von der großen Militärlast befreien; als ein sicheres Mittel dazu erscheint ihnen die Belehrung der Soldaten über die Verderblichkeit der Disziplin, über die Nichtigkeit des Fahneneides u. dergl. m. Man kann hierüber vielleicht verschiedner Ansicht sein, aber die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei! Der Staat ist bisher seiner Verpflichtung, Lehrstühle für die Wissenschaft der Anarchie einzurichten, nicht nachgekommen, daher muß sie durch Privatdozenten in den Wirtshäusern vorgetragen werden; und anstatt dankbar dafür zu sein, daß edle Männer sich so uneigennützig der Fortbildung der Soldaten widmen wollen, legen die Militärbehörden der Wißbegier Fesseln an. Es handelt sich also um eine eklatante Verletzung der Lehr- und Lernfreiheit, das schien der Herr Kriegsminister aber garnicht zu begreifen. Daneben fällt die Beeinträchtigung der Gastwirte wenig ins Gewicht, auch können sie ja Schadenersatz verlangen, der ihnen ohne Zweifel zugesprochen werden wird. Allein, wie will Herr Bronsart von Schellendorff vor Mit- und Nachwelt verantworten, wenn das möglicherweise in einem Musketier schlummernde Talent zu einem Barrikadenhelden oder Petroleur durch Schuld des Ministers ungeweckt bleibt? Wie sollen die weltbeglückenden Ideen eines Stellmacher, Reinsdorf und Konsorten zur Herrschaft kommen, so lange sich ihnen die brutale Gewalt von Menschen entgegenstellt, welche dem Befehl des Vorgesetzten Folge leisten? Wie herrlich

weit hätte es vor vierzehn Jahren in Paris gebracht werden können, wären die französischen Soldaten nicht so ungebildet gewesen, daß Felix Pyat und die übrigen feinen Naturen der Berührung mit ihnen aus dem Wege gehen mußten!

Zu Bundestagszeiten wurden die verschiednen Truppenteile gemischter Garnisonen gezwungen, verschiedne Wirtshäuser und Tanzlokale aufzusuchen, die tyrannischen Obern fragten nicht darnach, daß einem das Bier im roten Ochsen besser schmecken oder die Mädchen dort besser gefallen mochten als im blauen Karpfen: er mußte gehorchen. Und warum? Weil es regelmäßig Schlägerei gab, wenn Preußen, Österreicher und Baiern irgendwo zusammentrafen. Bedenken Sie die Kurzsichtigkeit, meine Herren! Die Mannschaften fühlten die Notwendigkeit, während der langen Friedenszeit sich in ernsten Kämpfen zu üben und zu stählen, und die Offiziere verhinderten sie daran. Das war empörend, aber einen Fortschritt kann ich darin nicht erkennen, daß den armen Soldaten jetzt die revolutionäre Weisheit vorenthalten werden soll.

Der Herr Reichskanzler wieder mißverstand Herrn Windthorst, als dieser äußerte, mit „zwei Millionen" Soldaten sei es garnicht so schwer, gute auswärtige Politik zu machen. Wenn man zwischen den Zeilen liest, und das muß man ja bei Herrn Windthorst immer thun, so findet man die Worte: „Der große Staatsmann, dessen Überlegenheit ich heute wieder kennen zu lernen das Glück gehabt habe, bedürfte einer solchen Rückendeckung garnicht, er ganz allein würde ebenso glänzende Erfolge errungen haben." Ein solches Kompliment hätte wohl eine etwas sympathische Gegenäußerung verdient, z. B.: „Ich bin dem Herrn Vorredner für die gute Meinung sehr verbunden und werde mir die Sache überlegen. Allerdings könnte durch Auflösung der Armee viel Geld erspart, sogar eine bedeutende Einnahme erzielt werden, wenn man sie vermieten wollte, z. B. an den Herzog von Cumberland oder an ein Konsortium in Krakau und Lemberg; andrerseits würde ich auf viele anregende Verhandlungen in diesem hohen Hause verzichten müssen, und ich wüßte nicht, von welcher andern Seite mir eine so gründliche Belehrung über militärische Angelegenheiten, für die ich mich einigermaßen interessire, zugehen könnte, wie ich sie aus den Vorträgen der Herren Richter, Bebel, Vollmar u. s. w. zu schöpfen gewohnt bin. Es wird ja wohl nicht notwendig sein, heute noch eine Verfügung zu treffen, aber die Anregung soll nicht verloren sein." Statt dessen sah sich der ehrwürdige Greis mit einer unbarmherzigen Ironie behandelt, welche ihn notwendigerweise verschüchtern und ihm die Lust benehmen muß, mit großen organisatorischen Ideen zum Heile des Vaterlandes hervorzutreten.

Wie soll ich mir ferner das Mißverständnis erklären, dessen Opfer der Herr Abgeordnete Richter wurde, gerade als seine wahrhaft antike Charaktergröße strahlender denn je zuvor in die Erscheinung trat? Er rügte, daß ein Offizier in Lauenburg versucht habe, seine Untergebenen politisch zu beeinflussen Man zog die Lauterkeit der Quelle dieser Mitteilung in Zweifel; ich bin aber

in der Lage, den Zusammenhang völlig aufzuklären. Der Tambour Haberstroh hat den Vorgang seiner Geliebten, der Köchin Karoline, anvertraut, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß er dem Wesen, welches ihm über alles teuer ist, einen Bären aufgebunden habe. Karoline hinterbrachte als gute Tochter die Neuigkeit ihrer Mutter, einer achtbaren Waschfrau, welche dieselbe in voller Entrüstung noch brühwarm einer Kollegin am Waschkessel mitteilte. Letztere hielt die Sache für ernst genug, um sofort ihren Mann davon in Kenntnis zu setzen. Der Mann ist Barbier, steht also im Dienste der Publizität, ist aber außerdem entschieden freisinnig. Er begnügte sich daher nicht, allen Kunden zu erzählen, was sich ereignet hatte, sondern erstattete pflichtmäßig dienstlichen Rapport an den Parteichef. Leider ist bei uns die Organisation noch so mangelhaft, daß dem Parteichef nicht, wie es in der Ordnung wäre, die Befugnis zusteht, eine Untersuchung einzuleiten und bis zu deren Ausgange den Offizier zu suspendiren: er mußte also den Umweg über den Kriegsminister nehmen. Sie sehen also, meine Herren, daß alles seinen vorschriftsmäßigen Weg gegangen ist. Nun ziehen Sie aber folgendes in Betracht. Der Offizier hat von der Partei gesprochen, welche thut, was der Kaiser will. Damit kann er nur die Partei des Abgeordneten Richter gemeint haben, denn eben dieser, der genauer als irgendeiner (den Kaiser nicht ausgenommen) des Kaisers Willen kennt, der nur dessen Willen befolgt, der bereit war, mit seinem Leibe das Haus Hohenzollern gegen die Attentate des bösen Kanzlers zu schützen, ist bekanntlich die Verkörperung der freisinnigen Partei. Ihm als Parteimann konnte mithin die Ansprache jenes Offiziers ganz gelegen sein; allein das Gerechtigkeitsgefühl ist in ihm mächtiger als der Parteigeist, er selbst überlieferte den Bundesgenossen, welcher seine Stellung mißbraucht haben soll, dem Richter, und nicht anders würde er handeln, wäre jener sein eigner Sohn. Wahrlich, wenn künftig in den Schulen die Bürgertugend gepriesen wird, muß neben Junius Brutus Eugen Richter genannt werden! Und keine passendere Legende wüßte ich für eine Medaille, für ein Denkmal zu Ehren des großen Patrioten vorzuschlagen, als jene öffentliche Anklage des eignen Verbündeten. Ja, meine Herren, es ist Zeit, daß wir daran denken, unsern großen Rednern noch bei Lebzeiten Denkmäler zu errichten, denn wer weiß, ob die Nachwelt für ihre Verdienste das richtige Verständnis haben wird? Ich denke mir z. B., daß eine Doppelherme, Richter und Windthorst, aus carton-pierre angefertigt und in allen Volksschulen aufgestellt werden sollte. Carton-pierre — Steinpappe — ist es nötig, Sie darauf aufmerksam zu machen, welche sinnigen Beziehungen sich schon aus diesem Namen ergeben? Und das würde garnicht teuer kommen. Wenn alle unnützen Reden und Artikel der beiden Heroen eingestampft würden, so könnten von dem Brei unzählige Doppelbüsten geformt werden, stummberedte Verkündiger der Wahrheit, daß Mundwerk und Druckpapier die Elemente der Größe und des Ruhmes sind.

Ich empfehle diesen Gedanken Ihrer wohlwollenden Erwägung.



Die Kommilitonen.

Novelle von K. R. W. Uschner.

(Fortsetzung.)

4.

n dem bereitgehaltenen Sonderzimmer fanden sich zunächst Natz, der Ortsgeistliche, und Pipin, der Theaterregisseur, ein. Sie streckten sich auf das bequeme Langsofa. Die Lampen sollten später angezündet werden. Jetzt sollte nur ein einziges Licht auf dem Armleuchter brennen, der Kaffee auch später kommen. Natz hatte sich aus der Pastorei die Tabakspfeife bringen lassen, Pipin rauchte Zigarretten von türkischem Tabak.

Beide waren etwas matt, es fehlte ihnen das gewohnte Mittagsschläfchen, und sie suchten es sogut wie möglich nachzuholen durch behagliches Sichhinstrecken und halbschlafartiges Dämmern, aus welchem nur dann und wann eine Äußerung sich löste, wie wenn ein Steinklopfer, bei dem der Aufseher vorbeigegangen ist, nach überhasteter Arbeit nur hin und wieder nach einem winzigen Stücke langt und es zerkleinert. Als Ergebnis dieser unbewachten Gedankensteinklopferei kam heraus, daß sie für große Zecherei nicht mehr angethan seien, und daß ein regelmäßiges Leben mit mäßigen Berufsgeschäften ihnen am liebsten wäre — der Pastor vergaß wohl anzuführen, daß er unter mäßigen Berufsgeschäften eine Sinekure verstand, da er fast alle seine Arbeit dem Pfarrhelfer aufzuhalsen pflegte. Der Schauspieler blies mit seinem Zigarrettenrauche hervor, daß er sich längst frei fühle von dem Virtuosenungestüm; keinen Pfennig mehr werfe er für Reklame hinaus, das überlasse er jüngeren Thoren. Der Pastor nickte dazu, und der Regisseur blies weiter: O Unverstand der Jugend, das ruhige Tagesdasein den Leidenschaften, den nichtigen, preiszugeben! Der Pastor nickte noch tiefer und meinte, als einziger Hochgenuß, der die Älteren an diese Sinnenwelt noch knüpfe, sei der „Wohlgeschmack“ zu preisen. Darauf wurden einige Lieblingsspeisen aufgezählt. Von Pastors Lippen löste sich un-

deutlich: Hammelrücken mit Gurkensauce. Da glitt ihm die Pfeife aus der Zahnlücke, er fuhr auf, rieb sich die Augen, schob die Brille vom Munde auf die Stirn und begann zu reden. Es waren Worte, die anfänglich zusammenhanglos blieben, sich aber dann zu einem Lobe des stillen Familienglückes am häuslichen Herde zusammenfügten.

Der Schauspieler verhielt sich hierzu äußerst schweigsam. Erst auf inständiges Drängen des Schulfreundes ließ auch er sich zu Äußerungen bewegen. Ihm fehle gerade dieses Glück, er habe sich spät als Witwer wieder verheiratet, habe eine bildhübsche, aber unsolide junge Frau an der Seite, durch die er den durch Jahre so mühsam eroberten Platz in der guten Gesellschaft so ziemlich wieder eingebüßt habe — das war der Kern seiner verblümten Rederanken. Der Pastor verstand ihn und gab die Versicherung seines herzlichsten Bedauerns. Dann fuhr der Regisseur fort, auch Barbara habe seine hochfliegenden Hoffnungen nicht erfüllt.

Oh! meinte der Pastor, seine Frau habe doch das Mädchen so sehr herausgestrichen, das und das an ihr gelobt.

Der Regisseur nickte wehmütig und fügte aufklärend hinzu, er hätte sie gern der Bühne zugeführt und dann vornehm verheiratet; sie habe aber beide Pläne gekreuzt; in letzterer Beziehung treffe vielleicht auch die Stiefmutter eine Mitschuld — so ließ er durchblicken. Dann teilte er in schlichten Worten mit, Barbara habe sich auf ein an sich gar löbliches, aber für sie aussichtsloses Gebiet zurückgezogen, nämlich auf das „Sichausbilden“ und „Sichnützlichmachen,“ sie sei im musikalischen Spiel auf mancherlei Instrumenten wie im Gesange perfekt und beteilige sich mit Leidenschaft bei seiner Theaterschule, die sie eigentlich dirigire.

Theaterschule? Du hast eine Theaterschule, unterbrach ihn der Pastor, und nach einigem Hinundherfragen kam heraus, daß er einen einzigen, sehr talentvollen Sohn habe — seine fünf Töchter, wahrhafte Musterkinder, wären glücklich unter die Haube gebracht. Der liebe Unband von Sohn — natürlich Theologe — sei eben relegirt worden und müsse ein Jahr pausiren; er habe aber unter anderm ganz hervorragende Anlage und Liebe zur Schauspielkunst.

So sagte der Vater und hielt es wohl auch für wahr; allein dies Dafürhalten hatte keine sachlich zureichenden Gründe. Der Pastorssohn liebte nämlich in Wirklichkeit nicht die Muse, sondern nur die Musenpriesterinnen oder vielmehr -Dienerinnen, die Choristinnen von Oper und Ballet. Der Vater Pastor aber machte nun dem biedern Regisseur und Theaterschulvorsteher den Vorschlag, diesen Sohn aufzunehmen, probeweise auf ein Jahr, da sich hoffentlich inzwischen ein andrer Ausweg finden würde; die Stichhaltigkeit seiner Kunstneigung würde sich aber so am sichersten ermitteln lassen.

Während beide hierüber fortsprachen, erschien Kautschuk, der Geheimrat, und Archimedes, dieser wieder im Offiziersmantel mit aufgeschlagenem Zinnoberkragen.

Der Geheimrat winkte den beiden auf dem Sofa liegenden, sich ja nicht durch ihn stören zu lassen, was diesen freilich ohnehin nicht einfiel; er selbst setzte sich mit Archimedes an einen andern Tisch, ließ Licht machen und begann mit dem Schulfreunde zu verhandeln. Mit Hast nahm Kautschuk das Papier mit dem Rangkatalog an sich, den dieser ins Reine gebracht hatte, während die übrigen Kommilitonen ihre Zeit beim Frühschoppen vergeudeten. Über den Verwendungsplan war er inzwischen mit sich einig geworden. Er zischelte Archimedes noch etwas von Rechnungs- oder Steuerrat zu, und der Oberst würde wohl auch das seinige dazu thun können.

Da kam Genserich herein, wurde von dem Seitentisch in Beschlag genommen, und nun sprachen Oberst und Geheimrat hin und her; Archimedes saß dabei und gaffte dem Beginnen der beiden einflußreichen Gönner zu. Auf seinem ausdruckslosen Gesichte zeigten sich Regungen von ehrerbietiger Scheu, schwach aufdämmernder Hoffnung, dann von erstarkendem Selbstbewußtsein, wie das Abendrotleuchten eine trostlose Novemberlandschaft streift.

Hierauf trat Mirbl, der Parlamentarier, geräuschvoll ins Zimmer, brachte ein Gleichnis von germanischer Zersplitterung vor, forderte zum Zusammenrücken auf und zum Eintritt in die Tagesordnung, die darin bestand, daß jeder seinen Lebenslauf erzählen sollte. Kautschuk mahnte noch an Paragraph 1 der Geschäftsordnung, daß die Politik aus dem Spiele bleiben solle, und Natz fügte hinzu, er müsse bitten, ebenso Paragraph 1a, die Kirche. Der weitere Vorschlag Kautschuks, einen Präsidenten zu wählen — er wies auf das Sofa hin, an das er sich anlehnte —, wurde verworfen. Genserich ließ Karten ziehen, und die Plätze wurden nach den Nummern verteilt. Dabei trug der Kellner Kaffee auf und ging wieder ab.

Kautschuk setzte sich übelgelaunt, suchte aber seine Verstimmung zu verbergen durch ein in vergnüglichem Tone angeschlagenes: Da wären wir ja unter uns, Landsleute im engern Sinne, lauter abendländisch Blut, durch keinen Morgenländer versetzt. Der Geistliche fügte gutartig hinzu, ohne an eine bestimmte Person zu denken, es sei jetzt in der That eine Seltenheit, wenn fünf an einem Tische säßen und kein Jude unter ihnen sei, eine Anmerkung, der Pipin beipflichtete.

Kautschuk freute sich über den fruchtbaren Boden, auf den sein Körnlein gefallen war, aber Mirbl verdarb ihm die Freude. Wenn dies unserm lieben Sohn gilt, begann er, so möchte ich bemerken, daß dieser solche antisemitische Geschmacksrichtung herausgefühlt hat, denn er läßt sein Ausbleiben hier entschuldigen — durch mich, der ich außerhalb dieser Fraktion stehe.

Pipin und Natz machten lange Gesichter. Genserich aber fuhr auf: Kinder, was sind das für Plänkeleien! Auf diese Weise werden wir unsern Zweck des kameradschaftlichen Zusammenseins nicht erreichen.

Mirbl fühlte sich Kautschuk gegenüber im Vorteil und fügte hinzu, er habe auch noch einen andern zu entschuldigen, den „blassen Heinrich."

Wie? auch der bleibt aus? riefen alle.

Kautschuk schien einen Erfolg verzeichnen zu wollen, Mirbl aber fuhr fort, der „blasse Heinrich“ lasse sich nur für eine halbe Stunde entschuldigen, „behufs Materialsammlung.“

Ach so! hieß es. Man beschloß nun, ohne ihn nicht zu beginnen, inzwischen sollte ein Robber abgespielt werden. Mirbl, Pipin und Archimedes setzten sich zusammen, ließen Karten kommen und begannen alsbald ihr Spiel.

Am Sofatische ging inzwischen die Unterhaltung fort. Geuserich sagte zu Natz und Kautschuk: Er ist ein Kraftmensch, der etwas leistet, wir können stolz auf ihn sein. Er hat den Vogel abgeschossen, sein Vortrag heute früh wäre wert, daß er gedruckt und veröffentlicht würde.

I ja, entgegnete der Pastor, es möchte sich wohl kaum einer finden, der ihm gleichkäme oder ihn gar überträfe an Beredsamkeit; ich selbst erkenne bescheiden seine Übergewalt an in — na in Eloquenz (er selbst hatte die Frühpredigt gehalten und war dabei stecken geblieben); allein, fuhr er fort, und das will ich nicht hinter seinem Rücken, sondern ihm ehrlich ins Gesicht sagen, damit auch er nicht ohne Vorteil heimgehe, der doch so vielen hier ein Licht aufgesteckt hat: ich meine, daß er sich in seiner Rede nicht innerhalb des Christentums befand.

Liebster Natz, sagte der Parlamentarier vom Whisttische herüber, ich fasse nicht recht, wie er seinen auf das allgemeine gerichteten Speech —

Bitte Pik! bat Archimedes.

— anders hätte durchführen sollen als aus der Perspektive, von der aus er alle Religionsgesellschaften überblicken konnte.

Bitte Treff! mahnte Archimedes.

Bester Mirbl, sagte der Geistliche laut zum Whisttische zurück, da hast du mich nicht recht verstanden oder ich habe mich undeutlich ausgedrückt; ich meine, der „blasse Heinrich“ war mir zu wenig positiv und, um es hier gleich endgiltig abzuthun: in Sachen der Religion giebt es für einen Christen nur einen einzigen Standpunkt, nämlich das geoffenbarte Wort; eine Kritik aber, die sich außerhalb desselben stellen und sich über dasselbe erheben will, ist eine — nach meinen Begriffen — superkluge und deshalb nicht zu duldende, ich bitte mir meinen theologischen Standpunkt nicht zu verübeln, ich kann nicht anders! Dabei wurde der sonst ruhige Mann rot und schlug sich vor die Brust, worauf eine kleine Pause entstand.

Dann nahm Kautschuk wieder das Wort und sagte: Das ist „positiv“ und ganz richtig; zu wenig Positives hat der Rhetor in seiner weltumfassenden Übersicht auch dem Juristen geboten; was er über den Segen der deutschen Zivil- und Kriminalprozeßordnung laut werden ließ, klang wie aus einer fortschrittlichen Gerichtszeitung, und was er ferner über Schöffen- und Schwurgerichte vorbrachte, wird wohl keiner unter den sämtlichen praktischen Juristen im ganzen Saale gebilligt haben.

Da möchte ich doch opponiren, entgegnete Mirbl gedehnt, indem er seine Handkarten als Fächer benutzte und sich hintenüberbog. Der „blasse Heinrich“ hat den Grundgedanken dieser Institution, Beteiligung des Laienelements bei der Rechtsfindung, sehr richtig erfaßt, aber das Goethische: „Wohlthat — Plage“ springt natürlich bei der verbalhornenden legislatorischen Ausführung der Grundidee in die Augen.

Bitte Coeur! sagte Archimedes.

Hört nur diese Juristen! spottete Genserich, es fehlt nur noch, daß sie uns Paragraphen vorreiten. De bobus dicit arator, warf Pipin vom Whisttische dazwischen, und Natz lachte vergnügt.

Nun laßt auch einmal den Soldaten zu Worte kommen, sagte Genserich. Ich bin völlig damit einverstanden, was der Rhetor über den Einfluß der Gymnasialbildung auf die Strategie äußerte, finde den Überblick, den er betreffs der weltgeschichtlichen Errungenschaften aus den Kriegen von 1866 und 1870 gegeben, wahrhaft —

Lichtvoll! sage ich auch, ergänzte Mirbl, wenn ich auch seinen Optimismus keineswegs teile (dabei hatte er seine Stimme gedämpft), und dasselbe gilt, sagte er, indem er die Stimme wieder hob, von dem Gebiete der Politik, der Staatswissenschaft, der Nationalökonomie, der Statistik, der Presse, die er gestreift und in großen Zügen durch eine inhaltsvolle Schraffirung gezeichnet hat, ich wünschte nur, ich vermöchte es —

Ach wie schade! fuhr Archimedes auf.

Wieso?

Ich meine nur.

Ach so — also ich vermöchte es, ihn vor diesem Areopag ebenso in der Philosophie, Philologie und Pädagogik zu kontroliren und vor diesem Ostrazismus zu salviren, denn auf diesen Gebieten vertiefte sich sein Vortrag ganz besonders. Allein, allein — und dabei zuckte er mit den Achseln und machte eine demütige Bewegung, der aber ein arger Hochmut zugrunde lag.

Nun denn, so darf ich wohl auch seiner Ausführungen über die Kunstleistungen gedenken, hub Pipin an, der übrigens sehr schlechte Karten hatte.

Bitte Coeur! sagte Archimedes zu ihm.

Ja freilich, in der Malerei und Plastik wie in der Musik vermag ich ihn nicht zu „kontroliren,“ wie Mirbl so treffend sagt (Mirbl hob die Nase, als röche er ein Lieblingsparfüm), auch in der Lyrik und Epik vermag ich ihm nicht ins Blatt zu gucken, aber was er über das Drama gesagt, war ebenfalls „lichtvoll,“ insbesondre seine Ausführungen über den Niedergang der Tragödie und das abweisende Verhalten des Publikums zu dieser Kunstgattung, und geradezu prophetisch war das, was er über das moderne Lustspiel und seine Aussichten bemerkte, über die üppige Produktion, die sich bei den Konkurrenzausschreibungen zeigt und die entschieden einen gesunden Kern aufweist, eine

Naturkraft, die sich zur höchsten Höhe durchringen muß, wenn die Misere der Theaterleitungen überwunden sein wird.

Trifft! rief Archimedes Pipin zu. Dieser wurde eben kleinschlemm und hätte großschlemm werden müssen, wenn nicht Mirbl den Stich vorhin, als Archimedes: Ach, wie schade! gerufen, vergeben hätte.

Kautschuk aber fühlte sich fast erdrückt durch alle diese seinen Ausfall zurückweisende Gegnerschaft und fügte süßsauer hinzu, es sei schade, daß nicht auch noch Cohn da sei, um für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Errungenschaften aus dem Vortrage einzutreten; gerade Cohn würde am geeignetsten dazu sein, da er noch auf dem Gange aus der Kirche in die Aula den Redner unterwiesen habe, wie er selbst mit angehört.

Umso bemerkenswerter, entgegnete Genserich, umso anerkennenswerter für den „blassen Heinrich," daß er es verstanden hat, das eilig Gesammelte so geschickt seinem Plane einzufügen.

Kautschuk sah ein, daß er zu weit gegangen war, er lenkte in Form und Inhalt ein. Es sei auch höchst anerkennenswert, meinte er, daß der „blasse Heinrich" bei seinen beschränkten äußern Verhältnissen sich zu einem solchen Hervortreten aufgerafft habe, er, der leider Nichtsgewordene, der Mensch ohne Rang und Titel, der sogar den doch am Wege liegenden Doktorhut aufzuheben nicht für nötig befunden habe. Ihn selbst würde vielleicht vor einer so notabeln Gesellschaft in solchem Falle ein Gefühl der Bedrückung zurückgehalten haben.

Ihr Lieben, sagte mit Ernst der Geistliche, an unsern guten Schulkameraden möchte ich gerade dieses allzu — selbstbewußte oder vielmehr auf eigner Machtvollkommenheit fußende tadeln; das ist es eben, was ich vorhin berührte, als ich von dem außerhalb des Christentums — aber (er schlug sich auf den Mund): schweige, Mund!

Er schwieg, und die andern schwiegen auch. Eine Weile hörte man nur das Auffallen der Kartenblätter. Dann kam vom Spieltische die Bemerkung, vielleicht gebe es jetzt endlich für den „blassen Heinrich" eine Anerkennung, einen Titel, einen Orden.

Oh! sagte Kautschuk möglichst weich zu den Spielern, ein solcher Cato oder Brutus, was ist dem eine staatliche Auszeichnung? Das hilft ihm nicht auf die Beine, nur das Reelle — er schlug sich an die Tasche, in welcher das Portemonnaie klirrte. Dieser Vortrag bringt ihm hoffentlich etwas ein, etwas laufendes, fortgesetztes.

Glaubst du, daß er das beabsichtige? fragte Genserich.

Ich weiß nicht; aber wer wollte es ihm verübeln? erwiederte Kautschuk. Ich wünsche es dem armen Menschen, der sich, wie ich höre, kümmerlich genug mit seinem Broterwerb durchgeschlagen hat; leider ist meine Information ungenau, ihn selbst fand ich auffallend ausweichend.

Das letzte log Kautschuk.

Was hat er denn eigentlich für ein Geschäft, fragten einige. Keiner, wie sich herausstellte, hatte mit ihm darüber gesprochen.

Pensionat, glaube ich, hieß es, oder Kindergarten, hoffentlich keine Klippschule, sagte Kautschuk mit dem Ausdruck reinsten Mitgefühls.

So? O weh! hörte man ringsum. Der wäre auch besser an einem andern Platze.

Ja, fuhr Kautschuk fort, Jugendthorheiten höre ich sagen — die Leute übertreiben offenbar — aber (er schlug seinen Witzmacherton an) wie heißt es doch? erst Champagner, dann Grüneberger Schattenseite. Er wird wohl jetzt den Verhältnissen Rechnung tragen müssen, da heißts freilich, sich bücken vor dem Mammon.

Jetzt verstehe ich sein auffällig artiges Wesen den Stadtleuten gegenüber, schnarrte der Offizier, es hat mich fatal berührt.

Niemand sagte etwas dagegen. Kautschuk hatte gewonnen.

5.

Genserich sah ärgerlich nach der Uhr und wollte nicht länger warten; der Robber Whist war beendet, man rückte am großen Sofatisch zusammen und trat in die Tagesordnung ein.

Archimedes, dem die Karten immer hold waren, hatte Nummer eins gezogen. Er begann denn auch mit seiner vita, die aus einer Reihe Zeitangaben nach Tag, Monat und Jahr bestand, alles schüchtern und stockend hererzählt.

Kautschuk, der Witzige, dessen gute Laune förmlich mit den Flügeln arbeitete, foppte den Sprecher durch Zwischenbemerkungen und brachte ihn so zu immer ausführlicheren Zeitangaben; die andern konnten kaum ihr Lachen verbergen.

Hierauf war Kautschuk an der Reihe. Er wußte die Gunst der Zuhörer gleich dadurch zu gewinnen, daß er versprach, sich kurz zu fassen. Sein Leben, sagte er, sei arm an erzählbaren Ereignissen, reich an fortgesetzter Arbeit, die in der Stube und im Amtslokal verborgen bleibe. Von seiner politischen Thätigkeit schwieg er im Hinblick auf den gegenüber sitzenden Mirbl, der nur darauf zu lauern schien, ihm hierbei in die Parade zu fahren. Schließlich erzählte er einen verzwickten Mordprozeß, den er als Vorsitzender ins Reine gebracht hatte, und rief aufgeräumt: Fiducit, ihr Brüder!

Nummer drei wurde von Genserich zu Ehren gebracht. In anschaulicher Weise gab er zum besten, wie es ihm geglückt sei, sich bei Königgrätz und dann wieder im Kriege 1870 hervorzuthun. Es waren wirkliche Lichtpunkte seines Lebens, die er schilderte, alles jubelte ihm zu, die beim Fiducit des Vorredners gebrachten Sektflaschen wurden eben entkorkt und gaben die Freudensalve dazu ab.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Aus Newyork erhalten die Grenzboten folgende Zuschrift:

Dank Samiel! — Wenn jemals ein unerfreuliches und widerwärtiges Anstiften auf seine Urheber zurückgefallen, wenn irgendwo die Kraft wirksam gewesen ist, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, so war es letzthin, als die großen Männer unsers Volkes mutvoll auszogen und dem Fürsten Bismarck eine seiner vielen „Niederlagen“ beibrachten.

Wie kurzsichtig war dieser Feldzug angelegt! welch ein Pyrrhussieg ist erfochten worden!

Das gesamte Ausland, zuerst verblüfft, besieht sich die Sache, fängt an, den Kopf zu schütteln, die Achseln zu zucken, und wenn jemals Sympathie für den Lenker unsers Reiches geworben worden ist, so geschah es jetzt durch seine Feinde.

Ueber die Sache selbst ist wenig zu sagen. Ein Handlungshaus, das gute Geschäfte macht und dessen Korrespondenz sich vergrößert hat, braucht einen neuen Clerk. Welcher Leiter einer aufblühenden Firma wäre so bornit, hier an den Mitteln zu knausern? Deutschland ist eine gute Firma geworden, sein Einfluß ist gestiegen, seine Beziehungen sind gewachsen, das Personal seiner Offizin muß vermehrt werden. Der einzig kompetente Mensch sagt, daß es nötig sei, und — man verweigert den Gehalt für den Anzustellenden. Es ist zu dumm!

Aber es ist nicht das allein. Die Geldfrage, die elenden paar Mark, die dabei in Frage kamen, setzen die Frage in ein viel schärferes Licht.

Wie klein, sagt sich die Welt, muß doch die Gesinnung der deutschen Nationalvertreter, wie schäbig müssen ihre Gewohnheiten, wie engherzig müssen ihm Kalküls sein, um wegen einer solchen Bagatelle in einer ganz außerhalb des Prinzips liegenden Sache dem Reichskanzler ein Bein zu stellen, einem Manne einen Bubenstreich zu spielen! Kein Franzose hätte es gethan — sie sind hierin weiter —, kein Engländer, kein Amerikaner hätte es gethan, nicht so, nicht bei einer solchen Gelegenheit — not for twice so much, sagen die Amerikaner.

Es ist beschämend gerade für einen Deutschen in Amerika, den Führer unsers Volkes so behandelt zu sehen. Was der Deutsche an Achtung im Auslande genießt, verdankt er ja diesem Manne; was ihn befähigeu wird, sich als Deutschen im fremden Volkstum zu behaupten, verdankt er diesem Manne; was ihn überhaupt auf den Gedauken gebracht, im fremden Lande ein Deutscher sein zu wollen, verdankt er diesem Manne. Es ist das größte Verdienst des Fürsten Bismarck, daß er sein Volk von Grund aus aufgerüttelt hat. Er hatte alle Eigenschaften, die dem Deutschen bis dahin fehlten: den Blick für das Notwendige, den Verstand für das Praktische; er hatte das Geschick und das Selbstvertrauen, die dem Deutschen mangelten.

Seit noch nicht zwanzig Jahren ist unser Volk wie umgewandelt. Sein Charakter ist vollständig im Fluß; er hat sich geradezu erstaunlich geändert und wird sich immer noch mehr ändern. Zum erstenmale seit Jahrhunderten wissen die Deutschen wieder, was sie wollen, sie haben neuen Boden unter den Füßen, sie haben einen gesunden politischen Besitzstand, sie haben Ziele vor sich. Ihr Blick ist nicht mehr in die Wolken, er ist auf das Leben gerichtet, sie regen sich überall, sie sind die Konkurrenten aller Welt, sie sind jedermann im Wege, weil man ihre Leistungsfähigkeit sieht und ihren Eifer fürchtet, weil man sieht, daß sie endlich deutsch sein

wollen, überall und allerwegen, und für sich und für das Deutschtum schaffen und erwerben.

Was war ein Deutscher in Amerika vor zwanzig Jahren? Ein Lump, der sich treten lassen mußte, der sich so schnell als möglich zu beeilen hatte, Amerikaner zu werden, um nicht jedermanns Prügeljunge zu sein. Was tönte dem Deutschen entgegen, wenn er aufbegehrte? Goddam' d Dutch! — Kill him! Es ist noch nicht lange her, da schlief ein deutscher Arbeiter auf einer Bank des Madison Square in Newyork. Ein irischer Bummler betrachtete ihn als ein legitimes Substrat für seine humoristischen Regungen und stach ihm — zur Unterhaltuug — das rechte Auge aus. Was sagte die Bestie vor dem Judge? „Ja Richter, ich dachte, es sei ja nur ein Deutscher!" O gewiß, nur ein Deutscher! Sie waren „nur Deutsche" und wären ewig „nur Deutsche" geblieben, Leute ohne Volk, nirgends einzureihen, nur zum Gebrauch als Füllsel für andre Nationen, willig und bereit, dazu zu dienen, jeder nationalen Energie entbehrend.

Man hat den Deutschen früher vielfach vorgeworfen, daß sie ihre Nationalität hier immer gar zu schnell aufgegeben. Man that ihnen Unrecht. Sie hatten gar keine Nationalität. Sie fühlten sich als Leute, die zufällig deutsch sprachen. Sehen wir von dem kleinen Bruchteil Gebildeter ab, die überhaupt politische Neigungen und Abneigungen herüberbrachten, was war dem ganzen großen Rest der Einwanderer ihre Heimat? Was ließen sie zurück? Ihr Thal und ihr Dorf, ihren Düngerhaufen und ihre Großeltern, aber doch beileibe nichts, was wie ein politisches Gemeinwesen ausgesehen hätte. Dies fanden sie erst hier, es war ihnen etwas vollständig neues, sie gingen darin auf und spieen wie oft! auf ihre deutsche Abkunft.

Erst heute fängt der Deutsche an zu wissen, daß er ein stolzes Volkstum hinter sich hat, und sagt auf Befragen dem Amerikaner: I am proud to be a German! Und in dem Maße, als der Deutsche an Selbstachtung gewinnt, steigt seine Achtung bei der Nation, deren Gast er ist. Aber möge man wandern vom Morgen bis zum Abend, diese Achtung geht auf den Namen Bismarck, und ohne ihn hätten wir sie nicht.

Und Sie vollends, Herr Eugen Richter, Sie sind daran so unschuldig wie ein Kind. Von Ihnen weiß man nichts. Aber Ihre Kampfesweise hat man letzthin kennen gelernt, man hat voll Erstaunen gesehen, mit welchen Mächten unser Staatsmann zu ringen hat, und es hat ihm viel, viel Sympathie eingetragen. „Wie groß muß dieser Mann doch sein, daß seine Feinde so tief vor ihm sinken können!" So denkt man in der Fremde.

Newyork, d. 1. Januar 1885. R. H.

Die Samoa-Inseln. Nach der Debatte im Reichstage und dem Vorgehen der Regierung von Neuseeland, welches der britische Minister für die Kolonien nicht gutzuheißen scheint, beanspruchen die Samoa-Inseln wieder einmal das Interesse des größeren Publikums. Diese Inselgruppe, auch als die „Schifferinseln" (Navigator Islands) bezeichnet, liegt bekanntlich östlich vom australischen Festlande und hat zwischen sich und diesem die von den Franzosen ins Auge gefaßten Neuen Hebriden, die französische Insel Neukaledonien und die englischen Fidschi-Inseln. Dicht im Süden von ihr zeigt die Karte die Freundschafts-Inseln, weiter in dieser Richtung die beiden Stücke von Neuseeland. Die Samoa-Gruppe besteht aus neun bewohnten Eilanden, die zusammen eine Fläche von 2600 englischen Quadratmeilen einnehmen und von denen Sawai, Mauna, Tutuila und Upolu die größten sind. Sawai, die nördlichste, hat eine Größe von etwa 700 englischen Quadratmeilen.

Obwohl die Gruppe den Tropen angehört — sie liegt zwischen dem 13. und 15. Grade südlich vom Aequator —, hat doch das Land, meist hochgelegen, ein mildes Klima, und da der Boden aus verwittertem vulkanischen Gestein besteht, ist er von größter Fruchtbarkeit. Dichte Wälder von Brotfruchtbäumen, Kokospalmen und Bananen bedecken einen erheblichen Teil der Oberfläche, und Orangen, Yams, süße Kartoffeln, Muskatnüsse und Zuckerrohr gedeihen daneben in üppiger Fülle. Die Zahl der Eingebornen soll ungefähr 60 000 betragen.

Schon vor etwa zwölf Jahren verlautete, daß die Deutschen nach diesen Inseln strebten, und daß andrerseits die Kolonisten von Neuseeland dieselben unter den Schutz der britischen Flagge gestellt zu sehen wünschten. Wie und von wem jenes Streben vereitelt wurde, ist männiglich bekannt, aber auch von seiten Englands ist bisher nichts bestimmtes geschehen. Bis heute ist in betreff der Korrespondenz zwischen Lord Derby und der Regierung in Wellington auf Neuseeland nichts in die Oeffentlichkeit gelangt, woraus sich auf Zustimmung des ersteren zu dem Vorschlage der letzteren schließen ließe. Von den britischen Besitzungen liegen der Samoa-Gruppe die Fidschi-Inseln am nächsten, verhältnismäßig nahe Punkte in andern englischen Kolonien sind Auckland (auf Neuseeland) und Brisbane (in Queensland); doch beträgt deren Entfernung zwischen 12- und 1400 Meilen. Die neuseeländischen Ansiedler schreiben jener Gruppe namentlich deshalb Bedeutung zu, weil sie auf dem Handelswege nach San Francisco liegen; außerdem besitzen sie in Pago Pago eine der besten Kohlenstationen im Süden des Stillen Meeres. Die deutschen Interessen wurden hier hauptsächlich durch die Hamburger Handelsfirma Godeffroy und Komp., die „Südseekönige," vertreten, die hier schon vor Jahren die Hochfläche der Hauptinsel durch deutsche Ansiedler anzubauen begannen und damit Erfolge erzielten, welche den Reichskanzler daran denken ließen, dem Unternehmen den Schutz und eine gewisse Unterstützung des Reiches zuzuwenden, und zwar soll der erste Gedanke zu einem solchen Plane schon vor dem deutsch-französischen Kriege angeregt worden sein. Von den Engländern sind bereits 1830 auf den Samoa-Inseln Missionsarbeiten (häufig die Vorbereitung von Annexion) betrieben worden, bei denen der Reverend John Williams sich als der „Märtyrer von Erromanga" einen in gewissen Kreisen gefeierten Namen erwarb; sein Werk wurde von deutschen und amerikanischen Missionsgesellschaften fortgesetzt, und gegenwärtig bekennt sich die größere Hälfte der Samoaner zur christlichen Religion.

Taine und Sybel. Der „Schwäbische Merkur" schreibt in seiner Sonntagsbeilage vom 11. Januar:

In einem vortrefflichen Aufsatze: „Aus der französischen Revolution" in Nummer 1 der Grenzboten von 1885 findet sich die Stelle: „Das große Verdienst, von der französischen Revolution den Vorhang heruntergerissen und hinter demselben das Ungetüm in seiner ganzen Rohheit und Gefährlichkeit bloßgelegt zu haben, hat sich in unsterblicher Weise Taine erworben." Gegen diesen Satz muß im Interesse deutscher Geschichtschreibung entschieden Verwahrung eingelegt werden. Nicht dem Franzosen Taine, der jetzt seine hochinteressante Geschichte der Revolution schreibt, sondern unserm Sybel gebührt dies unsterbliche Verdienst. Er hat schon in den fünfziger Jahren (1. Bd. der Geschichte des Revolutionszeitalters, erschienen 1853) den Vorhang von der einseitigen Verherrlichung der Revolution, wie sie durch die Mignet, Thiers u. s. w. zur allgemeinen Legende geworden, gezogen; er zuerst — nach ihm und mit ihm Häusser — hat die erste quellenmäßige, mit historischer Kritik verfaßte Geschichte der Revolution geschaffen;

er zuerst hat die in der französischen Geschichtschreibung ganz vernachlässigte innere Geschichte zu ihrer Geltung gebracht und die unheilvolle, zerstörende Wirkung der Gewaltthaten der Revolution auf das gesamte Leben, auf persönliche Sicherheit, Eigentum, auf Wohlstand, Gesittung, Recht, Religion aufgezeigt. Sybel selbst sagt in einer Besprechung eines der früheren Bände des Taineschen Buches in der Historischen Zeitschrift (vergl. Kleine historische Schriften, 3. Band, S. 263): „Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich in meiner »Geschichte der Revolutionszeit« diese Verhältnisse nach authentischen Materialien dargestellt und damit bei dem französischen Publikum vielfachen Anstoß gegeben. Umso größere Befriedigung darf ich jetzt empfinden, wenn ein so bedeutender Forscher wie Taine nach Heranziehung zahlloser Dokumente der Pariser Archive ganz und gar zu demselben Ergebnisse gelangt." Taine hat jetzt zahllose Einzelheiten, urkundlich belegt, mit bienenhaftem Fleiße gesammelt, welche alle die längst von der deutschen Geschichtschreibung aufgestellten großen Gesichtspunkte bestätigen. Das „unsterbliche Verdienst" gebührt sonach nicht Taine, sondern dem Deutschen. Daß gleichwohl Taines Forschungen, daß sein Mut, den Landsleuten die Wahrheit zu sagen, eine That ersten Ranges sind, ist selbstverständlich. Wir aber wollen die Verdienste unsrer großen Geschichtschreiber nicht herabsetzen lassen. —

Wie wenig es die Absicht der Grenzboten gewesen ist, durch den Abdruck des Aufsatzes „Aus der französischen Revolution" die deutsche Wissenschaft „herabzusetzen," möge der „Schwäbische Merkur" daraus entnehmen, daß wir seine Bemerkungen hier unverkürzt wiedergeben.

Literatur.

Geschichte des deutschen Volkes in Staat, Religion, Literatur und Kunst von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Von Georg Hoyns. Erster Band. Bis zur Regierung Ottos des Großen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884.

Das vorliegende Werk will die Entwicklung des deutschen Volkes „von jenem breitern Kreise der Betrachtung aus zur Darstellung bringen, den die deutsche Geschichtschreibung in allen Teilen der Kultur gewonnen hat," und zwar nicht nur für den engen Kreis der Gelehrten, sondern für alle Gebildeten. Neue Resultate eigner Forschung zu bringen, darauf verzichtet der Verfasser, er ist vielmehr bestrebt, an der Hand der hervorragendsten Werke in den einzelnen Gebieten die gesicherten Ergebnisse kurz und übersichtlich in ein Gesamtbild zusammenzufassen. Ob es ihm dabei gelungen ist, aus der unendlichen Fülle des Stoffes immer nur das für das Verständnis durchaus Notwendige herauszuheben, möchten wir bezweifeln; einzelne Abschnitte, wie das Kapitel über Konstantin den Großen, hätten entschieden kürzer gefaßt werden können. Mit den neuen Forschungen scheint der Verfasser hinreichend vertraut zu sein, doch kann man hie und da andrer Meinung sein, wie z. B. in der Auffassung Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen. Die Ansicht Rankes, daß die sogenannten Annalen Einhards offiziösen Ursprunges seien, ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Am besten gelungen sind dem Verfasser die ersten Kapitel, die Anfänge der deutschen Geschichte; hier hat er auch ziemlich selbständig gearbeitet, doch ist er bei der Darstellung der Religion der alten Deutschen, so anziehend auch gerade dieser Abschnitt geschrieben ist, in der Benutzung der nordgermanischen Quellen nach unsrer Meinung zu weit gegangen. Am schwächsten sind die kunstgeschichtlichen Stücke des Buches. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser in

der Auswahl des Stoffes nur seinem persönlichen Ermessen gefolgt ist, aber jedenfalls hätten Ungleichheiten, wie sie vorhanden sind, vermieden werden sollen. Auf zehn Seiten wird uns eine Uebersicht der Kunstgeschichte gegeben von den ersten Anfängen der christlichen Kunst bis zur Entwicklung der byzantinischen Architektur und Malerei; darauf folgt auf vier Seiten die ostgothische, langobardische und karolingische Kunst; von den karolingischen Bilderhandschriften, von der irisch-angelsächsischen Kunst, deren Einfluß auf die deutsche doch bekannt ist, erfährt der Leser nicht ein Wort. Der Verfasser besitzt hier offenbar nicht die ausreichende Kenntnis der neueren Literatur. So wird z. B. noch erzählt, daß für das christliche Gotteshaus nur die alte Kauf- und Gerichtshalle das Muster abgegeben habe. Ein Irrtum ist es auch, daß die römischen Konsuln beim Amtsantritt Diptychen zum Geschenk erhalten hätten; sie schenkten sie vielmehr selbst. Wenn es endlich von der Sophienkirche heißt: „Das Innere ist mit seinem Eindruck machtvoller Größe und phantastischer Pracht, den .. die Raumverteilung und die überaus glänzende Ausstattung mit auf Goldgrund prangenden Mosaikgemälden .. hervorbringen, bis auf den heutigen Tag als ein Wunderwerk gepriesen worden," so muß doch in dem Leser der Gedanke entstehen, daß die Mosaiken noch heutigen Tages in all ihrem Glanze sichtbar seien.

Das Werk, welches drei Bände umfassen soll, ist gefällig geschrieben, wenn auch hie und da mit einer gewissen Nüchternheit, die seiner Verbreitung in weiteren Kreisen, für die es doch bestimmt ist, nicht förderlich sein wird. Die meisten werden ohnehin, wenn sie sich über Kunst, Literatur u. s. w. unterrichten wollen, nach wie vor nach einem den betreffenden Gegenstand gesondert behandelnden Werke greifen.

Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt, von P. K. Rosegger. Zwei Bände. Wien, Hartleben, 1885.

Nichts ist begreiflicher als das Streben eines zu Ruhm und Anerkennung gelangten Schriftstellers oder Künstlers, die Grenzen des Gebietes, des Genres, der Kunstform, die ihm jene verschafft haben, zu erweitern und sich dadurch gegen das zweifelhafteste Lob zu wehren, welches einem Schaffenden erteilt werden kann: das der „Spezialität." Es sind nicht die Kritiker, wie Rosegger in dem streitbaren Vorworte dieses seines neuen Buches, in der „Verhandlung zwischen Autor und Verleger" meint, welche rufen: „Aber immer wieder Bauern und nichts als Bauern!" Diese Kritiker haben ihm im Gegenteil eben die Beschränkung auf sein virtuos beherrschtes Gebiet angeraten. Sein eigner Ehrgeiz ist es, der ihn treibt, die Phantasie auch ins „Weltleben" zu tauchen und aus diesem sich seine Probleme, Gestalten und Sonderlinge zu holen. So zeigt denn auch das neue Werk, welches Rosegger dem deutschen Leser vorlegt, ein doppeltes Gesicht, doppelt deswegen, weil der Autor Stadt und Land, Wald und Welt, die einfachen Verhältnisse des Dorflebens und die entwickelteren des städtischen als Gegensätze auffaßt, deren vereinigendes Band er bisher nicht gefunden hat und wohl auch, wie es allen Anschein hat, nicht finden wird. Natur sieht er nur in seinem Wald, seinen Bauern, seinen elementaren Zuständen; zu einem umfassenderen Begriff derselben ist er nicht gekommen. Es steckt auch gewiß im Autor selbst der bäuerliche Zug, insofern er die Nichtbauern mit Vorliebe satirisch auffaßt und seine Phantasie, sobald sie die Stadt betritt, sich mit düsteren, unsittlichen Konflikten erfüllt. Kein Zweifel, daß Rosegger an dem Treiben der „Welt" tiefen Anteil nimmt. Die Weltgeschichten kamen ihm, wie er selbst sagt, ebenso tief wie die Dorfbilder; „es mag mancher Tropfen Galle daran sein, aber sicherlich auch ein wenig Herzblut.

Das Herzblut den Menschen, die Galle den Spitzbuben und Thoren. Es liegt Absicht in den Sachen, ich gestehe es." Darin liegt es eben: in der Absicht! Als ein abgeklärter, harmonischer Künstler, voll tiefen, hinreißenden Mitgefühls mit seinen Gestalten und ihrem schlichten Leben erscheint Rosegger im ersten Bande, den „Geschichten und Bildern aus Alpen, Wald und Dorf." Dieser enthält Stücke, welche zu den allerbesten Leistungen gehören, die der Dichter aufzuweisen hat: die „Zwingmesse," die „Sieben Todsünden," das „Wunderbild," die „Sennerin und ihre Freunde," „Empor zu Gott," der „Staudenhiesl," der „Ameisler." Hier ergötzt uns der tiefe Kenner steirischen Volkslebens durch duftige Naturschilderungen, durch meisterhafte Charakteristik, durch unerschöpfliche Erfindung, und vor allem durch einen köstlichen Humor, der darum so entzückend ist, weil er der Liebe entspringt. Die Bildung, welche sich der Dichter angeeignet, diente ihm eben dazu, den feinen, skeptisch-ironischen Ton gegenüber dem armen, im Aberglauben und in treuherziger Anhänglichkeit an die Kirche dahinlebenden Volke zu finden. Es fällt ihm nicht ein, reformirend oder strafend sich diesem entgegenzustellen, und dadurch erreicht er die wohlthuenden künstlerischen Wirkungen, die einzelnen seiner Stücke den Stempel voller Schönheit aufdrücken. Ein ganz andres Gesicht zeigt uns der Dichter im zweiten Bande, den „Novellen und Skizzen aus dem Weltleben," zumal in den ersten Stücken. Da entpuppt sich der heitere Naturschwärmer, der sympathiereiche Beobachter als ein arger Pessimist, der die Bestie im Menschen garnicht so gering schätzt, da sind es Ehebruchgeschichten in sarkastischem Tone vorgetragen, welche mit düsterer, unheimlicher Romantik abwechseln: „Meister Hermann," „Der Kammerdiener," „Das Bekenntnis eines Verurteilten" gehören in die Kategorie der Kriminalnovellen; „Ein moderner Hellespont," „Aus dem Tagebuche einer Ehefrau" würden jedem französischen Ehebruchsdichter Ehre machen. Bei allen diesen Dingen hat man immer das Gefühl, daß Rosegger von seiner Lektüre, und eben nicht der besten, sich anregen ließ, auch einmal derlei zu versuchen. Wert haben sie nicht. Liebenswürdiger wird er erst dann, wenn er im Gebiete der eignen Erfahrung bleibt und aus der eignen Anschauung fabulirt, so in den Sonderlingen „Herr Florian," „Ein Naturfreund." Daß dieser Stadtmensch, „in welchen sich auch einmal eine Kinderseele verirrt hat," schließlich doch nur im Zwiespalt zwischen seinen Neigungen zur Stadt und zum Landleben stecken bleibt, ist für Rosegger höchst charakteristisch. Ebenso im „Jünger Darwins." Dieser hat durch die Lektüre der Schriften des großen englischen Naturforschers (den Rosegger konsequent als Katholiken bezeichnet, als gäbe es keine englische Hochkirche) den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele verloren, was ihn ganz unglücklich macht. Der realistische und tief ethische Dichter läßt ihn in der aufopfernden Thätigkeit für Unglückliche seine innere Gemütsruhe wiederfinden, ähnlich wie der religiöse Hochmut des Pfarrers in „Empor zu Gott" die wahre Religiosität in praktischer Nächstenliebe erkennen muß. Aber allerdings hat jener „Jünger Darwins" damit noch nicht die Antwort auf die Fragen gefunden, die er gestellt hat, und so mag es auch mit dem Dichter selbst sein. Die übrigen Stücke des zweiten Bandes sind sehr munter und unterhaltend; als besonders witzig sei hervorgehoben „Das Geheimnis von Defreggers Erfolgen," welches in höchst konkreter Art eigentlich das Wesen der Kunst erklärt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Freisinnige Sünden.



In der Einleitung zu seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet es Gervinus als eine charakteristische Eigentümlichkeit unsrer Zeit, daß in ihr der große Einfluß Einzelner, Regenten oder Privaten, kaum zum Vorschein komme. Seit Napoleon dem Ersten sei kein wahrhaft hervorragender Geist aufgetreten, der die Aufmerksamkeit der Mitlebenden vorzugsweise auf sich hätte lenken können, kein wahrhaft großer Charakter, der die Geschicke eines Volkes in seine Hände genommen hätte oder der Vertreter einer ganzen Zeitbestrebung geworden wäre. Aber darin gerade sieht der Geschichtschreiber die eigentümliche Größe unsrer Zeit. Der hervorragende Rang der großen Begabung sei in Abnahme, aber die Zahl der mittleren Begabungen in desto größerer Zunahme begriffen, im einzelnen geschehe nichts Großes und Erhabenes, aber im ganzen sei es eine wahrhaft große und erhabene Wendung in der Gestalt des öffentlichen Lebens, daß die Geschichte dieser Zeit nicht bloß Biographien und Fürstengeschichte zu erzählen habe, sondern Völkergeschichte.

Diese Worte hatten zu der Zeit, in der sie niedergeschrieben wurden, zu Anfang der fünfziger Jahre, einen Schein von Berechtigung insofern, als die vorangegangenen Jahrzehnte sich in der That erschreckend arm an schöpferischen Geistern bewiesen hatten. Daß freilich auch die tiefgehendsten Bewegungen eines ganzen Volkes nicht imstande sind, zu einem gedeihlichen Erfolge zu führen, wenn sie nicht von einer über die Masse hinausragenden Individualität erfaßt und geleitet werden, darüber hätte den Heidelberger Professor ein Blick auf das klägliche Scheitern der auf Herstellung der nationalen Einheit gerichteten Bestrebungen in Deutschland und Italien, sowie die vor seinen Augen sich vollziehenden Vorgänge in Frankreich, wo gerade damals die demokratische Be-

wegung von 1848 in einen Sieg des Cäsarismus ausmündete, belehren können. Insofern aber diese Worte außerdem eine Prophezeiung für die Zukunft bedeuten sollten, ist wohl selten eine solche schneller und glänzender Lügen gestraft worden. Nur wenige Jahre weiter, und eben jene italienischen und deutschen Einheitsbestrebungen, welche das ganze Jahrhundert hindurch immer wieder aufgetaucht und immer von neuem gescheitert waren, hatten sich durchgesetzt, nicht sowohl durch die Wucht der ihnen zugrunde liegenden Volksstimmung, als vielmehr durch die Genialität zweier hochbedeutenden Individuen, Cavours und Bismarcks, welche sich dieser Bewegung zu bemächtigen und dieselbe in richtiger Weise zu lenken verstanden hatten. Und ein weiteres Moment, welches den Sieg dieser Bestrebungen wenn nicht möglich gemacht, so doch jedenfalls erleichtert hat, haben wir zu suchen in der ganz individuellen Charakterbeschaffenheit einer dritten, immerhin hervorragenden, wenn auch jenen beiden andern nicht gleichzustellenden Persönlichkeit, Napoleon des Dritten, der im Gegensatz zu der Stimmung seiner Nation das Nationalitätsprinzip innerhalb gewisser Grenzen wirksam gefördert hat.

Jenem Ausspruche von Gervinus, welcher durch die unmittelbar folgenden Ereignisse eine so beschämende Widerlegung gefunden hat, kommt aber insofern eine gewisse höhere Bedeutung zu, als in ihm nach dem alten Satze, daß der Wunsch der Vater des Gedankens sei, eine weitverbreitete Lieblingsmeinung unsrer Zeit zu tage tritt. Die demokratische Stimmung unsers Jahrhunderts, nicht zufrieden damit, mit dem blinden Autoritätsglauben früherer Zeiten gründlich gebrochen zu haben, ist allmählich dazu vorgeschritten, gegen jede über das Mittelmaß hinausragende Kapazität eine Art von instinktiver Abneigung zu empfinden. Es macht sich dieser Zug auf allen Gebieten ohne Ausnahme bemerkbar. Wer auf gewöhnliche Weise mit den gewöhnlichen Mitteln und der gewöhnlichen Technik Mittelmäßiges leistet, wird beifällig begrüßt, wer es versucht, auf selbstgebahntem Wege wandelnd ein Neues zu schaffen, wird verkannt und bleibt unverstanden. Sieht man sich schließlich kraft der unwiderruflichen Macht, welche dem Genius innewohnt, zu einer halb widerwilligen Anerkennung gezwungen, so sucht man diese sofort nach Kräften abzuschwächen, indem man das nicht abzuleugnende Gute soviel als möglich auf fremde Einflüsse, auf schon Dagewesenes zurückführt, dagegen mit Vorliebe bei den etwa vorhandenen Mängeln verweilt und die unbestreitbaren Vorzüge mit einigen lobenden Prädikaten kurz abfertigt. Die immer mehr überwuchernde Neigung zur Kritik, welche unser Zeitalter charakterisirt, scheint ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber großen und segensreichen Leistungen garnicht mehr aufkommen lassen zu wollen.

Einen bezeichnenden Ausdruck hat dieser immer mehr überhandnehmende Hang zur Undankbarkeit neuerdings gefunden in einem Aufsatze des englischen Philosophen Herbert Spencer. Derselbe wendet sich gegen den von August Comte, den Begründer des Positivismus, ausgehenden Vorschlag, künftig an die Stelle

der Verehrung der Gottheit diejenige der Menschheit zu setzen, wobei unter Menschheit diejenigen großen Individuen verstanden werden, die sich um die Kulturentwicklung in irgendeiner Weise verdient gemacht haben. Dieser Vorschlag hat namentlich in der von Comte ihm gegebenen Fassung viel wunderliches, und man wird den von Spencer gegen ihn erhobenen Einwendungen bezüglich mancher Punkte nur beistimmen können. Bedenklich aber ist ein Argument, welches er unter anderm gegen die Verehrung jener großen Individuen in die Schranken führt. Er meint, man sei auch deshalb jenen Männern, die mit Wollen und Wissen die Kulturentwicklung gefördert haben, keinen Dank schuldig, weil sich dieselben nicht sowohl von selbstlosem Interesse an der Menschheit, als von egoistischen Beweggründen hätten leiten lassen, möchten diese letztern nun in der eignen Freude am Schaffen oder in der Hoffnung auf materiellen oder geistigen Lohn bestehen. In dieser Allgemeinheit ist das entschieden nicht richtig. Wenn jemand ein schönes Gedicht schafft oder ein schönes Bild malt, so läßt er sich zunächst freilich durch seinen Schaffenstrieb bestimmen, dem das Kunstwerk als solches Selbstzweck ist; daneben aber hat er doch beständig das Gefühl, daß das, was er schafft, dazu geeignet sei, andern Freude zu machen, und dieses Bewußtsein giebt seinem Thun erst den rechten Nachdruck und die rechte Freudigkeit. Noch unmittelbarer fällt beim Erfinder und vollends beim Staatsmann die Freude an der eignen Thätigkeit mit der Freude an dem durch diese Thätigkeit bewirkten allgemeinen Nutzen zusammen. Denn jedem Staatsmanne, der nicht von der nacktesten persönlichen Herrschsucht bestimmt ist, gewährt seine Thätigkeit doch nur eben deshalb Befriedigung, weil sie der Allgemeinheit dient. Wollten wir denen, welche auf diesem Gebiete mit Absicht und Bewußtsein erfolgreich thätig sind, deshalb unsern Dank versagen, weil ihr Wirken bis zu einem gewissen Grade immer gleichzeitig unter dem Einflusse egoistischer Motive steht, so müßte die Dankbarkeit als solche aus der Welt verbannt werden, denn wer immer wohlthätig wirkt, wird dies auch seiner eignen Selbstbefriedigung halber thun.

Indes die von dem englischen Philosophen eröffnete Aussicht, der manchmal recht unbequemen Dankverpflichtung, welche die Verdienste großer Männer uns auferlegen, durch die jederzeit mögliche Berufung auf deren etwaige egoistische Motive entgehen zu können, ist dem Zeitgeist viel zu willkommen, als daß seine Ausführungen nicht auch diesseits des Kanals freudige Zustimmung hätten finden sollen. So finden wir sie beispielsweise in einem Aufsatze „Von dem Werte der Menschheit,“ welchen die „Nation,“ das Organ des rechten Flügels der deutsch-freisinnigen Partei, am 1. November v. J. veröffentlicht hat, wiedergegeben und beifällig kommentirt. Den Verfasser dieses Aufsatzes interessirt als Laien und immer auf das „Aktuelle“ gerichteten Politiker, dem es nicht sowohl um die allgemeinen Gedanken als solcher, als vielmehr um die Verwertung derselben für die Erfordernisse des Tages zu thun ist, vor allem der Nutzen,

der sich aus diesen Ausführungen in bezug auf einen ganz konkreten Fall zu ergeben scheint. Welches dieser ganz konkrete Fall ist, offenbart er uns selber am Schlusse seines Artikels. Er kann es dem Engländer nicht hoch genug anrechnen, daß er dem Kultus der Menschheit, welcher zwar eine bloße Phrase, aber doch mehr als harmlose Phantasterei sei, ein Ende gemacht habe. Denn von der Anbetung einer solchen Abstraktion sei es nicht weit zu dem Gedanken, irgendeinem Vertreter der Menschheit, einem unfehlbaren Sterblichen praktisch die Rolle der Vorsehung zuzuteilen. Und damit nicht irgendein harmloses Gemüt auf den Gedanken komme, unter jenem unfehlbaren Sterblichen, vor dessen Verehrung so nachdrücklich gewarnt wird, könne etwa der heilige Vater in Rom gemeint sein, fährt der Verfasser erläuternd fort, es fehle nicht an Beispielen, daß mächtige Staatsmänner in ihrer Person die Funktionen einer irdischen Vorsehung zu konzentriren suchten, indem sie davon ausgingen, daß die Menschheit als Gesamtheit zu unbeholfen für eine solche Thätigkeit sei. Solche Konsequenzen der Menschheitsreligion halte er für gefährlich, und er sei deshalb dem Philosophen dankbar, der den Vordersatz umstoße.

Hinc illae lacrimae. Also all dieser Eifer, die vertrauensselige Menschheit vor allzu inniger Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter zu warnen, wird nur deshalb aufgewandt, damit das deutsche Volk sich nicht etwa verleiten lasse, seinen größten Staatsmann als unfehlbar oder als eine Art von Vorsehung zu betrachten.

Nun, der Verfasser möge sich beruhigen. Soviel wir gehört haben, ist die Unfehlbarkeit des Reichskanzlers noch von keiner Versammlung proklamirt worden, und auch Tempel oder Altäre sind ihm unsers Wissens bisher noch nicht errichtet worden. Ein guter Teil der Deutschen ist nur der einfältigen Meinung, der Leiter unsrer öffentlichen Angelegenheiten habe nachgerade hinreichende Proben seiner Befähigung abgelegt, um ein gewisses Vertrauen auch in bezug auf diejenigen Maßregeln, deren Erfolg noch unbekannt ist, zu rechtfertigen, wenigstens solange als nicht die Schädlichkeit derselben in evidenter Weise nachgewiesen ist. Sie haben für diese ihre kindliche Anschauung einen Bundesgenossen an dem bekannten Ausspruche des freilich heutzutage sehr altmodischen Aristoteles: wo in einem Staate ein Bürger sich so vor den andern auszeichne, daß die Tugend und staatliche Kunst aller andern zusammengenommen mit der seinigen nicht zu vergleichen sei, da bleibe nichts weiter übrig, als daß alle ihm freiwillig gehorchten.

Es ist zuzugeben, daß diese hervorragenden Männer selten genug vorkommen, aber bisweilen werden sie durch eine besondre Gunst des Geschickes den Völkern zuteil, und es ist immer eine große Unklugheit gewesen, wenn man diese seltene Gabe undankbar zurückgestoßen hat, eine Unklugheit, die sich jedesmal an den Betreffenden aufs bitterste gerächt hat, wofür vielleicht das schlagendste Beispiel die Ermordung Cäsars ist.

Die ängstliche Warnung davor, einem Sterblichen die Rolle der Vorsehung zuzuteilen, hat aber einen tieferen Grund. Die Rolle der Vorsehung spielt derjenige, welcher im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit einem andern die Sorge für sein Wohl ganz oder teilweise abnimmt. Nun ist es aber ein demokratisches Axiom, daß für sein eignes Wohl im allgemeinen der Betreffende am besten selber sorge. Dies ist nun nicht einmal in bezug auf den Einzelnen immer richtig, denn um sein wahres Wohl zu erkennen, dazu gehört schon eine gewisse Erfahrung und Reife des Urteils, die man nicht ohne weiteres jedermann zutrauen kann. Noch weniger aber ist die Richtigkeit dieses Axioms zuzugeben, wenn es sich um ein ganzes Volk handelt. Denn ein Volk besteht aus vielen Einzelnen, von denen jeder sein bestimmtes, von dem der andern verschiednes und oft ihm geradezu entgegengesetztes Interesse hat. In dem Streite der verschiednen Interessen diejenigen, welche für die Gesamtheit im Augenblicke und auf die Dauer die meiste Wichtigkeit besitzen, herauszufinden, das vermögen weder die einzelnen Interessenten als solche, noch die Gesamtheit derselben, deren Meinung sich ja naturgemäß nur durch Majoritätsbeschlüsse kundthun kann. Denn die Majorität eines Volkes pflegt für die selbständige Lösung derartiger schwierigen Fragen weder hinreichende Reife des Urteils noch die gehörige Erfahrung zu besitzen. Was das wahre Interesse einer Nation ist, versteht nur der in genügendem Maße zu beurteilen, der sich mit den Angelegenheiten und Bedürfnissen derselben eine Zeit lang beschäftigt hat, und zwar nicht bloß in theoretischer Weise, sondern auch praktisch. Denn in der Politik kommt es nicht lediglich darauf an, gewisse Regeln festzustellen, mit deren strikter Befolgung dann alles abgethan ist, sondern die Hauptsache ist, in jedem Falle genau zu prüfen, welche Regel und wieweit dieselbe anzuwenden sei. Die Politik ist mit einem Worte, wie auch Fürst Bismarck neuerdings wieder einmal hervorgehoben, keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Jeder Künstler aber unterscheidet sich von denen, welche es nicht sind, nicht in quantitativer Weise, sodaß z. B. viele Dilettanten einem Künstler gleichkämen, sondern qualitativ. Selbst der mittelmäßige Künstler, der mittelmäßige Staatsmann hat vor dem Laien einen unschätzbaren Vorteil voraus, die Beherrschung des Technischen; bei dem Meister gesellt sich als zweites noch eine mehr oder minder hohe Begabung hinzu.

Ein gewisses Maß solcher Begabung gestehen ja nun unsre Demokraten dem Reichskanzler auch zu; sind sie doch sogar so gütig, denselben, wie dies beispielsweise in der am 17. Januar d. J. ausgegebenen Nummer der „Nation" geschieht, als einen „hervorragenden Diplomaten" zu bezeichnen. Leider hat gerade diese Bezeichnung in demokratischem Munde einen etwas fatalen Beigeschmack. Wenn wir nicht irren, war es Herr Virchow, der einmal erklärte, Bismarck sei ja ein ganz guter Diplomat, aber er gehöre als solcher doch einer Menschenklasse an, die sich eigentlich überlebt habe. In Zukunft, meinte er, werde es zur Regelung internationaler Angelegenheiten der Kniffe

und Praktiken dieser Herren nicht mehr bedürfen, sondern diese Regelung werde sich mit der größten Offenheit und Loyalität vor den Augen der ganzen Welt vollziehen können. Vielleicht ist dieser glückliche Zeitpunkt sogar schon gekommen, ohne daß die Herren Diplomaten, die nicht gern ihre Überflüssigkeit bekennen möchten, dies gemerkt haben, und die Lösung der deutschen Frage z. B. wäre am Ende ohne viele Spitzfindigkeiten nach der alten bewährten Methode der Fortschrittspartei möglich gewesen.

Wie eine solche Methode der Zukunft zu denken sei, darüber kann ein Vorschlag Auskunft geben, den ein früherer Parteifreund des Herrn Virchow kurz vor dem Ausbruche des dänischen Krieges im preußischen Abgeordnetenhause gethan hat. Dieser Vorschlag ging dahin, sich den Beistand Schwedens durch die Überlassung des freilich erst zu erobernden Jütlands zu gewinnen, welches man ihm ja nicht dauernd zu lassen brauche, sondern später gelegentlich wieder wegnehmen könne. Diesem Vorschlage gegenüber bezeichnete der Ministerpräsident, Herr von Bismarck, es als eine eigentümliche Naivität unzünftiger Politiker, von der Tribüne aus dasjenige anzuführen, was, in dieser Weise ausgesprochen, die empfohlene Kombination gründlich unmöglich mache. Solche Dinge, wie die vorgeschlagenen, kämen wohl vor, aber wenn man solche Politik treiben wolle, so posaune man es wenigstens nicht von der Tribüne aus.

Daß auch bei Herrn Virchow das Verständnis für die Kunst des Staatsmannes, wie für die derselben analog und auch häufig, z. B. schon von Plato, mit ihr zusammengestellte Steuermannskunst nicht viel größer war, bekundet eine Äußerung desselben aus dem Jahre 1865 über die Politik der Regierung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, eine Politik, deren Erfolge damals ziemlich deutlich vor Augen lagen und die Fürst Bismarck später selber einmal als die glänzendste, weil vielleicht schwierigste seiner Ruhmesthaten bezeichnet hat. Der Herr Abgeordnete warf nämlich dieser Politik vor, sie sei keine konsequente gewesen und habe, je nachdem der Wind gewechselt habe, auch das Steuerruder gedreht. Worauf der Angegriffene gelassen mit der Frage erwiederte: was man denn, wenn man zu Schiffe fahre, andres thun solle, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen wolle, was er andern überlasse.

Warum wir auf diese unliebsamen und längst verjährten Geschichten zurückkommen? Weil dieser durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte gründlich ad absurdum geführte und dadurch scheinbar vernichtete Dilettantimus erst neuerdings wieder einmal Spuren seines immer noch fortdauernden Daseins uns vor Augen geführt hat. Es war in jener bekannten Reichstagssitzung, deren Datum für gewisse Leute hoffentlich stets etwas Ominöses behalten wird, wo man es unternahm, einem Minister, der als solcher eine zwanzigjährige Erfahrung für sich hat und zu dessen Fachkenntnis man deshalb einiges Vertrauen hegen darf, der aber außerdem zufälliger Weise noch die Eigentümlichkeit besitzt,

der größte Staatsmann seiner Zeit zu sein — wo man es unternahm, diesem Manne wohlmeinende Ratschläge zu besserer Verteilung der zu seinem Ressort gehörigen Geschäfte zu geben. Das unauslöschliche Gelächter, mit welchem jene Ratschläge zwar nicht von diesem Reichstage, aber von dem übrigen Deutschland, Europa, ja der Welt aufgenommen wurden, hätte die Herren belehren können, daß ein bischen Dilettantismus sich zwar innerhalb der eignen vier Wände und auf der Bierbank recht gut macht, daß er aber unfehlbar vernichtendem Hohne anheimfällt, sobald er es unternimmt, auf den öffentlichen Markt hinauszutreten und die luftigen Gebilde seines impotenten Laiengehirns den soliden Schöpfungen eines anerkannten Meisters an die Seite zu stellen.



Mißbräuche des Lebensversicherungswesens.



us meiner Jugendzeit entsinne ich mich, daß ein verständiger Bauersmann, mit dem ich über Feuerversicherungswesen sprach und dem ich meine Bewunderung dieser trefflichen Einrichtung ausdrückte, mir antwortete: alle diese Versicherungsanstalten liefen eigentlich nur darauf hinaus, daß eine Anzahl „Herren" bequeme und einträgliche Stellungen hätten. Diese Ansicht schien mir damals entsetzlich altmodisch und thöricht, und auch heute noch gebe ich zu, daß sie mindestens sehr einseitig war; aber zu dem Standpunkte, anzuerkennen, daß der Mann nicht so ganz Unrecht hatte, bin ich heute doch auch gekommen.

Es ist mit dem Versicherungswesen eine vortreffliche Sache, und altmodische Leute, welche prinzipiell nichts davon wissen wollen, werden sich gewiß nur noch ganz vereinzelt finden. Wenn gewisse Lasten, welche unfehlbar die Gesamtheit treffen müssen, von denen man aber nicht im voraus wissen kann, welchen Einzelnen sie treffen werden, durch Versicherung in einer für niemand sonderlich drückenden Weise ihre Ausgleichung finden, so ist das gewiß die Befriedigung eines öffentlichen Interesses von allererstem Range; freilich ist dann immer noch, den heutigen Zuständen des Versicherungswesens gegenüber, die Frage gestattet, ob dieses ganze Gebiet nicht zweckmäßiger von der gesamten Öffentlichkeit, dem es dienen soll, auch betrieben werde, statt der Privatindustrie überlassen zu sein — eine Frage, die ich heute nicht weiter untersuchen will, da sich bereits die Parteipolitik ihrer bemächtigt hat. Nun kommt aber weiterhin eine Klasse von Versicherungsgeschäften, bei denen es sich nicht in gleicher Weise um ein Gesamt-, sondern nur um ein Einzelinteresse handelt, und wo die Fälle, gegen

deren Eintritt versichert werden soll, zwar gleichfalls im natürlichen Laufe der Dinge früher oder später eintreten müssen, aber doch nicht im Lichte einer Klasse von Ereignissen aufzufassen sind, bei denen ein bestimmter Schaden andernfalls vom Einzelnen zu tragen wäre und mittelst der Versicherung einer Gesamtheit zugewälzt wird. Auch diese Versicherungen, welche vielleicht das einzig berechtigte Gebiet eines privaten Versicherungswesens in sich darstellen, mögen von hohem Werte für die bürgerliche Gesellschaft sein, indem mit ihrer Hilfe durch verhältnismäßig kleine Opfer eine Sicherheit der Familie erkauft werden kann, die sich auf anderm Wege nur durch ungleich größere Summen bewerkstelligen ließe. Zugegeben also, daß die „Lebensversicherung," um welche es sich hier handelt, gleichfalls eine sehr gute und zweckmäßige Sache und jede mit ihr sich befassende Gesellschaft die Trägerin eines sozialen Fortschrittes sei. Aber schon viele, der Sache an und für sich nicht abgeneigte Leute haben gegenüber den zahllosen für sie gemachten und ihre unbegrenzte Zweckmäßigkeit als ganz selbstverständlich voraussetzenden Reklamen für alle denkbaren Formen des Lebensversicherungswesens den Eindruck erhalten, daß da doch wohl manche Übertreibung mit unterlaufen möge, und daß die ganze Sache doch in erster Linie ein „Geschäft" sei — weniger für das Publikum, welches haranguirt wird, sich auf dasselbe einzulassen, unbedingt aber und in größtem Maße für diejenigen, welche eben in die Reklametrompete stoßen. Und so ist es auch in der That. Für viele ist es eine absolute Notwendigkeit, für sehr viele eine lobenswerte Vorsicht, für noch andre eine ihren Verhältnissen entsprechende Geldanlage, ihr Leben in der einen oder andern Form zu versichern. Aber weder ist es wahr, daß irgendeine Form der Lebensversicherung sich für jeden empfehle, noch daß nicht in sehr vielen Lebenslagen die gleichen Vorteile, welche die Versicherung bietet, auch auf anderem Wege zu erzielen wären. Es ist recht merkwürdig, daß dieselben Leute, welche die Abwehr jedes Hilfskassenversicherungszwanges für die Arbeiter damit zu rechtfertigen wußten, der Arbeiter wolle vielleicht lieber ein Grundstück erwerben oder ein kleines Baarkapital erübrigen oder alle seine Mittel in höhere Ausbildung seiner Leistungsfähigkeit stecken — daß dieselben Leute, sage ich, so außerordentlich geneigt sind, die Erwerbung einer Lebensversicherungspolice als eine absolute Pflicht jedes leidlich situirten Mannes aufzufassen. Sollte hier nicht mindestens dasselbe gelten wie von den Arbeitern, die keiner Hilfskasse aus eignem Antriebe beitreten wollen? Und muß man hier nicht unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß in dem einen Falle der Vorteil für Privatwirtschaft und Privatkapital, im andern der „heillose" staatliche Charakter des zu übenden Zwanges das eigentlich Ausschlaggebende war?

Hiermit rücken wir den Gegenstand in die rechte Beleuchtung. Das ganze Versicherungswesen ist ein gewaltiger Hebel der modernen Kapitalwirtschaft und bildet darum einen der Punkte, wo das in seinem Anspruche auf absolute Herrschaft bedrohte Kapital einerseits alle seine geistigen und materiellen Mittel auf-

bietet, um auch diesen Zweig großzuziehen, andrerseits sich aufs erbittertste gegen alle Angriffe (und in der Regelung des Unfallversicherungswesens wurde nicht mit Unrecht ein solcher erblickt) zur Wehr setzt. Da darf es sich denn nicht wundern, wenn ein prinzipieller Gegner dieser Kapitalherrschaft auch dem Lebensversicherungswesen einmal scharf auf die Finger sieht und es in einem Punkte öffentlich zur Sprache bringt, welcher mit besondrer Deutlichkeit erkennen läßt, daß wenigstens ein bestimmter Zweig desselben in gröblichster Weise auf Ausbeutung des Publikums berechnet ist. Mögen andre zusehen, ob es sich nicht mit andern Zweigen ähnlich verhalte.

Ich meine die Versicherung von Leibrenten. Wiederum ist ja an und für sich ohne weiteres anzuerkennen, daß diese Versicherungsform in vielen Fällen einem reellen Bedürfnisse entspricht, und ich selbst (der ich kinderlos bin) habe mich lange mit dem Gedanken getragen, von einem bestimmten Zeitpunkte ab einen Teil meiner verfügbaren Mittel auf den Ankauf einer Leibrente zu verwenden. Aber ich bin, nachdem ich mir die Prospekte der Lebensversicherungsgesellschaften angesehen, von diesem Gedanken zurückgekommen, denn ich mußte mir sagen, daß es geradezu gewissenlos sein würde, um der paar Prozente Mehreinkommen willen, welche für mich auf diese Weise zu gewinnen wären, meinen Erben große Summen zu entziehen und obendrein der Nationalwirtschaft den Schaden zuzufügen, daß ein angesammeltes Kapital wieder zerstört werde.

Nehmen wir einmal den Prospekt einer sonst wohlberufenen süddeutschen Rentenversicherungsanstalt, oder auch den Auszug aus derselben, welchen die Anstalt seit Jahren in allen Journalen und Wochenschriften publizirt. Von vornherein muß man schon überaus mißtrauisch werden durch den Satz, welcher besagt, „die Aufnahme sei unabhängig vom Gesundheitszustande.“ Dieser Satz ist offenbar auf Erweckung falscher Vorstellungen beim Publikum berechnet, da er doch nur den Zweck haben kann, diese „Unabhängigkeit vom Gesundheitszustande“ als einen dem Publikum gebotenen besondern Vorteil darzustellen, während der Käufer einer Leibrente doch selbstverständlich der Bank umso erwünschter sein muß, je schlechter sein Gesundheitszustand ist. Stirbt er morgen, so ist dies der Bank ja am allerliebsten! Warum soll sie sich da auch noch um den Gesundheitszustand kümmern? Die besondre Hervorhebung dieses Punktes kann kaum anders als schwindelhaft genannt werden; sie ist eine Anlockung auf innerlich unwahre, eine bewußte Täuschung des Publikums in sich schließende Gesichtspunkte hin.

Sehen wir uns nun aber einmal die Grundlagen des Rentenkaufs selbst an. Für ein Kapital von 100 Mark wird dem 40jährigen Manne eine sofort beginnende Rente von 6 M. 41 Pf., dem 45jährigen von 6 M. 85 Pf., dem 50jährigen von 7 M. 40 Pf., dem 55jährigen von 8 M. 8 Pf., dem 60jährigen von 8 M. 93 Pf., dem 65jährigen von 10 M. 3 Pf., dem 70jährigen endlich

von 11 M. 1 Pf. zugesagt. Sind das nicht einfach lächerliche Zahlen? Allem Anschein nach hat die Bank selbst gefühlt, daß diese Anerbietungen doch gar zu wenig verlockend seien und auf jeden Versicherungslustigen, der einigermaßen mit Zahlen umgehen kann, wie ein Strahl kaltes Wasser wirken müssen; sie fügt daher hinzu, daß die Versicherten „Anspruch auf Dividende“ besitzen, und daß die letztere in den letzten Jahren 15 bis 25 Prozent der Rentensumme betragen habe. Recht erfreulich für die Versicherten, einen so hohen Gewinn herbeiführen zu helfen! Darin liegt doch thatsächlich das Zugeständnis, daß die zu grunde gelegten Sätze vom Standpunkte eines soliden, nicht ausschließlich auf Gewinn bedachten Geschäftsbetriebes viel zu niedrig sind, und da diese Sätze allem Vermuten nach deshalb so schlecht sind, damit sie sich von denen andrer Rentenbanken nicht in zu „unkulanter“ Weise unterscheiden, so ist damit über unsre Lebensrentenanstalten das Urteil ausgesprochen, daß sie einen kolossalen Gewinn abwerfen, für das Publikum also unmöglich zuträglich sein können.

Eine Betrachtung der oben angegebenen Zahlen ergiebt dies denn auch aufs deutlichste. Greifen wir mein eignes Alter, 50 Jahre, heraus und legen wir einen Zinssatz von 3 Prozent zu grunde, der doch gewiß niedrig genug ist, um für Verwaltungskosten und Gewinne einen hübschen Spielraum zu lassen. Dann ist, um ein Kapital von 100 Mark mit jährlich 7 M. 40 Pf. aufzuzehren, rechnungsmäßig ein Zeitraum von 17 Jahren erforderlich. Ist es nun wahr, daß für einen 50jährigen Mann die Erreichung eines Alters von 67 Jahren den Durchschnitt darstellt? Niemand wird dies im Ernste behaupten wollen, und wenn die Statistik zu dieser Zahl gekommen ist, so behaupte ich ohne weiteres, daß dieselbe auf irgendeinem Mißverständnis oder einer falschen Beobachtung beruhen muß. Noch toller stellt sich die Sache bei dem Alter von 60 Jahren. Um 100 Mark mit 8 M. 93 Pf. jährlich aufzubrauchen, dazu gehören bei 3 Prozent Verzinsung immer noch 14 Jahre. Also ein 60jähriger Mann soll die Durchschnittswahrscheinlichkeit haben, 74 Jahre alt zu werden! Ist das nicht handgreiflicher Blödsinn? Aber freilich, für die Rentenbanken stellen diese Zahlen gar keinen Blödsinn, sondern einen sehr respektabeln Gewinn dar, wenn sich nämlich so rechenunkundige oder gegen die Interessen ihrer Erben so absolut gleichgiltige Leute finden, die auf solche Bedingungen einen Leibrentenvertrag abschließen.

Wenn ich recht berichtet bin, so ist das ganze Leibrentengeschäft in Deutschland noch sehr unentwickelt. Das ist freilich unter solchen Umständen nicht zu verwundern. Zugleich aber ist es ein weiterer Beweis dafür, daß das Kapital keineswegs mit der kühlen, überlegenen Weisheit zu Werke geht, die ihm von seinen Verehrern so gern zugeschrieben wird, sondern in manchen Fällen lieber die Ausdehnung des Geschäftes in die Schanze schlägt, um nur so lange wie möglich einen ungebührlich hohen Einzelgewinn zu erzielen.

Im Herzogtum Friedland.


Viel gefeiert und viel verlästert klingt der Name des Friedländers in der Geschichte; doch von der Herrschaft, die ihm den Namen gegeben, weiß man wenig. Und doch tritt die Natur des merkwürdigen Emporkömmlings vielleicht nirgends klarer hervor als dort, wo er als Regent und Grundherr geschaltet hat: im „Herzogtum Friedland." Längst verweht ist die staatliche Schöpfung, die er mitten in den Stürmen des großen Krieges hier im nordöstlichen Böhmen aufzurichten versuchte, aber was er dort an Bauten und Anlagen schuf, das steht fast überall noch aufrecht, denn nicht für die wenigen Jahre seiner Herrschaft hat er es bemessen, sondern auf Jahrhunderte.

Sein Herzogtum erwuchs aus den massenhaften Güterkäufen und Güterschenkungen nach der Schlacht am Weißen Berge; er hat auf solche Erwerbungen allein in den Jahren 1621 bis 1623 über sieben Millionen Gulden verwandt. Erst im Januar 1627 erhielt er den Titel eines „Herzogs von Friedland," doch die Bildung des Gebietes war im wesentlichen schon im Jahre 1623 vollendet, als er den Fürstentitel erhielt. Damals zählte der „Majestätsbrief," den ihm der Kaiser darüber ausstellte, neun Städte (Friedland, Reichenberg, Arnau, Weißwasser, Münchengrätz, Böhmisch-Leipa, Turnau, Gitschin, Böhmisch-Aicha) und siebenundfünfzig Dörfer und Schlösser als zum Fürstentum gehörig auf. Es umfaßte also einen großen Teil des nordöstlichen Böhmens, und indem der Kaiser an Wallenstein die Lehnshoheit über seine Vasallen innerhalb dieser Grenzen abtrat, machte er ihn gleichzeitig zum Oberherrn einer stattlichen Vasallenschaft, der im Jahre 1634 3403 lehnspflichtige Grundstücke gehörten. Als nunmehriger Landesherr säumte Wallenstein nicht, dem Gebiete eine geordnete, selbständige Verwaltung zu verleihen. Ein Landeshauptmann (Statthalter) trat an die Spitze, unter ihm besorgte die herzogliche Kammer, von einem „Regenten" geleitet, die Finanzverwaltung, die Kanzlei unter einem Kanzler fungirte zugleich als höchste Justizbehörde und als eine Art Ministerium des Innern, übrigens ausschließlich in deutscher Amtssprache. Als die Verhältnisse sich einigermaßen befestigt hatten, dachte der Herzog sogar daran, seinem Lande eine ständische Verfassung zu verleihen, mitten im Gewühl des beginnenden entscheidenden Feldzuges gegen Gustav Adolf. Nach der „Landesordnung" vom März 1632 sollten drei Stände den Landtag des Herzogtums Friedland bilden, die Geistlichen, an ihrer Spitze der Propst

von Gitschin, die Herren und Ritter, die Vertreter von sieben Städten, und sich auf Berufung des Landesherrn in Gitschin versammeln; selbst einen Anteil an der Rechtspflege wollte er den Mitgliedern des Landtages zugestehen. Die Rechtspflege aber sollte ihre höchste Instanz in einem besondern Tribunale finden, nicht in Prag. Alles in allem betrachtet, gewann das Herzogtum Friedland die Gestalt eines selbständigen Staates, der sich vom Kronlande Böhmen mehr und mehr löste und nur durch Lehnsrecht mit dem Hause Habsburg zusammenhing, etwa wie die schlesischen Fürstentümer der Piasten. Demselben Ziele strebte Wallenstein auf kirchlichem Gebiete zu: er wollte für seinen Staat ein eignes Bistum errichten, indem er sich selbst die Ernennung des künftigen Bischofs vorbehielt. Doch ist es dazu so wenig gekommen, wie zur wirklichen Begründung einer ständischen Verfassung.

Als Landesherr eines ansehnlichen Territoriums hat Wallenstein Tendenzen verfolgt, die, seiner Zeit vorauseilend, mehr an ein Regiment im Stile der ersten Jahrzehnte Ludwigs des Vierzehnten als an das eines kleinen Landesherrn im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erinnern. Ganz persönlich war seine Regierung vom ersten Tage an, das Größte wie das Kleinste im Auge haltend, gerichtet auf einen prachtvollen Hofhalt, auf Förderung der Steuerkraft seiner Unterthanen, auf Beherrschung ihrer Gemüter durch eine reich dotirte Kirche, die freilich dem Willen des Landesherrn stets gefügig bleiben, als sein Werkzeug dienen sollte. Mit königlichem Prunk umgab er sich, wenn er in Prag oder in Gitschin residirte, und selbst im Feldlager. Ein Oberhofmeister, ein Oberstkämmerer und ein Oberststallmeister, alle glänzend ausgestattet und besoldet, standen an der Spitze des Hofstaates, der allein 24 Kammerherren und 60 Pagen, im ganzen 899 Personen zählte, 1072 Pferde brauchte (1633) und jährlich mindestens 60000 Gulden kostete. An der herzoglichen Tafel speiste man nur von vergoldetem Silber, und an festlichen Tagen erschien der Hofstaat in blauem Sammet mit carmoisinroten Aufschlägen und silberner Verschnürung.

Doch so verschwenderisch sich dies ausnimmt, der Herzog war auch eifrig bemüht, die Hilfsquellen seines Landes zu entwickeln, ja er hätte auch als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres schwerlich so großes zu leisten vermocht, wenn er nicht in seinem eignen Herzogtume die Mittel zur Ausrüstung und Verpflegung großenteils beschafft hätte. Etwa 150 meist eigenhändige Briefe und Dekrete, die er in den Jahren 1623 bis 1632 an seinen Landeshauptmann in Gitschin erließ, stellen seine unermüdete Sorgfalt ins hellste Licht. Da erläßt er Befehle, in seiner Residenz „allerlei artes von Seiden- und Wollarbeiten zu introduziren“; er giebt 50000 Gulden Vorschuß, um die Seidenindustrie in Gang zu bringen, auch die Juden läßt er zu. Im nahen Smrkowitz richtet er ein Gestüt ein und schickt mecklenburgische Pferde dorthin; er kümmert sich gelegentlich um jede einzelne Stute und ist eifrig dahinterher, seinen Hauptleuten

auf den Gütern die Sorge für Züchtung von Kälbern und Ferkeln einzuschärfen, wie er durch seine Brauereien auch für „einen Trunk guten Bieres“ sorgt. In der That muß das Herzogtum eine Reihe von Jahren hindurch eine bedeutende Leistungsfähigkeit entwickelt haben, denn er ließ sich z. B. 1628 von dort 17 000 „Strich“ Korn nach dem Halberstädtischen schicken und befahl ebendamals, in seinen Städten und Märkten 10 000 Paar Schuhe für das Heer anfertigen zu lassen, auch für Tuchvorräte zu sorgen. Freilich fehlte es nicht an Steuerrückständen; sie beliefen sich im Jahre 1626 auf 250 000 Thaler und vermehrten sich in den späteren Jahren unter dem Drucke des Krieges so, daß Wallenstein nicht selten in peinliche Verlegenheit geriet und seine Beamten zu scharfen Maßregeln antrieb, ja sie selbst wohl, heftig, wie er war, mit schweren Strafen bedrohte. Sein Landeshauptmann Gerhard von Taxis hat sich diesen dringenden Anforderungen sogar durch die Flucht zu entziehen gesucht, was er mit Verlust seines im Herzogtum gelegenen Gutes bezahlte (November 1632). Jedenfalls scheinen sich die Finanzen Wallensteins gegen das Ende seiner Laufbahn in vollständiger Verwirrung befunden zu haben, vielleicht ein Grund mehr für ihn, nach einem Ausgleich mit den protestantischen Kurfürsten zu streben.

Wie Wallenstein innerlich zur Kirche stand, ist bekannt genug; als Anhänger der Astrologie war er Fatalist und hat der katholischen Lehre schwerlich jemals anders als rein äußerlich gehuldigt. Doch kann von grundsätzlicher Duldsamkeit andern Konfessionen gegenüber bei ihm ebensowenig die Rede sein. Es bezeichnet ihn, daß er den Kalvinismus mit seiner durch und durch demokratisch-republikanischen Kirchenverfassung geradezu haßte. Die Kirche war ihm ein Werkzeug zur Sicherung seiner Herrschaft, nichts weiter, und da für diesen politischen Zweck die katholische bei weitem am meisten zu leisten schien, so hat er sie auch in seinem Herzogtum zur alleinherrschenden gemacht. Seiner konfessionellen Gleichgiltigkeit lag fanatische Verfolgung Andersgläubiger allerdings fern, er nahm bisweilen wohl auch persönliche Rücksicht, aber wenn er seine Beamten zur Milde mahnte und sein Landeshauptmann gelegentlich einem übereifrigen Geistlichen die Verbrennung protestantischer Bücher verbot, so geschah das nicht aus Duldsamkeit, sondern aus Vorsicht. Der Befehl: „Die Bürger und Pauern ungehütt [ungehudelt] zu lassen, bis der Adel aus dem Land sein wird“ (1628) charakterisirt sein ganzes Verfahren am besten. Doch versuchte er sein Ziel weniger durch rohe Gewaltmaßregeln zu erreichen, die doch nur zu äußerlicher Unterwerfung führen konnten, als durch Ausbildung der kirchlichen Institutionen, insbesondre durch Errichtung von Klöstern. So siedelte er die Augustiner in Böhmisch-Leipa an, die Dominikaner und Kapuziner in Gitschin, die Karthäuser in Walditz eine Stunde davon; den Jesuiten richtete er ein stattliches Kolleg in Gitschin ein, ein zweites wollte er ihnen in Friedland gründen, denn er legte den größten Wert auf ihre Wirksamkeit als Erzieher der Jugend höherer Stände. In Gitschin machte er eine Stiftung für zwanzig junge Edel-

leute, er schickte sogar aus Sagan und aus Mecklenburg Knaben dorthin und behielt jeden einzelnen im Auge. Freilich hat er an diesem Orden nicht immer Freude erlebt. Den Bekehrungseifer und die Novizenmacherei der Väter Jesu mußte er gelegentlich scharf zurückweisen, und die Karthäuser begehrten statt der Renten, die sie beziehen sollten, Grundbesitz, den ihnen der Herzog nicht geben wollte, „denn, schrieb er einmal, ich will dem Clero nicht zuviel Güter einräumen.“ *)

Das alles ist nicht die Art eines gewöhnlichen Emporkömmlings, der vom Glück erhoben nur an den Genuß des Augenblickes denkt; aus allem tritt eine wahrhaft fürstliche Natur entgegen, die überall für die Zukunft sorgt. In der That scheint dem Herzog niemals der Gedanke gekommen zu sein, daß seine fürstliche Gewalt ein so rasches und blutiges Ende finden werde. Wie seine Verfügungen, so erwecken seine baulichen Anlagen die Vorstellung, daß er sich der glänzenden Zukunft seines Hauses ganz sicher glaubte, denn großartig wie er gelebt, hat er gebaut, nicht für Jahrzehnte, sondern für Jahrhunderte. Und was hat er in den kurzen zehn Jahren seines herzoglichen Regimentes, in einer Periode voll kriegerischer Unruhe und materieller Not, von der er den größten Teil — mindestens sechs Jahre — unter den Waffen verbrachte, nicht nur in Prag, wo jeder seinen stolzen Palast auf der Kleinseite kennt, sondern vor allem in seinem Fürstentum geschaffen! Hier allerdings nicht in Friedland, wo er sich nur selten kurze Zeit aufgehalten hat, sondern in und um Gitschin, in Leipa und auf dem stolzen Bergkegel des Bösig wenige Meilen südöstlich davon. Hier reden noch die Steine von dem Friedländer und seinem hochstrebenden Geiste.

Es ist nicht ganz bequem, nach Gitschin zu gelangen; zwar hat jetzt die Stadt Eisenbahnverbindung, aber nur nach Süden und Westen (nach Pardubitz, Nimburg, Backofen) und zudem mit langsamem Sekundärbetrieb. Für den von Norden kommenden empfahl es sich deshalb mehr, sich den Fährlichkeiten eines k. k. Postwagens auszusetzen, der von Turnau aus meist durch anmutige Gegend Tschechen und Deutsche, in ausgleichender Gerechtigkeit gleichmäßig sie durchrüttelnd, in etwa drei Stunden südöstlich nach Gitschin befördert. Ist schon der Stadt Turnau (Turnovo) ein fast ausschließlich tschechischer Charakter aufgeprägt, sodaß nur wenige Firmen auch etwaige deutsche Besucher wohlmeinend berücksichtigen und sogar die k. k. Post zu einigem Befremden des Ausländers, der immer noch so naiv ist, das Deutsche mindestens für die thatsächliche Staatssprache der „westlichen Reichshälfte“ zu halten, ihren Fahrschein in reinem Tschechisch ausstellte, so verschwand während der Fahrt auf der Landstraße jeder deutsche Laut und jedes deutsche Wort. Niemals konnte dem „Njemez,“

*) Über die landesfürstliche Thätigkeit Wallensteins ist wohl immer noch das Beste: Fr. Förster, Wallenstein als regierender Herzog und Landesherr in Raumers Historischem Taschenbuch von 1834, dazu O. Hunziker, Wallenstein als Landesherr, insbesondre als Herzog von Mecklenburg. Zürich, 1875. Rankes Wallenstein streift den Gegenstand nur gelegentlich.

dem Deutschen, deutlicher zum Bewußtsein kommen, daß die Slaven ihn mit dieser Benennung als den „Stummen" mit vollem Rechte bezeichnen. Inzwischen zog der Wagen seine Straße durch das freundliche Libunkathal, links niedrige Höhen, die allmählich zum langgestreckten Rücken des Kozakov emporsteigen, rechts die eigentümlichen Felsenmauern, welche kurz hinter Turnau das Schloß Waldstein tragen, das Wallensteins Geschlecht den Namen gab, dann in den steilen Sandsteinwänden von Groß-Skal gipfeln, etwas oberhalb des besuchten Bades Wartenberg. Weiterhin ragt über dunkelm Wald die wundersame Doppelzinke der Trosky empor, eine charakteristische Landmarke für das ganze nordöstliche Böhmen. Langsam windet sich dann die Straße die Wasserscheide nach der Cidlina hinauf, um endlich in fast schnurgerader Richtung, das Schlachtfeld von 1866 der Länge nach durchschneidend, den weithin sichtbaren Türmen Gitschins zuzueilen. Auf ihr zog am heißen 29. Juni die Division von Tümpling des brandenburgischen Armeekorps von der Iser her; dort links, in Obstbäumen versteckt, liegt Diletz, wo gegen sie am späten Nachmittage die tapfern Sachsen der Brigade „Kronprinz" in blutigem Kampfe standen, und da, wo dicht vor der Stadt die Turnauer Straße in die westwärts nach Sobotka führende einmündet, erhebt sich ein schlichter Obelisk, „dem Andenken der in der Schlacht bei Gitschin am 29. Juni 1866 gefallenen österreichischen und sächsischen Krieger" in deutscher und tschechischer Sprache gewidmet. Auf dieser ganzen Strecke ist jeder Fußbreit Boden mit Blut getränkt, und hundert Schritte weiter führt über den breiten, nassen Thalgrund der Cidlina, an der Schmalseite eines langgestreckten Teiches vorüber, den sie an der Westseite der hochliegenden Stadt bildet, die Holzbrücke, über die am späten Abend die Vortruppen der Division Werder nach wechselvollem Kampfe in Gitschin eindrangen.

Die Aufschrift Město Jičin (Stadt Gitschin) auf weiß-rotem Schilde an einem der ersten Häuser belehrt den Fremdling, daß er am Ziele angelangt sei. Er kann von Glück sagen, wenn er zuvor sich eines slavischen Idioms befleißigt hat, um den Ladenfirmen und den Verfügungen der gestrengen Obrigkeit etwas Verständnis entgegenzubringen, denn in Gitschin hofft der Deutsche vergebens auf eine deutsche Inschrift. Nur das „k. k. Büreau für Evidenzhaltung" (Bezirkskommando) erinnert wenigstens daran, daß die Armeesprache vorläufig noch deutsch ist, und wohl nur diesem Umstande zuliebe nennt sich der Gasthof zur „Stadt Hamburg" auch so und nicht nur, wie auf der andern Seite zu lesen, Město Hamburk, denn dort schien das Hauptquartier der Offiziere zu sein und kündigte sich ein „Leseverein" an, allerdings zur Herstellung der nationalen Gleichberechtigung, auch ein Ctenarsky club. Im übrigen herrschte im „Hotel Rosoulek" das Tschechische vor, in der Sprache der Gäste wie in der der aufliegenden Zeitschriften; doch behaupteten die Münchner „Fliegenden Blätter" auch hier siegreich ihre internationale Geltung. Überhaupt thut man gut, sich die Tschechen nicht als fortwährend von Deutschenhaß sprudelnd vorzustellen;

dem Fremden begegnen sie — in Prag mag es anders sein — höflich und zuvorkommend, und wenn er nicht tschechisch spricht, was sie allerdings zunächst annehmen, so reden sie sogar deutsch. Und vorwärts gekommen sind sie; die Vorstellung von der böhmischen und insbesondre tschechischen Unreinlichkeit und Liederlichkeit beginnt seine Berechtigung zu verlieren oder hat sie vielmehr schon verloren. Gitschin ist eine saubere, freundliche, ansehnliche Stadt in sichtbarem Aufblühen. Noch erinnern ein paar alte Thortürme und Reste der Stadtmauern an eine wehrhafte Vergangenheit, aber geschmackvolle Neubauten erheben sich besonders in den Vorstädten, und stattlich genug nimmt sich der „Ring“ aus, nach der Art der slavisch-deutschen Lande ein großer, länglich viereckiger Platz, ringsum massive, zumeist einstöckige Häuser unter hohem Schieferdach, über offenen, gewölbten Lauben, die den Zugang zur Hausflur und zu den Läden öffnen. Und dort an der Südostseite erhebt sich ein mächtiger, palastähnlicher Bau: das ist das Schloß, welches Wallenstein sich errichtete.

Als er Gitschin von den Smiricky erwarb und es zu seiner Residenzstadt erhob, war es ein ärmliches Städtchen von 198 schlechten, schindelgedeckten Häusern voll Schmutz und Unflat. Da sorgte er zunächst dafür, daß sie massiv hergestellt, die Straßen gesäubert wurden; er gab selber die Steine und Ziegel dazu her, machte den unvermögenden Bürgern Vorschüsse und befahl im Jahre 1627, zweihundert Maurer zu bestellen, ja er dachte den Umfang des Ortes auf etwa fünfhundert Häuser zu bringen. Inmitten dieser ärmlichen Umgebung — „Bauernhütten“ nannte er die Häuser seiner Bürger — begann er im Jahre 1627 den Bau seines Residenzschlosses nach den Plänen des Italieners Pironi. Doch war es noch Anfang 1630 nicht bewohnbar; erst nach seinem Rücktritte vom Oberbefehl (im Juni desselben Jahres) konnte er seinen Aufenthalt dort nehmen. Noch steht es äußerlich im ganzen so, wie er es errichtete, doch enthält es jetzt meist Amtslokalitäten. Über Lauben, die sich auf kräftigen dorischen Pfeilern wölben, erhebt sich der zweistöckige Bau, außen ziemlich schlicht, über den paarweise angeordneten Fenstern mit geradem Sturz ein gebrochenes Adlerdach, an den beiden Ecken polygonale Erker auf starken, runden Pfeilern; im Innern ist er um zwei malerische Höfe geordnet. Der größere, westliche zeigt nur auf zwei Seiten des Erdgeschosses offene, jetzt allerdings meist verbaute Laubengänge, im übrigen glatt ansteigende Wände; weit reicher ist der kleinere, östliche gegliedert: in allen drei Stockwerken umgeben ihn offene Galerien auf Bogenstellungen, im Erdgeschoß auf dorischen, im ersten Stock auf ionischen, im zweiten auf korinthischen Pfeilern. An die Rückseite des Schlosses schließt sich der langgestreckte Stallhof, in dessen Stallungen einst Wallensteins Pferde aus marmornen Krippen fraßen.

Dem fürstlichen Schlosse durfte die Schloßkirche nicht fehlen. Dicht an seiner Ostseite und mit ihm durch einen bedeckten Gang verbunden steht die Dekanalkirche zu St. Jakob. Nach dem Muster von San Jago di Campo-

stella in Galicien sollte sie eine mächtige Kuppel tragen, die vier Türme flankirten. Doch ist sie nicht nach diesem Plane zur Ausführung gekommen. Eine die ganze Breite einnehmende Vorhalle leitet in das fast quadratische Innere. Hier erhebt sich in der That über dem Mittelraume die Kuppelwölbung, doch bei näherer Einsicht stellt es sich heraus, daß der Eindruck einer solchen nur auf geschickter perspektivischer Malerei beruht; ein Blick von außen zeigt vollends da, wo man die Kuppel erwartet, nur einen niedrigen polygonalen Aufsatz. An den Mittelraum stoßen fast gleich hohe Seitenschiffe, eine halbrunde Apsis umschließt den Hochaltar, das Ganze einfach und schlicht, von korinthischen Pfeilern getragen.

Die Jakobskirche steht fast unmittelbar an dem Walditzer Thore, das noch ein wohlerhaltener Thorturm mit spitzem Schieferdache deckt. Hier führt links die Straße nach Wallensteins „Lustgarten" (Libosad) und zugleich zu seiner Begräbnisstätte in der Karthause. Da, wo die Häuser der Vorstadt aufhören, beginnt die Lindenallee, welche er anlegte, eine vierfache Reihe mächtiger, ehrwürdiger Bäume, die breite Fahrstraße und zwei Fußwege rechts und links begrenzend in einer Länge von dreitausend Schritt, jetzt zum Teil schlecht gehalten, aber in ihrer Anlage die Schöpfung eines Fürsten. So führt sie schnurgerade auf das Thor eines Gehöftes, das auf drei Seiten niedrige Gebäude umgeben, auf der Südostseite die Gartenhalle schließt, denn an diese grenzt der Garten selbst. Die Halle ist das leibhaftige Abbild der berühmten Prager Loggia, die W. Lübke zu den gewaltigsten Schöpfungen der ganzen Zeit rechnet, nur etwas vereinfacht und verkleinert, nach hinten und an den beiden Schmalseiten mit Mauern geschlossen, nach vorn, nach dem Garten hin mit drei hohen Bögen sich öffnend, die von gekuppelten Pfeilern getragen werden, und von Kreuzgewölben überspannt; eine breite Terrasse, vorn von einer Steinbalustrade eingefaßt, leitet auf zwei seitlichen Freitreppen hinunter in den Garten. Alles ist in großartigen Verhältnissen angelegt, jetzt freilich ohne die reichen Stuckaturen, die der Erbauer für sie bestimmte, und einfach weiß getüncht. Von dieser Halle aus schweift der Blick geradeaus über ein Rasenparterre und durch eine lange Doppelreihe hochstämmiger Pappeln, an deren Ende ein grüner Hügelkamm jetzt die Aussicht schließt. Ehemals sprang auf dem Platze vor der Halle eine „großmächtige Fontana," wie Wallenstein sie nennt, die rechts und links noch andre Springbrunnen speiste. Das ist verschwunden, wie der Schwanenteich und der Fasanengarten, aber schöner, als sie der Herzog je sehen konnte, ziehen sich vier Reihen mächtiger Linden durch den Garten hindurch, wenngleich die Zeit schon viele Lücken in ihnen gerissen hat. Heute liegt seine Schöpfung still und wenig besucht; statt der Kammerherren und Pagen des Herzogs tummeln sich hier die Kinder der Gitschiner.

Eine Wanderung von wenigen hundert Schritten weiter an dem spitzen Basaltkegel des Zibin (Zebin) vorüber führt zur Karthause. Sie ist jetzt nicht

zugänglich, denn die weitläufige Anlage hat sich, übrigens gänzlich umgestaltet, in ein Zuchthaus verwandelt (seit 1857). Aus der Mitte ungefähr des niedrigen, meist nur einstöckigen Gebäudekomplexes ragt die Kirche empor, ein hoher, aber nicht eben umfänglicher Bau mit geschweiften Giebeln, von einem kleinen Dachreiter überragt. Hier wurde Wallenstein an der Seite seiner ersten Gemahlin, Lucrezia von Landeck, „die sein erstes Glück gegründet," beigesetzt, doch seine letzte Ruhestätte fand er nicht hier. Als 1785 Kaiser Joseph der Zweite die Karthause aufhob, ließ die Familie Waldstein die Reste des Ahnen nach der St. Annenkirche in Münchengrätz überführen, wo sie seitdem ruhen.

Den besten Blick auf die Karthause gewährt der schroffe Basaltkegel, der sich, von einer kleinen Kapelle gekrönt, unmittelbar über ihr im Westen erhebt, der Zebin. Da oben öffnet sich die umfassendste Rundschau: nach Süden und Südosten hin, nach der Gegend von Königgrätz, eine flachwellige, scheinbar unbegrenzte Ebene, ein fruchtbares Land, von zahlreichen Dörfern besetzt und von Obstbaumalleen nach allen Richtungen hin durchzogen, nach Westen hin im Vordergrunde der Lindengang und die Türme des nahen Gitschin, sonst ringsum im Norden und Nordosten waldige Höhenzüge in langen, geschwungenen Linien, über ihnen die abenteuerlichen Zinken der Trosky, dort in blauer Ferne die Kuppen des Riesengebirges. Ein freundliches und friedliches Bild, anders als am Abende des blutigen 29. Juni 1866, als dort im Norden, bei Diletz und Eisenstadtl, auf beiden Seiten des Wiesenthales der Cidlina nach heißem Kampfe die Österreicher und Sachsen den Preußen wichen. Wallensteins Geist war nicht mit den kaiserlichen Waffen; doch ob er wohl den Ausgang geändert hätte gegen den neuen „Löwen aus Mitternacht," der dort aus dem Norden heranzog, um wenige Meilen weiter südostwärts die Entscheidungsschlacht zu schlagen, die den Träumen habsburgischer Oberherrschaft über Deutschland ein Ende machte für immer?

Wie Wallenstein sich seine Residenz einrichtete, zeigt Gitschin; wie er für die kirchlichen Institute sorgte, in denen er wichtige Stützen seiner Herrschaft erblickte, tritt in Böhmisch-Leipa und auf dem Bösig hervor. Auf einer sanft nach Norden ansteigenden Hochfläche über dem Polzenflusse gelegen, zeigt Leipa dieselbe Anlage wie fast alle Städte in den deutsch-slavischen Landen und wie auch Gitschin; um einen weiträumigen Markt, den „Ring," rechtwinklig sich schneidende Straßen, nur daß hier die Laubengänge fehlen, die dort so malerisch wirken. Aber so tschechisch Gitschin, so durch und durch deutsch erscheint Leipa. Was große Brände, die verheerendsten 1787 und 1820, von alten Baudenkmälern übrig gelassen haben, wie die Magdalenenkirche am Polzen und die gothische Kreuzkirche in der östlichen Vorstadt, ein Haus am Ring von 1555, ein andres mit zwei gefesselten Türken als Schildhalten u. a. m., das deutet auf eine alte Blütezeit deutschen Bürgertums, als die Stadt, obwohl keine königliche, sondern dem weithin mächtigen, deutsch-freundlichen Geschlechte

der Berka von der Duba unterworfen, dessen alter Stammsitz (Dauba) nur zwei bis drei Meilen weiter südlich liegt, und von ihm um 1250 mit deutschem Rechte bewidmet, ein vielbesuchter Durchgangsplatz an der großen Straße war, die Prag mit der Lausitz und dem deutschen Nordosten verband. Die Bürgerschaft scheint sich dieser Vergangenheit bewußt zu sein, deren lebendige Vergegenwärtigung dem böhmischen Deutschtume den besten Halt giebt, denn sie hält die Denkmäler ihrer Vorzeit in Ehren. Die Fassade des Rathauses wurde restaurirt, und unten an der Wassergasse steht ein eigentümliches Bauwerk aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, das „rote Haus," laut Inschrift 1583 erbaut, 1883 renovirt, die Langseite auf kräftigen Bögen über roten Pfeilern, die einen Laubengang bilden, darüber ein Sims in Sgrafitto mit Jagdszenen, im ersten Stock eine offene Bogengalerie auf roten dorischen Säulen, im Sgrafittofries, der sich über ihr hinzieht, zahlreiche Porträtköpfe; die glatten Wandflächen der Schmalseiten imitiren Quadratbekleidung, deren facettenartige Behandlung durch schwarzweiße Bemalung angedeutet wird, das Ganze von kräftiger und malerischer Wirkung. Neben solcher achtungsvollen Wiederherstellung alter Denkmäler beweisen stattliche Neubauten ein rüstiges Vorwärtsstreben. In den Jahren 1880 und 1881 hat die Gemeinde auf einem der höchsten Punkte der Stadt unweit des aussichtsreichen, ausgedehnten Stadtparks, einer ebenfalls neuen Anlage, dem Gymnasium ein weithin sichtbares, ansehnliches Gebäude errichtet, mit wahrhaft künstlerisch ausgeschmücktem Vestibül, in dem eine Marmortafel die Namen der während der Bauzeit amtsführenden Leiter der Gemeinde verkündet. Sie ist offenbar stolz auf den Bau und kann es sein, sie weiß auch, daß ihr Deutschtum am sichersten in der Pflege höherer Bildung wurzelt.

Das Gymnasium steht in doppeltem Sinne auf historischem Boden. Ehemals nahm diesen Platz das sogenannte „Schlössel" der Berka von der Duba ein, ein ehrwürdiger Holzbau, der selbst die großen Brände überdauert hatte. Die Anstalt selbst aber kann sich auf keinen geringeren Stifter berufen, als auf Albrecht von Wallenstein.

Als er die Stadt käuflich vom Fiskus übernahm (im Dezember 1622 und Januar 1623), dem sie nach der großen böhmischen Rebellion als das bisherige Eigentum der geächteten Herren von Wartenberg und Saalhausen, den Besitznachfolgern der Berka, zugefallen war, war die Gemeinde seit Jahrzehnten völlig evangelisch. Schon im Januar 1623 wurde nun zwar die Hauptkirche unter militärischer Assistenz vom Reichsstädter Dechanten in Besitz genommen, aber noch im September 1624 mußte Wallenstein der Bürgerschaft „ernstlich befehlen," dem (katholischen) Gottesdienste beizuwohnen, was sie übrigens kaum abhielt, die geheimen protestantischen Andachten im sogenannten Schlössel der Berka zu besuchen, bis auch das verhindert wurde, die große Masse sich äußerlich unterwarf, die Standhaften über die Grenze gingen, wie es eben überall im Lande Böhmen geschah. In den Zusammenhang dieser katholisirenden Be-

strebungen gehört sowohl die Stiftung des Gymnasiums als die des Augustinerklosters. Schon in jenem Erlaß vom Jahre 1624 hatte Wallenstein der Stadt zugesichert, die Augustiner würden eine höhere Schule aufrichten, vornehmlich, um den Besuch fremder protestantischer Schulen zu verhindern, der in derselben Zuschrift auch ausdrücklich verboten wurde. Gleichzeitig — im Jahre 1627 — erfolgte nun die Stiftung der Schule und des Klosters. Diesem wies der Herzog eine jährliche Summe von 2000 Gulden als Beitrag zum Bau zu, aber er verfügte auch zu seinen Gunsten über drei der Gemeinde gehörige Dörfer und zwei ihrer Güter, ohne sie für diesen empfindlichen Verlust irgendwie zu entschädigen.

So entstand das noch jetzt vorhandene und bis heute im Besitz des Ordens verbliebene Augustinerkloster. Es steht am westlichen Ausgange der innern Stadt, ein ansehnlicher Gebäudekomplex, an der Westseite die Kirche, daran westwärts sich anschließend die lange einstöckige Front der Klostergebäude, nur durch dorische Pfeiler zwischen je zwei Fenstern gegliedert. Die Kirche, ein einschiffiger Bau, unter einem Tonnengewölbe, das von der Umfassungsmauer etwas zurückspringt, auf jeder Langseite drei Bogen über korinthisch profilirten Pfeilern, über ihnen und den Bogenfenstern, die sie einrahmen, drei kleinere Bogenfenster, die mit Zwickeln in das Tonnengewölbe eingreifen, der Hochaltar in halbrunder Apsis, das Ganze schlicht, aber würdig gehalten, ohne den bunten, überladenen Aufputz des Jesuitenstils. An die innere Langseite der Kirche schließt sich dann ein Hof, von einstöckigen Gebäuden umgeben, und jenseits von einem zweiten schmälern Hofe, der sich nach hinten in den Klostergarten öffnet, betritt man den Kreuzgang mit seinen Stationen und der heiligen Stiege aus böhmischem Marmor, die zur Lorettokapelle führt. Zahlreiche Weihgeschenke zeugen von der fortdauernden Verehrung, welche diese Stätte genießt, insbesondre ein uraltes, wohl byzantinisches Marienbild, und eine Marmortafel erinnert an einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Augustiner als einen „unvergeßlichen Lehrer." Denn erst seit dem Neubau des Gymnasiums hat die Gemeinde die Anstalt aus der Verwaltung der Augustiner übernommen.

Sie hat im übrigen wenig Ursache, auf die Herrschaft des Wallensteinischen Geschlechts mit Freuden zurückzublicken, denn der Herzog entzog ihr nicht nur ihren Grundbesitz, sondern er bestätigte ihr auch ihre Privilegien nur zum Teil (1628) und nahm ihr das einträglichste, die Braugerechtigkeit. Aber eben diese Stadt verblieb allein von allen Orten des Herzogtums Friedland als Zubehör der Herrschaft Neuschloß der Witwe Wallensteins, der Gräfin Elisabeth Harrach, und kam dann durch die Tochter derselben, Maria Elisabeth (das sehr unähnliche Urbild zu Schillers Thekla!), an das gräfliche Haus Kaunitz, mit dem sie dann lange und hartnäckige Kämpfe um ihre Gemeindefreiheit gefochten hat. Der trotzige Bürgersinn, der sich darin entwickelte, ist, wie es scheint, wieder zum Ausdruck gekommen bei der Errichtung des Kaiser-Josef-Denkmals (1882), das

jetzt keine deutsch-böhmische Stadt entbehren mag: das Bild des großen Klosterzerstörers steht dem Augustinerkloster gerade gegenüber, jedenfalls ein nicht eben rücksichtsvoll gewählter Platz.

Das Augustinerkloster hat von allen Wallensteinischen Stiftungen dieser Art allein Bestand gehabt; wie sein Jesuitenkollegium in Gitschin und seine Walditzer Karthause längst aufgehoben wurden, so ist sein Kloster auf dem Bösig, drei Meilen südöstlich von Leipa, seit einem Jahrhundert in Trümmer gesunken. Wer jemals auf einem beherrschenden Punkte der nordböhmischen Grenzgebirge gestanden hat, der hat auch die malerische Doppelpyramide des Bösig (tschechisch Bezdez) gesehen. Die ganze Umgebung weit überragend und auf Meilen beherrschend, ist der höhere, östliche Kegel, den eine tiefe, waldige Schlucht von dem nur in der Wurzel mit ihm zusammenhängenden westlichen, dem Teufelsberge, trennt, frühzeitig befestigt worden und erscheint als Burg bereits 1185, gewöhnlich im Besitz der böhmischen Könige, von denen Karl IV. oft hier geweilt hat. Die Hussiten zerstörten die Burg 1421, und nachdem sie dann wiederhergestellt und nach mehrfachem Wechsel an die Berka übergegangen war, erlitt sie noch einmal dasselbe Schicksal durch die siegreichen Ligisten im Jahre 1621. Ein Jahr später kam der Berg an Wallenstein, der nun an die Burg ein Augustinerkloster baute.

Man ersteigt die gewaltige Phonolithmasse auf gewundenem, rauhem Felswege an vielen Kalvarienstationen vorbei von dem südlich gelegenen Dorfe Schloß-Bösig aus, dessen Gasthof „Zur Wallensteinshöhe" noch an seinen größten Besitzer erinnert. Drei mächtige, im Spitzbogen aufgemauerte Thore führen ins Innere der umfänglichen Ruinen. Aus Phonolith aufgemauert, scheinen die finstern Massen wie mit dem Gesteine des Berges verwachsen. In tiefer Einsamkeit liegen sie da, nur Mauerschwalben flattern aufgescheucht in den zerfallenen Gewölben. Nur den südwestlichen Teil der Trümmer, halb auf dem Abfalle hängend, bildet die Burg. Der Hof und das alte Zugangsthor zu demselben ist halb verschüttet, aber auf der vollen Höhe ragt, an den Pallas gelehnt, der nach Süden schaut, mächtig der Berchfrit auf, ein riesiger Rundturm mit fünf Meter dicken Mauern. Zwischen ihn und die weiter östlich liegende Burgkapelle stellte Wallenstein sein Kloster hinein, als einen langgestreckten, zweistöckigen Bau, mit der Außenfront nach Südosten, auf der Innenseite nach dem Hofe zu anschließend den Kreuzgang, jenseits des Hofes die Kirche und das Refektorium. Von diesen beiden stehen nur noch die Umfassungsmauern, und auch die Wohngebäude sind längst dachlos geworden, doch ist die Anlage noch deutlich zu erkennen. Die Zimmer des obern Stockes, alle einfenstrig, waren gewölbt, die des untern hatten nur eine Balkendecke. Noch haftet hie und da der Mörtel an den Mauern, und vermorschte Balkenköpfe stecken in der Wand, im Zimmer des Priors bemerkt man sogar noch Reste von Malerei. Am besten erhalten und noch unter Dach ist die Burgkapelle,

ein kleiner, einschiffiger gothischer Bau mit schöner Wölbung und reichem Detail an den schlanken Pfeilern; doch wird sie nicht benutzt, statt ihrer steht ein bunt aufgeputzter Altar im Klosterhofe.

Den Bau des Klosters hat Wallenstein wie alles derart mit großem Eifer betrieben. „Ich will, daß Bezdiezi mit Furia sollte gebaut werden," schreibt er im August 1627, auf seinem Eilmarsche nach Holstein begriffen, von Havelberg aus, und im nächsten Jahre erwartete er, daß die Augustiner ihren luftigen Sitz dort oben bezogen hätten, wozu sie offenbar keine besondre Neigung hatten, „denn ich muß selbst ihr Visitator sein," setzt der Herzog einem Schreiben von Wolgast aus zu.

Jedenfalls hat das Kloster nur kurze Zeit in der von ihm geplanten Weise bestanden. 1642 zerstörten die Schweden den Bau, 1666 wurde er wiederhergestellt und den Benediktinern übergeben, die nun bis 1785 hier oben aushielten und im Besitz eines Gnadenbildes der Muttergottes von Montserrat den Berg zu einem besuchten Wallfahrtsorte machten. 1785 hob Joseph der Zweite das Kloster auf, das noch sieben Jahre zuvor von preußischen Truppen geplündert worden war. Die leeren Gebäude verkaufte der Fiskus um ganze fünfzig Gulden. Seitdem verfielen sie der Verwahrlosung und Zerstörung. Nur den Hauptturm hat der gegenwärtige Besitzer, Graf von Waldstein-Wartenberg, mit einem Aufwande von 20000 Gulden wieder herstellen lassen.

Was die Mönche da oben schwerlich jemals sehr bekümmert hat, das ist jetzt der Hauptreiz des Berges, die Rundschau. Sie umfaßt das ganze Grenzgebiet bis zum Riesengebirge im Osten, dem Lausitzer Gebirge im Norden, dem Mittelgebirge im Nordwesten, aber landschaftlich malerischer wirkt doch die nähere Umgebung: auf der einen Seite unmittelbar gegenüber der Teufelsberg, aus dichtem Walde aufsteigend, weiterhin die großen Teiche bei Hirschberg, die man eher Seen nennen möchte, umgeben von dunkeln Waldmassen, aus denen wieder spitze Kegelberge ragen, ihre breiten, hellen Spiegel von keinem Fahrzeuge belebt, in einsamer Stille, die nur zuweilen der Schrei einer Möve unterbricht, und nun weithin im Westen und Süden schroffe Kegel und langgestreckte Höhenzüge, das ganze Land im Abendlichte, wenn die weißen Nebel über der Tiefe liegen, ähnlich den riesigen, erstarrten Wogen eines Urmeeres. Gerade im Norden erhebt sich die imposante Pyramide des Roll; sonst decken breite Waldmassen das flache Land im Norden und Osten. Ein schicksalsvoller Boden! Dort, bei Hühnerwasser, stieß am 26. Juni 1866 zuerst die Elbarmee auf die Österreicher; im Osten schimmert Weißwasser, und darüber zeigt sich die Gegend von Münchengrätz mit dem breiten Plateau des Musky, wo Prinz Friedrich Karl am 28. Juni den Grafen Clam-Gallas schlug, den Nachkommen eines der Hauptgegner Wallensteins. Und kaum eine Stunde vom Bösig entfernt, noch vor Weißwasser, läuft die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen; kein äußeres Merkmal bezeichnet sie, aber schroffer als jemals trennt sie zwei Volks-

stämme, die nun doch eben miteinander auskommen müssen und nicht eher den Frieden finden werden, als bis beide die historisch gewordenen Bedingungen ihrer Existenz rückhaltlos anerkennen.

Dresden. **Otto Kaemmel.**



Neue Erzählungen von Wilhelm Raabe.



er weltflüchtige Idealismus und weltdurchbeizende Humor sind also nur die zwei Seiten eines Kontrastes, beide schärfen sich aneinander, es sind zwei Negationen, die in steter Unruhe einander setzen und aufheben. Jean Paul kennt allerdings auch eine Versöhnung: er steigt herab von seiner Höhe in das kleine Lerchennest, die Hütte, wo gute, beschränkte, kindliche Menschen hausen, mit Blutwenigem beglückt; die beißende Satire wird zum liebevollen Humor, der den heiteren Kontrast innerer Seligkeit mit dem unendlich Kleinen, was ihr genügt, sich Königen gleich zu träumen, mit mikroskopischem Auge und mit dem Lächeln des innigsten Gemütes auffindet und anschaut. Es ist dies der zweite unter den drei Wegen zum Glücke, die Jean Paul in der bekannten Vorrede zum „Quintus Fixlein" aufzählt; der erste ist der des weltverachtenden Idealismus, der nicht den freien Humor, nur die Satire begründet; als dritter wird genannt: mit den beiden andern wechseln, und gerade hier verrät Jean Paul die große Lücke seiner Weltanschauung. Man erwartet, er werde als dritten aufführen: Entfaltung, Ausdehnung des engbegrenzten Humors der gemütlichen Idylle, also eben des zweiten unter den drei Wegen, auf das Ganze des Lebens, Nestmachen auch im großen, daß es uns wohl werde in der weiten Welt trotz ihren Mängeln."

Ausdehnung des begrenzten Humors der Idylle — auf das Ganze des Lebens — Nestmachen im großen — daß es uns wohl werde in der weiten Welt, trotz ihren Mängeln — wahrlich, wir wüßten keine bezeichnenderen Worte für die Grundstimmung, aus der die zwei neuesten Erzählungen Wilhelm Raabes*) erwachsen sind, als diese eben angeführten, welche wir einem Aufsatze des sprachgewaltigen Meisters der Kritik, Fr. Th. Vischer, über Jean Paul**) entnommen haben.

*) Villa Schönow. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann, 1884. Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. Leipzig, Grunow, 1884.

**) Kritische Gänge. N. F. Sechstes Heft. S. 145—47.

Vischer führt an demselben Orte weiter die Gründe aus, warum Jean Paul weder in seiner Theorie noch in seiner Praxis diese dritte Art des Humors, diesen rechten Weg der Mitte gefunden hat. Er erklärt dies aus Gründen, welche weniger in der Persönlichkeit des Dichters, als vielmehr in den Zeitumständen lagen, unter denen er schuf. „Gewiß, sagt er, ist Jean Paul dadurch ein Bild und Typus seiner Nation, wie sie war, als sie zwischen der idealen Höhe der weltbürgerlichen Weite ihres Geistes, ihrer innern Bildung und der Kläglichkeit ihrer äußern Zustände in tiefem Widerspruche lag, noch ohne Streben und ohne Aussicht, sie davon zu befreien. Der Deutsche war damals wirklich der gute, liebenswürdige, träumerische, schlechthin unpraktische Junge, und wie der Dichter den gefühlsseligen Burschen (Gottwalt) lächelnd auf seinen dunkeln Wegen begleitet, ohne selbst ein Ende des Weges zu finden, so blieb der Nation in ihrem jünglinghaften Zustande nichts übrig, als die Ironie über seine halbverkannte Unreife.“

Auch diese Begründung des Verfehlens jener rechten Mitte des Humors, jener Ausdehnung des Engberenzten der gemütlichen Idylle auf das Ganze des Lebens, paßt sehr wohl auf Wilhelm Raabe, der, diesmal wenigstens, diese überaus glückliche Mitte gefunden hat. Denn der Deutsche ist nicht mehr träumerisch, nicht mehr schlechthin unpraktisch, nicht mehr gefühlsselig, jünglinghaft unreif: wenigstens sieht ihn der Humorist nicht mehr als solchen an. „Das Ideale im Praktischen“ — „das Schöne, das Großartige im Verein mit dem Nützlichen“ — so läßt Raabe in „Pfisters Mühle“ (S. 193) die Tendenzen seines Helden, des Doktors A. A. Asche, aussprechen, und so sieht er sein Volk an, welches den ihm ureignen Idealismus nun auch ins Gebiet der thatkräftigen Arbeit überträgt. Und weil diese am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts in allem Praktischen, Realen so kläglich dastehende Nation nunmehr zur wirklichen Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit fortschreitet, weil sich auch in der That so manche Träume unsrer Vorfahren verwirklicht haben und weil der Humorist seinerseits mit tiefem Gemüte und tiefer Einsicht an dem Fortschritte dieser einst so hamletartigen Deutschen teilnimmt, enthusiastisch teilnimmt und sich in Einklang mit der Gegenwart stellt, darum ist ihm jener dritte Weg zum Glück gelungen, und er füllt die Lücke aus, welche Jean Paul in der humoristischen Weltanschauung gelassen hat.

Freilich spricht ein Humorist diesen seinen Enthusiasmus, diese seine Zu- und Übereinstimmung mit der Gegenwart nicht unmittelbar, nicht direkt aus, sondern verbirgt sie vielmehr oft in gar drolligen Formen. Er ist uns aber dadurch nur umso lieber. Wie leicht wird der feine Unterschied zwischen liebevoller Teilnahme und leerem Chauvinismus übersehen; ein Fehler, in den mancher unsrer Erzähler geraten, der seine Aufgabe nicht künstlerisch genug zu fassen vermocht hat. Bei Raabe atmet jene Grundstimmung aus der ganzen Erfindung der Handlungen und Charaktere wohlthuend, beglückend dem Leser

entgegen, jedes tiefere Eingehen auf das Werk offenbart ihm nur immer mehr seinen wahrhaft kunstvollen Bau.

Dies der gemeinsame Charakter der Erzählung „Villa Schönow" und des liebenswürdigen „Sommerferienheftes" von Vater Pfisters Mühle, von denen das letztere den Lesern dieser Blätter wohl in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

Bezeichnend für den Reichtum der Erfindungsgabe Wilhelm Raabes ist es aber, in wie verschiedner Weise er von seiner Stimmung und Teilnahme an dem gegenwärtigen Leben der Nation dichterische Mitteilung machen konnte; denn über jene Gemeinsamkeit der Grundstimmung geht die Ähnlichkeit der beiden Werke nicht hinaus.

Oder doch, noch ein Umstand ist ihnen gemeinsam. Der Autor sieht von seinem stillen Poetenwinkel aus, welche Rolle nachgerade Berlin im deutschen Reiche zu spielen beginnt, und er trägt auch diesem Faktum Rechnung. Es scheint uns kein bloßer Zufall zu sein, daß in „Pfisters Mühle" Berlin einen wirksamen Hintergrund zu der ländlichen Sommerfrische abgeben muß, auf welcher die eigentliche Geschichte und ihre Erzählung, die selbst wieder humoristischer Weise Handlung ist, sich abspielen; und in „Villa Schönow" ist sogar das spezifisch Berlinische Wesen der Mittelpunkt der Dichtung selbst. Auch dies ist ein Beitrag mehr zu unserm Urteil von dem vollen Aufgehen des Dichters in der Gegenwart: denn wie in der Wirklichkeit die Reichshauptstadt sich immer mehr zum Zentrum des nationalen Lebens zu krystallisiren strebt, so gewinnt sie auch für unsern Dichter, der sich die Aufgabe stellte, von diesem Leben ein in seiner humoristischen Art gefaßtes Bild zu entwerfen, in gleichem Sinne an Bedeutung.

Das Motiv von „Pfisters Mühle" bildet ein Faktum, welches jetzt in Deutschland die Köpfe der Regierenden und der Regierten am meisten in Anspruch nimmt und welches man als das Grundproblem der innern Politik bezeichnen könnte. Es ist dies der Umwandlungsprozeß aus einem Agrikultur- in einen Industriestaat, in welchem wir mitten drin stehen. Natürlich bildet dieses Motiv nur den innersten Kern der Erzählung vom Schicksale der Mühle Vater Pfisters, welche im übrigen soviel wie garnichts mit Nationalökonomie sich abgiebt, sondern nur nach echt dichterischer Weise eine Reihe der kostbarsten Gestalten vorführt. In der Art und Weise aber, wie Raabe den Konflikt des armen Müllers gestaltet und löst, liegt sein weltbejahender Humor, der die Idylle auszuweiten versteht auf das Ganze des Lebens, wie er auch im vorgesetzten Motto aus Seneca „Von der Gemütsruhe" es andeutet: „Und in dem Blick auf das Ganze ist der doch ein stärkerer Geist, welcher das Lachen, als der, welcher das Weinen nicht halten kann." Der Aufschwung der Industrie, welchen Raabe nur als Frucht der wissenschaftlichen Arbeit erkennt — besitzen doch die deutschen Chemiker einen Weltruf —, stimmt den Humoristen nichts weniger als sentimental. Diese großartige Thätigkeit erfreut ihn und gefällt ihm,

der nicht zum Geschlecht der weltflüchtigen Idealisten gehört. Die Verbindung prahlerischer Großmannssucht mit nüchternstem Utilitarismus gewinnt ihm nur ein Lächeln ab; eine Zuckerrübenfabrik, die phantastischer als eine Ritterburg der Vergangenheit mit ihren Dächern und Zinnen, ihren Türmen und Schornsteinen im Nebel des Weihnachtstages aufragt, ist ihm ein humoristischer Kontrast, vor dem er aber die Meinung ausspricht: „Kind, habe dreist wie die andern Furcht, dich ihm gegenüber lächerlich zu machen, und renne dir ja den Schädel nicht daran ein mit irgend etwas drin, was über der Zeit und dem Raume liegt." In dem Sinne kann er es auch nicht tragisch, sondern nur humoristisch-mitleidsvoll nehmen, wenn die alte gute Zeit mit ihrer sorglosen Lebensfreude, ihren lauschigen Winkeln, ihrer ungestörten Natur der lärmenden, nüchternen, ja die Luft oft weit im Umkreis verderbenden, verstänkernden Industrie weichen muß. Und in dieser einzig poesiereichen Stimmung, in welcher das Herz in gleicher Weise geteilt ist zwischen der mit romantischem Gold umsponnenen Vergangenheit und der freudig anerkannten Gegenwart, erzählt der Humorist die Geschichte von Pfisters Mühle.

Durch zwei Jahrhunderte hatte sie sich in der Familie der Pfister (wahrscheinlich ein verdeutschtes Pistorius) von Vater auf Sohn als einträgliches Geschäft fortgeerbt; an einem schönen, krystallhellen Bächlein gelegen, inmitten einer anmutigen Landschaft Mitteldeutschlands, war ihre Schankwirtschaft der beliebteste Ausflugsort der nahegelegenen Musenstadt. Der poesievolle Schimmer, welcher die akademische Jugend umgiebt, vergoldet auch sie. Da, in den letzten Jahren, wurde dritthalb Kilometer oberhalb ihres Rades die Zuckerrübenfabrik Krickerode angelegt, deren schlammiger Abfluß den Lebensquell der Mühle, das Bächlein, versumpfte, vergiftete, verstänkerte. Damit waren die Mühle und ihr Besitzer ruinirt; denn so lieb auch alle Welt den klugen, edeln, treuherzigen Vater Pfister haben mochte — in der Mühle roch es doch zu stark nach allerlei fürchterlichen Düften, als daß man zur Erholung sich bei oder in ihr hätte aufhalten mögen. Zum Glück hatte Vater Pfister seinen eignen einzigen Sohn nicht zum Müller, sondern zum Gelehrten erzogen; zum Glück auch hatte er sich an dem praktisch-idealistischen „chemischen Doktor" Adam August Asche einen wissenschaftlichen Verteidiger durch frühere Wohlthaten erworben, und obgleich dieser chemische Doktor „selbst Partei" ist, d. h. „ein Mensch, der die feste Absicht hat, selber einen sprudelnden Quell, einen Krystallbach, einen majestätischen Fluß, kurz, irgendeinen Wasserlauf im idyllischen, grünen deutschen Reiche so infam als möglich zu verunreinigen," so verhilft er ihm doch durch die chemische Analyse des Bachwassers zum Gewinne des Prozesses gegen die Aktiengesellschaft von Krickerode. Dem Müller selbst freilich kann dieser Ausgang nichts nützen: die Mühle ist tot, und er, der gar keinen Sinn für die neumodische Arbeit und für Aktien hat, ist es mit ihr. Nach seinem Tode verkauft sein Sohn, der Philologe an einem Berliner Gymnasium, das Grundstück, auf dem ein neues, Kricke-

rode ähnliches Industrie-Etablissement aufgerichtet werden soll; Doktor Asche errichtet eine eigne Fabrik zur Reinigung schmutziger Wäsche, in der es fürchterlich — riecht. Die letzten Wochen, bevor mit dem Neubau begonnen wird, verbringt der Philologe Pfister auf seinem väterlichen Grundstück, „und wie mich diese guten Sommertage, so zwischen Traum und Wachen, zwischen Gegenwart und Vergangenheit gleich leise schaukelnden Wellen getragen haben bis an das Ende meiner Schulferien und den Beschluß der Geschichte von Pfisters Mühle“ — in diesem seligen Zustande, an der Seite seiner vor kurzem angetrauten jungen Frau erzählt er die Geschichte. Diese selige Ferien- und Honigwochenstimmung lagert über dem ganzen „Sommerferienheft“ von Pfisters Mühle. In Gestalten, die wir hier nicht weiter anführen können, wird die Szene bereichert und das Idyllische zum sozialen Bilde der Gegenwart erweitert. Man wird „Pfisters Mühle“ ohne Frage zu den anmutigsten und zugleich geistvollsten Schöpfungen Wilhelm Raabes rechnen dürfen.

Wenn wir uns etwas weniger enthusiastisch über das zweite neue Werk des Dichters, die „Villa Schönow“ äußern, so möge man uns nicht der Parteilichkeit zeihen; denn wir glauben, daß diese letztere Erzählung, wenn sie auch in mancher Beziehung „Pfisters Mühle“ überragt, doch im ganzen hinter ihr zurückstehe. Und zwar darum, weil der Dichter, wie uns bedünkt, sich etwas zu sehr in dem humoristischen Behagen gefällt, seinen Helden im unverfälschten Berliner Dialekt vorzuführen. Die Lektüre der Erzählung wird dadurch etwas erschwert, und man hat hie und da Mühe, sein Interesse lebendig zu erhalten. Und doch, wenn dies gelingt, und es geht bei einiger Geduld, welche liebenswürdigen Geschöpfe einer tief gemütvollen Phantasie lernt man auch hier kennen! Wie hat sie der Dichter mit dem ganzen Reichtume seines Herzens und der ganzen Fülle seiner sich in fortwährenden Kontrasten bewegenden Phantasie ausgestattet!

Um Nestmachen im eigentlichen Wortsinne handelt es sich in der „Villa Schönow,“ auch hier und ganz eigentlich weitet sich der Humor der Idylle aufs Ganze der Welt aus. Das Hauptinteresse wendet sich dabei mehr der meisterlichen Schilderung komischer und sonstiger liebenswürdigen Charaktere als den an sich ernsteren Vorgängen zu. In der Mitte steht natürlich Herr W. Schönow, „Berliner Hausbesitzer, Provinzialsteinbruchbesitzer, k. k. Unteroffizier a. D. und noch allerlei Kurioses,“ wie er sich selbst unterzeichnet, das „alte Krokodil,“ der „olle Potsdamer,“ wie ihn andre bezeichnen, der treuherzigste, rührungsreichste, bravste, praktischste und maliziöseste Mensch des ganzen neuen deutschen Reiches; er und mit ihm das Fräulein Julie Kiebitz. Die letzte Hegelianerin Berlins, die häßliche, magere, pergamentfarbige, sehr gelehrte alte Jungfer, eine Tochter des Zeitgenossen der großen Hegelschen Schule, des Universitätsprofessors Dr. Kiebitz, und doch, wie Schönow ganz richtig bemerkt, eine „Fürstin, die immer Incognito auf der Erde wandelt,“ eine „hohe Julia,“ wie sie der Dichter selbst

nennt. Der Freundschaftsbund dieser zwei Leute gehört wohl zu dem merkwürdigsten der Geschichte. „Fräulein Julie, schreibt ihr Schönow, wie wäre et denn nun mal wieder? Als sich unser Herrgott in mir vergriff und mich, wie Sie von Olimszeiten wissen, statt zu einem Menschen zu einem Kameel machte, hat er Sie doch nur deshalb gleich hinter mir her erschaffen, um seinen Fohpah zur Hälfte wieder gut zu machen.“ Und Julie spricht sich ihrerseits aus: „O, ihr unsterblichen Götter, was möchte aus meines Vaters Tochter geworden sein, wenn ihr dem verwahrlosten, verstaubten, verschimmelten jungen Geschöpf nicht diesen verwahrlosten, ungekämmten, ungewaschenen, halbverhungerten, närrischen Kerl und Straßenjungen in den Weg geführt hättet?.. Ihr habt es doch wohl gut mit uns gemeint, ihr im ewigen Blau!.. Und, bei den drei furchtbaren Schwestern, im Grunde war ich seiner Hilfe doch viel bedürftiger, als er der meinigen! Er machte mich wieder zu einem Kinde — dann und wann sogar zu einem wirklichen, fröhlichen, vergnügten, lachenden Kinde, und ich — ich konnte ihm nach des Papas Tode nur die dreitausend Thaler geben, die er brauchte, um sein Geschäft anzufangen. Schönow und Kompagnie!.. Schönow und Kompagnie! Durch Sauer und Süß, durch gute und schlechte Zeiten, durch Krieg und Frieden — Schönow und sein stiller Kompagnon!“ Heiraten konnten die zwei nicht: die Professorstochter und der „Unteroffizier vom siebenten brandenburgischen Infanterieregiment,“ den sie sich von „unter der Treppe“ hervorgeholt hat. Er nahm sich in früherer Zeit eine hübsche Köchin oder was sie sonst gewesen sein mag, die Helene Schönow, welche ihm im jetzigen Augenblick zu einem umfangreichen, eifersüchtigen, eiteln, bösartigen Hauskreuz gealtert ist, aber von der „jöttlichen“ Julie ließ er trotz seiner zarten Ehehälfte nicht locker; und so bildete sich „das Kurioseste, das Lächerlichste, das, was der Menschheit am meisten Spaß machen würde, wenn sie je ihre alberne Nase genauer hätte hineinstecken können, dies Verhältnis zwischen ihr und ihrem Freunde.“ In allen Nöten des Herzens — andre hat er ja nicht — muß ihm die Julie beispringen, sie ist die „Intellijenz,“ welche ihm leuchten muß.

Ein solcher Fall bildet die eben vorliegende Geschichte. Da hat er in der Provinzstadt, wo er seine Schieferbrüche besitzt, wieder einmal einen „närrischen“ Streich gemacht. In der Provinz tritt Schönow immer etwas breit auf, etwas prahlerisch, fühlt sich als Großstädter, Berliner. Aber es steckt doch etwas mehr dahinter, als daß die philiströsen Provinzialen ihn nur so als „hergelaufenen, großschnauzigen Berliner Haselante“ bezeichnen dürfen. „Es dauert immer etwas länger als zehn Jahre, ehe der Nachklang eines weltgeschichtlichen Faktums auszittert“ — dieser Nachklang freilich zittert gar mächtig, das ganze liebe tolle Wesen durchglühend, in dem ehemaligen Unteroffizier und jetzigen Schieferbruch- und Hausbesitzer Schönow nach. Darum widmet er seine tiefste und werkthätigste Teilnahme dem unglücklichen Ludolf Amelung, welcher zehn

Jahre nach dem Kriege den Wunden, die er sich auf dem Schlachtfelde geholt, erliegt. „Ach, in Frankreich uf dem champ de bataille hat er sich hoffentlich seinerseits nicht zu ville draus jemacht, wenn er sie so zu tausenden um sich her liegen ließ un ruhig weiter marschirte, bis die Reihe an ihn kam. Det Miserable is ja wohl nur, daß det ihn so lange nach jeschlossenen Akten und sojar jlücklich zuletzt ooch beendetem Jeneralstabswerke passiren muß. Wahr is es: det Jräßliche, sich so unbekannterweise eenander ums Leben zu bringen, wird Eenem hierdurch ville deutlicher als durch det wohlgepflejteste Schlachtfeld." Diese Teilnahme an dem sterbenden Unteroffizier Amelung führt Schönow aber auch zu allerlei Handlungen und Konflikten, in denen sich sein ganzes braves Herz in der hinreißendsten Weise offenbart. Auf den kleinen Besitz des Sterbenden besaß der Bürger der Kleinstadt, Liebelotte, eine Hypothek, die er aber nun kündigt, als es mit jenem zu Ende geht. Das veranlaßt den Berliner zu scharfen Ausfällen. Die partikularistischen Provinzler nehmen ihren geschäftskundigen Mitbürger in Schutz: „Kameradschaft hin, Kameradschaft her!" entgegnen sie. „Daß einer auch einmal dabei gewesen ist, zum Beispiel Sie Anno sechsundsechzig, thut garnichts zu diesen Verbindlichkeiten. Im Gegenteil, wer weiß, wenn Sie uns damals hier nicht annektirt hätten, ob nicht Ihr Kamerad Amelung heute noch auf gesunden Beinen herumliefe, sein Geschäft verrichtete und keines andern Menschen pekuniäre Unterstützung nötig gehabt hätte," und dergleichen mehr. Und nun höre man die Antwort des reichstreuen Schönow: „Hab ick et mich doch jleich jedacht, dat se mir den Nassauer, den Potsdamer, den Weltstädter, den Jardeleutnant und den alljemeenen deutschen Reiseonkel in eene Persönlichkeit ufmutzen werden! Wollen Sie jütigst auch was andres nich dabei verjessen, wenn Sie mal vater- und mutterlos uf die Jrenze zwischen Moabit und Martinikenfelde aus die Taufe jehoben werden sollten, meine Herren; nämlich det wenn auch jroßartige, so doch merkwürdije Jefühl, als eijentliche Wiege man bloß den janzen Ersatzbezirk des siebten brandenburgischen Infanterieregiments Numero sechzig — Ober- und Niederbarnim, Teltow und beiläufig ooch det bißken Städteken Berlin — zu haben!.. Wer hat da ebent det jroße Wort fallen lassen, Kameradschaft hin, Kameradschaft her? Meine Herren, der vormalije Unteroffizier im siebten brandenburgschen Infanteriereiment und jetzije Landsturm und Berliner Hausbesitzer Schönow bemerkt Ihnen doch, daß Sie in diesem Falle ihn mit Ihre bekannte verdeckte Anspielungen uf die bekannte Ansiedelung am Strand der Spree doch nur bis an die Pelle kommen. Det süße Innerste kriejen Sie damit noch lange nicht raus: Jetzt haben se im vorigen Jahr die Sechzijer nach Düsseldorf verlejt und die Rheinländer und nich mehr die Teltower, die Treptower, die Lützower, die Tempelhofer, die Rixdorfer, die Schmargendorfer, die Plötzenseer, die Weißenseer, die Stralauer, die Rummelsburger und det übrige unzählije Gänsekleen liefern mehr den Bedarf an Füsilirfleesch und Jrenadirknochen für't sechzijste. Aber — Schönown sein Heimats-

jefühl haben sie damit nich'n Ende jemacht und seine Kameradschaftsjefühle hält er ufrecht, soweit sie Abends Punkte neune von Memel bis Metz det Volk und die Brüderschaft in Waffen mit dieselbe Trommel- und Hornmelodie ärjern und in die Kommisflaumfedern locken. Und in diesem Sinne, wie Joethe jesagt haben soll, trete ick immer als richtijer Berliner in jede Provinz, wo et sich um eenen Kameraden in Schwulibus handelt, möglichst feste uf, und wenn et sich ooch um die höchsten sittlichen Fragen in Hinsicht uf die Hosentasche handelt, wie Rothschild, Bleichröder und die übrigen Klassiker in det Fach sagen. Und wenn jemand mich jar noch mit olle Anspielungen uf die ollen verjährten Annexionen von Anno bis ans Ende von de Dinge, Dietrich von de Wilhelmshöhe und sonstige wirkliche dämliche Nassauereien auf den Pelz rücken sollte, so verkündije ich hier jetzt nischt weiter als: jrade darum! . . . Nicht, daß mir mein Jewissen bisse; denn bei Königgrätz haben wir persönlich im Sechzigsten ruhig Jewehr bei Fuß jestanden und still die andern uns mit die historischen Jranaten beschmeißen lassen; aber Noblesse oblijirt immer, und jrade weil ick mir doch meinen juten Kameraden Amelung mit annektirt habe, fühle ick mir bewogen, die Bitte auszusprechen: Kinder jeht mal so anständig als möglich mit ihm und seine mögliche Hinterlassenschaft um. Weltjeschichte bleibt doch nun mal Weltjeschichte, und im Privatfall ändert manchmal leider niemand det jeringste dran, sagt Fräulein Ju— sage ick hier bei Dämel... Womit ick bloß sagen will, det man ja jedem seine persönlichen Jefühle jerne hochachten und doch bei außerjewöhnliche Jelegenheiten von ihm verlangen kann, daß er in einem speziellen jejebenen Fall einmal jroß und nich bloß an seine anjeborene Privatrankünе oder wie jesagt sein innigstes Portmonnä denkt. Ick hätte zum Exempel in Liebelottes Stelle jetzt nich det Kap'tal jekündigt."

Aber mit diesen Reden begnügt sich der thatkräftige Mann nicht. Der Tod Ludolf Amelungs setzt dessen jüngeren Bruder ganz aufs Trockene. Schönow kauft die gekündigte Hypothek auf. Das entzückend liebenswürdige Mädchen Wittchen (Wita, Hroswitha) Hamelmann, ein wahres „Schneewittchen," veranstaltet für seinen verwaisten Jugendkameraden Gerhard eine Wohlthätigkeitslotterie, und der „olle Potsdamer" läßt sich fünfhundert Loose à eine Mark aufbinden, die er in Berlin schon „ohne Schwierigkeit bei Kaiser Wilhelm und Moltke besorgen wird. Mit Bismarck muß man erst mal sehen. Komme ick an ihm ran, so fasse ick ihn sicher und natürlich bei seine zartesten menschlichen Jefühle un hänge ihm soviel als möglich von eure Spekulation auf seine patriotische Mitleidigkeit uf. Das Resultat als möglich in Baar." Aber man denke, nun stirbt zum Unglück auch noch gleich darauf und ganz plötzlich der Vater Schneewittchens und hinterläßt dem nunmehr ganz verwaisten Kinde gar kein Vermögen! Was liegt da näher, als daß Schönow nun auch bei dem sechzehnjährigen Mädchen seines Geschäftsfreundes Hamelmann dieselben Vaterpflichten übernimmt, wie bei dem zwanzigjährigen Bruder seines Kriegskameraden Ame-

lung? „Versetze dir ganz ins erste Buch Moses, Lencken!“ schreibt er boshaft seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin. „Versetze dir ganz in Sarah ihre Gefühle. Dein Gatte ist Vater geworden — doch noch — endlich noch! Zwillinge sogar!“ Aber was soll er, der Geschäftsmann, mit den zwei verliebten jungen Leuten anfangen? Da muß die Julie helfen, sie muß augenblicklich zu ihm in die Provinz eilen (es ist etwa die Gegend von Wolfenbüttel gemeint), und die Kinder übernehmen. Julie kommt, wann fehlte sie in solchen Dingen? Aber die Vernünftige sagt ihm doch: „Sie sind und bleiben ein verrückter Mensch, lieber Freund. Macht Ihnen denn der Unsinn wirklich immer noch so vielen Spaß, Schönow?“ Und mit vollster, herzlichster Gewißheit antwortet er: „Ja! Entweder unter die Treppe jeblieben und im Verborgenen jeblüht und verduftet — oder alles jroßartig, alles mit volle Musik.“ — Wie sich nun die Sache weiter entwickelt, wie Frau Lenken in ihrer Eifersucht der alten Jungfer und Freundin ihres Gatten nachreist, die sie im Verdachte hat, daß es ihre eignen, nunmehr hervorgeholten Kinder von Schönow wären, wenn sie auch nicht begreifen kann, wie es möglich wäre; wie dann Julie, „daß ich liebenswürdig sein kann, wissen Sie, Schönow, und ich war es jetzt ungemein,“ die Alte herumkriegt und den Hausfrieden herstellt; wie Schönow mit seinem Schützling nach Berlin fährt und je näher er der Hauptstadt kommt, umso bescheidner auftritt — das möge man selbst nachlesen.

Die Analysen der beiden Erzählungen „Pfisters Mühle“ und „Villa Schönow“ sollten unsre eingangs gegebene Charakteristik des weltfreudigen Humors Wilhelm Raabes illustriren. Beide Bücher geben ein in hellsten Farben gefaßtes Bild der aufstrebenden Gegenwart, und gewiß ist es auch einer der bedeutendsten Züge der beiden Handlungen, wenn der Dichter mit dem halb verrückten, rhetorisch hohlen, pessimistischen Literaten Felix Lippoldes (Pfisters Mühle) und mit der ironisirten Hegelei im zweiten Werke die traurigen Kennzeichen der Vergangenheit, die starken Schlagschatten zu dem Bilde der Gegenwart einsetzt. Wenn es nur mehr Dichter bei uns in Deutschland gäbe, die gleich Wilhelm Raabe mit dem tiefsten Aufgehen in der Gegenwart allen Weltschmerz, allen Pessimismus überwinden möchten, den Humor der Idylle erweitern auf das Ganze des Lebens! Wir wollten sie mit Freuden begrüßen.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

10. Die Historia von der ewigen Schulbank.



Erster Zeitraum. Natürlich war es Stadtrats Ernst gewesen, und der kleine Supprian hatte darum nachsitzen müssen, was den alten Herrn Supprian mit gerechter Entrüstung erfüllte. Natürlich war die Sache in der Rektorklasse passirt, und das Ende vom Liede waren Klagen und Eingaben. Es ist ja richtig, daß der Herr Rektor ein sehr tüchtiger Lehrer ist, der seine Schule im Zuge hat, wie auch neulich der Herr Superintendent anerkennen mußte, es ist auch richtig, daß der Herr Rektor Schmalz, welcher eine angesehene Bürgerstochter zur Frau hat, eine geachtete Stellung in der Stadt einnimmt. Aber er ist doch zu heftig und rücksichtslos. Nein, alles was Recht ist. Aber Bierfässer! In der Schule Bierfässer! Das muß ja den Charakter der Schüler moralisch untergraben.

Was war denn geschehen? Stadtrats Ernst und „dem Bürgermeister seiner“ und noch ein paar andre hatten die alten morschen Bänke solange malträtirt, bis eine von ihnen zusammengebrochen war. Wie gewöhnlich, war es wieder niemand gewesen; nur über den kleinen Supprian brach das Verhängnis herein, weil dieser sein Vergnügen an dem Vorgange nicht hatte bemeistern können.

Nach dem Unterrichte eilte der Herr Rektor pflichtmäßig zum Herrn Superintendenten. Der Herr Superintendent, ein in der Stadt sehr beliebter Mann, hatte viel zu thun, wickelte sich aber aus seinen Akten heraus und begrüßte seinen lieben Rektor mit seiner in der Stadt so geschätzten und ihm selbst so geläufigen Herzlichkeit. Der Herr Rektor trug seine Sache vor. Die Bänke seien schon seit zehn Jahren schlecht, er habe so oft darauf hingewiesen, jetzt sei eine derselben zusammengebrochen. Was er nun thun solle? Der Herr Superintendent, dem gerade eine schwierige Ablösungssache im Kopfe saß, machte einige allgemeine Bemerkungen über Schulbänke und schloß mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß sein lieber Rektor gewiß das Rechte treffen werde.

Da stand nun mein Herr Rektor Schmalz wieder auf der Straße und war keineswegs gewiß, daß er das Rechte treffen werde. Wenn er noch den Herrn Bürgermeister getroffen hätte, aber der war zu irgendeinem Städtetage gereist.

Was also thun? Für den Nachmittagsunterricht mußten die Trümmer beseitigt werden, was der Schuldiener besorgte. Dann wurden etliche Klassenstühle, Kisten und Küchenmöbel herbeigeschafft und in eine Reihe gestellt. Das gab in der Rektorklasse ein gewaltiges Gaudium; in den Zwischenstunden wurden meisterhafte Barrikaden gebaut und „Bebel“ gespielt, das Ende vom Liede waren Ohrfeigen, Reklamationen und zerrissene Hosen. Zur Strafe ließ der Herr Rektor nun alle Sitzgelegenheiten beseitigen und die Missethäter während des Unterrichtes an der Wand stehen.

Tags darauf brachte das freisinnige „Korrespondenzblatt für Stadt und Land“ eine Notiz etwa folgenden Inhalts: „In unsern Schulen scheint es ja recht munter

zuzugehen. Unsre Jugend muß für das teure Schuldgeld, das wir zahlen, tagelang an der Wand stehen, was doch der Gesundheit nichts weniger als zuträglich sein kann. Wenn freilich unsre Behörden statt zum Rechten zu sehen auf Städtetagen bankettiren, so kann man sich über so etwas nicht wundern."

Am andern Tage replizirte der „Kreisbote," der Vertreter der Bürgerpartei: „Unsre geschätzte Kollegin kann einmal wieder ihre genugsam bekannte Gepflogenheit, gehässige Unterstellungen zu machen, nicht unterdrücken.... Was übrigens Bankette mit Schulbänken zu thun haben, ist uns unerfindlich."

Dies war nun nichts besondres, denn die „Korrespondenz" und der „Kreisbote" lagen täglich im Streite; doch hatte das eben berichtete Geplänkel zur Folge, daß die Bürgerschaft alarmirt wurde, und daß beim Herrn Superintendenten Klagen über die Rektorklasse einliefen. Der Herr Superintendent drückte soviel Bürgerfäuste, als er zwischen seine beiden Hände bekommen konnte, und versicherte innigst bewegt, daß es ihm, wie er zuversichtlich hoffe, gelingen werde, die Uebelstände zu beseitigen.

Er erschien denn auch in der Schule, und richtig, die Bank war nicht da, ihre Trümmer lagen im Holzstalle.

Der Herr Superus bemerkte — anknüpfend an Hiob 19, 10: „Er hat mich zerbrochen um und um" —, es sei allerdings die höchste Zeit, daß die Bank wiederhergestellt werde, und es gehöre zweifellos zu den Obliegenheiten des Rektors, für die Instandhaltung des Inventars zu sorgen.

Jawohl, Herr Superintendent, erwiederte der Herr Rektor stammelnd vor innerer Wut, aber wie, wo, wer? Es rührt ja kein Mensch einen Finger.

Mein lieber Rektor, wenden Sie sich vertrauensvoll an den Herrn Bürgermeister. Er ist mein lieber Freund und wird gewiß alles thun, was in seinen Kräften steht.

Der Herr Bürgermeister ist nicht da, und keiner der Herren Stadträte will etwas in seiner Abwesenheit thun.

Wenn Sie es den Herren nur in der rechten Weise vorstellen, so werden sie ohne Zweifel bereit sein, das nötige zu thun. Adieu. Und weg war er.

Man würde Grund haben, sich über das kühl abwartende Verhalten des Herrn Superintendenten zu wundern, wenn man nicht wüßte, daß der Herr Rektor zur Loge gehört, es auch bisweilen an der mit Recht zu fordernden Devotion hat fehlen lassen. Es ist dem Herrn Superintendenten nicht zu verdenken, wenn er sich für die Angelegenheiten des Herrn Rektors nicht sonderlich erwärmt, wie er es unter andern Umständen gewiß gethan haben würde.

Der Herr Rektor jedoch schäumte vor Zorn, und abends in der Loge machte er seinem Herzen gründlich Luft: Was! eine heitere Zucht! ich renne von Pontius zu Pilatus wie ein Betteljunge und muß demütig bitten, als ob ich nicht das Recht hätte, zu fordern, daß sie mir die Utensilien stellen. Himmeldonnerwetter!

Sei doch gut, Eduard, sagte der dicke Stadtbrauereibesitzer, einstweilen setzest du was andres hin.

Jawohl, was andres! Ich kann doch was andres nicht aus den Fingern saugen! Ich kann keine einzige Bank entbehren, die Gesellschaft sitzt sowieso schon wie die Heringe.

Dann konstruiren wir uns ein paar Bänke. Laß mich nur machen, ich will dir schon was hinbauen.

Das geschah denn auch. Je zwei große und zwei kleine Bierfässer und ein paar darüber gelegte Bretter gaben die schönste Bank ab, und unser dicker Bier-

brauer glänzte im ganzen Gesichte, als er sich sein Werk besah und sich vorstellte, was der Herr Superintendent für eine Miene dazu machen würde. Die „Bierbank“ ward in der That ein „sensationelles“ Ereignis. Auf allen Bierbänken redete man von der Bierbank. Die Wohlgesinnten schüttelten den Kopf, und die Uebelgesinnten machten schlechte Witze, der Herr Superintendent seufzte über den Herrn Rektor, und die Frau Superintendent hatte es schon immer gesagt, daß der Rektor ein gottloser Mensch sei.

Da kehrte der Herr Bürgermeister zurück, und übelgelaunt, wie er ohnehin war, fand er die Eingabe des Rektors vor und außerdem das „Korrespondenzblatt für Stadt und Land,“ in dem die Sache mit dem üblichen Pfeffer und Salz versehen aufgetischt wurde. Aber der Herr Bürgermeister war vor allen Dingen Jurist, d. h. er war ein Verehrer des kontradiktorischen Verfahrens, er sah in allen Nichtjuristen mehr oder weniger Angeklagte und stellte in jeder Sache vor allen Dingen die Rechtsfrage. Er erließ also an den Rektor eine bitterböse Verfügung, worin er ihm eröffnete, daß sein „nicht genügend substanziirtes“ Gesuch zurückgewiesen werde. Zuvörderst sei der Nachweis zu führen, ob die Bank reparaturfähig sei oder nicht. Sodann sei eine Untersuchung anzustellen, wer die Bank zerbrochen habe. Sollte diese Untersuchung ergebnislos ausfallen, so sei der Rektor selbst regreßpflichtig, da er für das Inventar aufkommen müsse.

Als der alte Kanzlist Rehm diese Verfügung abschrieb, schob er sie seinem Nachbar zu und sagte: Sehen Sie 'mal, Augustin, nächstens werden wir noch für die Tinte aufkommen müssen, die wir verbrauchen. — Wieso? — Nu, auf der Schulbank hat schon mein Vater gesessen.

Der Herr Rektor geriet abermals in eine furchtbare Wut, rannte zu Hinz und Kunz und setzte mit großer Zungengeläufigkeit auseinander, daß die Bank morsch und völlig verbraucht gewesen sei. Die Väter der Stadt konnten das auch nicht leugnen, und da der Dezernent für Bausachen versprach, so bald als möglich hinzukommen und den Zustand der Bank zu begutachten, so ließ sich vor der Hand nichts weiter machen.

Nach vierzehn Tagen stellte sich denn auch der Herr Dezernent ein, der ein ganz tüchtiger Zimmermeister war, es aber in städtischen Sachen nicht allzueilig hatte. Zuerst besichtigte man die Stelle, wo die Bank gestanden hatte. Dann begab man sich nach dem Holzstalle. Aber welcher Schreck! Der Unglücksmensch von Schuldiener hatte die Bank zerhackt und verfeuert!

Man kann sich denken, welche schwierigen und weitumfassenden Verhandlungen nun nötig wurden, um aus Indizien festzustellen, ob die Bank reparaturfähig gewesen sei oder nicht. Der Herr Rektor weigerte sich unbedingt, die Bank zu bezahlen, und der Schuldiener, dem natürlich gekündigt wurde, hatte nichts. Erst als bei der weiteren Untersuchung über die Urheber des Bankbruches immer deutlicher die Figuren von Stadtrats Ernst und „dem Bürgermeister seinem“ aus dem Nebel heraustraten, gewann wohllöblicher Magistrat die Ueberzeugung, daß die Bänke in der That morsch und ersatzbedürftig gewesen seien.

Zweiter Zeitraum. Nachdem seit der Katastrophe zwei Monate vergangen waren, schickte man sich an, der Neuanschaffung von zwei Schulbänken ernstlich näherzutreten, obwohl Bedenken laut wurden und der Wunsch geäußert wurde, mit der Sache bis zur Aufstellung des nächsten Etats zu warten. Letzteres hatte etwas für sich, denn es verursacht offenbar den geringsten Aufwand von Willensstärke, wenn man eine Sache verschiebt. Wenn nur nicht die fatalen Bierfässer gewesen wären, welche der boshafte Bierbrauer und Freund des Herrn Rektors

der Stadt zum Hohn ruhig in der Klasse stehen ließ. In der nächsten Magistratssitzung stand die Schulbank auf der Tagesordnung. Leider konnte der Gegenstand nicht zur Erledigung gebracht werden, weil der Herr Dezernent für Bausachen fehlte. In der nächsten Sitzung handelte es sich um Einquartierungsangelegenheiten, welche dringlich waren, dann aber ging man auf die Bankfrage ein. Der Herr Bürgermeister gab aus den Akten ein lichtes Exposé, und die Diskussion beleuchtete die Frage von allen und noch etlichen Seiten. Der Beschluß ging dahin, daß a) die Bank neubeschafft werden sollte, b) der Herr Zimmermeister Engelmann den Auftrag erhalten sollte, einen Anschlag auszuarbeiten.

Acht Tage später gingen die Akten an den Stadtverordnetenvorsteher Herrn Buchhändler Lila ab, und vierzehn Tage später, also bereits in der nächsten Sitzung, stand die Schulbank auf der Tagesordnung der Stadtverordneten.

Dritter Zeitraum. Vor den Augen beratender und beschließender Versammlungen giebt es für wichtig oder unwichtig einen andern Maßstab als sonst in der Welt. Es kommt nämlich nicht darauf an, was eine Sache ist, sondern was sich daran anknüpfen läßt. Beim Gas- oder Steueretat läßt sich nicht viel sagen, da handelt es sich um feste Zahlen, darum werden solche Etats schnell erledigt. Aber eine Schulbankfrage trägt ihre enorme Wichtigkeit an der Stirn geschrieben. Nicht allein, daß hier sämtliche städtische Angelegenheiten, das Prinzip der Verwaltung, der Schulneubau, die Gehaltszulage des Bürgermeisters, sowie die Tapezierung der guten Stube in der Superintendentur von selbst in das Gebiet der Debatte fallen, diese Frage ist auch geeignet, die Parteien zu alarmiren und die Leidenschaften zu entfesseln. In unsrer Stadt — doch wozu soll ich den Namen noch länger verschweigen, da ihn der aufmerksame, in Mitteldeutschland einigermaßen bekannte Leser ohnehin erraten würde — also in Hinneburg gab es in der Stadtverordnetenversammlung zwei Parteien, welche sich schroff gegenüber und zu einander im Verhältnis von 13 zu 11 standen. Die dreizehn bildeten die sogenannte Bürgerpartei, die Partei der Ordnung, des Bürgersinnes und des anständigen Einkommens. Die andern hießen die Gemeinnützigen nach dem von ihr gegründeten „Verein für gemeinnützige Zwecke.“ Es bezeichnete die Gesinnungsniedertracht der Bürgerpartei, daß ihre Mitglieder das Wort „gemeinnützig“ mit gehässiger Betonung auszusprechen pflegten.

Nach diesem Stimmenverhältnisse und da die Versammlung vollzählig erschienen war, konnte das Resultat der Abstimmung nicht zweifelhaft sein. Die Bürgerpartei war bereit, die Position für die Bank zu bewilligen, in dem Bewußtsein, die teuersten Güter des Vaterlandes gegen die „Gemein“-nützigen verteidigen zu müssen. Die Letztgenannten wußten, daß sie überstimmt werden würden; aber umso höher ist der Mannesmut zu achten, wenn er unter solchen Umständen „unentwegt“ auf seinem „Nein“ besteht. Hat man doch die Genugthuung, den Gegnern das Leben gründlich verbittern zu können, und ist doch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß einer der Gegner umkippt oder Nasenbluten bekommt, und dann triumphirt Freiheit und Recht gegen Finsternis und Lüge. Alles in allem war es nicht unmöglich, die Verweisung der Position in eine gemischte Kommission durchzusetzen, was einem halben Siege gleichkam. Hinter der Barriere saßen neben einigen Straßengestalten, welche sich gratis wärmten, die Vertreter der öffentlichen Meinung, die Redakteure der beiden Zeitungen; sie spitzten die Bleistifte und überlegten im Stillen die Malicen, welche sie sich im Berichte des nächsten Tages gegenseitig serviren wollten.

Nach einigen andern Gegenständen, welche nur geteilte Aufmerksamkeit fanden, räusperte sich der Herr Vorsitzende, nahm seine ereignisschwangerste Miene an und sprach: Meine Herrn. (Bewegung.) Wir kommen jetzt zu der Vorlage des Magistrats, die Anschaffung einer neuen Schulbank betreffend. (Bravo! Gelächter bei den Gemeinnützigen.) Der Herr Bürgermeister hat das Wort. Der Führer der Gemeinnützigen holte sogleich die Städteordnung hervor und fing an mit nervöser Eile darin zu blättern, während seine Mienen von Gesetzeskunde und schneidender Kritik förmlich trieften. Der Herr Bürgermeister lieferte, wie nicht anders zu erwarten war, in geschäftsmäßigem Tone ein klares Exposé, wobei nur der eine Punkt nicht recht deutlich wurde, wer eigentlich die Bank zerbrochen hatte, und schloß mit der Forderung von dreißig Mark für eine neuanzuschaffende Bank.

Es entstand eine kurze Pause, die Stille vor dem Sturm. Da keiner redete, erhob sich der gute alte Bürger und Bäckermeister Wieprecht und erklärte: Nu, meine Herren, ich denke, wir bewilligen die Position. Wir sind alle einmal jung gewesen, und wenn wir was zerbrochen hatten, dann ist es wieder gemacht worden, worauf der Herr Stadtverordnete Rodiger erwiederte: Ja, meine Herrn, was Herr Wieprecht eben gesagt hat, ist ganz gut, aber es entsteht doch die Frage, ob wir nicht alle Bänke der Rektorklasse neu machen lassen.

Hiergegen bemerkte der Herr Stadtverordnete Klumbusch: So wohlgemeint dieser Vorschlag auch sei, er müsse es doch für Verschwendung halten, jetzt Bänke anzuschaffen, da der Schulneubau bevorstehe, und man das Haus nicht nach den Bänken, sondern die Bänke nach dem Hause einrichten müsse. Er beantrage daher, den Magistrat aufzufordern, endlich den Plan und Kostenanschlag des Schulneubaues vorzulegen.

Der Herr Bürgermeister hatte gegen den letzten Antrag nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die erforderlichen Mittel bewilligt würden, worauf der Herr Stadtverordnete Schreyer (Führer der Gemeinnützigen) zu wettern anfing: So? Das sind ja nette Dinge, die man hier zu hören bekommt. Herr Wieprecht fordert die Söhne der Bürger auf, ihren Uebermut an städtischem Eigentum auszulassen (Heiterkeit links), Herr Rodiger will von der Sache erst dann etwas hören, wenn sie fünfhundert Mark kostet, und Herr Klumbusch will aus lauter Sparsamkeit eine neue Schule bauen. (Erneute Heiterkeit.) Daß der Herr Bürgermeister nichts dawider hat, städtische Mittel zu verbrauchen, nimmt uns weiter nicht wunder. (Mit erhöhter Stimme und einem aufmunternden Seitenblicke nach dem Platze, wo der Referent des „Korrespondenzblattes“ mit wütender Eile schreibt:) Die Steuerzahler unsrer Stadt mögen sich vorsehen. Die Bürgervereinler wollen einmal wieder mit dem Gelde des kleinen Mannes die Großmogel spielen. Aber soweit sind wir noch nicht. Halten Sie den Daumen auf den Beutel, bewilligen sie keinen Groschen, den die Herren da drüben fordern! — Wenn ich mich der Vorlage selbst zuwende, so muß ich zuvörderst gestehen, daß ich den Mut des Magistrates bewundre, uns eine so dürftig vorbereitete Vorlage zu machen. Diese Vorlage geht wieder nach der alten bekannten Melodie: Thu Geld in deinen Beutel. Wofür, das wird nur von ferne angedeutet. Für eine Schulbank. Ja, wer hat denn die Schulbank zerbrochen? Die Kinder des armen Mannes nicht. Ich muß verlangen, daß eine wirkliche Untersuchung angestellt wird. Wenn es sich um Städtetage, Bankette, Orden und Auszeichnungen handelt, fragt kein Mensch nach uns; wenn aber bezahlt werden muß, was der Uebermut gewisser Söhne ruinirt hat, sind wir gut genug. Sehen Sie sich vor, meine Herren! Wir haben auch nichts davon vernommen, daß der Rektor vom Magistrat in Strafe genommen worden sei,

weil er Bierfässer in die Schulstube gestellt hat. Warum hat der Herr Superintendent nicht seine Inspektion ausgeübt? Es wäre doch interessant, hierüber die Meinung der königlichen Regierung zu hören. Angesichts aller dieser Thatsachen beantrage ich, die Vorlage des Magistrats abzulehnen. (Stürmisches Bravo links, Murren rechts.)

Nun fiel der Herr Stadtverordnete Klitzsch (der Vorkämpfer der Bürgerpartei) über den Vorredner her, der nichts weiter könne, als gehässige Insinuationen aussprechen. Jene freiheitlichen Herren seien, wie sich eben wieder gezeigt habe, die ersten, wenn es sich ums Denunziren handele.

Hieraus entwickelte sich eine lange persönliche Debatte, in der, wie jede der beiden Parteien behauptete, die Gegenpartei vernichtet wurde. Endlich erinnerte der Herr Vorsitzende daran, daß die Bewilligung einer Schulbank auf der Tagesordnung stehe, was von keiner Seite geleugnet werden konnte.

Darauf nahm Herr Stadtverordneter Doktor Merseburger das Wort, um doch auch von hygieinischer Seite auf die Wichtigkeit der vorliegenden Frage aufmerksam zu machen. Die richtige Konstruktion der Schulbank sei, sagte er, für die Schule von allergrößter Bedeutung. Schlecht gebaute Schulbänke hätten Rückgratsverkrümmung, Unterleibsübel, Blutmangel, Hysterie und Schwindsucht im Gefolge. Ja selbst für die geistige Ausbildung sei sie von Wichtigkeit, da das Gehirn beim Denken Stoff absorbire, der ihm durch den Blutumlauf wieder zugeführt werden müsse. Bei gebückter Haltung könnten die Lungen nicht genügend funktioniren, und die Folge sei ein mangelhaft ernährtes Gehirn. Darum schlage er zur Anschaffung das System Zimmermann vor.

Aber diese an sich gutgemeinte Rede war für das Resultat verhängnisvoll. Die Gemeinnützigen erklärten ihre volle Zustimmung zu den Ausführungen des Herrn Doktor Merseburger, machten dem Magistrat bittere Vorwürfe, daß er darauf ausgehe, die Verdummung des Volkes zu betreiben, um sich willige Steuerzahler zu erziehen, und beantragten die Zurückweisung der Vorlage an den Magistrat.

Aber meine Herren, wurde von andrer Seite eingewendet, wir alle haben doch auf der alten Schulbank gesessen, ohne am Leibe oder Verstande gelitten zu haben! — es half nichts, die Hygieine war entfesselt und herrschte unbeschränkt. Als es zur Abstimmung kam, kippten, von der Hygieine eingeschüchtert, drei Mitglieder der Bürgerpartei um, und der Antrag der Gemeinnützigen auf Zurückverweisung der Vorlage ging durch.

Am nächsten Tage brachten die beiden Zeitungen höchst widersprechende Berichte. Nach dem einen war es „leider der alles negirenden Nörgelei einiger Fanatiker abermals gelungen, das Bürgerwohl empfindlich zu schädigen," nach der andern hatte man Gelegenheit gehabt, die „verkommene Charakterlosigkeit gewisser altersschwacher Nickemänner zu bewundern." Die Bürger der Stadt waren miteinander sehr unzufrieden, nur darin stimmten alle Ansichten überein, daß die städtische Verwaltung eine unglaublich schwierige Sache sei, welche todesmutiges Einsetzen der ganzen Manneskraft erfordere.

Am nächsten Sonntage predigte der Herr Superintendent über die Kinder Gottes und die Kinder der Welt und machte dabei gewisse, nur ihm allein verständliche Andeutungen über das Wort der Lüge wider das Wort der Wahrheit und über das unschuldige Leiden der Gerechten. Es sollte eigentlich deutlicher herauskommen, aber als er, wie er es bei wichtigen Dingen gewöhnt war, das Konzept seiner lieben Frau vorlas, ließ diese ihr Strickzeug in den Schoß sinken und sagte: Bedenke, lieber Mann, daß die gute Stube tapeziert werden muß.

Liebes Kind, erwiederte er, das bedenke ich wohl; aber ich bin in öffentlicher Sitzung angegriffen worden und habe doch die Pflicht, Zeugnis abzulegen. — Sie sagte aber: Ach was! Mit deinen Zeugnissen! Damit tapezierst du dir keine Stube.

Was wollte er machen? Er seufzte über seine liebe Frau und legte Zeugnis in Rätselform ab.

Vierter Zeitraum. Wenn eine zurückverwiesene Vorlage wieder zu Hause ankommt, so ist sie höchst ermattet. Man muß ihr längere Zeit Ruhe gewähren, ehe daran zu denken ist, sie zu neuer Thätigkeit zu beleben. So lag auch unsre Schulbankfrage zunächst vier Wochen lang fest. Dies ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß während dieser Zeit das System Zimmermann studirt werden mußte. Leider war dieses System nirgends aufzufinden; Herr Doktor Merseburger bezog sich auf die Empfehlung einer medizinischen Fachzeitschrift, konnte aber weder die Zeitschrift noch die Nummer angeben. Inzwischen ward durch eingehendes Studium einer Anzahl eingegangener Offerten soviel festgestellt, daß 1. bei der normalen Schulbank die Hinterkante des Tisches und die Vorderkante der Bank in einer Senkrechten übereinander liegen, daß also niemand in der Bank stehen kann, der dicker ist als ein Bogen Papier, und 2. daß die Schulterblätter, das Kreuz und die Füße durch Bretter, Latten und Wülste unterstützt werden, was voraussetzt, daß alle Schüler dieselbe Größe haben. Um das Stehen in der Bank zu ermöglichen, wird entweder die Bank oder der Tisch klapperig, d. h. zum Zurückklappen eingerichtet; um die Wülste und Stützen anzubringen, nimmt man das Mittelmaß der Schüler an, d. h. ein Maß, das für die Großen zu klein und für die Kleinen zu groß ist.

Der Magistrat zog alle Offerten in gründliche Erwägung, konnte sich jedoch einem der vorhandenen Systeme unmöglich anschließen; es wäre ja auch ein testimonium paupertatis gewesen, wenn Hinneburg nicht eine eigne Konstruktion aufgestellt hätte. Man acceptirte also im ganzen und großen das System Schäfer und Maier, nur daß die Sache der Billigkeit halber doch anders gemacht wurde.

Nach Verlauf von wiederum vier Wochen gelangten die Akten samt einer Zeichnung in Lebensgröße wieder an den Herrn Stadtverordnetenvorsteher Lila, welcher den Gegenstand sogleich auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung stellte. Wieder gab es eine eingehende Plenardebatte, wieder „platzten die Geister aufeinander," aber wieder kam es zu keinem entscheidenden Resultat; der Gegenstand wurde an die vereinigte Schul- und Etatskommission verwiesen. Die Kommission machte sich auch sogleich mit Eifer an die Aufgabe, die absolute Wahrheit zu finden, was von selbst in sich schloß, daß sie die Arbeit ganz von vorn anfing.

Fünfter Zeitraum. In der Zeit, wo die Schulbankvorlage in dieser Kommission bearbeitet wurde, bereiste der Herr Schulrat die Landschulen der Nachbarschaft. Dabei hörte er von der „Bierbank" in Hinneburg, erschien schleunigst in der Rektorklasse und ließ brevi manu Fässer und Bretter hinauswerfen. Hierauf erfolgte durch Kouvert des Superintendenten eine an den Magistrat gerichtete energische Verfügung, sogleich für Aufstellung einer Schulbank Sorge zu tragen.

Der Herr Superintendent war von dieser Verfügung höchst unangenehm berührt und die Frau Superintendent fühlte sogleich heraus, daß der schreckliche Schmalz auch hinter diesem Ungemach stecke. Lieber Mann, sagte sie, du gehst selbst zu dem Herrn Bürgermeister und redest mit ihm, aber vergiß nur nicht, daß die gute Stube tapeziert werden muß.

Der Herr Superintendent ging denn auch zum Herrn Bürgermeister, drückte ihm beide Hände und sprach sein herzliches Bedauern aus über die Wendung, welche

die Sache, er wisse nicht durch welchen Einfluß, genommen habe. Er bedaure umsomehr die neue Belastung des Etats, da ja auch für die gute Stube in der Superintendentur etwas geschehen müsse.

Indes, es half alles nichts: eine Bank mußte geschafft werden, der Stadtverordnetenkommission durfte aber auch nicht vorgegriffen werden, und so schlug man eine Notbank zusammen, die sich von der ursprünglich beabsichtigten dadurch unterschied, daß man anderthalbzöllige statt zweizölliger Bretter nahm.

Sechster Zeitraum. Die vereinigte Schul- und Etatskommission arbeitete mit voller Hingebung und Gründlichkeit. Auch an sie war ein ganzer Haufe von Bankofferten eingelaufen, aber auch sie hielt es für unwürdig, ein fremdes System zu adoptiren. Nur war es schwierig, bei den sich innerhalb der Kommission bekämpfenden Strömungen sich über ein andres zu einigen. Denn einerseits bestand Herr Doktor Merseburger auf der Reinheit des Prinzips von Vorder- und Hinterkante, andrerseits mußte auf den Herrn Stadtverordneten Mitzschke Rücksicht genommen werden, dessen Schwager in seinem Schulblatte auch Schulbänke beschrieben und empfohlen hatte. Um ganz sicher zu gehen, wählte man eine Subkommission aus drei Mitgliedern, welche aus den Herren Doktor Merseburger, Schreyer und Mitzschke bestand. Diese Subkommission hielt für nötig, die in besagtem Schulblatte empfohlenen Schulbänke des Warneckischen Instituts in Leipzig einer Okularinspektion zu unterziehen. Nach drei Wochen fand sich denn auch ein Tag, an welchem keiner der drei Herren behindert war. Man besah die Bänke und nahm dabei eine höchst günstige Meinung von dem Warneckischen Institut mit nach Hause. Aber auch die Warneckische Bank war nicht annehmbar, weil sie der Schulhygieine doch nicht „voll und ganz" gerecht wurde, weil sie ferner zu teuer war und endlich auch — garnicht paßte.

Endlich einigte man sich im Prinzip dahin, daß die Sitzbank unbeweglich, dagegen die Tischplatte beweglich sein sollte. Es war dies das gerade Gegenteil von dem, was der Magistrat vorgeschlagen hatte, welcher den Sitz beweglich und die Platte fest haben wollte. Nach weiteren monatelang dauernden mühevollen Beratungen stand jedoch die definitive Form fest, sie wurde in der nächsten Plenarsitzung vorgelegt, und das Plenum nahm die Vorschläge der Kommission wie üblich vertrauensvoll an.

Aber, aber! Jetzt widersprach der Magistrat. Er hatte eine Bank mit beweglichem Sitze empfohlen, die genehmigte Bank mit beweglicher Tischplatte entsprach durchaus nicht seinen Anschauungen.

Noch hätte alles gut werden können; ein Kompromiß war ja nicht ausgeschlossen, indem man entweder Sitz und Platte beweglich oder beide unbeweglich machte. Zwei Anträge, welche diese Auswege empfahlen, waren bereits vorbereitet — da stellte der Stadtverordnete Schreyer die Prinzipfrage! In den herbsten Redewendungen gab er dem Magistrat zu verstehen, die Mitglieder des Magistrats seien nichts weiter als Exekutivbeamte der Stadtverordneten. Letztere bewilligten die Gelder, ersterer gebe sie aus. Der Magistrat also habe sich einfach zu fügen. Hierauf wurde ebenso scharf erwiedert: Die Stadtverordneten hätten Gelder zu bewilligen, das heißt ja oder nein zu sagen, nicht aber die Stadt zu regieren. Die Uebergriffe der Herren seien nachgerade unerträglich geworden. Antwort: Wer Geld bewilligt, muß auch prüfen dürfen, wofür es ausgegeben wird. Für bewegliche Sitzbänke bewilligen wir keinen Groschen. Replik: Aber die Herstellung beweglicher Tischplatten erklärt der Magistrat nicht verantworten zu können.

Und dabei blieb es, die Schulbankfrage war rettungslos festgefahren. Die Gemeinnützigen, die erst gegen die neue Schulbank überhaupt eingenommen waren, aber hernach sich für die Kommissionsvorlage begeistert hatten, durften abermals einen großen Erfolg verzeichnen. „Ihr“ Schreyer hatte sich als einen Freund des Volkes und wahrhaft großen Mann bewiesen, und bewegliche Sitzbänke mußten geradezu als unsittlich verurteilt werden.

Siebenter Zeitraum. In diesem Zeitraume geschah eigentlich garnichts, außer daß die Frau Superintendent zu ihrem lieben Manne sagte: Bedenke, lieber Mann, daß unsre gute Stube tapeziert werden muß. Die Damen im städtischen Kasino sind alle der Meinung, daß der Magistrat etwas thun müsse. Und das siehst du selbst, so geht es nicht weiter.

Mein Kind, erwiederte er, beruhige dich. Der Bürgermeister ist mein lieber Freund —

Aber sie wollte nichts hören. Geh mir mit deinem lieben Bürgermeister, der uns nun schon dreizehn Jahre in dieser Stube sitzen läßt. Jetzt nimmst du einen Bogen Papier und kommst in aller Form darum ein. Wir wollen doch sehen, ob die Herren endlich einmal ein Einsehen gewinnen!

Der Herr Superintendent seufzte über seine liebe Frau, nahm einen Bogen Papier und schrieb — anknüpfend an Psalm 118, 27: „Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars“ — eine Eingabe, in der er zahlenmäßig nachwies, daß seine Vorderstube bereits seit drei Jahren der Neutapezierung dringend bedürftig sei.

Aber bald mußte sich der Herr Superintendent überzeugen, daß er gut gethan hätte, auf seine liebe Frau nicht zu hören. Auf dem Rathause war schlechtes Wetter. Man hatte dem allbeliebten Prediger doch übelgenommen, daß er es mit allen, selbst mit Schreyer halten wollte, außerdem wehte ein ungünstiger Wind von der Loge her, wo der Rektor alle Abende grollte, und so geschah das Unerhörte, daß das Gesuch nicht durchging. Die Majorität war nämlich der Meinung, daß der verlangte Betrag mit Rücksicht auf die schwebende Schulbankfrage nicht aus dem Reparaturfonds genommen werden dürfe, daß vielmehr das Gesuch „zwecks“ einer Nachbewilligung an die Stadtverordneten zu gehen habe, was einer Ablehnung so ziemlich gleichkam.

Die Frau Superintendent war außer sich.

Achter Zeitraum. Hätte man die Notbank auf ordentliche Stollen gestellt und mit Zapfen eingelassen, so wäre es keine Notbank gewesen, und die wirkliche Bank wäre überflüssig geworden. Man hatte sie aber nur zusammengenagelt, und so war es kein Wunder, daß sie bald wieder defekt war. Ob Bürgermeisters „Zweiter“ hierbei in hervorragender Weise beteiligt gewesen war, ließ sich beweiskräftig nicht feststellen; jedenfalls legten die sich mehrenden Winkelmaße in den Hosen der Herren Söhne der Väter der Stadt einem wohllöblichen Magistrat die zwingende Notwendigkeit nahe, die festgefahrene Schulbankvorlage wieder flott zu machen. Da aber der Herr Bürgermeister durchaus nicht nachgeben wollte, so wurde folgender Feldzugsplan ausgearbeitet.

Der Magistrat machte eine neue, nur wenig veränderte Vorlage, für dessen Genehmigung sich die Majorität der Stadtverordneten im voraus verpflichtete. Man verlangte von den Mitgliedern der Kommission unter Vorhaltung der höchsten Gefahr des Vaterlandes, ihr eignes Projekt fallen zu lassen und sich für die Magistratsvorlage zu entscheiden. Dies gelang, zwar unter großen Schwierigkeiten, aber es gelang. Der Sieg war an die Fahne des Magistrats gefesselt.

Die Gemeinnützigen schäumten und drohten mit der nächsten Stadtverordnetenwahl; auch sollte kein Mitglied der gegenwärtigen Majorität je wieder zu einer städtischen Lieferung zugelassen werden.

Kurz vor Beginn der entscheidenden Sitzung traf die Nachricht ein, daß der alte gute Wieprecht in vergangener Nacht sanft und selig entschlafen sei. Noch war nichts verloren. Das Stimmenverhältnis war jetzt 12:11, schlimmstenfalls gab der Vorsitzende den Ausschlag. Aber siehe da — bei der Abstimmung ging der Stadtverordnete Müller, welcher bisher die städtischen Kohlenlieferungen gehabt hatte und nun dem Landfrieden bezüglich der bevorstehenden Wahlen nicht traute, zur Gegenpartei über, und die Magistratsvorlage war abermals abgeworfen.

Jetzt folgte der Antrag des Herrn Superintendenten, die Tapezierung seiner guten Stube betreffend. Noch freudig bewegt von dem abermaligen glänzenden Erfolge, zugleich aber auch unter der taktischen Erwägung, daß die Partei auch einmal etwas bewilligen müsse, um nicht in den Verdacht der absoluten Negation zu kommen, erhob sich der Herr Stadtverordnete Schreyer und beantragte, die Position zu genehmigen. Damit war sie genehmigt. Nur stellte die darauf folgende eingehende Diskussion fest, daß das Hinterzimmer in der Superintendentur der Tapezierung noch viel bedürftiger sei als das Vorderzimmer. Man bewilligte also unter Erhöhung des Betrages um fünf Mark die erbetene Summe, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch wirklich zu dem ausgesprochenen Zwecke: Tapezierung des Hinterzimmers, verwendet werden müsse.

Am andern Tage gab es „bei Superintendents" einige unerfreuliche Momente; wenigstens erklärte die Frau Superintendent den Vorschlag ihres lieben Mannes, die gute Stube in das Hinterzimmer zu verlegen, für ganz unpraktisch, unbegreiflich und unausführbar.

Neunter Zeitraum. Nach der Städteordnung mußte nunmehr eine aus Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordneten gemischte Kommission zusammentreten, um die Schulbankfrage aus der Welt zu schaffen. Dies geschah, und den patriotischen Bemühungen der Mitglieder dieser Kommission gelang es nach drei anstrengenden Sitzungen, zu der Vorlage einer Kompromißbank zu gelangen, welche in der nächsten Sitzung der Stadtverordneten ohne Debatte genehmigt wurde. Endlich, endlich!

Allen Menschen es recht zu machen, ist freilich unmöglich. In der Loge gab es eine ziemlich bewegte Versammlung, in welcher der Rektor jedem, der es hören wollte, erklärte: diese Kompromißbank sei ein Ungetüm, welches sämtliche Fehler von einem halben Dutzend verschiedner Systeme habe und auf welchem weder ein Mensch noch sonst eine Kreatur sitzen könne. Das war auch richtig. Ich habe die Zeichnung für die Bank gesehen, sie war in der That schlimm.

Es wurde nun ein Lizitationstermin mit achtwöchentlicher Frist festgesetzt und in den Lokalblättern sowie im „Schulboten" bekannt gemacht. Bei Eröffnung der Angebote zeigte sich, daß die Firma Walter Fischer und Komp. in Gera das niedrigste Gebot abgegeben hatte. Dieser Firma wurde unter den üblichen Kautelen und Garantien die Ausführung übertragen. Die Firma wollte nichts verdienen, sondern sich nur die Anwartschaft auf die Lieferungen zum Schulneubau erwerben. Aber dieses Ungetüm von Bank konnte sie doch nicht ausführen; sie hätte sich ja dabei gründlich blamirt. Darum erlaubten sich Walter Fischer u. Komp. einige Abweichungen von dem Programm und stellten etwas halbweg Brauchbares her.

Es war eines schönen Sonnabendmorgens, als die Bank anlangte; sie wurde — ein schönes Zeugnis für die Promptheit der städtischen Verwaltung —

sofort in die Rektorklasse geschafft, wo sich auf besondre Einladung außer dem Herrn Bürgermeister auch der Herr Superintendent, sowie einige Stadträte und Stadtverordnete einfanden. Der Herr Superintendent konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine Ansprache zu halten, in der er — anknüpfend an Nehemia 4, 12: „Ein jeglicher, der da bauet, halte sein Schwert an seine Lenden gegürtet und baue also" — auf den unter mancherlei Kampf zu stande gekommenen segensreichen Bau der Schulbank hinwies und mit der ihm selbst wenigstens verständlichen Andeutung schloß: Mögen denn die Mauern Jerusalems wachsen und ihren Thoren der Schmuck in dem Herrn nicht fehlen. Er dachte nämlich an die bewußte Tapete.

Ueber dies Resultat gab es in der Bürgerschaft große Unzufriedenheit. Die Herren Tischlermeister, welche entweder keine oder zu hohe Forderungen gestellt hatten, beklagten sich, daß man städtische Arbeiten an auswärtige Unternehmer vergebe. Wofür bezahle man denn Steuern, wenn man sie von der Stadt nicht zurückverdienen könne. Dies war für die Gemeinnützigen der Moment, wieder in Aktion zu treten.

Am selbigen Sonnabend fand im Schützenhause eine von den Gemeinnützigen einberufene Volksversammlung statt, in welcher sich der Stadtverordnete Schreyer über besagte Bank interpelliren ließ. Und zwar wurde erstens gefragt: Warum ist unter Uebergehung der städtischen Tischlermeister die Bank auswärts bestellt worden? und zweitens: Warum ist die Bank der Schuldeputation der Stadtverordneten nicht zur Vorprüfung übergeben worden? Der Interpellirte wußte darauf keine andre Antwort als die: es sei dies Schuld der städtischen Verwaltung, welche die Bevölkerung als Steuerzahler und Stimmvieh ausnutze, jedoch die Interessen derselben aufs rücksichtsloseste preisgebe. Hiermit waren sämtliche anwesende Tischlermeister höchlichst einverstanden. Was den zweiten Punkt anlange, so müsse der Redner zwar zugeben, daß eine Verpflichtung des Magistrats nicht vorliege, indessen sei es immerhin charakteristisch, wie sich derselbe der Kontrole der Bürgerschaft entziehe, wo er nur könne. Meine Herren — so schloß er —, die Stadtverordnetenwahlen sind vor der Thür. Treten Sie einmütig an die Urne und geben Sie ihre Stimme nicht jenen, welche ihren persönlichen Herrschergelüsten fröhnen, sondern wahrhaft gemeinnützigen Männern! Aus der Versammlung wurde der Einwand erhoben, die Bank sei doch da, was man denn noch wolle? worauf die sieghafte Antwort erteilt wurde, man habe es überhaupt nicht mit Thatsachen, sondern mit dem Prinzip zu thun.

Zehnter und vorläufig letzter Zeitraum. In der nächsten Stadtverordnetenwahl ging die gesamte zweite Klasse an die Gemeinnützigen verloren; damit hatten dieselben die unbestrittene Majorität gewonnen. Die Bürgerpartei, welche großer Säumigkeit angeklagt werden mußte, machte ein höchst verdutztes Gesicht, konnte aber mit aller Zerknirschung nichts an der Sache ändern.

Inzwischen liefen Klagen ein, auf der neuen Bank sei nicht zu sitzen. Der Rektor ließ alle Stunden wechseln, aber bald half auch das nicht mehr. Der Magistrat machte den Stadtverordneten und diese dem Magistrat Vorwürfe. Zuletzt fand Herr Schreyer heraus, daß Walter Fischer und Komp. sich eigenmächtige Abänderungen erlaubt hätten. Man stelle sich den Brustton der Entrüstung vor, mit dem dieser Fund vorgetragen wurde! Die Gemeinnützigen hatten über dem Wohle der Stadt gewacht, ihnen war es zu danken, daß die Versäumnisse derer, welche eigentlich berufen waren, Hüter der Stadt zu sein, nicht die Stadt völlig zu Grunde richteten.

Die Bank ward, weil kontraktwidrig ausgefallen, der Firma zur Disposition gestellt. Walter Fischer und Komp. antworteten: da die Bank in Gebrauch genommen sei, so könnten sie sich auf nichts einlassen. Kürzlich ist beschlossen worden, die Firma zu verklagen. Was aus dem Prozesse werden wird, ist unabsehbar. Inzwischen ist die Notbank wieder zusammengezimmert und zum Gaudium der Rektorklasse wieder in Gebrauch genommen worden.

Soweit ist die Sache bis jetzt gediehen. Daß eine Geschichte von einer „ewigen" Schulbank kein Ende haben werde oder haben könne, wird der einsichtige Leser von vornherein angenommen haben. Jedoch möge es gestattet sein, eine vorläufige Kostenberechnung aufzustellen.

Titel 1. Geldkosten:

Eine Notbank	24	M.	50	Pf.
Reparatur derselben	5	„	—	„
An Fischer und Komp gezahlt	35	„	—	„
Für Gas, Heizung, Botenlöhne und Kopialien	17	„	20	„
	81	„	70	„

Titel 2. Zeitaufwand:

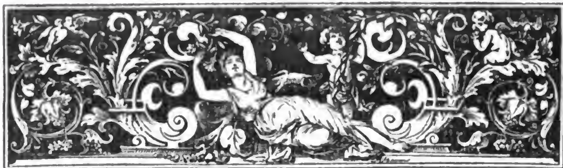
Für 5 Magistratssitzungen, 4 Plenar- und 11 Kommissionssitzungen = 294 Arbeitsstunden (die Arbeitsstunde im Durchschnitt mit 1 Mark berechnet) 294 Mark.

Summa 375 Mark 70 Pf.

Es ist unbegreiflich, wie angesichts dieser Zahlen ein Beamter, den ich aus Schonung nicht nennen will, sagen konnte: Die ganze Geschichte wäre mit dreißig Mark und einem Bogen Papier zu bestreiten gewesen. Ganz schön. Aber wo bliebe dann die städtische Selbstverwaltung?

F. A.
ad naturam delineavit
m. Jan. 1885.





Die Kommilitonen.

Novelle von K. R. W. Uschner.

(Fortsetzung.)



ipin mit Nummer vier begann, er habe eine schwierige Position hinter dem Obersten, denn: Non omnes possumus esse Scipiones; seine ganze Vergangenheit und Gegenwart wolle er damit veranschaulichen, daß er einst den „Hamlet schlecht" gespielt habe, jetzt den „Polonius gut" spiele, ein unzweifelhaft zutreffender Ausspruch, der ein großes Bravo hervorrief. Durch diesen Beifall aufgemuntert, erbot sich der Sprecher zum Vortrage einer nach seiner Meinung wie für den heutigen Tag gedichtete Stelle aus einem neuen Schauspiele, das er in seiner Theaterschule gerade vorhabe und dem er eine Art Zukunft verspreche. Auf allseitiges Verlangen deklamirte er sie (und er that es mit Meisterschaft). Es war eine Stelle, in der die vier Lebensalter des Menschen: Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter sehr eingehend mit den vier Jahreszeiten und ihren einzelnen Monaten verglichen wurden. Als er geendet hatte, wiederholten sich die Bravorufe, Archimedes rechnete heraus, daß sie nach dieser Tabulatur sich sämtlich im Oktober des Lebens befänden, da noch keiner sechundfünfzig Jahre alt sei, was einen allgemeinen Freudensturm zur Folge hatte, aus dem sich Mirbl mühsam mit seiner Nummer fünf hervorzwängte.

Mirbl leitete seine Erzählung folgendermaßen ein: Pipin hat vorhin freundlich ein Bonmot von mir acceptirt, ich revanchire mich gleich, indem ich anstatt seiner „schwierigen Position" für mich einen Komparativ vindizire und mich hinter ihm als „auf verlorenem Posten" erachte. Dann brachte er noch das Wort Superlativ an, bewegte sich in vielen fremdländischen Ausdrücken und bemerkte, daß sein Leben ein öffentliches, vor aller Augen liegendes sei; sein ganzes Glück und Unglück beruhe darin. Diesen Gedanken sprach er in mehrfachen Wendungen aus, beugte sich aber im übrigen vor Paragraph 1 der

Geschäftsordnung und leerte sein Glas trübselig wie bei einem Leichenschmause; er selbst erschien als der still Begrabene.

Endlich räusperte sich der Theologe, stieß eine dicke Rauchwolke aus der Pfeife und erzählte seine Geschichte, anfangs recht belebt, da er von seiner Kandidatenzeit berichtete, augenscheinlich seinen liebsten Erinnerungen. Er war damals zwei Jahre lang Hauslehrer bei einer Standesherrschaft oben im Preußischen gewesen und mit seinem Zöglinge mehrere Monate lang am Rhein und in der Schweiz herumgereist; in diese Kandidatenzeit war auch sein Liebesfrühling gefallen, da er sich mit der Gutsdirektorstochter verlobt hatte. Dann kam er auf seine Probepredigt und seine erste Anstellung als Landpfarrer, eine ereignislose Zeit, bei deren Schilderung sich eine gewisse Schlafluft geltend machte, die ansteckend wirkte. Als er aber eben den letzten Abschnitt seiner Anstellung als Superintendent begonnen hatte, wurden alle in ihrem Gähnen durch ein Ereignis unterbrochen, das wie erlösend wirkte.

Es traten nämlich zwei von einem geputzten Studenten begleitete Damen ins Zimmer. Sie fuhren vor der aus dem Rauchgewölk ragenden Tafelrunde zurück, aber die Herren sprangen auf und kamen der scheuen Weiblichkeit artig zu Hilfe.

Eine der Eingetretenen war durch das über den Kopf gezogene Umschlagetuch nur ihren Umrissen nach erkennbar, und diese verhießen eine schlanke Grazie. Die andre, unverhüllte, kleine Kugelrunde war eine ältliche Dame in unkleidsamer Haube, die Frau Superintendent, die auf ihren Eheherrn zutrollte und ängstlich hervorbrachte: Wir bitten tausendmal um Entschuldigung, wenn wir die Herren stören, aber Barbara, hier Fräulein Barbara, wollte gar zu gern den berühmten Redner kennen lernen. Und ich, fügte sie heimlich hinzu, wollte dir dein Käppchen bringen.

Haha! berühmter Redner! schmunzelte der geistliche Herr, und setzte die Sammetmütze auf. Danke dir, Kathrina! Den „blassen Heinrich" meinst du, liebe Kathrina?

Er hielt seine Frau an der Hand, und zu seinen Freunden gewendet stellte er sie vor: Meine liebe Frau, wobei diese ein paar knixartige Verbeugungen machte. Dann fuhr er fort: Ja, bestes Fräulein Barbara, der Rhetor ist noch nicht auf seinem Platze, haha!

Die Angeredete war durch den eben geschilderten Auftritt und das unbeschreiblich Linkische ihrer Einführung so außer Fassung geraten, daß sie ganz vergaß, ihre Umhüllung abzulegen. Ihr Vater aber, der Regisseur, löste die Vermummung, bei welchem Geschäfte ihm der Student mehr hinderlich als hilfreich war.

Aber Barbara! flüsterte der Vater ihr zu, du hast noch immer nicht den Ballstaat angelegt und zerdrückst ganz deine Frisur! Dann führte er die Entschleierte vor.

Den Herren entrang sich ein unwillkürliches Ah! beim Anblick der enthüllten Blondine, von der gleichsam ein Stern lichter Farbenstrahlen ausging. Der Dichter sagt irgendwo:

Verklärt der schattige Hag erscheint
Durch solch ein Mädchengesicht,
Ein-Sinnverwirren, wo man vermeint,
Man habe das Herz voll Licht.

Solch eine Empfindung war an den Herren der Tafelrunde bemerkbar.

Die holde Fremde wurde durch den Obersten allen vorgestellt, nur Mirbl war zurückgeblieben und widmete der Lieblichkeit dieser Freundestochter ein wehmütiges Anschauen in der Erinnerung an einstige Zeiten, in denen es sich für ihn noch schickte, nach solcher Blume zu langen. Dabei fiel sein Auge auf den beiseite verharrenden Studenten, den er für den Coeurbuben dieser Herzdame nahm und zu beneiden anfing. Doch wurde er eines andern belehrt, als er die Miene sah, mit welcher Barbara einen dreisten Blick des Burschen abwehrte.

Dieser bartumkeimte, pomadisirte Geck mit weit mehr Fettleibigkeit, als seiner Jugend anstand, war der erwähnte Pastorssohn, dem der liebreiche Vater alsbald den Plan mit der Kunstprobe und der Theaterschule mitteilte. Hierbei tauchte auf dem sehr abgelebten Gesichte ein sprühender Zug auf, mit welchem er der Schauspielertochter nahte. Der hierauf ihm zuteil gewordene Blick des Mädchens war es, den Mirbl eben auffing. Er belächelte den verdutzten Farbenstudenten; ihn selbst hob die Erwägung: so leicht waren wir auf unsrer sieghaften Laufbahn zu Bonn nicht abzuführen.

Der Pastor führte unterdes seinen Sprossen vor den einflußreichen Mann des Hoftheaters und knüpfte an das vorige Gespräch an, wobei ihm väterliche Liebe und hausväterliche Vorsicht reichliche Worte eingaben. Der Regisseur setzte seinerseits dem an ihn herangetretenen Vorschlage gleichfalls viel väterliche Liebe und hausväterliche Vorsicht entgegen und betrachtete mit Teilnahme und Aufmerksamkeit den Pastorssohn.

Der Laffe Künstler? war sein erster Gedanke; dann folgte die Erwägung: Und diesen Nichtsnutz soll ich ins Haus nehmen? etwa für Barbara?

Er klingelte unsanft, bestellte Grog, einen recht heißen, denn ihn fröstelte.

Du wirst dich lieber zurückziehen, deutete er Barbara an, die mit Genserich in einem Gespräch war, in welches Kautschuk Witze einstreute, die er stets zunächst selbst laut belachte. Inzwischen hatte auch die Frau Superintendent ihre mit Archimedes geführte Unterredung beendigt. Pipin sagte nur noch: Und Barbara, verstehst du mich? Daß du deinen Ballstaat sogleich anlegst!

Gleich thu' ich's, lieber Vater, und gern! sagte sie beim Abschiedskuß ihm ins Ohr; sie merkte an dem „Verstehst du mich,“ daß er nicht spaßte. Zudem legte sie wirklich gern — sie war eben erst dreiundzwanzig Jahre alt — ihr kostbares gelbseidenes Kleid an, das er besonders für das Kommilitonenfest angeschafft hatte,

weil er meinte, sie werde so im Kreise der Studirten, unter denen er einem ehrenvollen Jahrgange angehörte, am besten mit ihren Vorzügen zur Geltung kommen.

Der salonmäßigen Verbeugung, mit welcher Barbara sich dann verabschiedete, schloß sich die Frau Superintendent an. Eben aber, als beide Damen, denen der mit Sporen klirrende und mit dem Schläger rasselnde Student auf dem Fuße folgte, das Zimmer verlassen wollten, erschien in demselben — der „blasse Heinrich,“ indem er beinahe an die Abgehenden anprallte.

Da ist er ja, der berühmte Redner, den Sie so gern sehen wollten, Fräulein Barbara! rief Kautschuk, und es gewährte ihm ein besondres Vergnügen, die vorher abgespielte Verlegenheitsszene wieder aufzunehmen.

Betroffen standen Rhetor und Grazie einander gegenüber; ihm fehlte das Wort, ihr die Bewegung. Die praktische Pastorsfrau aber nahm das Mädchen an der Hand und sagte: Kommen Sie, liebste Barbara, hier ziehts gefährlich! und damit schloß sie die Thür, und die Herren waren allein.

6.

Wie kann man diese attische Anmut Barbara benamsen? begann der Theologe. Das ist doch zu barbarisch, Pipin! Gabs denn keinen entsprechenderen Taufnamen im ganzen Kalender?

Archimedes flüsterte zu Kautschuk, indem er sich mit seinem Wortwitz nicht vorwagte, weil er dessen Güte mißtraute: Helena wäre das richtige!

Natürlich! rief Kautschuk schrill hinein, Helena, Helena wäre der richtige Name für diese attische Anmut.

Auf das: Wieso? Pipins meinte der „blasse Heinrich“: Das war ein Geistesblitz Kautschuks! Helena mußte sie heißen! verstehst du uns denn nicht, du kundiger Thebaner? Dabei drückte er dem Schauspieler herzlich die Hand.

Ich war eben, Kinder, fuhr er fort, ganz perplex; ich wollte gerade mein Kleid wechseln, da stoße ich auf ein paar feine Damen (er hatte eben den Frack aus- und den Rock angezogen). Nun, jetzt bin ich wieder schlichter Mensch, jetzt laßt uns plaudern! Aber was für ein Qualm hier! Er machte ein Fenster auf, und frische Luft drang herein, das merkten sie äußerlich und innerlich. Cohn noch nicht da? Bin doch entschuldigt?

Ja ja! hieß es, und man nahm Platz um ihn herum. Jedem gab er die Hand, und jedem sah er in die Augen.

Nur Kautschuk, der sehr unruhig geworden, hatte sich dem entzogen. Er überlegte, ob er nicht lieber dem „Kraftmenschen“ ausweichen sollte. Aber seine Äußerungen über ihn waren ja klugerweise alle nur als Möglichkeiten hingestellt worden. Er mußte bleiben, um das Feld zu behaupten, zunächst mit

Hilfe seines Humors, schlimmstenfalls durch Einsetzen seiner Würde. Er hob den hingelegten Frack auf und sagte: Abiturientenfrack? Aha!

Ganz der einstige Kautschuk, erwiederte der Angeredete und nickte ihm zu; führt noch dieselben Kalauer, aber heute sollen die schlechtesten Witze Freipaß haben.

Kautschuk setzte sein Augenglas an und trat vor, wie zum Ausfall. Mirbl lachte laut auf und flüsterte Pipin zu: Sieh diese parlamentarische Pose! wodurch Kautschuk entwaffnet wurde.

Der „blasse Heinrich“ fragte erstaunt, was sie mit einander hätten; aber Kautschuk wich der Erörterung aus, nahm den Scherz wieder auf und hielt den Frack vor.

I, um ein Kleiderstück wollen wir nicht hadern, begütigte der „blasse Heinrich,“ und dies hier ist, um dich zu beruhigen, ein richtiges Feierkleid, das ich nur dreimal im Jahre anlege: bei Kaisersgeburtstag zur Festtafel, am Sedantage zum Aufzuge mit meinen fünfundzwanzig Jungen und zu Ostern zur öffentlichen Prüfung.

Bravo! rief ihm Genserich zu, so hast du uns gleich mitten in deine vita eingeführt, du brauchst nun nur noch weniges hinzuzufügen, denn dein Redeorgan hast du heute schon brav gebraucht und wirst es noch weiter nötig haben.

Aber wir möchten doch gern noch etwas näheres hören, meinte Pipin gutmütig.

Diesem Verlangen möchte ich mich anschließen, fügte Ratz mit ernster Betonung bei; ihn hatte die Frackverwendung, da sie jeder kirchlichen Beziehung entbehrte, wenig befriedigt.

Ich trete dem geehrten Herrn Vorredner bei, witzelte Kautschuk, der die unbefriedigte Miene des Geistlichen zur Bundesgenossin erkor; noch manches ist aufzuklären. Du siehst wie ein Wanderlehrer aus, nicht wie ein seßhafter Pädagoge, als welcher du dich entpuppst und nach deinem solid gehaltenen Barte auch erscheinst. Aber woher diese krumme Schmarre über dem beredten Munde?

Ich will alles aufklären, wenn du mich ruhig anhörst (das „ruhig“ betonte er); du kommst mir ungeduldiger vor als vor dreißig Jahren!

Kautschuk verschluckte eine Entgegnung, worauf der andre begann: Ad vocem Bart und Schmarre — ich war im achten Semester und steckte tief in den Staatsexamen-Arbeiten, als ein riesiger Westfale —

Pardon! unterbrach ihn Kautschuk, ad vocem Staatsexamen, hast du's auch gemacht?

Freilich! lächelte ihm der Unterbrochene zu.

Ich meine, bestanden?

Auch bestanden, du Witzbold! lachte der „blasse Heinrich“ und sah ihn an, als wollte er seine Art ergründen. Dann fügte er wehmütig hinzu: Zwecklos

wars, doch davon nachher! Jetzt weiter in der unterbrochenen Ballade. Der riesige Westfale war weit hergereist, um, wie er mir sagen ließ, meine famosen Jenenser Doppelquarten kennen zu lernen. Ich war sofort bereit, sie ihm zu zeigen, lehnte aber nach unserm Burschenschafterbrauche die „abgetretenen Sekundanten" ab. Da ließ der Riese eine Redensart fallen, die mich nötigte, seine Forderung zu übertrumpfen. Es war wohl ein Hochsport für Kenner, jene Mensur „ohne Binden und Bandagen." Ich bekam diesen Tiefriß durch den Mund.

Und der riesige Westfale? fragten mehrere Stimmen.

Habt ihr den baumlangen Regierungsrat mir schräg gegenüber sitzen sehen, den mit dem Pflaster auf dem linken Auge und der steifen rechten Hand?

O mein Gott, gräßlich! eiferte der Pastor und rückte seine Brille zurecht.

Meine Sprechwerkzeuge, fuhr der Redner fort, haben die Gefahr überdauert, aber um meinen Bart bin ich dabei gekommen, der wächst auf dem losgetrennten Boden nicht wieder, und so muß ich, wie ihr mich da seht, bartlos einhergehen.

Die Hauptsache ist, meinte der Offizier, indem er den angeschlagenen trüben Ton bannen wollte, daß man Haare auf den Zähnen hat.

Sehr richtig! pflichtete ihm Mirbl bei.

Du freilich, witzelte Kautschuk weiter, hast sie auf dem Kopfe. Dabei betupfte er die kunstvolle Perrücke Mirbls und traf damit die verwundbarste Stelle des Parlamentariers.

Mirbl entzog sich ihm mit Heftigkeit und rief: Ich muß doch sehr bitten!

Kautschuk aber hatte hiermit den letzten Rest von Gunst auch dieses Kommilitonen verspielt und sich gänzlich mit ihm entzweit für lange Zeit oder für immer, denn diese Altersklasse versöhnt sich schwer.

Kautschuk wurde immer unheimlicher zu mute. Plötzlich beschloß er sein Sprenggeschoß anzuwenden und rief ohne irgendwelche Vermittlung: Hier, Material für deinen übernommenen Redeakt zum Abend, bitte! und damit hielt er das von Archimedes beschriebene Blatt hin.

Wieder Waare aus Kalau? fragte der „blasse Heinrich" scherzend.

Mit möglichst gewichtiger Stimme und indem er zugleich mit einer Handbewegung Archimedes einen Wink gab, entgegnete Kautschuk: Mein Lieber, du hast die Gewohnheit angenommen, alles ins Lächerliche zu ziehen.

Kautschuk, ich verstehe dich nicht! erwiederte der Angeredete, ich finde mich in deine Art nicht hinein, wo ist die Grenze von Ernst und Scherz? Du bietest mir Material zu meinem Vortrage für heute Abend?

Ja, sagte Kautschuk, wenn du es eines Blickes würdigen willst? Es ist ein Katalog, der die heute anwesenden Kommilitonen nach den gesetzlich festgestellten Rangklassen ordnet.

Der „blasse Heinrich“ entgegnete: Diesen Katalogos sollte ich zu meiner Ilias verwenden können? Da, Thersites! Er reichte ihm das Blatt zurück, und Kautschuk gab es dem Archimedes mit denselben Worten, aber mit andrer Betonung: Da, Thersites!

Archimedes machte ein bitterböses Gesicht und verließ das Zimmer.

Was ist das für eine widerwärtige Art, die jede Verständigung ausschließt! rief jetzt der „blasse Heinrich“ mit gewaltiger Stimme. Es klang wie ein Wetter, das zu Thale zieht. Wer mit mir etwa anbinden will, der sage es bald heraus; den Archimedes werde ich versöhnen, seine Aufzeichnungen mögen dem Gymnasialdirektor zur Verfügung gestellt werden, der sie vermutlich bei statistischen Mitteilungen wird brauchen können, dem Verfasser aber werde ich sagen, daß er sich einen untüchtigen Mittelsmann gewählt hat. Das gilt diesem Herrn hier, fügte er hinzu.

Aber Freunde! Kommilitionen! Friede doch! begann Natz.

Der „blasse Heinrich“ hat Recht, warf Pipin dazwischen.

Völlig Recht! fügte Mirbl bei. Auch Genserich bezeugte mit Blicken, wie unzufrieden er mit Kautschuks Benehmen sei, und gebot dann: Verständigt euch, ihr Herren!

Das meine ich auch! rief der Geistliche. Der „blasse Heinrich“ mag sich unsrer Tagesordnung fügen und seine vita weiter erzählen. Zugleich hielt er Kautschuk zurück, der aufgestanden war und ein Gesicht machte wie ein Makaospieler, wenn er sich mit dem Schlagacht verrechnet hat.

Der „blasse Heinrich“ fügte sich und fuhr in seiner Erzählung fort: Mein Tiefriß war längst vernarbt, und ich wartete immer noch auf meine Anstellung; endlich erfuhr ich, daß ich als Burschenschafter kompromittirt und anstellungsunfähig sei. Meine Mutter lag schon lange krank darnieder, meine Schwester mußte im Institut ausgebildet, mein Bruder auf dem Gymnasium erhalten werden; ich als Ältester hatte die Pflicht vom Vater überkommen. Ich habe die Pflicht erfüllt, wenn auch meine großen Hoffnungen und meine schönen Luftschlösser dabei zu grunde gegangen sind. Dozent auf der Hochschule hatte ich werden wollen, die Dissertation war fertig. Sie mußte weggelegt werden, und sie ist längst beseitigt. Ich kam in die Tretmühle des Privatunterrichtes, in welcher allein der nötige Gelderwerb für mich möglich war. Es glückte mir besonders mit der Vorbereitung von Einjährig-Freiwilligen, aber die Beschäftigung wurde mir bald „unmöglich“ gemacht. Ich begann die Heranbildung von Pensionären für höhere Gymnasialklassen und kam auch hierbei vorwärts, die Methode unsers ehemaligen Magisters bewährte sich. Inzwischen war meine Mutter gestorben, die Schwester verheiratet, der Bruder im Amte — er ist jetzt Schulrat —, ich hatte schon eine Stube voll Zöglinge. Cohns Vater lieh mir ein Kapital, ich richtete ein Schulhaus ein, das 1870 schon zwanzig Pensionäre beherbergte. Vierzehn davon zogen mit unter den Johannitern nach Frankreich, ich natürlich an ihrer Spitze.

Bravo! frohlockte der Oberst dazwischen.

Meine Wiederaufnahme in das Heer — ich bin als Vicefeldwebel abgegangen — war „unmöglich“ gemacht, fügte der „blasse Heinrich“ bei.

Du bist also ebenfalls ein Märtyrer, hob Mirbl mit Nachdruck an, nämlich ein burschenschaftlicher.

Bei diesen Worten nahm Kautschuk rasch seinen Hut und ging mit den Worten ab: Die Bedingung unsers Zusammenbleibens war, daß politische Erörterungen fernbleiben sollten; diese Bedingung ist verletzt!

Haha! lachte Mirbl ihm nach, der Ministerialrat wittert hier Demagogie! Überlebter Standpunkt! Fürst Bismarck hat selbst das Reichsbanner entfaltet und sieghaft aufgepflanzt, das man den Burschenschaftern einst entwunden hatte!

Kinder! unterbrach ihn Genserich, lassen wir das! Es streift in der That ein Gebiet, das wir aus unsrer harmlosen Vereinigung ausgeschlossen wissen wollten.

Er war aufgestanden, Natz flüsterte ihm noch etwas zu und wandte sich dann auch an Mirbl.

Das versteht sich von selbst, sagte der Oberst, es hätte längst aufgeklärt werden müssen. (Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Peter der Große auf Reisen. Der nachfolgende, 1717 französisch geschriebene Brief, ein bisher nicht an die Oeffentlichkeit gelangter authentischer Bericht eines ungenannten Verfassers, bietet eine Schilderung des berühmten Zaren, wie sie drastischer und ungeschminkter wohl selten gefunden werden wird. Er bezieht sich auf den Aufenthalt Peters des Großen, den er 1717 auf seiner Reise in das Bad Pyrmont auf dem Schlosse zu Harburg nahm. Peter war Anfang April vom Haag nach Paris gereist, blieb dort vier Monate, ging dann nach Amsterdam zurück, wird im August in Pyrmont gewesen sein und traf am 21. Oktober 1717 wieder in St. Petersburg ein. Der Brief lautet:

Mein Herr! Der Zar hat nach seiner löblichen Gewohnheit einen ganzen Tag unnützerweise auf sich warten lassen. Er kam endlich letzte Mittwoch gegen sieben Uhr abends in einer kleinen, schmucken, achtrudrigen Schaluppe an, die Ruderer in Blusen und mit kleinen roten Mützen auf dem Kopfe. Der Zar saß allein am Steuerruder, die Herren seines Gefolges zu seiner Rechten und Linken, alle unter einem Zeltdach, ausgenommen die Ruderer. Se. Majestät wurde bei ihrer Ankunft durch eine dreimalige Abfeuerung von neununddreißig Kanonen begrüßt. Sie war sehr nachlässig gekleidet: ein scheußlicher blauer Rock, ein Gürtel von schwarzem Leder, ehemals mit feinen Goldfäden gestickt, in Violet spielende Matrosenhosen, zimmtfarbene Strümpfe und ein alter Hut ohne Garnirung, sodaß ihm die Knopfseite auf die Nase herabhing; vielleicht hatte er ihn absichtlich so machen lassen, um gegen die

Sonne geschützt zu sein, obgleich er, wie gesagt, das Zelt über sich hatte. Ein Priester, ein Kammerherr, sein Adjutant, sein Arzt, ein Zwerg so hoch wie ein Kohlkopf (chou), etwa zwanzig Jahre alt, einige Lakaien und zwölf Grenadiere machten sein Gefolge aus. Als er ans Land gestiegen war, warf er sich in die Karosse des Oberhauptmanns,*) wir andern folgten zu Fuß. Er kam zuerst auf dem Schlosse an. Frau von Spörken empfing ihn. Aber da er Eile hatte, seine Hosen herunterzulassen, lief er durch alle Zimmer und begab sich direkt in die Schloßkapelle, indem er glaubte dort den „Cacador" zu finden. Wer war in Verlegenheit? Das war Frau von Spörken. Allein mit einem Manne, dessen Qualen sie erraten mußte, bezeichnete sie ihm endlich halb durch Zeichen, halb durch Worte den Ort. Das war das erste Geschäft, welches Se. Majestät bei ihrer Ankunft auf dem Gebiete des Königs [von England und Kurfürstens von Hannover] verrichtete. Mittlerweile kamen wir an und fanden Se. Majestät in Wahrheit einer großen Last entledigt, aber sehr in Unruhe, da sie sich nicht entschließen konnte, ob sie weiter reisen oder bleiben sollte. Endlich entschied sie sich so: „Da wir hier gut aufgehoben sind, so laßt uns bleiben." Sie forderte ein Glas Bier, der Oberhauptmann reichte ihr dieses, demnächst forderte sie Wein, er gab ihr Burgunder, welchen sie so vortrefflich fand, daß sie erklärte, davon mitnehmen zu wollen.

Von Zeit zu Zeit sprach der Zar sehr gnädig zu seinem Gefolge, indem er ihnen die Hand auf die Schulter legte oder sie beim Arme erfaßte. Mein Vater fragte den Zar, ob Se. Majestät ihm die Ehre erweisen wolle, die Parole auszugeben. Er verbeugte sich und antwortete, daß er hier garnichts zu befehlen habe. Er beauftragte den Oberhauptmann, an den Dr. Ebel zu schreiben, er solle nach Pyrmont nachkommen, versprach Herrn von Spörken sein Porträt, indem er hinzufügte, sie hätten nur nötig, ihm den Maler zuzuschicken. Als endlich Se. Majestät sich langweilte, sagte sie, sie wollte den Ort sehen, wo das Wachs gebleicht würde. Die Karosse wurde bespannt und in der Erwartung derselben verzehrte der Zar schnell eine Orange; die Karosse fuhr vor, siehe da! holterdipolter saß der Zar darin mit seinem Hofkavalier. Aus Respekt wollte der Oberhauptmann sich dem Zar nicht gegenüber setzen, aber dieser faßte ihn beim Arme und nötigte ihn, dort Platz zu nehmen. Dies gelang nicht, ohne daß der Oberhauptmann ihm auf den Fuß trat, was verursachte, daß er auf Moskowitisch einen Schrei ausstieß, der mehr aus Konsonanten als aus Vokalen zusammengesetzt war. Die Karosse fuhr ab, und der Zar sah, was er sehen wollte.

Während seiner Abwesenheit kamen der Großkanzler [Golofkin] und der Fürst Kurakin, welche Sr. Majestät ein wenig mehr Glanz verliehen; der erstere ist ein großer Mann, welcher nur mittelst eines Dolmetschers spricht und dessen Kopf ein gesundes Urteil in sich zu schließen scheint; das Gefolge sagte uns, er sei bei seinem Herrn allmächtig; den zweiten Herrn werden Sie kennen.

Sobald der Zar zurückkam, fand er die Tafel gedeckt. Den Lehnstuhl am Ehrenplatz beachtete er nicht, er setzte sich gegenüber, und mit seiner Erlaubnis nahmen die Damen Platz; an der Tafel saßen zwölf Personen. Eine zweite Tafel war für das Gefolge da, und anderswo eine dritte für die Dienstboten und Matrosen, denen man auf Befehl des Zaren nur Wein zu trinken gab. Der Zar aß sehr wenig und Frau von Spörken, welche zu seiner Linken saß, erduldete drei oder vier soupirs à la Hollandoise, auf die sie nicht vorbereitet war, sonst würde

*) Georg Friedrich von Spörken war Oberhauptmann in Harburg und wohnte auf dem dortigen Schlosse.

sie die Nase abgewandt haben. Das, was der Zar nicht nach seinem Geschmacke fand, gab er seinem Kanzler, nachdem er es gekostet hatte. Endlich als er nicht mehr bei Tische sitzen mochte, gähnte er und machte über die Mundöffnung ein Zeichen des Kreuzes,*) erhob sich und lief spornstreichs in sein Schlafgemach.

Am folgenden Tage um neun Uhr reiste er ab mit gleichem Kanonendonner wie bei seiner Ankunft. Ohne Lebewohl zu sagen, machte er nur den Damen, welche am Fenster standen, eine tiefe Verbeugung. In der Karosse hatte er zu seiner Rechten seinen dicken Schlingel von Priester (son gros coquin de prêtre) mit kupferfarbigem Gesicht, welcher eine genauere Beschreibung verdiente, wenn mich das nicht zu weit führte; der geringste seiner Fehler war, daß seine Socken wie alle ††† rochen. Der Arzt saß dem Priester gegenüber, und der Zwerg zwischen den Beinen des Zaren. Er hat nicht ein Geschenk gemacht.

Ich kann Ihnen versichern, mein Herr, daß der Zar sich nicht mit dem Fuße schnäuzt, was man sehr wohl an dem Rockärmel sieht. Er hat allerdings ein Schnupftuch, aber er besitzt das Geheimnis, sich desselben nicht zu bedienen, indem er die Finger auf der Nase reiten läßt (en mettant les doigts à cheval sur le nez). Uebrigens schien er nicht vergnügt; er ist sehr mager und beklagte sich bei Frau von Spörken, daß er alt werde, daß er schon fünfundvierzig Jahre alt sei. Einige Personen waren verdrießlich, daß Se. Majestät nicht viel mit ihnen sprach. Sie wissen, mein Herr, daß der Zar zuweilen genötigt ist, konvulsivische Bewegungen zu machen; eine machte er unter andern bei Tische, welche Schrecken erregte. Da er wenig aß, aß er ziemlich sauber. Man gab ihm italienischen Wein zu kosten, er spie das Wenige, was er davon genommen hatte, wieder aus. Man bot ihm Forellen an, er hielt sie an die Nase, rümpfte diese und gab jene zurück. Ich sage Ihnen nichts von den Herren seines Gefolges, weil — ich versichere Ihnen — sie nicht der Rede wert sind, ausgenommen den Großkanzler und den Fürsten Kurakin. Kaum waren sie angekommen, so forderten sie Pfeifen, Tabak und Branntwein. Es waren Schmutzfinken, Stinker, Grobians. Der Arzt war recht nett.

Sie werden hierin vielleicht besondre Umstände finden, welche andre Ihnen nicht berichten können. Ich bin mit Ehrfurcht, mein Herr, ꝛc.

Eine verlorene Schrift Winckelmanns. Zu Anfang des Jahres 1767 hatte Winckelmann seine „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Altertums" herausgegeben. Dann rüstete er sich zu der Reise, die ihm so verhängnisvoll werden sollte: am 10. April 1768 trieb ihn das Heimweh nach den geliebten Freunden auf den Weg nach Deutschland.

Unter den Fremden, die ihn in diesen Monden der Hoffnung und Vorbereitung aufsuchten, waren vornehme Gäste aus dem Norden: Graf J. J. Schuwaloff, der Gründer der Moskauer Universität, Graf Cyrill Grigoriewitsch Rasumowski, gewesener Hetman der Kosaken und Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften, und sein Sohn Alexey, von 1810 bis 1816 russischer Unterrichtsminister. Mit ihnen kam als Reisebegleiter und Hofmeister des jungen Rasumowski der Professor Ludwig Heinrich Nicolay aus Straßburg, ein junger Dichter, der sich durch seine späteren Werke ein Anrecht erworben hat, neben und nach Wieland zu den Poeten gezählt zu werden, die dazu beitrugen, den Stil der deutschen Poesie leichter und gefälliger zu machen und aus den Literaturen des Südens und Westens

*) Aus Aberglauben, damit kein böser Geist in den Mund fliege.

eigenartige und fesselnde Stoffe nach Deutschland einzuführen. Er wurde unter Kaiser Paul I. ein einflußreicher Mäcen am russischen Hofe, seine Stellung als Kabinetsverwalter des Kaisers, als Sekretär der Kaiserin, als Präsident der Akademie der Wissenschaften und sein eignes großes Vermögen gaben ihm manche Gelegenheit, sein Interesse an Kunst und Altertum zu bethätigen. Ein Zeugnis eingehenderen Studiums ist seine Geschichte der Steinschneidekunst, die er in der Form eines Lehrgedichtes an Voß, den Erzieher seines Sohnes, richtete.

Diese Liebe zu Kunst und Altertum hatte Nicolay schon als Straßburger Student bewiesen; als er mit Winckelmann in Berührung kam, mußte er einen guten Eindruck auf ihn machen. Aber alles, was uns von dem Verkehr zwischen beiden erhalten ist, sind zwei Briefe Winckelmanns. Der eine von ihnen ist wichtig: er giebt uns Kunde von einem unzweifelhaft wertvollen Werke des großen Pfadfinders unsrer klassischen Bewegung, einem „Gespräche . . . .,“ das leider unwiederbringlich verloren ist; andrerseits ist er ein Zeugnis von den widerwärtigen Hindernissen, die unserm großen Landsmanne im Wege lagen. Beide Briefe sind ohne Datum, der zweite ohne Adresse.

1.

Mein hochgeschätzter Herr!

Die Art mit welcher Dieselben das Gespräch von mir verlangete, verdienete nicht allein, Ihnen dasselbe unverzüglich mitzutheilen, ja ich würde eine besondere Abschrift mit eigener Hand verfertigen. Allein ich habe dieselbe vertilget, da mir über die Zuschrift der Abhandlung von der Empfindung des Schönen, die einem jungen Liefländer zugeschrieben wurde, etwas Schuld gegeben ward, wovon ich noch itzo keinen deutlichen Begriff habe. Diesen Verdacht würde ich durch gedachtes Gespräch, bey groben Sinnen, wieder mich bestärket haben, da ich sowohl den Beschreibungen als den Ausdrücken allen möglichen Reiz zu geben gesuchet, u. mich sonderlich über das jugendliche Nackende von der höchsten Schönheit so erkläret habe, daß ich es unter meinem Namen nicht hätte können erscheinen lassen. Mein im Unwillen gefasseter Schluß gereuet mich, aber ich kann den Verlust nicht ersetzen, da es ein Aufsatz von langen Denken u. würklicher Betrachtung war. Ich kan mit nichts aufwarten, als mit den gedruckten Anmerkungen über die Geschichte der Kunst, u. mit einem guten Herzen, mit welchem ich die Ehre habe zu seyn

Adresse: Dero
A Monsieur gehorsamster Diener
Monsieur Nicolai. Winckelmann.

2.

Mein wehrtgeschätzter Herr

Nach Lesung des schönen und zärtlichen Gedichts, welches Sie die Gewogenheit gehabt haben, mir mitzutheilen, bedauere ich noch mehr als ich bereits vorher gethan habe, die Ehre einer genaueren Bekantschaft nicht erlanget zu haben, in welcher ich nicht unthätig gewesen (seyn) würde. Da ich nun wegen meiner sehr nahen Abreise in mein Vaterland nicht hoffen kann, Denenselben persönlich aufzuwarten, wünsche ich tausend Vergnügen auf Dero ferneren Reise u. empfehle mich zu geneigten Andenken.

Die Briefe befinden sich jetzt im Besitze der Baronin Nicolay auf Monrepos in Finland. Durch die Zuvorkommenheit dieser Dame, namentlich aber durch die thätige Hilfe eines wackern deutschen Landsmannes, des Dr. G. Schmid am philologisch-historischen Institut zu St. Petersburg, der die Abschrift besorgte, sind sie

mir für eine Abhandlung über den Dichter Nicolay, die ich unter der Feder habe, mitgeteilt worden.

Straßburg. Wilhelm Bode.

Ein bischen Griechisch. In Nr. 3 der „Gegenwart" belehrt ein Herr Moritz Alsberg die Leser in einem Artikel „Die Genossenschaft im Tier- und Pflanzenreiche," daß der Ausdruck Symbiose von De Bary in die Naturwissenschaften eingeführt worden sei, und bemerkt dazu, daß dieser Ausdruck „vom griechischen συμβιειν" herkomme. Die Leser der Grenzboten, die zufällig einen Sohn in der Obertertia des Gymnasiums sitzen haben, mögen ihm diese Ableitung zu seiner Erheiterung mitteilen.

In dem Kampfe gegen die thörichten Angriffe, die von gewisser Seite gegen den Unterricht im Griechischen auf unsern Gymnasien gemacht werden, kann man sich gar keine bessere Waffe wünschen, als die schauderhafte Blöße, die sich die meisten unsrer Zeitschriften geben, so oft sie einmal ein griechisches Wort anführen. Und doch können sie's nicht lassen! So ein bischen Griechisch, es ist doch zu hübsch, es giebt der Zeitung gleich so ein gewisses Air. Freilich, den Accent auf das griechische Wort zu setzen, ist eine kitzliche Sache, am klügsten ist es, ihn wegzulassen. Ist er aber gesetzt, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß er in der Hälfte aller Fälle falsch ist, und in den Fällen, wo er richtig ist, ist sicherlich irgend ein andrer Bock in dem Worte: ein falscher Buchstabe (sieht man doch gewisse griechische Wörter, selbst wenn sie mit deutschen Buchstaben gedruckt sind, regelmäßig falsch, wie philanthropisch, Rhythmus, Logogriph, wofür stets philantropisch, Rythmus, Logogryph erscheint) oder, wie im vorliegenden Falle, wo sich der Verfasser gar auf das Gebiet der Formenlehre gewagt hat, ein feister grammatischer Schnitzer, ein „Doppelhacksch," wie wir als Schuljungen sagten.

Ja ja, das liebe Griechisch — man kann fürchterlich dabei hineinfallen. Ist es doch vor kurzem sogar einem Professor an einer berühmten deutschen Universität begegnet, daß er in seiner Antrittsvorlesung in der Aula vor feierlicher Versammlung behauptet hat, Biologie komme her von τὸ βίον!

Wie beugt man solchen Fatalitäten vor? Dadurch, daß man Griechisch lernt? ordentlich lernt? Oder dadurch, daß man den Unterricht im Griechischen — abschafft? Antwort, ihr Herren vom „Realgymnasium"!



Literatur.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte. Herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band. Jahrgang 1884. Stuttgart, J. G. Cotta.

Im verflossenen Jahre ist eine neue Zeitschrift ans Licht getreten, welche sowohl durch die Namen ihrer Mitarbeiter, wie durch den Zweck und die Richtung des Unternehmens selbst besondern Anspruch auf die Teilnahme des Publikums hat: die „Zeitschrift für Allgemeine Geschichte," herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Das neue Unternehmen ist „allen gewidmet, welche Geschichte lesen wollen, Geschichte in ihrem weitesten Begriffe, in welchem sich alle Elemente des

materiellen und geistigen Lebens abspiegeln, die einer Zeitepoche ihr Gepräge verleihen.“ In größern Aufsätzen und kleinern Mitteilungen sollen die Ergebnisse der neuen Forschung in eingehender und anregender Weise dargelegt werden. Der vorliegende erste Jahrgang giebt einen Begriff von den reichen Mitteln, über welche die Redaktion verfügt, sowie von der Umsicht, mit welcher sie diese Mittel zur Anwendung bringt. Gleich das erste Heft bringt einen interessanten Aufsatz von Moritz Brosch über die Ermordung des englischen Gesandten Ascham. Schönbach rügt mit vollem Recht die elementare Unkenntnis, welche wir täglich in bezug auf die Vereinigten Staaten an den Tag legen, und führt uns dann in lebensvollen Bildern die Gestalten der hervorragendsten nordamerikanischen Staatsmänner vor Augen. Dann folgen Aufsätze von Riehl, Dümmler, Krones, Gindely. Gregorovius erzählt von einem Besuche in Sardes, und der Herausgeber selbst hat eine sorgfältige Untersuchung über die Einleitung des Herbstfeldzuges von 1813 beigesteuert. Kurz, der Inhalt des Bandes ist ebenso gediegen wie reichhaltig, namhafte Kräfte der deutschen Geschichtswissenschaft unterstützen den Herausgeber. Wenn es der Redaktion gelingt, der Zeitschrift einen Kreis tüchtiger und treuer Mitarbeiter zu sichern, so wird das Unternehmen auch beim Publikum immer die Teilnahme finden, die ihm in hohem Grade gebührt.

Die Kunst in Oesterreich-Ungarn. Jahrbuch der „Allgemeinen Kunst-Chronik.“ Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lauser. Erster Jahrgang. Wien, Graeser.

In sorgfältigster Ausstattung, mit zahlreichen Bildern und in geschmackvollem Einbande tritt mit diesem Buche ein Unternehmen in die Oeffentlichkeit, dem ein glücklicher Gedanke zu grunde liegt. Es will in allgemeinverständlicher Weise einen Ueberblick liefern über die gesamte künstlerische Produktion auf den Gebieten der Architektur, der Bildhauerei, der Malerei, der Musik, der Dichtkunst und des Theaters, welche in den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie im letzten Jahre zu tage getreten ist, ohne sich dabei in den Dienst irgendeiner nationalen oder künstlerischen Partei zu stellen. Bei der hohen Blüte, welche die bildenden Künste eben in Oesterreich erleben, bei der Wichtigkeit, welche die Kaiserstadt in der musikalischen Welt besitzt, bei dem Range, welchen das Theaterleben daselbst einnimmt, kann es einem solchen Jahrbuche nicht an allgemein interessanten Stoffen fehlen, wovon auch der vorliegende erste Jahrgang Zeugnis ablegt, wenn er auch kein in allen Teilen gleichartiges Ganze bietet. Er enthält Schilderungen des neuen Wiener Parlamentsbaues, des neuen Rathauses, des Budapester Opernhauses, in der Abteilung über Malerei Charakteristiken von Munkacsy's, Boziks, Steinles, Defreggers u. a. neuesten Schöpfungen. Bloße Ausstellungsberichte halten wir in einem Jahrbuch für weniger geeignet, sie werden in den nächsten Jahrgängen hoffentlich selbständigeren Aufsätzen über einzelne Künstler Platz machen. Zu den besten Beiträgen gehören neben Emil Bürdes Aufsätzen über einzelne Mitglieder des Burgtheaters die Essays über die Dichter Ferdinand von Saar und Julius von der Traun von E. Guglia, welche diese wenig gekannten vornehmen Gestalten der deutsch-österreichischen Literatur nach Verdienst würdigen. Im ganzen verdient das Jahrbuch als ein vielversprechender Anfang eines fruchtbaren und dem Kunstleben in Oesterreich förderlichen Strebens die Unterstützung des kunstliebenden Publikums.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Dynamitattentate in London.



Am 24. Januar, an einem Samstage, an welchem die Besichtigung des Towers und des Parlamentsgebäudes in London dem Publikum gestattet ist, haben verruchte Hände die Gelegenheit benutzt, in beiden Gebäuden Dynamitexplosionen zu veranstalten. In der Westminsterhalle wurden siebzehn, im Tower sieben Personen mehr oder weniger schwer beschädigt; die in der ersteren mit der Beseitigung des entdeckten Dynamitpackets sich befassenden beiden Polizeibeamten sind in einer Weise verwundet worden, daß sie voraussichtlich das Leben verlieren werden. Angesichts der im März 1883 auf der Westminsterbrücke von dem Haupte der irisch-amerikanischen Dynamitverschwörer Dr. Gallagher gegenüber seinem Genossen Norman, als er diesem das Parlamentsgebäude zeigte, gethanen Äußerung: „Wenn das zusammenkracht, wird es einen gehörigen Knall geben,“ angesichts der in Bahnhöfen, auf der Londonbrücke und an andern Orten in letzter Zeit teils versuchten, teils vollführten Dynamitattentate und angesichts des Umstandes, daß die beiden jetzt vorliegenden Verbrechen den Zwecken keines andern Menschen irgend dienlich sein konnten, ist es, obgleich die Verbrecher noch nicht aufgefunden sind, doch keinem Zweifel unterworfen, daß wir es auch hier wieder mit einer That der Anarchisten, seien diese nun Fenier, irische Nationalligisten oder Internationale, zu thun haben. Daß diese Annahme die richtige ist, beweisen auch die Vorgänge bei einer am 25. Januar in Chicago abgehaltenen Sozialistenversammlung, in welcher die am Tage zuvor in London verübten Attentate von mehreren Rednern gepriesen und der Gebrauch des Dynamits gegen die besitzenden Klassen anempfohlen wurde.

Die englische Regierung hat vor kurzer Frist ein strenges Gesetz gegen die Dynamitverbrechen eingebracht, und das Parlament hat dasselbe an einem

und demselben Tage beraten und angenommen; das deutsche Reich hat mit seinem Gesetz vom 9. Juni 1884 gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen ebenfalls seinen Behörden eine brauchbare Waffe in die Hand gegeben, und auch die Vereinigten Staaten scheinen dem allgemeinen Bedürfnisse nunmehr Rechnung tragen zu wollen, indem von dem Senator Edmunds in den letzten Tagen ein Gesetzentwurf bei dem Senate eingebracht worden ist, in welchem neben den Maßregeln zur Bestrafung der durch Explosivstoffe begangenen Verbrechen und zur Verhinderung solcher Verbrechen auch die Bestrafung einer jeden wissentlichen Beteiligung an der Transportirung und Ablieferung von Sprengstoffen für verbrecherische Zwecke mit Strafe bedroht wird.

Wenn nun auch mit diesen von den einzelnen Ländern angenommenen Gesetzen der Anfang zur wirksamen Bekämpfung der überall verbreiteten Anarchistenbande gemacht ist, so genügen doch die bisherigen Maßregeln keineswegs, um die Seuche mit der Wurzel auszurotten. Es ist eine Vereinbarung sämtlicher kultivirten Nationen dahin nötig, daß alle Anarchistenattentate verfolgt werden, sie mögen begangen worden sein, wo sie wollen; die Anarchisten müssen gegenseitig ausgeliefert werden, es darf für dieselben keine Stätte mehr geben, von welcher aus sie ihre Brandreden ungestraft in die Welt gehen lassen können, ob dieselben nun zum Angriff gegen den Staat aufreizen, in welchem sie sich augenblicklich befinden, oder gegen einen andern; die sämtlichen Staaten dürfen keinen Unterschied mehr darin machen, unter welcher Firma das Verbrechen gepredigt wird, und ganz besonders muß der Wahn fallen, ein zu sogenannten politischen Zwecken verübtes oder geplantes Verbrechen habe irgendeinen Anspruch auf andre Behandlung und Beurteilung als jedes andre. Einen Schritt in dieser Richtung haben Preußen und Rußland mit dem unter dem 13. Januar d. J. in St. Petersburg vereinbarten Vertrage über die gegenseitige Auslieferung der Verbrecher gethan, und es ist Aussicht vorhanden, daß in nächster Zeit Österreich diesem Vertrage beitreten wird. Der Inhalt dieser auf die jüngste Zusammenkunft der drei Monarchen in Skierniewice zurückzuführenden Vereinbarung geht dahin, daß wegen Totschlags, Thätlichkeit, Körperverletzung, vorsätzlicher Freiheitsberaubung, Beleidigung gegenüber dem Kaiser oder einem Mitgliede seiner Familie, sowie wegen Vorbereitung einer dieser Handlungen, wegen Mordes, Mordversuchs, strafbarer Herstellung oder Innehabung von Sprengstoffen die Auslieferung des Verbrechers auf Verlangen erfolgen soll, ohne Unterschied, ob das betreffende Verbrechen in einer politischen Absicht begangen worden sei oder nicht, und daß in allen andern Fällen eines Verbrechens oder Vergehens die Auslieferung des betreffenden Unterthanen von der ersuchten Regierung in Erwägung gezogen und derselben, wenn nichts entgegensteht, stattgegeben werden soll.

Den „liberalen" Blättern ist diese Vereinbarung natürlich wieder bedenklich, sie finden insbesondre, daß die zweite Bestimmung hinsichtlich der Auslieferung

wegen der nicht gegen die kaiserliche Familie gerichteten Vergehen dehnbar sei und es vollständig dem Ermessen der Regierung überlasse, wegen irgend eines Vergehens dem Auslieferungsbegehren stattzugeben; auch sei die Möglichkeit gegeben, daß jemand z. B. wegen Beleidigung eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie angeschuldigt und deshalb ausgeliefert werde, während in Wirklichkeit man seiner aus ganz andern Gründen habhaft werden wolle.

Man sollte meinen, die täglich sich mehrenden Unthaten der Anarchisten, ihr die ganze bürgerliche Gesellschaft mit Tod und Vernichtung bedrohendes System des Meuchelmordes, die uns selbst so nahe berührenden Schandthaten auf dem Niederwalde und neuestens in Frankfurt, die von Tag zu Tag wachsende Frechheit dieser Mörderbande könnten auch einem „liberalen" Politiker genügen, um seine Bedenken hinsichtlich eines etwaigen Mißbrauches des angeführten Auslieferungsvertrages gegenüber der Notwendigkeit von Schutzmaßregeln zu gunsten des Staates und der Gesellschaft fallen zu lassen. Zur Ausdehnung des preußisch-russischen Vertrages auf das deutsche Reich ist die Zustimmung des Reichstages erforderlich. Hoffen wir, daß der Majorität die notwendige Erleuchtung nicht fehlen werde.



England und Rußland in Asien.



enken wir auch gegenwärtig, wenn wir an England und sein überseeisches Weltreich denken, unsre Aufmerksamkeit vorzüglich nach dem südlichen Afrika und nach den Inselgruppen des Stillen Ozeans, so dürfen wir doch niemals die Hauptfrage ganz aus den Augen verlieren, deren Gegenstände in Asien liegen und deren brennender oder, wie wir richtiger sagen werden, glimmender Punkt jetzt im Zentrum dieses Weltteils zu suchen ist. Vorläufig bedeckt ihn der Schnee der Steppen und Wüsten am Murgab und Amu Darga, aber mit dem Frühjahr, wo der Schnee thaut, wird auch die Frage wieder aufthauen und sofort wieder in Fluß kommen: zunächst, wo die Grenze zwischen der englischen und der russischen Machtsphäre in Mittelasien zu ziehen sei, dann, wie bald der oft geleugnete, immer fortgesetzte Marsch der Russen nach Afghanistan, dem Vorlande Britisch-Indiens, weiter gehen und ein deutlicher erkennbarer Schritt nach dem Gebiete hin gethan werden wird, in welchem die moskowitische Weltmacht endlich nicht mehr schleichend, sondern in direktem Sprunge mit der britischen zusammentreffen muß. Die Sache liegt uns nur scheinbar fern; seit Deutsch-

land gleichfalls eine Großmacht geworden ist, geht das, was sich dort vorbereitet, in Wirklichkeit auch uns wesentlich an, es wird indirekt dort auch für und gegen unsre Interessen gewirkt und gekämpft werden, sodaß wir uns davon nicht als teilnahmlose und ununterrichtete Zuschauer betreffen lassen dürfen. Wer uns bei der gegenwärtigen Haltung des englischen Kabinets von den beiden Parteien mehr Sympathie einflößen sollte, kann nicht wohl zweifelhaft sein.

In Europa scheint die russische Politik seit dem letzten Kriege mit der Pforte zu ruhen, doch übt sie in Bulgarien bedeutenden Einfluß, und daß sie auf den Besitz Konstantinopels verzichtet habe, ist nicht zu glauben. England hat seine dort erhobenen Ansprüche in den letzten Jahren, seit Beaconsfields Rücktritt, nicht so wie früher betont, es schien sich damit begnügen zu wollen, seine Interessen auf den westasiatischen Meeren und an deren Küsten von Ägypten aus zu wahren, wo ihm beiläufig Frankreich gegenübersteht, und wo es sich bis jetzt nicht rühmen konnte, befriedigende und für die Zukunft sichere Geschäfte gemacht zu haben. Sehr ins Gewicht fallende Erfolge hatte dagegen Rußland am Schwarzen Meere und zwar auf dessen europäischem wie auf dessen asiatischem Ufer aufzuweisen. Odessa ist in den letzten Jahrzehnten allmählich zu einer der wichtigsten Seehandelsstädte geworden. Vor hundert Jahren stand hier der kleine türkische Ort Hadschi Bey mit kaum zweitausend Seelen, ärmlich, schmutzig und ohne Bedeutung für Schifffahrt und Handel. Heute nimmt dessen Stelle eine prächtige Großstadt mit breiten Quais, mächtigen Speichern, stattlichen Läden und stolzen Palästen ein, und die Zahl der Einwohner hat sich verhundertfacht. Bis vor der Vollendung des Suezkanals verkehrte Odessa mit Indien und China fast nur über Hamburg, seitdem aber größtenteils direkt, und Rußland kann von hier und von andern seiner südlichen Häfen aus zu Wasser bis zu den Besitzungen am Amur gelangen. Auch Sebastopol ist aus der Zerstörung, die ihm der Krimkrieg brachte, wieder erstanden; die Trümmerhaufen von 1855 sind schon seit geraumer Zeit verschwunden und haben neuen Straßen und Plätzen Raum gemacht, und mit Aufwendung sehr beträchtlicher Summen sind die Anlagen für die Marine verbessert worden. Mit Staatsunterstützung ist eine Dampfschifffahrtsgesellschaft großen Stils bemüht, den Franzosen, Engländern und Österreichern auf dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meere bis nach Ägypten hin Konkurrenz zu machen, und die Fahrzeuge derselben werden so eingerichtet, daß sie im Notfall auch zu Kriegszwecken, d. h. als Kreuzer zweiten Ranges und als Transportschiffe dienen können. Was die asiatischen Ufer des Pontus betrifft, so haben sich hier an der Ostküste verschiedene Handelsplätze entwickelt, welche einem unmittelbaren Verkehre Rußlands mit dem Binnenlande dienen, der infolge dessen bereits sehr lebhaft geworden ist. Die tscherkessische Bevölkerung dieses Teiles der Kaukasusgegenden, die unter Schamils Führung und mit englischer und türkischer Unterstützung viele Jahre mit Erfolg gegen die Soldaten des Zaren kämpfte, wurde endlich überwunden

und ist jetzt, soweit sie nicht auswanderte und in der Türkei sich ansiedelte, für Rußland völlig unschädlich geworden. Dasselbe gilt von den Lazen, die gleichfalls die Heimat verließen und gegenwärtig in Kleinasien, wie es scheint, nicht leben und nicht sterben können. Im Nordwesten des alten Armeniens, wo dessen Gebiet an den Kaukasus stößt, geht Rußland damit um, den Anfang zu einem großen Neuarmenien unter seiner Herrschaft zu schaffen — ein Plan, dessen Ausführung zu verhindern die Engländer allein oder bloß im Bunde mit den Türken außer stande sein werden. In den Besitz der armenischen Hochebene gelangt, die immer den besten Schutz gegen einen von Norden her vordringenden Eroberer darbot, würde Rußland verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten begegnen, wenn es schon in nächster Zukunft den Versuch unternehmen wollte, nach den südlichen Vorbergen, nach dem Quellgebiete des Murad Tschai und von dort in Stationen langsam nach den Ebenen Mesopotamiens zu gelangen. Schon seit fünf Dezennien befindet sich seine Politik im Vorgehen nach diesem Ziele, und eine gute Strecke des Weges ist schon zurückgelegt. Seit die Festung Kars, der Schlüsses Armeniens, eine russische Stadt geworden ist und die beiden andern Hauptbollwerke der Pforte in diesem Landstriche, Bajazid und Erzerum, nicht mehr weit von der Grenze des Zarenreiches liegen, ist der Tag erheblich näher gerückt, an dem die den armenischen Unterthanen des Sultans von russischer Seite zugewendeten Sympathien die Früchte tragen werden, welche mit ihnen beabsichtigt sind; jene Sympathien werden auf armenischer Seite dankbar empfunden und erwiedert. Nur Unbekanntschaft mit den Verhältnissen oder bewußte Täuschung durch Interessirte kann die den Russen günstige Stimmung der Mehrzahl in Armenien leugnen und von allgemein verbreitetem Russenhasse unter derselben sprechen, und von der Sehnsucht nach einem selbständigen Armenien, von einem armenischen Nationalstaate träumen vielleicht ein paar Dutzend Söhne armenischer Bankiers und Großhändler, die sich europäische Ideen und Phrasen angeeignet haben, aber ihr eignes Volk nicht kennen; die Masse des letztern denkt an dergleichen Phantasiegebilde nicht entfernt, sondern erhofft eine bessere Zukunft einzig und allein von Rußland. Hier ist nach ihrer Meinung ihr Trost über die Mißwirtschaft der Türken, ihr Schutz und ihr Heil; von hier kommt ihre Erlösung — so wird ihnen auf Anregung des Hauptes ihrer Kirche im Kloster Edschmiazin von ihren Wartabets bis nach Diarbekir hin gepredigt, und alle Welt sagt Amen dazu. Von diesem Glauben und dieser Hoffnung droht der Türkenherrschaft in Asien die größte Gefahr, und darin liegt der hauptsächlichste der Gründe, welche den Sultan zögern lassen, in Armenien Reformen einzuführen und der dortigen christlichen Bevölkerung Freiheiten und Rechte zu gewähren. Allerdings ist er dazu durch den Berliner Vertrag von 1878 verpflichtet, aber die türkischen Staatsmänner sind überzeugt, daß eine den Armeniern gewährte Autonomie gleichbedeutend mit baldigem Anschluß derselben an Rußland sein würde.

Nicht minder bedeutend, ja noch wichtiger sind die Erfolge, welche Rußland in den letzten Jahrzehnten auf dem direkten Wege durch das innere Asien nach Afghanistan, zunächst nach Herat, dann nach Kandahar und Kabul, diplomatisch und militärisch errungen hat. Auch in England empfindet man in weiten Kreisen darüber von Jahr zu Jahr mehr Beklemmung, die sich zuweilen in lauter Klage über die schwachsichtige, unentschlossene und zaghafte Politik des jetzt am Ruder befindlichen Parteiregiments vernehmen läßt und die doppelte Berechtigung hat, wenn man sie mit Beaconsfields Verhalten in dieser Angelegenheit vergleicht. Erst vor kurzem machte sich die schwere Besorgnis, welche sich jener Kreise bemächtigt hat, in dem verbreitetsten Blatte Londons, dem konservativen Daily Telegraph, in einem Leitartikel Luft, den wir als ein Zeichen, daß man unter den verständigen Politikern an der Themse für diese schwarze Wolke am nördlichen Gesichtskreise Indiens keineswegs mehr blind ist, in seinen Hauptgedanken folgen lassen. Es hieß da u. a., nachdem auf die überraschend neue Thatsache aufmerksam gemacht worden war, daß die russischen Truppen in den letzten zwölf Monaten eine Stellung gewonnen haben, die sie in den Stand setzt, in jedem ihnen geeignet erscheinenden Augenblicke sich der Oasenstadt Herat zu bemächtigen: „Die heutige Lage der Dinge wurde uns schon vor vielen Jahren mit staunenswerter Genauigkeit vorausgesagt, aber die Leute, welche die Frage sorgfältig studirt und erwogen hatten und auf Grund dessen die Folgen der russischen Politik in Mittelasien angeben konnten, wurden verspottet oder mit mitleidiger Geringschätzigkeit behandelt. Den Inhabern der Gewalt und beglaubigten Führern der öffentlichen Meinung scheint es nicht bloß an der höhern Eigenschaft scharfen und weiten Blickes, sondern auch an der Gabe gefehlt zu haben, Nahegelegenes und Offenkundiges zu kombiniren und daraus Schlüsse zu ziehen. . . . So haben sie gehandelt, wie wir es sahen, wenigstens nach dem Hinscheiden Lord Clarendons, ausgenommen während einer kurzen lichten Zwischenpause, wo die heutige Regierung sich bewogen fand, das festzusetzen, was wir häufig afghanische Grenzlinie Gladstones und Granvilles genannt haben — eine Art von »Bis hierher und nicht weiter« auf dem Papier. Bereits vor sechzehn Jahren waren Gang und Ziel der russischen Politik so offenkundig wie jetzt. Es handelte sich um eine Bewegung zum Angriff auf Indien, unternommen in der Hoffnung, dieselbe werde die Aktion Englands von den Dardanellen bis zum Persischen Meerbusen begrenzen und lähmen."

Zwar täuscht sich der Verfasser, wenn er meint, das Vorgehen Rußlands in Mittelasien sei nur ein Mittel zu Zwecken im südöstlichen Europa und im westlichen Asien, nur ein Manöver zur Ableitung und Irreführung, namentlich wenn er glaubt, es habe diese Bedeutung noch jetzt und werde sie behalten. Aber er meint das wohl auch nicht im Ernste, da er nach einigen weiteren Bemerkungen fortfährt: „Der schwarze Geier, wie Vambery das Symbol Rußlands bezeichnet, flog von Taschkent nach Samarkand, von der Hauptstadt Timurs,

nach Chiwa, von Krasnowodsk nach Askabad und von dort nach Merw, Sarachs und Pul-i-Chatun. So oft er eine dieser Stationen erreichte, erhoben sich warnende Stimmen, und zuweilen begegnete man ihnen mit spöttischen Redensarten, zuweilen mit feierlichen Worten, die als Beweise gelten sollten, aber ebenso seicht und abergläubisch waren. Rußland stimmte natürlich in das Lied dieser vorwiegenden Meinung ein und versah seine britischen Verbündeten zu ihrer Fabrikation imponirender Scheingründe mit faulem Stoffe, indem es ihnen plausibel aussehende Thatsachen, Proteste und selbst allerlei Versprechungen lieferte. Man hatte durchaus keine Absicht, sich Indien zu nähern. Man hätte auf dem Wege dahin brennende Sandwüsten, dürre Felsen, hohe und unübersteigbare Gebirgsketten vor sich. Man dächte an kein andres Ziel, als an die Unterdrückung der Sklaverei, an die Bestrafung schlimmer Nachbarn, die Ausdehnung des Handels und ähnliche mehr oder minder harmlose Dinge. . . . So wurden die Chanate aufgesogen, die Turkomanen bemeistert und verschlungen und Afghanistan und Chorassan mit dem gleichen Schicksale bedroht. Alles, was sich innerhalb der letzten sechzehn Jahre begeben hat, ist mit Einschluß des Baues einer Eisenbahn vom Kaspischen Meere vorausgesagt worden, aber bei jedem der aufeinander folgenden Schritte Rußlands hörte man die, welche für Wissende galten, aber nichts wußten, welche sehen wollten, aber blind waren, welche die Verantwortlichkeit trugen, aber keine Neigung hatten, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, die Propheten des heraufziehenden Unheils, das nun herangekommen ist, lächerlich machen und anklagen."

„Haben wir, so fragt das Blatt weiter, jetzt volle Sicherheit, daß man den heutigen Stand der Dinge begreift, daß die von der Vergangenheit erteilte Lehre Frucht getragen hat, daß die Größe der Aufgabe, die uns hier gestellt ist, in ihrer ganzen Ausdehnung verstanden wird? Nichts läßt darauf schließen, daß die Regierung sich der gegenwärtigen Lage vollständig bewußt sei, ausgenommen der Umstand, daß in der Nähe von Maimenah eine Kommission zur Bestimmung der afghanischen Nordgrenze lagert und die Ankunft der russischen Kollegen erwartet, während russische Truppen sich strategischer Punkte weiter und immer weiter nach Herat hin bemächtigen. Rußland beabsichtigt, wie es scheint, zuerst seine Grenzen abzustecken; es handelt dabei nach dem Grundsatze Beati possidentes, Besitz ist die größere Hälfte des Rechts, es denkt uns zur Annahme derselben zu zwingen oder, was ihm am besten passen würde, die ganze Frage als eine offene fortbestehen zu lassen. Es spielt sich als Anwalt und Vorkämpfer der Nationalitäten in Mittelasien auf und wird sich nur mit dem gesamten Gebiete begnügen, auf welches die dortigen Turkomanenstämme, seine neuen Unterthanen, Anspruch erheben. Es ist daher nicht viel Hoffnung vorhanden, daß die Grenzmarken werden weiter entfernt von Herat abgesteckt werden, als vorherige Usurpation sie vorschieben kann, und das steigert die jetzt unbedingt nachweisbare Gefahr, daß Rußland mit den Truppen, über die es ver-

fügt, nach Belieben nicht nur auf Herat, sondern auch auf Maimenah und Balk die Hand legen kann. Man hat Herrn Lessar, der das Land zum Zwecke der Anlegung einer Eisenbahn untersuchte und dabei die Entdeckung machte, daß die »unübersteigbaren Gebirge« nur in einer Kette von Sandhügeln bestanden, einen Vertrauensposten in den transkaspischen Regionen verliehen; das zeigt allein schon genügend, was das wirkliche Ziel des russischen Unternehmens ist. Selbst wenn wir eine Reihe Grenzsteine setzen, die mehr oder minder zu unsrer Zufriedenheit ausfällt, wird die Gefahr für Herat nicht hinwegbeschworen sein. Die Kaukasusgegend und die transkaukasischen Provinzen Rußlands sind bis nach Kars hin mit Truppen angefüllt. Eine Eisenbahn verbindet den jetzt befestigten Hafen von Batum mit Tiflis und dieses wieder mit Baku, und beide Armeen sind verwendbar zur Kriegführung östlich vom Kaspisee, während niemand sagen kann, wie viele Bataillone, Schwadronen und Batterien bereits in Turkestan und den neuen transkaspischen Eroberungen stehen. Kurz, wie längst vorausgesehen wurde, Rußland hat seinen nächsten Zweck erreicht, es hat sich so vieler vorteilhaften Punkte bemächtigt, daß es sich selbst die passendste Gelegenheit wählen kann, einen Streich nach Herat zu führen und einen Druck auf den Hof von Teheran zu üben, der Persien nötigen wird, ihm die Hilfsquellen von Chorassan zur Verfügung zu stellen."

Die englische Regierung hat dem gegenüber nur wenig gethan, obwohl eine schwere Verantwortlichkeit auf ihr lastet und obwohl sie genügend unterrichtet war, um zu wissen, was kommen würde, wenn nicht alles geschähe, was möglich und ausführbar ist, um der drohenden Flut einen zuverlässigen Damm entgegenzustellen. Sie muß sich vollkommen klar darüber sein, welcher Art die Eventualitäten sind, denen sie sich oder ihre Nachfolger aussetzt, zunächst in Mittelasien, dann in Indien, wenn sie die Warnungen Rawlinsons, die sich zum großen Teil schon erfüllt haben, in den Wind schlägt und die dringend gebotenen Vorsichtsmaßregeln unterläßt. Die britischen Staatslenker scheinen aber ihre Rechnung nicht auf verständige Betrachtung und Untersuchung, sondern auf phantastische Vermutungen und empfindsame Träume gegründet zu haben. „Nach jahrelangen Warnungen, so sagt unser Verfasser in kläglichem Tone weiter, haben wir, um die heranrückende Gefahr, den Stoß gegen die Grundlagen unsrer Herrschaft über Indien, abzulenken oder aufzuhalten, nichts gethan, als daß wir Quetta besetzt, eine Eisenbahn dahin, die anfangs vom Parteigeiste befehdet und verurteilt wurde, zu bauen angefangen, dem Indus bei Attock überbrückt, dem Emir in Kabul Subsidien gezahlt und jene Kommission zur Absteckung der Grenze von Afghanistan abgesendet haben, die von den Russen mit dürftiger Höflichkeit behandelt wird" [und die, fügen wir hinzu, bei der Natur des Landes und seiner Bewohner nur Scheinergebnisse ohne Dauer zurücklassen kann]. Innerhalb der Grenzen Indiens selbst aber ist zu unmittelbarer Vorbereitung auf den Tag des russischen Angriffes noch weniger geschehen.

„Lord Mayo, Lord Northbrook, Lord Lytton wurden, so schreibt der Verfasser des hier zitirten Artikels ferner, mehr oder minder gelähmt durch irrige Schlüsse und Parteiforderungen, die daheim ausgeheckt waren, und Lord Ripon besaß weder das Temperament noch die Befähigung, die der Gelegenheit gewachsen waren, und so ist auf Lord Dufferins Schulter, der ebenfalls den in der ewig wechselnden Atmosphäre von Westminster entstehenden Einflüssen ausgesetzt sein wird, eine schwere Last geladen, [wozu wir bemerken, daß diese Last eine doppelte ist, da der neue oberste Vertreter der britischen Regierung in Indien nicht allein die Aufgabe, Schutzmaßregeln gegen die von Norden drohende Invasion aufzufinden, hat, sondern auch die Auflösung der zum Teil sehr starken Armeen der einheimischen Fürsten in die Hand nehmen soll]. Der Kampf der Klassen und Rassen, welchen der abgetretene Vizekönig begann, war nicht geeignet, die Wurzeln unsrer Macht zu festigen. Die Ausdehnung der Eisenbahnen ist die einzige deutlich erkennbare Vorbereitung dazu, sehr wahrscheinlich gewordenen Ereignissen die Spitze bieten zu können. Im übrigen ist keine einzige der Maßregeln zur Ausführung gelangt, welche nach dem großen Militäraufstande [der Sipoy-Rebellion der fünfziger Jahre] empfohlen wurden. Es ist eine erschreckende Thatsache, daß, obwohl Indien aufgehört hat, »eine Insel« gegenüber den Großmächten zu sein und obwohl auf einer Seite die Franzosen gegen Tonking und selbst gegen Siam vorzurücken anfangen und auf der andern Rußland in Schlagweite vor Herat und Kabul steht, wir im Reiche weniger Bewaffnete haben als selbst vor jenem Aufstande. Die eingeborne Armee in Indien wurde um fast die Hälfte ihrer früheren Stärke vermindert, und wenn die britischen Steitkräfte vermehrt wurden, so hat man die damals festgesetzte Durchschnittszahl derselben nicht beibehalten, sodaß sie jetzt sogar schwächer ist als vor einigen Jahren. Nichts ist geschehen, um von den durch die eingebornen Fürsten gesammelten Truppen, von denen einige gut, andre schlecht sind, Gebrauch machen zu können, ausgenommen allein diejenigen, deren Schicksal mit dem unsrigen verknüpft ist. Wir haben keinerlei neue Festungswerke angelegt und keine Schutzmittel in der Nachbarschaft der großen Städte geschaffen. In demselben Augenblicke, wo eine schwarze Gewitterwolke am Horizont aufsteigt, würde die indische Regierung, wenn sie durch kühnen Angriff an der nordwestlichen Grenze gefährdet würde, es höchst schwierig finden, eine Streitkraft von allen Waffengattungen zusammenzubringen, die vollen Anspruch auf die Bedeutung und den Namen einer Armee hätte... Wir haben zwei weitverbreitete Schulen, die sich mit dieser Verteidigungsfrage beschäftigen und von denen die eine sich einer russischen Invasion am Indus entgegenstellen will, während die andre empfiehlt, dem Feinde an den Pässen entgegenzutreten. Jene würde eine Armee in Pendschab und Scinde sammeln, diese würde sie nach Afghanistan führen. Ohne eine der einen oder der andern Partei günstige oder widersprechende Meinung zu äußern, erklären wir mit vollem Bedacht: Indien besitzt nicht die militärischen Mittel,

um den Anforderungen seiner Lage zu genügen. Man erwiedert: Soldaten, Kanonen, Vorräte lassen sich rasch von hier hinsenden, aber wir möchten die Meinung des Kriegsministeriums darüber hören. Die Truppen würden durch Zauber beschafft oder es würde das Vereinigte Königreich von Soldaten entblößt werden müssen. Das ist keine erfreuliche Aussicht und natürlich sehr »alarmistisch,« aber es enthüllt die Wahrheit, und je rascher wir nach der Lehre, die es enthält, handeln, umso bessere Hoffnung werden wir haben, Indien unberührt zu sehen und einige andre Dinge zu behalten, welche phantasievolle Politiker wegzuwerfen Lust zu haben scheinen."

Wir ergänzen diesen Notschrei zunächst durch einen Überblick über das Vordringen Rußlands in der jüngsten Zeit, den wir aus andern guten Berichten zusammenstellen. Bekannt ist, daß die Russen einen großen Teil der Turkmenenstämme im Norden von Afghanistan unterwarfen, welche früher ihre Raubzüge über die benachbarten russischen und persischen Provinzen ausdehnten und von Persien wiederholt ohne Erfolg bekämpft worden waren, und über welche uns der englische Reisende O'Donovan, der sie vor einigen Jahren in Merw besuchte, ausführliche und zuverlässige Mitteilungen gemacht hat,*) aus denen wir u. a. ersehen, daß es unter den Tekkes von Merw vor vier Jahren eine zu England hinneigende und mit Aufwendung einer Summe Geldes leicht zu gewinnende Partei gab. Rußland spielte hier das Prävenire und gelangte, nachdem es früher die Jamuden unterworfen, dann unter General Lomakin eine Niederlage erlitten, dann aber unter Skobeleff wieder Erfolge errungen hatte, bald nach der Erstürmung von Geok-Tepe mit Einwilligung der Häuptlinge auf gütlichem Wege in den Besitz jener wichtigen Oase, durch deren Erwerbung und Besetzung es jetzt das Chanat Chiwa von allen Seiten umfaßt. Merw und das seitwärts davon gelegene Sarachs sollen nun befestigt werden, und es ist jetzt so gut wie sicher, daß demnächst auch Chiwa dem russischen Reiche einverleibt werden wird. Die Beziehungen zwischen diesem und dem Chanate sind neuerdings sehr gespannte geworden. Die Russen hatten dem Chan während der Moskauer Krönung allerlei Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen erwiesen und hielten ihn für ihrer Sache ergeben, erfuhren aber dann, daß er ihnen feindlich gesinnt sei und dies kaum noch verberge. Er gewährte räuberischen Tekinzen Zuflucht, gestattete ihnen Streifzüge in das russische Gebiet hinein und teilte mit ihnen ihre Beute. Die früher ziemlich sichere Handelsstraße zwischen Krasnowodsk und Chiwa ist jetzt sehr gefährlich geworden, und es ist wiederholt vorgekommen, daß hier nicht nur einzelne Reisende, sondern ganze Karawanen russischer Kaufleute angefallen und beraubt worden sind. Man geht infolge dessen mit energischen Maßregeln um, und bereits hat sich die russische Regierung, um

*) In dem zweibändigen Werke: The Merv Oasis, Travels and Adventures east of the Caspian during the years 1879—1881 by Edmond O'Donovan. London, 1882.

Vorfälle wie die Ausraubung eines großen Waarenzuges bei Kungrad für die Zukunft zu verhüten, veranlaßt gesehen, nach jenem Orte eine Abteilung Kosaken zu verlegen. Übrigens hat der gegenwärtige Chan als arger Tyrann in seinem Volke keinen Halt. Viele Chiwesen sind vor seinen Erpressungen und Grausamkeiten über die Grenzen nach Rußland oder Persien geflüchtet, und die Zurückgebliebenen sind über seine Habsucht und sein ausschweifendes Leben sehr unzufrieden. Ferner geht man in Petersburg mit der Absicht einer „Grenzregulirung" gegenüber dem von Rußland längst schon völlig abhängigen Bochara um. Dieses Chanat besitzt nämlich am linken Ufer des Amu-Darja einen Landstrich mit den Städten Chargui und Kerki, auf welchen aber auch die Chane von Merw Ansprüche erhoben. Beide Parteien verständigten sich, nachdem es deshalb schon mehrmals zu blutigen Fehden gekommen war, endlich im Jahre 1838 dahin, daß jenes Gebiet vorläufig und bis zu endgiltiger Einigung über den Gegenstand bei Bochara verbleiben sollte, welches dafür den Bewohnern von Merw gewisse Abgaben liefern würde. Jetzt macht nun Rußland als Besitzer des letzteren ein gewisses Anrecht auf den erwähnten Landstrich geltend, und nächstens wird eine russisch-bocharische Kommission diese Angelegenheit entscheiden — selbstverständlich zum Vorteile Rußlands. Wie indische Zeitungen erfahren haben, bereisen ferner russische Ingenieure, die in Diensten des Chans von Bochara stehen, den mittleren Lauf des Amu-Darja, um dort Stellen aufzusuchen, die sich zur Anlage von Forts eignen. In Bochara versichert man zwar, dieselben hätten die Bestimmung, gewisse unter der Oberherrlichkeit des dortigen Chans stehende Nomadenstämme an Überschreitungen des Stromes und Einbrüchen in das Gebiet des Emirs der Afghanen zu verhindern. In Afghanistan aber hegt man, da diese Befestigungen in großem Maßstabe ausgeführt und mit Geschützen schweren Kalibers armirt werden sollen, nicht ohne guten Grund die Befürchtung, man habe mit ihnen nicht sowohl grenzpolizeiliche, sondern strategische Zwecke im Auge, mit andern Worten, es sei mit ihnen viel weniger auf die Verhütung von Raubzügen der benachbarten Nomadenhorden als auf die Beherrschung der Straßen und Flußübergänge zwischen Zentralasien und Afghanistan, dem Vorlande des nordwestlichen Indiens, abgesehen. An der Stelle, die am weitesten nach Herat zu liegt, haben die russischen Vortruppen schon vor dem Eintreffen der mit starker Truppenbegleitung von Quetta abgegangenen Kommission zur Feststellung der afghanischen Grenze von Sarachs ausmarschirend Posto gefaßt und sich militärisch eingerichtet. So u. a. an dem Flußübergange Pul-i-Chatun (d. h. Weiberbrück, weil hier die Weiber über eine Brücke zu reiten pflegen, während die Männer eine daneben befindliche Furt zum Übergange auf das andre Ufer benutzen), wo General Lumsden, der von London über Teheran hierher reiste, um die Leitung der englischen Regulirungskommission zu übernehmen, zu seinem großen Erstaunen den wichtigen Punkt bereits von russischen Soldaten besetzt fand, während man ihn doch erst vereinbaren wollte.

Schließlich kommen in der zentralasiatischen Frage noch zwei Regierungen in Betracht: die afghanische und die persische. Jene scheint zu schwanken und folglich unzuverlässig zu sein, ja man darf annehmen, daß sie russischen Einflüssen, die sich bekanntlich schon früher deutlich geltend machten (wir denken an die famose Korrespondenz zwischen Taschkend und Kabul, die vor einigen Jahren englischerseits entdeckt und veröffentlicht wurde) unter Umständen zugänglicher sein würde als britischen. Russische Emissäre befinden sich bereits in Kabul und erfreuen sich nach Gerüchten des Vertrauens des Afghanenfürsten in dem Maße, daß er ihnen den Inhalt der zwischen ihm und der Regierung in Kalkutta gewechselten Depeschen mitteilt. In Persien aber hat jener Einfluß in der letzten Zeit offenbar gute Fortschritte gemacht, wie schon die Anstellung russischer Militärinstruktoren und der Bau einer Eisenbahn Poti-Tiflis-Baku-Rescht, der von russischen Ingenieuren bewerkstelligt werden soll, erkennen lassen. Wir meinen, die neue deutsche Gesandtschaft am Hofe des Schahs in Teheran wird auch nicht gerade angewiesen sein, sich der Interessen John Bulls in Mittelasien mit Wärme anzunehmen, sondern eher dem Monarchen förderlich zu sein, der in Skjerniewice bekundete, daß er mit unserm Kaiser und dessen nächstem Bundesgenossen gute Nachbarschaft zu halten gesonnen ist.

Lord Dufferin, der neue Vizekönig in Indien, hat sich neulich vertrauensvoll über Rußlands Absichten in betreff des seiner Leitung anvertrauten asiatischen Reiches der englischen Königin geäußert. Wir können ihm nach dem Obigen nicht beipflichten und teilen die Ansicht Vamberys, wenn er die erwähnte Grenzkommission mit allem Staube, den sie aufgewirbelt hat, für ein kostspieliges, aber lächerlich nutzloses Unternehmen, ja für eine Posse erklärt und dann fortfährt: „Es ist möglich, daß die Komödie, von einem gewissen Parteistandpunkt aus betrachtet, ihren Zweck erfüllt, aber die Gladstonesche Regierung hat nicht den Schatten eines Versuches gemacht, die Frage der Zukunft zu lösen, die des Besitzes von Indien. Man muß sicherlich sehr sanguinisch sein, wenn man sich einredet, daß Rußland nach seinen großen Erfolgen in Zentralasien sich ganz plötzlich damit zufrieden geben wolle, einen Kampf aufzugeben, der über hundert Jahre gedauert hat."

Beachtenswerter als Dufferins Auslassungen sind diejenigen, welche der russische General Ssoboleff vor kurzem in einem Aufsatze der Aksakoffschen Zeitschrift „Russj" über Zentralasien und Indien veröffentlicht hat, nur können wir uns auch hier mit dem Gedanken, Rußland müsse den Bosporus durch einen Angriff auf Britisch-Indien mittelbar erobern, nicht befreunden, da es sich am Bosporus nicht bloß um Englands Widerstand, ja überhaupt weniger um diese Macht als um andre handeln würde. Ein indischer Krieg, sagt der russische Schriftsteller, würde den Russen fünfmal weniger kosten, und bei einem solchen würden Deutschland und Österreich-Ungarn keinen Finger rühren — was wir als selbstverständlich ansehen möchten. Die zentralasiatische Stellung, welche Rußland

gegenwärtig einnimmt, erscheint Ssoboleff als sichere Basis für ein derartiges Unternehmen. „Hätten wir, so behauptet er weiter, in Mittelasien schon 1853 auch nur die Stellung eingenommen, die wir 1874 inne hatten, so würden wir keinen Krimkrieg erlebt haben oder wenigstens keinen solchen wie damals, sondern einen Krieg mit Österreich statt einen mit Frankreich. Wir wissen, daß Lord Beaconsfield 1876, vor dem letzten russisch-türkischen Feldzuge, eine Koalition zwischen England, Indien, Afghanistan und Persien anstrebte, die ihre Spitze gegen Rußland kehren sollte. Eines der Hauptziele dieser Allianz bildete die Errichtung eines großen russenfeindlichen Reiches in Turkestan. Ein Kriegsplan war bis in die Einzelheiten entworfen. England wollte 30000 britische Soldaten an das Schwarze Meer, 15000 nebst 45000 indischen Sipoys nach Bagdad senden, und 100000 türkische Irreguläre, sowie 95000 Kurden sollten unter englischen Offizieren in Russisch-Armenien einbrechen. Indes wurde dies alles dadurch vereitelt, daß der Emir der Afghanen seinen Beitritt zur Allianz verweigerte und sich auf Rußlands Seite stellte."

Dieser Artikel machte sowohl in England als in Frankreich viel Aufsehen, da man wußte, daß die Presse in Rußland nur mit höherer Erlaubnis über solche und ähnliche Dinge spricht, und da man zu wissen meinte, die Ssoboleffschen Gedanken seien sogar inspirirt. Wir glauben nicht an diese Vermutung, obwohl Ssoboleff eine halboffizielle Stellung einnehmen soll, obwohl er die russische Politik am Hofe von Bulgarien eine Zeit lang vertrat, und obwohl Aksakoff, der Herausgeber des „Russj" zu den Männern gezählt wird, die sich beim Kaiser Alexander besondern Vertrauens erfreuen. Doch wollen wir einiges von den Äußerungen mitteilen, welche die République Française infolge dieses Aufsatzes hinsichtlich der englischen Politik der letzten Jahre thut. Das Blatt verurteilt die freundschaftliche Haltung Gladstones den Russen gegenüber und zeiht den britischen Premier grober Unvorsichtigkeit, weil er Afghanistan geräumt und Kandahar aufgegeben habe. Es heißt da: „Im Austausche für solche bedeutende Zugeständnisse meinte Herr Gladstone auf die Versicherungen der Frau von Novikoff, dieser panslavistischen Egeria hin, die in der Bildung der Meinung über Rußland bei den englischen Liberalen eine so hervorragende Rolle gespielt hat, auf eine gleich versöhnliche und friedfertige Haltung seitens des Kabinets von St. Petersburg rechnen zu dürfen. Es ist allerdings gestattet, zu glauben, daß Herr von Giers, dessen Politik auf die Erhaltung und Befestigung des Friedens zwischen den Westmächten gegründet ist, seinerseits sich ehrenhalber verpflichtet gefühlt habe, die Annäherungen des britischen Kabinets in demselben Geiste zu erwiedern, in welchem sie gemacht worden waren, und an die Stelle der eifersüchtigen Wachsamkeit, welche zwischen Rußland und England in Mittelasien herrscht, ein gegenseitiges Einvernehmen treten zu lassen, das im Einklange mit den wahren Interessen beider Länder stehen würde. Allein es giebt zu gleicher Zeit etwas, was stärker ist als der ent-

schiedenste Wille des mächtigsten Selbstherrschers. Es giebt auf der einen Seite eine öffentliche Meinung oder vielmehr den rohen, aber unwiderstehlichen Instinkt der Massen, und auf der andern die unerbittliche Logik der Ereignisse, die Fatalität der Geschichte, die nicht gestatten, daß in der fortdauernden Entwicklung oder dem Vorwärtsgange eines großen Volkes nach der Erfüllung seiner Geschicke und Aufgaben Halt gemacht werde."

Die Schlüsse, die das Blatt aus diesen Sätzen abgeleitet zu sehen wünscht und denen wir uns anschließen möchten, lauten etwa folgendermaßen: Herrn Gladstones angelegentliche Werbungen um die Freundschaft Rußlands kamen zu spät und haben ganz und gar keinen Nutzen, wenn damit der Zweck verfolgt wird, Indien Sicherheit zu verschaffen. Soll die Macht und Geltung Englands im Osten der alten Welt nicht rasch abnehmen und schließlich ganz in die Brüche gehen, so muß der leitende Minister Großbritanniens seine bisherige Haltung in diesen Angelegenheiten aufgeben und zu der festen und mutvollen Politik seines Vorgängers Beaconsfield zurückkehren.

Was aber die militärische Seite der Frage betrifft, so fragt sich sehr, ob die hier empfohlene energische Politik des verstorbenen Führers der englischen Konservativen sich mit Aussicht auf dauernden Erfolg durchführen lassen, mit andern Worten, ob England bei seiner jetzigen Wehrverfassung imstande sein wird, einen Krieg in großem Stile, wie ihn die Verteidigung Indiens gegen eine Macht wie Rußland erfordern würde, zu führen und bald oder doch zuletzt zu siegen. Sehr interessant ist in dieser Beziehung ein Artikel der St. James Gazette vom 17. Januar d. J., welcher den Titel The Defence of India trägt und in welchem allem Anscheine nach ein Sachkenner sich ausspricht, womit indes nicht ausgedrückt werden soll, daß er das betreffende Problem hinreichend löse. Der Verfasser, J. Boyd Kinnear, sagt hier, nachdem er vorausgeschickt hat, daß er sich an die Prüfung der Angelegenheit weder als geängstigt und verblendet von übertriebenen Befürchtungen vor Rußland begebe, noch zu Parteizwecken Lärm zu schlagen beabsichtige, und daß er vielmehr einerseits das Vordringen der Russen in Asien stets als unvermeidlich und schließlich dem britischen Interesse nicht unbedingt feindlich betrachtet, andrerseits immer gegen eine Vermehrung der Rüstungen daheim gesprochen habe: „Aber jenes Vordringen hat gegenwärtig eine Stelle erreicht, wo wir uns gezwungen sehen, die thatsächliche Lage mit ruhigem Verstande zu überschauen. Die Theorie von einem neutralisirten Gebietsgürtel zwischen unsrer indischen Grenze und der des russischen Reiches, im besten Falle nur eine nichtsbedeutende Redensart, ein Wortgespinnst (verbal makeshift), ist jetzt praktisch aufgegeben. Die Absicht der russischen Regierung, uns zu bedrohen, ist deutlich erkennbar. Ihre Vorposten stehen bereits ganz dicht an der afghanischen Grenze, deren Verbindungen mit ihrer Operationsbasis sind gesichert und erfahren Tag für Tag Verbesserungen, und es drängt sich uns die Frage auf: an welchem Punkte werden wir uns

genötigt sehen, ihrem Weiterschreiten in den Weg zu treten?" Der Verfasser meint dann, die Regierung, das Gladstonesche Kabinet, habe das Dringende der Frage durch Absendung der mehrerwähnten Grenzregulirungs-Kommission anerkannt, und er meint ferner, das Ergebnis dieses Unternehmens werde eine genaue Bestimmung über Anfang und Ende des afghanischen Gebietes sein, wobei er sich die großen Schwierigkeiten, welche die Natur hier der Genauigkeit entgegenstellt, nicht recht vergegenwärtigt zu haben scheint. Doch kommt ihm der Gedanke sogleich, denn zweifelnd fährt er fort: „Wenn es ihr mit diesem Ziele mißlingt, so wird die Ursache darin liegen, daß Rußland es für geraten hält, den schließlichen Zusammenstoß zu beschleunigen. Aber gleichviel, ob die Sache mißglückt oder ein gutes Resultat hat, so wird es als eine positive Thatsache fortan irgendwo in Asien eine Linie geben, die eine Landgrenze zwischen Großbritannien und Rußland vorstellt — eine Linie, deren Überschreitung von seiten der einen oder der andern Großmacht mit einer Kriegserklärung gleiche Bedeutung haben wird. Denn ob nun unsre Regierung sich entscheidet, auf der nördlichen oder auf der südlichen Seite der Grenze des Afghanenlandes Stellung zu nehmen, immer wird, wie auf der Hand liegt, das Ergebnis das gleiche sein, insofern es besagt, daß es eine feststehende Linie geben muß, von der aus wir nicht rückwärts gehen und auf der Rußland, wenn es vorrückt, britischen Bajonnetspitzen begegnen muß.

Nun denn, eine solche Lage der Dinge ist absolut neu in unsrer Geschichte. Bis jetzt sind wir eine rein insulare Macht gewesen. [Die Gebirge und Sandwüsten Mittelasiens schlossen, wie es schien und lange Zeit wirklich der Fall war, das Reich der Kaiserin von Indien ebenso ab, wie das Meer das Reich derselben in Europa.] Wir lebten in Sicherheit vor Angriffen, und wenn wir die Offensive ergriffen, so konnten wir eine beliebig starke Streitkraft nach dem Punkte im Gebiete des Feindes senden, den wir selbst auswählen durften. Die Kämpfe, die wir zu kolonialen Zwecken zu bestehen hatten, hatten keinen Einfluß auf dieses Verhältnis der Dinge. In diesem Falle hatten beide Mächte ihre Streitkräfte auswärts zu senden, und unsre Herrschaft zur See setzte uns in den Stand, den überseeischen Besitzungen unsers Gegners die von daheim zur Unterstützung zugeschickten Hilfstruppen abzuschneiden. Jetzt aber haben wir eine Landgrenze gegen Rußland zu verteidigen. Und ferner: jetzt ist es Rußland, welches zu Hause ist und nach Belieben Ort und Stunde zum Angriffe wählen kann. Wir stehen daher zu diesem in derselben Beziehung wie Deutschland und Österreich. Daraus ergiebt sich die unvermeidliche Folgerung, daß wir von jetzt an allezeit ganz ebenso wie Deutschland und Österreich vorbereitet sein müssen, unsre Landgrenze mit Übermacht an Streitmitteln zu verteidigen, sonst haben wir zu erwarten, daß wir unterliegen und der Unterjochung anheimfallen werden.

Es ist ja wahr, daß es in unserm Falle Indien, nicht Großbritannien sein würde, welches der Eroberung verfiele. Aber wenn wir die Verteidigung

Indiens übernehmen, so thun wir dies, weil wir nicht gestatten dürfen, daß es in den Besitz einer andern Macht gelangt. Es giebt nur sehr wenig Leute, welche den Mut haben, zu sagen: Laßt uns Indien aufgeben!*) und ich bin wahrscheinlich anderer Meinung als Sie, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß einmal die Zeit kommen wird, wo wir den Indiern soviel Selbstregierung und Vertrauen auf sich selbst gelehrt haben werden, daß wir gerechtfertigt sind, wenn wir sie unabhängig werden lassen. Aber es jetzt aufgeben, hieße es der Anarchie oder dem Tartaren überantworten, und ich glaube nicht, daß es einen Kreis von Engländern, mit denen sich disputiren läßt, geben kann, der solch ein Verfahren zu verteidigen geneigt wäre, [das, wie wir hinzufügen und nicht vergessen sehen möchten, auch dem Geldbeutel John Bulls, der viel schwerer bei seinen politischen Erwägungen ins Gewicht fällt, als alle seine immer stark betonte Sorge um das geistige und leibliche Wohl seiner Kolonien und andrer Länder, außerordentlich schweren, ja verhängnisvollen Schaden zufügen würde.]

So fragt es sich denn nunmehr einfach: da wir uns entschlossen haben, Indien zu verteidigen, die indische Grenze wie unsre eigne zu betrachten, wie werden wir sie in der neuen Lage verteidigen, wo sie auch die Grenze Rußlands ist und Rußland sie mit Streitkräften bedroht? Bei der Beschäftigung mit dieser Frage haben wir uns zuerst Klarheit über die militärische Stärke Rußlands zu verschaffen. Wir haben aus authentischen Angaben in Ihren Spalten, die noch niemand zu widerlegen versucht hat, ersehen, daß es binnen drei Monaten mit 90000 Mann zum Angriffe schreiten kann, und daß es imstande ist nach Verlauf einer mäßigen Anzahl von Jahren mit 200000 vorzurücken. Das will sagen, wenn man es nicht abhält, kann es 90000 Mann nach Afghanistan vorschieben, dessen feste Punkte besetzen und dieselben so lange okkupirt halten, bis es die Verbindung mit seinem eignen Gebiete vervollständigt hat, eine Verbindung, welche es befähigen würde, 200000 Soldaten mit Zubehör nachzusenden, um und am Indus anzugreifen. Auf Grund dieser Thatsachen tritt uns unmittelbar die Frage vor die Augen: sollen wir den Russen das Einrücken in Afghanistan unter Bedrohung einer sofortigen Kriegserklärung verbieten, oder lieber warten, bis Afghanistan aufgesaugt ist, und nur die Linie des Indus verteidigen?

Ich nehme mir nicht heraus, in die rein militärische Erörterung, zu der diese Frage Anlaß giebt, einzutreten. Aber militärische Beweisführungen unterliegen am Ende physischen und politischen Rücksichten, und über diese darf auch der Zivilist eine Meinung zu hegen wagen. Da nun Afghanistan ein Land ist, das eine Ausdehnung von etwa vierhundert Meilen besitzt, da es äußerst ge-

*) Nur Bright und ein paar andre halbtolle Radikale, Quäker und Nichtquäker, haben diesen Mut gezeigt.

birgig ist und nur von einigen engen und sehr schwierigen Pässen durchschnitten wird, da es ferner von einem Volke bewohnt ist, welches eifersüchtig auf seine Freiheit und Unabhängigkeit und stets bereit ist, für dieselbe zu kämpfen, so scheint es klar am Tage zu liegen, daß wir den Versuch zu machen haben, dieses Volk uns zu Bundesgenossen zu gewinnen und sein Land zu einem Außenwerk für die Verteidiger Indiens zu gestalten. Diese Zwecke würden sofort vereitelt werden, wenn wir darauf ausgingen, uns des Gebietes oder der Städte Afghanistans zu bemächtigen und sie als Eigentum zu behalten, um den Russen auf der andern Seite die Spietze bieten zu können. Wir würden durch ein derartiges Verfahren die Afghanen abermals uns zu Feinden machen, wie schon zweimal, und wir würden Rußland am äußersten Ende einer sehr langen, schwierigen und gefahrvollen Operation die Spitze zu bieten haben. Aber diese Verhältnisse nehmen eine völlig andre Gestalt an, wenn wir uns die Afghanen zu Freunden machen, indem wir ihnen Sicherheit vor der Unterjochung durch Rußland verbürgen. In diesem Falle würden sie an unsrer Seite statt gegen uns kämpfen, alle Schwierigkeiten des Vordringens würden sich gegen die Russen kehren und alle Vorteile, die das Land dem Militär darbietet, von vornherein uns gesichert sein. Es ist wahr, der eigentliche Kampf würde immer noch in sehr großer Entfernung von unsrer eigentlichen Basis stattfinden müssen. Aber es ist von Wichtigkeit, daß es garnicht zum Kampf kommen würde, wenn die Russen Klarheit darüber erhielten, daß ihrem Vorrücken eine Macht entgegen treten würde, welche, von den Afghanen auf deren eignem Grund und Boden unterstützt, ihnen unzweifelhaft [?] eine Niederlage beibringen würde.

Es muß folglich unser klares und entschiedenes Ziel sein, für eine Streitmacht zu sorgen, die Rußland überzeugt, daß dies der sichere Ausgang eines von ihm gewagten Angriffes sein würde. Ohne in strategische Erörterungen einzugehen, betrachte ich es als auf der Hand liegend, daß eine solche Streitmacht nicht numerisch geringer sein darf als die der Russen. Und da, wie gesagt, die gegenwärtige Stärke der letztern 90 000 Mann beträgt, so sollten wir wenigstens in gleicher Nähe der afghanischen Grenze 50 000 Mann stehen haben. Wo nicht 50 000 Mann britische Truppen, doch wenigstens so viele neben den einheimischen, daß sie mit diesen 90 000 Russen gleichkämen. Vermutlich giebt es dermalen keinen General, der 30 000 britische Soldaten mit mindestens ebensovielen indischen zur Verteidigung genügend finden würde. Denn die russischen Regulären müssen als den indischen überlegen betrachtet werden. . . . Man muß jedoch bemerken, daß die hier aufgestellte Schätzung und Forderung keinen Anspruch darauf macht, gegenüber den größern Streitkräften zu genügen, die Rußland später hierher dirigiren kann. Wenn dazu die Zeit kommt, so müssen wir ihm in der Stärke begegnen, welche die Umstände erfordern werden" — falls wir das können mit einer Armeeverfassung wie die jetzige englische, vergißt der Verfasser hinzuzusetzen, oder nimmt er etwa stillschweigend eine tiefgreifende

Änderung in dieser Beziehung an? Was würden die englischen Liberalen dazu sagen, und erst die Radikalen, Gladstones Verbündete? Vorläufig hat unser Autor einen Trost von der Micawberschen Sorte bei der Hand. Wir brauchen uns auf jenen Fall, meint er, auf das Hauptheer der 200 000 hinter der Vorhut von 90 000 Russen nicht im voraus zu rüsten. „Es könnten in Rußland Ereignisse eintreten, welche es von seinen Plänen einer Eroberung in Asien ganz ablenkten. ... Es könnte u. a. kommen, daß Rußland, wenn wir den greifbaren Beweis lieferten, daß wir entschlossen sind, es jetzt zu bekämpfen, uns niemals auf die Probe stellen würde, ob wir auch ebenso bereit sind, für 200 000 Verteidiger zu sorgen." Das Schicksal soll also in Indien für England gute Dienste thun, und Rußland soll sich vor dessen 60 000 Rotröcken und Sipoys fürchten. Hier hofft der sonst verständige Engländer, wie gesagt, ungefähr wie sein Landsmann, der wackere Micawber.

Die Summe aller unsrer Mitteilungen ist, daß sich an den Ufern des Murgab und zwischen Merw und Herat weltgeschichtliche Ereignisse ankündigen, die, seit vielen Jahren gesät und in stetem Wachsen, bereits deutlich ihre Häupter am Horizont dieser Steppenländer zeigen und zuweilen ihre riesigen Schatten selbst bis nach Afghanistan hineinwerfen und bis nach Kalkutta und Bombay hinab Schrecken verbreiten. Bisher geglaubte Versicherungen überweiser Leute sind zerstoben, man lächelt jetzt, wo man früher als Schwarzseher und thörichter Unglücksprophet verlacht wurde. Auch in England, sogar im dortigen Ministerium, hat man die Augen aufgethan und die nahende Gefahr zu erkennen angefangen, und wer noch ein Jahrzehnt vor sich hat, wird vermutlich in Ostasien Veränderungen der Landkarte erleben, die er nicht erwartet hat.



Unpolitische Briefe aus Wien.

1. Von der Universität.



Solange unsre Universität in dem alten Gemäuer neben der Jesuitenkirche untergebracht war, trat sie nur äußerst selten in den Gesichtskreis des großen Publikums. Sie lag ja ganz abseits von den Hauptverkehrsadern der Stadt, und so gab es sehr viele Wiener, die überhaupt nicht wußten, wo denn die „Universität" eigentlich sei. Weil man aber keine bestimmte Vorstellung mit diesem Worte verband, so interessirte man sich auch im allgemeinen wenig für Universitäts-

angelegenheiten, und wenn nicht von Zeit zu Zeit irgend ein Studentenrummel an die Existenz der Hochschule erinnert hätte, so würde man sie wohl völlig vergessen haben. Denn so ist das Leben der modernen Großstadt: was ihr nicht täglich vor Augen kommt, was nicht immer wieder recht fühlbar in ihre Interessensphäre eingreift, was keine Mode mitmacht oder nicht als Produkt der Mode erscheint, ist ihr gleichgiltig, wird ignorirt oder höchstens anstandshalber hie und da eines Blickes gewürdigt. Einigen Zeitungsblättern blieb es vorbehalten, interne Angelegenheiten der Universität bisweilen mit den Tagesfragen in Verbindung zu bringen und aus ihnen publizistisches Kapital zu schlagen.

Jetzt aber ist dies ganz anders geworden. Mit einemmale ist die Universität populär, ja man darf beinahe sagen, sie ist Mode: es sieht so aus, als besäßen wir sie jetzt erst. Diese Wandlung hat nur das neue Gebäude bewirkt. Auf einem der schönsten Plätze der Welt gelegen, der zugleich ein Hauptkreuzungspunkt städtischen und vorstädtischen Verkehres ist, wird es bemerkt, muß es bemerkt werden. Nicht nur die Fremden treten des Sonntags, wo die Besichtigung der Innenräume gestattet ist, in das Gebäude ein; auch die Wiener, die so selten geneigt sind, zu bewundern, was sie besitzen — die z. B. von den Schätzen des Belvedere gemeiniglich gar keine oder nur eine sehr schwache Ahnung haben, kommen zu Besuch. Über den Bau selbst ist das Urteil der Kenner keineswegs einig. Wenn Eitelberger in der vom österreichischen Museum vor einigen Monaten zum Andenken Ferstels herausgegebenen Festschrift namentlich die edle Harmonie desselben rühmt, wenn er meint, daß hier Etagenbau, Arkaden, Entwicklung der verschiedenen Räume, Vestibüle, Stiegenanlagen und Pavillons zu einem ganz eigenartigen Kunstwerk „vereinigt" seien, so ließen sich dagegen andre Stimmen vernehmen, die behaupteten, nichts fehle dem Gebäude gerade so sehr als Einheit; die Linien des Mittelbaues fänden gar keine Fortsetzung in den Flügeln, die einzelnen Teile hätten überhaupt nur einen sehr losen Zusammenhang und das Ganze zerfalle vor dem Auge des aufmerksamen Beschauers in mehrere Gebäude, die miteinander eigentlich sehr wenig zu thun hätten.

Wie dem auch sei, in der Anerkennung des Treppenhauses, des Arkadenhofes und der Bibliothek sind doch schließlich alle einig, und das, was den Gesamteindruck des Baues etwa stört, ist doch nichts andres als jenes Zeichen der Zeit, das allen ihren Schöpfungen mehr oder minder deutlichauf gedrückt ist. Und gerade in diesem Falle spiegelt ja die äußere Disharmonie auch nur eine innere wieder, an der nicht nur die Wiener Universität, sondern die moderne Hochschule überhaupt leidet.

Als selbständige Korporationen wurden die Universitäten gegründet, ihre Stiftungsbriefe lauteten so, und sie waren es ebensogut wie die Zünfte. Der Kirche standen sie weit näher als dem Staate, der ihnen lange Zeit hindurch

oft nichts andres war als ein Schirmer, ein mehr oder weniger mäcenatischer Förderer. Nun aber nahmen die Ereignisse ihren Lauf, die Jahrhunderte veränderten Staatswesen und Gesellschaftsformen. Korporationen von solcher Machtfülle wollte man nicht mehr dulden, schon den Begriffen des angehenden siebzehnten Jahrhunderts widersprach dies. Und die Summe von geistiger Macht und Bildung, die ein Land besaß, sollte auch nicht mehr einer Institution zugute kommen, die sich mit dem Staate nicht deckte, die ihm oft genug feindlich gegenüberstand, deren Mittelpunkt nicht das Kabinet des Landesherrn, sondern die römische Kurie war. Konnte man aber Einrichtungen, an denen die hervorragendsten Männer, welche dem Staate gar oft durch ihre Gelehrsamkeit Glanz verliehen, teil hatten und die durch die Weihe der Kirche ehrwürdig geworden waren, ebenso schnell vernichten wie die alten Organisationen der Handwerker, konnte man über ihre Privilegien ebenso leicht zur Tagesordnung übergehen? Auf der andern Seite bedurfte der Staat, je mehr er sich von seiner mittelalterlichen Organisation entfernte, immer dringender eines Beamtenheeres, dessen Bildung er nicht Körperschaften anvertrauen konnte und wollte, welche ihre eignen Interessen hatten, die mit den seinigen nicht immer identisch waren. So galt es denn, die Universitäten umzuschaffen. Ein energischer Widerstand erhob sich da freilich: wer, der einer Gemeinschaft angehört, die seit Jahrhunderten mit Vorrechten ausgestattet ist, wird diese nicht gegen jeden Angriff verteidigen? Auch die Kirche wollte nicht ohne weiteres die Pflanzstätten eines Geistes, der ihr Bundesgenosse war, vernichten lassen. Und so entbrannte denn ein lebhafter Kampf zwischen Regierungen und Universitäten.

An der Wiener Hochschule trat der Gegensatz zwischen der alten autonomen Verfassung und den Tendenzen, die das neuere Staatswesen beherrschen, zur Zeit Maria Theresias zuerst grell und entschieden hervor. Einmal wurden die Privilegien, welche die Jesuiten an der Universität besaßen, aufgehoben, aus den Diplomen die Formel auctoritate apostolica entfernt. Dies waren Streiche, die der Staat gegen den überwiegenden kirchlichen Einfluß führte. Die Rechte der Korporation, der Gelehrtenzunft schmälerte er, indem er den Doktoren die Adelsvorrechte entzog, die sie bis dahin genossen hatten. So recht als Staatsanstalt behandelt erschien endlich die Hochschule durch die Verordnung über den Unterricht in der deutschen Sprache, indem hauptsächlich auf den Geschäfts- und Kanzleistil Rücksicht genommen werden sollte, damit die Beamten doch auch einmal richtig deutsch zu schreiben verstünden. Kaiser Josef schritt auf dem im Unterrichtswesen von seiner großen Mutter betretenen Wege sehr energisch fort: unter ihm wurde der eignen Gerichtsbarkeit der Universität ein Ende gemacht. Unzähligemale wurde dann wiederholt, daß sie nur dazu da sei, dem Staate tüchtige Seelsorger, Richter, Beamte und Lehrer zu erziehen.

Am Beginn unsers Jahrhunderts trat dann freilich — wie überall in Europa, so auch in Österreich, ja hier ganz besonders — eine starke Reaktion

gegen die Tendenzen der Aufklärungszeit ein, die auch nicht ohne Einfluß auf die Stellung der Wiener Universität blieb. Aber man war doch weit davon entfernt, ganz in das vortheresianische Verhältnis zurückzutreten. Die Allgewalt des Staates auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens war ja eine jener Errungenschaften der letzten Vergangenheit, die man deshalb nicht aufgeben mochte, weil auch die Revolution sie zu ihrem Dogma gemacht hatte. Man hütete sich nur, zu den noch erhaltenen Resten des Mittelalters in einen feindlichen Gegensatz zu treten, wie man dies zwei Generationen hindurch gethan hatte. Die Universitäten sollten also ihren auf einem historischen, verbrieften Rechte beruhenden korporativen Charakter beibehalten, und auch der Kirche wurde wieder ein gut Teil des Einflusses zurückgegeben, den sie einst besessen hatte. Andrerseits blieb aber doch die staatliche Bevormundung, die vor allem darauf achtete, daß bloß dasjenige gelehrt werde, was dem Staate, wie man ihn damals in Österreich auffaßte, nützlich sei: die Universität sollte nur Beamte heranziehen — die neue Wissenschaft schien, abgesehen davon, daß sie für gefährlich galt, von keinem praktischen Werte. So blieb es bis zu dem Jahre 1848, das auch der Hochschule verschiedne vorübergehende Umwälzungen brachte. Aber auch nach Wiederherstellung der Ordnung kehrte sie nicht ganz in den alten Zustand zurück. Graf Leo Thun, dessen Thätigkeit als Unterrichtsminister neulich von G. Wolf*) besser gewürdigt worden ist, als es Walter Rogge in seinem tendenziösen „Österreich von Villagos bis zur Gegenwart" gethan hatte, öffnete der früher so gefürchteten Wissenschaft die Thore, Berufungen aus dem Auslande mußten aushelfen, wo das Inland im Stiche ließ, die Freiheit der Lehre und des Lernens wurde schon damals — ein Dezennium vor dem Beginne der konstitutionellen Ära — erklärt. Aber an die innere Verfassung der Universität wagte man sich nicht. Es blieb der geistliche Kanzler, Akatholiken konnten nicht zu Doktoren utriusque juris, bloß zu Doktoren juris civilis promovirt werden, das Lehramt der Geschichte sollte nur einem Katholiken anvertraut werden, in dem Doktoreide gelobte man dem Rektor die obedientia und versprach die Privilegien der Universität jederzeit zu beschützen. Die Verwaltung der Hochschule blieb geteilt zwischen den Professoren und den Doktorenkollegien, welche das Recht ihres Bestehens nur aus dem Stiftungsbriefe herleiteten, der die Universität eben nur als einen Verein gelehrter Männer auffaßte, in welchem das Lehren zwar nicht Nebenzweck, aber doch nicht ausschließlicher Zweck sei. In den sechziger Jahren begannen aber die Professoren die Rechte dieser Kollegien zu bestreiten und die Notwendigkeit oder Nützlichkeit derselben zu leugnen: sie plädirten für ihre Auflösung. Nach langem Kampfe entschied die Regierung im Sinne der Professoren: die Universität sollte nichts

*) In dem Buche „Zur Geschichte der Wiener Universität," Wien, 1883, dem wir hier in den historischen Details folgen.

andres sein als eine Lehranstalt. Zugleich (1873) wurde ihr der katholische Charakter genommen, die Kanzlerwürde aufgehoben und nicht lange darauf wurde ein Protestant — der Physiologe Ernst Brücke 1879/80 — mit den Rektoratsinsignien geschmückt. Aller Zwiespalt ist aber damit nicht beseitigt. In den Kanzleien am Minoritenplatz arbeitet man noch heute daran, die Überreste eines abgestorbenen Organismus wegzuräumen und an dem, was neu geschaffen worden ist, zu bessern. Die Tendenz, die Universität in eine vorzüglich dem Staate dienende Institution umzuwandeln, tritt dabei oft genug dem Selbstbewußtsein der modernen Wissenschaft, die ihren Zweck in sich selbst finden will, feindlich entgegen, aber das Dogma von dem Werte des Wissens an sich ohne jede Beziehung zum Leben verliert doch in der Gesellschaft immer mehr an Boden, und die Sympathien derselben gehören in dieser Angelegenheit jedenfalls dem Staate.

Betrachtet man das Verhältnis der einzelnen Fakultäten zu einander, so wird man zwar nicht gerade wiederum auf einen Gegensatz stoßen, aber von einer innern Übereinstimmung, von einer Identität der Ziele wird man doch auch sehr wenig entdecken. Es sind eben vier Lehranstalten, vier Akademien da, die durch gewisse gemeinsame Besitztümer miteinander verbunden sind, aber im Grunde sehr wenig mit einander gemein haben. Denn widerspricht zum Beispiel nicht gar vieles, was auf den weltlichen Fakultäten gelehrt wird, geradezu dem, was die theologische Fakultät dozirt? Diese letztere ist übrigens auch äußerlich so viel als möglich von ihren Schwestern abgeschlossen: ihre Hörsäle liegen abseits von den übrigen, ihre Korridore dürfen von den Studenten der andern Fakultäten kaum betreten werden, die Theologen selbst verkehren fast nur unter sich und erscheinen selbst bei großen Universitätsfestlichkeiten nur dann, wenn der Rektor gerade ein Geistlicher ist; auch dann aber vermeiden sie die Berührung mit den Weltlichen und bilden isolirte Gruppen. Zu ihren Prüfungen entsendet der Staat keinen Kommissar, nur das Resultat wird der Statthalterei vorgelegt, das Doktorat kann nur der erlangen, der zum mindesten Subdiakon ist, sich also an den geistlichen Stand bereits gebunden hat. Bei den Promotionen intervenirt der Dekan, wenn der Rektor einer weltlichen Fakultät angehört. Die Mehrzahl der Hörer gehört übrigens den Seminarien — dem Stephaneum, dem Pazmaneum und dem rumänischen Priesterseminar — an, ihre Kollegiengelder werden denn auch von diesen Instituten bezahlt, und nur selten begegnet einem ein Theologe in den Räumen der Quästur. Wissenschaftliche Thätigkeit wird von der jungen Generation sehr wenig entwickelt, die Doktoren der Theologie sind selten genug. Übrigens gilt schon der, welcher die Universität absolvirt hat, für sehr gelehrt, da ein großer Teil der österreichischen Priesterschaft sich aus den Diözesananstalten rekrutirt, in welchen auch Nichtgraduirte zum Lehramt zugelassen werden. Außerdem haben manche Klöster — wie St. Florian — ebenfalls ihre eignen theologischen

Schulen. Von den Professoren der Wiener theologischen Fakultät genießen einige eines bedeutenden wissenschaftlichen Rufes. Vor allem der humane und geistvolle Karl Werner, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philosophie rühmlich bekannt ist; dann Hermann Zschokke, der jetzige Rektor, einer strengeren Richtung angehörig, doch maßvoll im Auftreten und seit Dezennien als Exeget und Bibelhistoriker anerkannt; endlich Laurin, der Kirchenrechtslehrer, durchaus orthodox und seiner Zeit als Kandidat für den erledigten Budweiser Bischofssitz genannt. Anselm Ricker, Professor der Pastoraltheologie, ein Schottenpriester, hat auch als Rektor die Sympathien der Studentenschaft im höchsten Grade zu erwerben gewußt. Neumann endlich sieht unter seinen Hörern auch zahlreiche Philologen und dürfte überhaupt neben David H. Müller der hervorragendste Vertreter semitischer Sprachwissenschaft in Österreich sein.

Die juristische Fakultät — so wollen wir sie nennen, anstatt mit der in Wien üblichen Bezeichnung „juridisch"*) — ist thatsächlich in eine Fachschule umgewandelt worden, die für die Ausbildung der Beamten und Richter zu sorgen hat. Man kann aber getrost behaupten, daß kein Student der Welt so wenig studirt wie der Wiener Jurist. Die Hörsäle stehen fast alle leer, wenn es nicht gerade irgendeinen Skandal auszuführen giebt; höchstens daß die Vorlesungen über Institutionen des römischen Rechtes bei Professor Exner und die des berühmten Lorenz von Stein über Nationalökonomie und Verwaltungslehre hie und da besucht werden. Den meisten Studenten dieser Fakultät scheint es hinreichend, die letzten Monate vor den Staatsprüfungen aus Büchern und lithographirten Vorlesungen das Allernotwendigste „zusammenzukeilen." Die Abteilung des großen Lesesaals der Bibliothek, welche den Juristen reservirt ist, zeigt ebenfalls nicht die Frequenz, welche man nach der numerischen Stärke der Fakultät erwarten sollte.**) Am übelsten ist es aber wohl mit der historischen Bildung unsrer Juristen bestellt, da die Geschichte keinen Prüfungsgegenstand, weder bei Staatsprüfungen noch bei „Rigorosen," bildet, die obligaten Vorlesungen über österreichische und allgemeine Geschichte aber am allerwenigsten besucht werden. Schon vor dreißig Jahren hat Graf Leo Thun auf die Gefahr hingewiesen, die in einem solchen Bildungsmangel liege: eine Geringschätzung des historisch Gegebenen, der Tradition in Staat und Gesellschaft muß daraus erwachsen. Die freilich, die später in den Staatsdienst treten,

*) In der Form „juridisch", die neuerdings auch in Norddeutschland um sich greift, geht ja gerade die Hauptsache verloren. Die Form ist gebildet nach den lateinischen Adjektiven auf -icus. Nur schade, daß juridicus nicht von einem Substantivum juris, juridis mit der Endung -icus, sondern aus jus und dicere gebildet ist, in der Form „juridisch" also die höchst wichtige zweite Hälfte des Wortes thatsächlich bis auf den Buchstaben d geschwunden ist. Wenn sich doch die deutschen Juristen dieses thörichte Wort wieder abgewöhnen wollten!

**) Im Sommer 1884 waren in der juristischen Fakultät 1874 ordentliche Hörer inskribirt.

werden vielleicht durch die hergebrachten Formen, welche sie da antreffen, von einer solchen Geringschätzung bald wieder geheilt, aber die andern, die sich der Advokatur und dem Notariat zuwenden, finden in ihrem künftigen Berufe nichts, was der auf der Schule angenommenen Richtung entgegenwirken könnte. Dies ist nicht bloß heute so: in allen Revolutionen haben die Advokaten und Notare eine bedeutende Rolle gespielt, und aus ihrem Berufskreise rekrutiren sich auch vornehmlich die extremen Parteien in den Vertretungskörpern aller Nationen.

Wenn aber dem Wiener Juristen wissenschaftliche Bestrebungen oder auch nur ein etwas tiefergehendes Studium seines Faches gewöhnlich fern liegen, so repräsentirt er vor allem die Studentenschaft nach außen, dem Publikum gegenüber. In den Vereinen, den Burschenschaften, den Ballkomitees dominirt der Jurist; gilt es eine Demonstration zu veranstalten, einen Kranz auf ein Grab zu legen, einen Jubilar zu beglückwünschen, einen Kommers zu arrangiren, immer wird der Jurist in erster Linie dabei beteiligt sein, er ist der Faiseur, der Redner, der Politiker, der Führer der Studentenschaft; er, der in der Regel am wenigsten studirt, hier erscheint er als der Student κατ' ἐξοχήν.

Das Professorenkollegium der juristischen Fakultät zählt unter seinen Mitgliedern Männer von europäischem Ruf. Wir gedachten schon des geistvollen und redegewandten Lorenz von Stein, der heute, da Exminister Unger nicht liest, wohl der einzige ist, dem es gelingt, bisweilen auch einen großen Saal mit aufmerksamen Zuhörern zu füllen. Sein Vortrag ist weit entfernt, pathetisch zu sein; ein großer schlanker Mann von eleganten Allüren und so jünglinghafter Beweglichkeit, daß ihm wohl niemand seine siebzig Jahre ansieht — diskutirt Stein vielmehr auf dem Katheder mit sich selbst, und diese Diskussion steigert sich im Verlaufe der Vorlesung zu wahrhaft dramatischen Effekten. Dabei sind aber die Anforderungen, die Stein an sein Publikum stellt, nicht etwa gering, er liebt abstrakte Wendungen und seltsame Bilder, überrascht gern mit paradoxen Aperçus. Friedrich Maaßen, so bedeutend als Kirchenrechtslehrer und Kirchenhistoriker, versteht als akademischer Lehrer kaum zu fesseln oder anzuregen. Nur wenn er von momentaner Erregung hingerissen wird — was selten geschieht —, macht er Eindruck auf seine Zuhörer. Professor Siegel, der deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie deutsches Privatrecht vorträgt, imponirt durch stattliches Auftreten, ein sonores Organ und einen getragenen Ton, der bisweilen geradezu an Deklamation streift. Am meisten bringt er sich bei feierlichen Gelegenheiten zur Geltung, so im Herbst 1879, wo er als scheidender Rektor den Bericht über das abgelaufene Studienjahr gab. Auch versteht er es wohl, in kritische Situationen energisch einzugreifen und sie befriedigend zu lösen: auf einem Kommers, der infolge der aufeinanderstoßenden Gegensätze zwischen Burschenschaften und Korps in einen Tumult auszuarten drohte, ergriff er selbst den Schläger des Präses und kommandirte mit Donnerstimme Silentium, und wirklich gelang es ihm, den heraufziehenden Sturm zu be-

schwören. Er gehörte zu den wenigen Professoren der juristischen Fakultät, welche die im Juni 1883 gegen den Rektor Maaßen wegen seiner Haltung im Landtage gerichtete Adresse nicht unterschrieb, wie er denn überhaupt nicht zu den politisch prononcirten Persönlichkeiten der Hochschule zählt. Er ist zugleich beständiger Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften, ein Amt, das ihm ebenfalls Gelegenheit giebt, bei bedeutenden Anlässen aufs würdigste zu repräsentiren.

Es kann uns hier natürlich nicht einfallen, Urteile über die Thätigkeit der einzelnen Professoren abzugeben, wir können höchstens über ihre Lehrthätigkeit und ihr Ansehen flüchtig berichten. Als anregender, verständiger Lehrer muß namentlich Exner genannt werden — unter den Studenten eine äußerst populäre Persönlichkeit. Dantscher von Kollersberg, Lehrer des Staatsrechts, weiß bei streng konservativer, ja reaktionärer Gesinnung, die er sogar im Salon gern zur Schau trägt, durch Persönlichkeit und Vortrag einen wenn auch bescheidnen Kreis von Zuhörern zu fesseln. Inama-Sternegg, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der älteren Wirtschaftsgeschichte einen Namen gemacht hat, gehört erst seit wenigen Jahren unsrer Hochschule an und ist unter den Studenten verhältnismäßig wenig bekannt. Demelius dagegen, gleichfalls vor kurzem an unsre Universität berufen, erfreut sich großer Beliebtheit und hat schon öfters Gelegenheit gehabt, sich vermittelnd und mäßigend zu bethätigen. Über den engen Kreis der Fakultät hinaus wird noch Wahlbergs, des Strafrechtslehrers, Name mit Anerkennung genannt. Auch einen praktischen Politiker giebt es unter den juristischen Professoren: Wenzel Lustkandl, den der Verfassungspartei angehörigen Reichsratsabgeordneten. Die Ausführungen, die wir ihn auf der Rednerbühne des Parlaments haben machen hören, sind ziemlich sachlich gehalten und entbehren der unfruchtbaren Deklamationen gegen das Ministerium, in denen sich die Linke sonst so gern ergeht. Freilich geht Lustkandl die Gabe der Rede vollständig ab, und er verfehlt daher niemals, sein Auditorium, sowohl auf der Universität wie im Reichsrat, bis zur Verzweiflung zu langweilen, wie gehaltvoll auch das bisweilen sein mag, was er vorbringt.

Auch die medizinische Fakultät ist ganz zur Fachschule geworden, und die Lernfreiheit ist in ihr ebensosehr beschränkt wie in der juristischen. Die Koryphäen des Faches halten sich von den akademischen Ämtern fern, sowohl Bamberger wie Billroth sollen vor zwei Jahren die Wahl zum Rektor abgelehnt haben. Dies war allerdings nicht immer so, Oppolzer hat es seinerzeit nicht verschmäht, den Titel „Magnificenz" zu tragen. Die Hörer der Medizin rekrutiren sich vorzüglich aus den Ländern der ungarischen Krone und sind nur selten katholischer Religion. Das Elend, das mitunter gerade unter diesen Studenten herrscht, hat Professor Billroth vor ungefähr acht Jahren zu einer Broschüre veranlaßt, in der er sich gegen den Zudrang Mittelloser zu den Studien, namentlich den medizinischen, aussprach und vor der Gefahr warnte,

die in der Ausbildung eines „wissenschaftlichen Proletariats“ unzweifelhaft liegt. An demselben Übelstande krankt übrigens in nicht geringem Grade die philosophische Fakultät, an der aber doch das Studium nicht so kostspielig und langwierig ist wie an der medizinischen, auch die Beschäftigung mit Privatunterricht weniger störend in den Studiengang eingreift. Allerdings hängt mit der Armut der Hörer aus der philosophischen Fakultät wiederum das ziemlich geringe Ansehen zusammen, denen sich die Mittelschullehrer im allgemeinen erfreuen, da der arme Staat nicht in der Lage ist, sie in einer würdigen Weise zu bezahlen, und also jeder, der diesem Stande angehört und nicht zufällig eine gute Partie macht, gesellschaftlich tot ist. Dazu kommt, daß ihnen Bildung — im eigentlichen Sinne, nicht gelehrtes Wissen — gewöhnlich fehlt, ja oft genug selbst feinere Lebensformen, was freilich nur selten eigne Schuld ist, sondern durch den Druck der äußern Verhältnisse herbeigeführt wird. Die Autorität in den Schulen erleidet so in Österreich gar manchen harten Stoß, denn bei dem Selbstgefühl und dem kritischen Blick für die äußeren Schwächen andrer, den die Jugend gerade in den „Flegeljahren“ so häufig besitzt, genügt nicht das Wissen allein, um ihr zu imponiren; der Lehrer muß in jeder Beziehung auf der Höhe der Bildung erscheinen, auch Takt und gute Manieren besitzen, und dies erwerben zu können, ist dem weitaus größern Teile unsers Lehrerstandes niemals möglich gewesen.

In der philosophischen Fakultät tritt zwar das Brotstudium ebenso dominirend hervor wie an den beiden andern weltlichen Fakultäten, aber es hat doch freiere Bewegung, auch sorgen wissenschaftliche Institute für die Pflege des eigentlichen Gelehrtenstudiums. Freilich kann man diesen Instituten einen Vorwurf machen: sie legen sich zu sehr auf die Ausbildung von Privatdozenten. Obwohl es deren fast in allen Fächern giebt, so ermuntern doch die Professoren so ziemlich jeden, der Fleiß und Neigung zu rein wissenschaftlicher Beschäftigung und Abneigung gegen den Beruf eines Gymnasiallehrers zur Schau trägt, die akademische Karriere zu ergreifen, während sie doch die sorgsamste Auswahl treffen und — wo nicht ein ganz hervorragendes Talent zu erkennen ist — eher davon abschrecken sollten. Denn von einem Mangel an akademischen Lehrern kann im allgemeinen in dieser Fakultät auf lange Jahre hinaus nicht die Rede sein, im Gegenteil, es ist Überproduktion zu befürchten.

Die Lehrkräfte der philosophischen Fakultät können sich zwar in den meisten Disziplinen nicht mit denen von Berlin oder auch von Leipzig und München messen, aber Männe rwie Sickel, Büdinger, Lorenz, Claus, Oppolzer, Wiesner, Eitelberger, Miklosich, Gomperz, Mussafia, Schmidt, Bühler und andre würden jeder Hochschule zur Zierde gereichen. Wir müssen darauf verzichten, sie alle als akademische Lehrer zu charakterisiren, und wenden uns nur noch für einige Augenblicke einem von ihnen zu, den Wien leider nicht mehr lange besitzen dürfte. Es ist Ottokar Lorenz, der vor Jahresfrist durch sein Auftreten in der Maaßen-Affaire

viel von sich reden gemacht hat. Die Popularität bei den Studenten, die er bis dahin in hohem Maße genoß, verlor er damals mit einem Schlage und von den Blättern der Opposition wurde er als ein Abtrünniger verfehmt.

Lorenz ist im Jahre 1832 zu Iglau geboren und gehört seit 1856 unsrer Universität als Lehrer an. Die erste historische Arbeit, die er veröffentlichte, behandelt ein Thema der alten Geschichte. Sehr bald wandte er sich aber von dem Studium des Altertums ab und den neueren Zeiten zu. Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen erregte er zuerst durch die Schrift „Josef II. und die belgische Revolution." Seine Unabhängigkeit, die sich durch kein Dogma, wie modern es auch sein mag, beschränken läßt, tritt schon hier bedeutend hervor. Josef II. war von der liberalen Partei in Österreich längst als eine Art Schutzheiliger ausgerufen worden, und es war in ihren Augen Ketzerei, diesem großen Monarchen nicht alle die Eigenschaften zuzuschreiben, die dem Ideal entsprachen, welches sie sich einmal von dem Fürsten gebildet hatten. Nun kam Lorenz und bewies, wie despotisch Josef wenigstens in einem Falle verfahren sei, ja er stand nicht an, ihn mit Philipp II. zu vergleichen, indem er den Unterschied der Mittel, welche die beiden gebrauchten, um ihre Ziele zu erreichen, nur auf Rechnung der verschiedenen Zeitalter setzte. Aber noch mehr, Lorenz trat auch für die vielgeschmähten österreichischen Aristokraten der josefinischen Zeit ein, die sich nach der allgemeinen Ansicht den edeln Reformplänen des Kaisers so oft hemmend entgegengestellt hatten. Er betonte, daß der österreichische Adel der damaligen Zeit garnicht reformfeindlich, sondern im Gegenteil von den Ideen der Zeit so gut erfüllt gewesen sei wie das Staatsoberhaupt selbst; nur habe die Realisirung dieser Ideen nicht ohne sie geschehen sollen; sie wollten dabei mitwirken, man sollte sich mit ihnen abfinden, nicht über sie, ihre Rechte und Verdienste zur Tagesordnung übergehen.

Ein österreichischer Dichter, Alexander Gigl, dessen größter Schmerz es gewesen ist, nicht in Wurzbachs Lexikon aufgenommen worden zu sein, und der hie und da auch im historischen Fache dilettirte, veröffentlichte damals eine Gegenschrift, die wenig Eindruck machte. Größeres Aufsehen erregte Michel Etienne's, des verstorbenen Chefredakteurs der Neuen Freien Presse, fast leidenschaftliche Zurechtweisung von Lorenz' Häresie gegenüber dem modernen liberalen Dogma, und es dauerte mehrere Jahre, bis Lorenz sich wieder in ein leidliches Verhältnis zu dem tonangebenden Journal der Kaiserstadt gesetzt hatte. Dazu mochte auch beitragen, daß er sich nach einem verunglückten Versuch, in Klosterneuburg gewählt zu werden, von der Tagespolitik ganz zurückzog, es auch aufgab, in Zeitungsblättern anderswo als „unterhalb des Striches" zu erscheinen. Die Schriften aber, die er in den nächsten Jahren herausgab, und die Feuilletons, die er schrieb, mochten durch ihren freimütigen Ton, in welchem er über Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe sprach, die Männer des Tages immerhin glauben mochten, daß er ganz und gar der ihrige sei, und so war die Episode

von 1862 bald vergessen. Die gelehrten Arbeiten, die er nun über das spätere Mittelalter folgen ließ — die „Quellenkunde“ und die „Deutsche Geschichte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert,“ die leider unvollendet geblieben ist —, haben allgemeine Anerkennung in Fachkreisen gefunden und das Ansehen Lorenzens auf die Dauer gesichert. Will man aber recht in die Sinnesart des Mannes eindringen, so muß man seine „Drei Bücher Geschichte und Politik“ aufschlagen und es sich nicht verdrießen lassen, in den Akademieschriften die Rede aufzusuchen, die er im Jahre 1877 zur Erinnerung an Friedrich Christoph Schlosser gehalten hat.*) Hier wie dort sind durchaus „aktuelle“ Fragen berührt, und wenn der Fachmann, der alles geringschätzt, was nicht „neuen Quellen“ entnommen ist, für diese köstlichen Blätter nur ein Achselzucken oder eine zweifelhafte Anerkennung hat, so kann sich Lorenz darüber trösten, denn jeder, der dem öffentlichen Leben unsrer Zeit nur einigen Anteil entgegenbringt, wird sie zu schätzen und dankbar zu genießen wissen. Es sind keine Essays im Sinne derjenigen Macaulays, denn Lorenz vertritt in seinen historischen Schriften niemals eine bestimmte politische Tendenz. Aber dadurch unterscheidet er sich von der großen Mehrzahl seiner Berufsgenossen, daß er sich nicht daran genügen läßt, geschichtliche Fakten festzustellen, sondern daß er zu einem Urteil über den Wert der politischen Bestrebungen jedes Zeitalters zu gelangen sucht. Daß dies zu erreichen kein leichtes Ding sei, weil es sich vor allem darum handelt, den richtigen Wertmesser festzustellen, giebt er zu, und er beansprucht auch durchaus nicht, in jedem Falle zu einem Resultat gelangt zu sein. Aber er hat doch unendlich anregend auf eine Reihe von Schülern gewirkt, die sich nach seinem Beispiel von der antiquarischen Richtung der Geschichtschreibung abgewendet haben und denen es um das „Entscheidende in der Geschichte“ zu thun ist. In diesem Sinne hat Richard Mayr über Lessing geschrieben, und er ist dabei vielleicht in jugendlichem Ungestüm weiter gegangen, als es seinem Lehrer selbst heute geraten erscheint; in diesem Sinne hat derselbe Gelehrte über die geschichtsphilosophische Auffassung der Neuzeit ein wenig bemerktes, aber bei manchen Schwächen doch bedeutendes Buch veröffentlicht, in diesem Sinne endlich hat Fournier neulich erst ein scharfes, aber in der Hauptsache nur gerechtes Verdikt über Wertheimers „Geschichte von Österreich-Ungarn im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts“ ausgesprochen. In der Schrift über Schlosser insbesondre hat Lorenz das Programm der neuen Richtung verkündigt, die allerdings schon vorher von Sybel und Ficker in ihren Kontroversen über das deutsche Kaisertum praktisch anerkannt worden war und die auch Lorenz in den „Drei Büchern“ — namentlich in dem ersten „Staat und Kirche“ überschriebenen Teil — auf konkrete Fälle in mehr oder weniger gelungener Weise anzuwenden versucht hat. Schlossern, der den Wertmesser des

*) 1878 auch im Separatabdruck erschienen.

politischen Lebens aus der Sittenlehre herübergenommen, kann Lorenz freilich nicht folgen, aber dies erkennt er doch im Gegensatz zu einer Schar hochmütiger Büchermenschen freudig an, daß Schlosser wenigstens nach einem Wertmesser gesucht hat. „Man hat zuweilen getadelt, ruft er aus, daß Schlosser sich über manche Personen oder Sachen zu verschiednen Zeiten verschieden aussprach — sicherlich kann man darin nur einen Beweis erblicken, welche gewaltige Gährung den Urteilen des Mannes voranging und wie er immer bemüht war, den wahren Wert der Dinge zu erkennen.... Wie er von dem Schauplatze der Weltbegebenheiten in seinem ganzen und tiefsten Innern erfüllt und erschüttert war, fand er sich keinen Augenblick gleichgiltig und teilnahmlos; indem er sich in das Ereignis, um es verstehen und darstellen zu können, hineinlebte, empfand er sich überall als mitwirkender Geist." Mit leisem Spott spricht er von „jenen Glücklichen, welche sich jahrelanger friedlicher Beschäftigung mit der Geschichte erfreuten, denen aber niemals die Stunde geschlagen, in welcher sie unruhig nach den Werten des ganzen geschichtlichen Lebens der Staaten und Menschen ausblickten." Zu diesen aber gehört Lorenz ebensowenig wie Schlosser, und er hat als Lehrer sich redlich bemüht, daß die Zahl solcher „Glücklichen" geringer werde. Denn darin sieht er auch die einzige Zukunftshoffnung der Geschichtswissenschaft, daß der vielbeschäftigte gebildete Mensch unsrer Tage sich von der „chronistisch-antiquarischen" Historik mehr und mehr zurückziehe und vor dem Abgrunde eines den Geist ertötenden, unermeßlich nichtigen Wissens schaudere.

Es giebt aber wohl keinen akademischen Lehrer, der von seinen Zuhörern sowohl als auch namentlich von der Studentenschaft im allgemeinen seit Jahren so konsequent mißverstanden worden ist wie Lorenz. Weil er es in den Vorlesungen liebte, sarkastische Bemerkungen über allerlei Personen und Verhältnisse der Gegenwart zu machen, weil er sogar einmal einen kleinen Konflikt mit der Regierung gehabt hatte, so nahm man bald alles, was er redete, als modern-liberale, deutsch-nationale Opposition auf und überhörte konsequent die Bemerkungen, übersah die Handlungen, die mit dieser Annahme garnicht in Einklang zu bringen weren. Andrerseits wurde das harmloseste Wort, das er bei irgendeinem öffentlichen Anlasse sprach, im Parteisinne gedeutet, und wir erinnern uns noch wohl, wie seine Rektoratsrede, die von der Unzulässigkeit handelte, die Kategorien der aristotelischen Politik auf moderne Verhältnisse zu übertragen, Beifallstürme entfesselte, die ihn sichtlich überraschten. Davon, daß dieser Mann mit seinen Meinungen und Überzeugungen nicht so leicht auf eine jener einfachen Formeln zu bringen sei, mit denen unsre Tagespolitiker allein zu rechnen gewöhnt sind, hatten die wenigsten eine Ahnung, und die es wußten, fanden es in ihrem Interesse für passend, davon zu schweigen. Es war also ausgemacht, daß Lorenz der akademische Vertreter jenes leicht faßlichen, von der Jugend ohne viel Prüfung angenommenen Glaubensbekenntnisses sei, das unsre Oppositionsblätter — wie die „Neue Freie Presse," das „Neue Wiener

Tageblatt“ und die „Deutsche Zeitung“ — seit Jahr und Tag mit mehr oder weniger Konsequenz, Geschick und Beredsamkeit verfolgen. Nun aber nahm er auf einmal für Maaßen Partei, der als Rektor der Universität Wien sich nicht gescheut hatte, im Landtage für die Errichtung einer tschechischen Schule in Wien einzutreten, der schon lange klerikale Anwandlungen zur Schau getragen hatte und überhaupt niemals ein Anhänger des landläufigen deutschen Liberalismus war. Kein Wunder, daß sich da die Einen vor Erstaunen nicht zu fassen wußten, die Parteipresse mit gut gespielter sittlicher Entrüstung über einen solchen Gesinnungswechsel aburteilte, die Organe der Regierung aber sofort ihren Vorteil wahrnahmen und Lorenz als den Ihrigen reklamirten. Und doch war er damit so wenig dieser geworden, als er jemals ganz jener gewesen war. Er hatte selbst die Adresse unterschrieben, in der die Professoren sich mit Maaßen nicht einverstanden erklärt hatten, nun aber gestand er vor den Studenten ein, dies sei ein Fehler gewesen, er hätte von dem Manne, mit dem er jahrelang in Freundschaft verbunden gelebt hatte, sich in einem so bedeutenden Moment nicht trennen sollen, denn es wäre doch schlimm, wenn der mutige Ausdruck innerer Überzeugung jemals verpönt würde. Jetzt, wo Maaßen um eines solchen Ausdrucks willen von einer unreifen und mißleiteten Jugend verhöhnt und beleidigt werde, da könne er nicht länger schweigen.

Damit hatte nun Lorenz freilich nichts andres gethan, als daß er mit anerkennenswertem Freimut und ohne Rücksicht auf seine Popularität für einen vielgeschmähten Freund eingetreten war, über das Meritorische [? D. Red.] der Angelegenheit hatte er sich nicht geäußert. Doch genügte dies den Fanatikern der liberalen Partei, es entspann sich bald ein lebhaftes Für und Wider, und schließlich vernahm man doch auch Worte von Lorenz, die keinen Zweifel darüber ließen, daß ihm diese Partei und ihre Bestrebungen unendlich wenig bedeuteten. Dies legte er im Laufe des Jahres auch dadurch in ganz unzweideutiger Weise dar, daß er, der bisherige Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse,“ nun in den Spalten der regierungsfreundlichen alten „Presse“ erschien. Im Juni veröffentlichte er nämlich darin zwei Aufsätze über Oskar Medings „Memoiren für Zeitgeschichte.“ Obwohl er in diesen der Vorfälle des Winters mit keiner Silbe gedenkt, wird der aufmerksame Leser doch einige Nachklänge derselben herausfinden; so wenn Lorenz von dem „tragischen Konflikte zwischen Nationalgefühl und legitimem Rechtsbewußtsein“ spricht, in dem aber „die Entscheidung so wenig zweifelhaft sein könne, als zwischen einer leeren Phrase und einer vollen Mannespflicht.“ Auch unterläßt er es nicht, hier gelegentlich anzudeuten, wie sehr er in der Auffassung politischer Verhältnisse der Gegenwart ganz und gar von den landläufigen Doktrinen abweiche, er betont, daß es da „auf die persönlichen Gesinnungen der Machthaber und nicht auf fadenscheinige Theorien“ ankomme, und bezeichnet es als einen der größten politischen und historischen Irrtümer des vulgären Liberalismus, die streng dynastischen Fragen zu unterschätzen. Im

übrigen zeigt er sich auch hier als objektiver Historiker, der Österreich gegenüber den ungerechten Anschuldigungen des hannoverischen Anwaltes zwar in Schutz nimmt und es bedauert, daß die Regierung dies Geschäft nicht durch eine berufene Feder in eindringlicherer Weise habe verrichten lassen — der aber auch andrerseits in der Haltung Kaiser Wilhelms im Jahre 1867 die „milde Festigkeit und Klarheit" völlig anerkennt, die, wie er meint, wohl geeignet war, „für alle Zukunft auch den strengsten Partikularisten zu entwaffnen."

Ein abschließendes Urteil über Lorenz als Historiker kann heute, da er noch im kräftigen Mannesalter steht, ebensowenig gegeben werden, als seine Individualität als Politiker in vollen Farben gezeichnet werden könnte. Nur soviel darf man getrost schon heute behaupten, daß er in der nachrankischen Generation von Geschichtschreibern eine der interessantesten Charakterfiguren ist. Unsre Hochschule verliert sehr viel an ihm, aber auch der Staat. Denn wer könnte dem Staate größere Dienste erweisen als derjenige, der wie Lorenz die Wissenschaft dem Leben zu nähern trachtet? Unvergeßlich wird er vor allen auch seinen Schülern sein, die er aus dem engen Bezirk eines unfruchtbaren Bemühens immer wieder auf freiere Bahnen gewiesen hat.



Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

5. Allegorie und Symbolik. — Allegorische Bilder Jan Brueghels. — Brueghel als Blumenmaler.



ie Vorliebe der Niederländer für allegorische und mythologische Schildereien hängt mit der außerordentlichen Verbreitung und Pflege zusammen, welche die humanistische Bildung und Gelehrsamkeit in dem katholischen wie in dem protestantischen Teile des Landes fanden. Man darf wohl behaupten, daß die neugewonnene klassische Kultur in keinem zweiten Lande Europas alle geistigen Kundgebungen und alle Lebensverhältnisse so tief durchdrang wie in den Niederlanden. Vornehm und Gering suchten eine Ehre darin, sich mit den feinsten Blüten klassischer Bildung zu schmücken. Nicht bloß Gelehrte, Ärzte, Juristen glänzten durch die Feinheit ihres lateinischen Stils, auch Künstler gaben sich die Mühe, wenigstens lateinische Briefe zu schreiben oder ihre Schöpfungen mit lateinischen Inschriften oder gar

mit lateinischen Sentenzen und Versen auszustatten. Die antike Mythologie wurde den Niederländern bald geläufiger als die christliche Legende, und wo die Gestalten der ersteren nicht ausreichten, um abstrakte, aus der modernen Spekulation erwachsene Begriffe zu versinnlichen, wurden allegorische Figuren erfunden, die häufig zu umständlichen und höchst komplizirten Darstellungen sinnbildlichen Inhalts vereinigt wurden. Es war ein angenehmes Spiel des Verstandes, solche Darstellungen, Embleme oder Symbole, wie man sie nannte, zu entziffern. Unsre Zeit findet an diesem trocknen Gedankenspiel keine Freude; aber damals widmeten sich gerade die erlesensten Geister der Beschäftigung mit Allegorien, und das merkwürdigste an dieser Erscheinung ist, daß diese Neigung zum Allegorisiren mit einer nach unsern Begriffen durchaus realistischen Kunstübung parallel lief. Schon in dem gedankenreichsten und universellsten Künstler germanischen Stammes, welchen das sechzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, in Albrecht Dürer, finden sich beide Strömungen neben einander. Derselbe Meister, welcher das lebendige Treiben der Marktbauern mit unübertrefflicher Wahrheit schilderte, schuf so tiefsinnige und deutungsreiche Allegorien wie die Fortuna, die Melancholie und Ritter, Tod und Teufel. Wir haben gesehen, daß sich in den Niederlanden die ersten Regungen der Genremalerei unter moralischen Devisen verbargen. Das rasch aufblühende Buchdruckergewerbe, dessen Hauptsitze Leyden, Harlem, Amsterdam und Antwerpen waren — in letzterer Stadt gewann die Buchdruckerfamilie Plantin-Moretus sogar einen bedeutenden Einfluß auf die Förderung der Wissenschaften und Künste —, begünstigte ganz besonders die Produktion von allegorischen, symbolischen und emblematischen Zeichnungen. Wenn man die Säle und Zimmer des in dem alten Hause der Plantin-Moretus eingerichteten Museums durchwandert und die erstaunliche Menge von solchen Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten und die Rechnungen und Quittungen für diese künstlerischen Leistungen durchmustert, kann man sich eine Vorstellung von dem Umfange machen, in welchem dieser Zweig der Kunst kultivirt wurde, und zugleich von dem Werte, welchen man auf derartige Darstellungen legte. Rubens' Lehrmeister Otto Vaenius, ein Künstler von hervorragender Gelehrsamkeit, war nach dieser Richtung von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Rubens selbst war für den Buchverlag der Moretus ebenfalls in ausgedehnter Weise, wie wir sagen würden, als Illustrator thätig. Wie tief diese Neigung aber auch in das Volk eingedrungen war, dafür spricht am deutlichsten die Sitte, bei feierlichen Einholungen fürstlicher Persönlichkeiten, bei Umzügen und Volksfesten Schaugerüste, Triumphbogen und Triumphwagen mit allegorischen Figuren, mit lebendigen, plastischen oder gemalten, zu besetzen. Diese Sitte ist allerdings schon aus dem Mittelalter übernommen worden und vermutlich auf die mittelalterlichen Mysterienspiele zurückzuführen. In ein festes System wurde sie jedoch erst seit dem Anschwellen der humanistischen Bewegung gebracht. Aus der literarischen Überlieferung ist uns das feierliche Einreiten Karls des Fünften

in Antwerpen im Jahre 1520 bekannt, und zwar nicht bloß durch eine gleichzeitige lateinische Beschreibung, sondern auch durch einen Künstler wie Dürer, welcher Augenzeuge dieser Feierlichkeit gewesen ist. Wir ersehen daraus, daß auf den Triumphbogen nur mit einem dünnen Schleier bekleidete Jungfrauen, welche mythologische Figuren, Tugenden u. dergl. darstellten, sich aufgestellt hatten.*) Unzweifelhaft waren Künstlerhände an der Erfindung und Ausschmückung dieser Schaugerüste beteiligt, gewiß aber nicht in dem Grade, wie im Frühjahr 1635 bei dem Einzuge des neuen Statthalters der Niederlande, des Erzherzogs Ferdinand, in Antwerpen. Bei dieser Festlichkeit, deren Glanz bis auf den heutigen Tag nicht verdunkelt, auch durch das Rubensjubiläum von 1877 nicht erreicht worden ist, wirkten viel bedeutendere künstlerische Kräfte mit, als sie im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts verfügbar waren, in erster Linie die unerschöpfliche Phantasie und Arbeitskraft eines Rubens, unter dessen Leitung ein Heer von Malern und plastischen Künstlern aller Art thätig war. Die Ehrenpforten wurden von oben bis unten mit mythologischen und allegorischen Figuren und Darstellungen überladen, die uns zum Teil noch in den Originalen, zum Teil in Skizzen erhalten sind. Die Bedeutung derselben konnte niemand ohne Erläuterung verstehen, und deshalb hatte, wie Max Rooses in seiner „Geschichte der Malerschule Antwerpens“ erzählt, der gelehrte Stadtschreiber und Humanist Gevaerts alles nach der damaligen Sitte mit lateinischen Aufschriften erklärt und verherrlicht oder auch verdunkelt. „So viel Distichen und geschraubte Verse, so viel bombastische und pedantische Gelehrsamkeit, womit hier auf allen Ehrenpforten durch Schulmeisterpoesie und langatmige Prosa Rubens' Schöpfungen ausgelegt wurden, sind vielleicht bei keiner ähnlichen Gelegenheit aufgestapelt worden. Der ganze Olymp aber, die ganze Sammlung von griechischen und lateinischen Dichtern und Prosaikern, die Münzen und Medaillen des Altertums und was der gelehrte Sekretarius aus älteren und neueren Büchern auftreiben konnte, das wurde zu Haufen gebracht in dem die Beschreibung von Ferdinands Einzug bildenden Werke.“

In der That hatte hier die aus den humanistischen Studien der Niederländer erwachsene Lust an allegorischen Schaugeprängen und symbolischen Rätselversen insofern ihren Höhepunkt erreicht, als zum letzten male die schöpferische Kunst mit der Symbolik eine lebensvolle Verbindung einging. Von da ab verlor die Phantasie, welche allegorische Begriffe lebendig gemacht hatte, mehr und mehr ihre zeugende Kraft, und die allegorische Kunst förderte nur noch Monstrositäten zu tage, welche dieses ganze Genre in Mißkredit gebracht haben.

Als Jan Brueghel auf dem Höhepunkte seines Schaffens stand, sah die allegorische Malerei ihre besten Tage, und Brueghel selbst verstand es meister-

*) Wir erinnern hier beiläufig an das bekannte Gemälde von Makart, welcher, seiner Neigung folgend, die klare Überlieferung dahin umwandelte, daß er nackte Mädchen vor Karl dem Fünften einherschreiten läßt.

lich, Ideen durch rein realistische Mittel zu versinnlichen. Seine allegorischen Gemälde bedurften kaum erläuternder Unterschriften. Wer ein helles Auge und einen klaren Verstand besaß, fand sich ohne Kommentar auf seinen Gemälden zurecht, obwohl Brueghel jedes Fleckchen ausnutzte, um mit feinem Pinsel eine seltene Blume, eine Frucht, eine Muschel, ein Tier oder ein Produkt menschlichen Fleißes anzubringen. Das älteste dieser Bilder, welches eine Jahreszahl trägt, ist von 1604 datirt und befindet sich, wie wir bereits am Schlusse des vierten dieser Aufsätze erwähnt haben, im Wiener Belvedere. Der Katalog bezeichnet die Darstellung im allgemeinen richtig als „Die Gaben der Erde und des Wassers." Man kann aber an der Hand der kostbaren Brueghelschen Korrespondenz mit dem Erzbischofe Federigo Borromeo in Mailand die Hauptfigur noch näher präzisiren. Das junge blonde Weib mit dem Kranze von Kornblumen und Ähren im Haar, welches in der Mitte des Bildes sitzt und ein Füllhorn mit Früchten in den Händen hält, ist die Göttin Ceres. Das erfahren wir aus einem Briefe, welchen Brueghel am 8. Juli 1605 an den Erzbischof schrieb und in welchem er ihm ein Bild anbietet, das er mit folgenden Worten schildert: „Die Geschichte stellt die Göttin Ceres dar mit dem mit Früchten angefülltem Horne des Überflusses in den Armen, begleitet von vier kleinen Genien, welche die vier Elemente bedeuten: die Erde mit Früchten, Blumen und Tieren, das Wasser mit vielen seltenen Muscheln, mannichfaltigen Fischen und andern Seltsamkeiten, die Luft mit vielen Arten von Vögeln: und alles sorgsam vollendet." Das vierte Element, das Feuer, beschreibt Brueghel nicht, und merkwürdigerweise fehlen auch auf dem Wiener Bilde Figuren oder Symbole, welche auf das Feuer bezogen werden könnten, obwohl die drei andern Elemente deutlich personifizirt sind. Zur Linken der Ceres liegt nämlich eine zweite, von einem Knaben begleitete Frau auf dem Boden, welche der Göttin eine Traube reicht und nur die Personifikation der fruchttragenden Erde sein kann. Zur Rechten der Ceres steht eine dritte Frau, welche mit beiden Händen eine Muschel emporhebt. Ein gleiches thut ein auf der Erde ruhender Knabe. Das Wasser ist also durch Muscheln charakterisirt. Oben in der Luft schwebt ein Liebespaar, von zwei Genien, einem Adler und mehreren andern Vögeln umgeben.*) Man darf vielleicht aus diesem Thatbestande schließen, daß es dem Künstler noch nicht gelingen wollte, alle vier Elemente in einer Komposition zu vereinigen. Das Verfahren, welches er einschlug, war im allgemeinen folgendes: er komponirte, natürlich auf Grund realistischer Naturstudien, eine Phantasielandschaft. In den Vordergrund derselben placirte er diejenigen mythologischen und allegorischen Figuren, welche den Gedanken zu versinnlichen hatten, also

*) Wenn der neue Katalog der Belvederegalerie auf Grund eines Inventars von 1781 sagt, die Figuren seien von Rottenhammer gemalt, so ist das ein Irrtum. Rottenhammer war bis 1605 in Venedig thätig. Die Figuren sind ebenso wie die des Mailänder Bildes von Hendrik van Balen ausgeführt.

Erde und Wasser, Luft und Feuer, Überfluß und Reichtum, Geruch und Gehör, Gefühl und Geschmack, oder diejenigen Personen, die durch ihre Anwesenheit den Titel für das Bild hingeben mußten, so z. B. Adam und Eva für die ausführliche Darstellung einer Menagerie im Freien, welche das Paradies genannt wurde, Diana und ihre Nymphen für eine malerische Gruppirung erlegten Wildes oder einer Koppel jagdlustiger Hunde und den heiligen Hubertus für die Schilderung eines mit Hirschen und Rehen belebten Waldes. Oft schob Brueghel auch die figürliche Staffage in den Mittel- oder Hintergrund, was besonders auf Darstellungen des Paradieses vorkommt, wo sich die kleinen Figuren von Adam und Eva fast in der blaugrünen Ferne verlieren, während sich im Vordergrunde allerhand wildes und zahmes Getier breit macht.

Wie innig sich bei Brueghel Allegorie und Realismus zu einem harmonischen Ganzen verbanden, zeigt am besten der Umstand, daß er auf die Figuren einen großen Wert legte. Wenn er sie nicht selbst malte, ging er einen andern hervorragenden Kunstgenossen darum an. Er selbst kam niemals in Verlegenheit — er verstand alles und er wußte alles geschickt und geistreich zu machen, natürlich in dem Maßstabe, durch welchen seine malerischen und zeichnerischen Fähigkeiten von vornherein begrenzt waren. Nach der Malerei großen Stils, nach Altarbildern und umfangreichen Historien strebte er nicht. Er hat, soviel wir wissen, niemals einen Versuch gemacht, sich über das ihm von der Natur verliehene Körpermaß emporzurecken. Aber er hat die Genugthuung gehabt, daß selbst Männer, denen eine so breite und gewaltige Pinselführung zu eigen war wie Rubens, zu seiner feinen und überaus sorgsamen Durchführung herabstiegen und sich dem Stile des fleißigen Miniaturenmalers anpaßten. Wir dürfen diese Kompagniearbeiten, auf welche wir schon früher hingewiesen haben, keineswegs in dem idealen Lichte eines uneigennützigen Zusammenwirkens etwa zum Zwecke rein künstlerischer Befriedigung auffassen. Die Figurenmaler ließen sich von den Landschaftsmalern ihre Arbeit nach der Stückzahl vergüten. Wir wissen das aus mehreren Rechnungen, die uns aufbewahrt sind. Wir können sogar eine zitiren, welche uns ganz besonders interessirt. Wie Brueghel sich seine Landschaften von andern Künstlern staffiren ließ, so malte er auch selbst Figuren in fremde Landschaften hinein. Am 9. August 1613 sandte er an Ercole Bianchi, den schon erwähnten, dem Erzbischofe nahestehenden Kunstfreund und Kunsthändler in Mailand, eine Rechnung ein, in welcher es heißt:

> Die Figuren in sechs Gemälden von Momper gemalt zu 25 Gulden das Stück 150
>
> Die vier Jahreszeiten, gemalt von Momper . . . die Figuren gemalt von meiner Hand zu 40 Gulden das Stück . . . . 160.

Nach unserm Gelde würden diese beiden Posten, ohne Berechnung der seither erfolgten Steigerung des Münzwertes, 307 und 320 Mark betragen, höchst ansehnliche Summen, wie denn Brueghel stets auf den vorteilhaften

Verkauf seiner Gemälde bedacht war. Im Jahre 1613 war sein Ruhm soweit verbreitet, daß er für ein „Paradies“ in einem Briefe an Bianchi schon achthundert Gulden fordern durfte, mit dem Bemerken, daß er überall einen gleichen Preis für ein Bild solcher Qualität erhalte. Selbst Rubens erzielte um diese Zeit noch keine höhern Preise für seine Bilder. Für einen sechs Fuß hohen und drei Fuß breiten „Prometheus auf dem Kaukasus,“ auf welchem der Adler noch dazu von Snyders gemalt war, forderte er im Jahre 1618 fünfhundert Gulden.

Gleichwohl gewann natürlich eine Landschaft von Brueghel bedeutend an Wert, sobald Rubens die Figuren darin malte. Eines der schönsten Stücke, auf welchem Rubens in der Feinheit und Zartheit der Durchführung, in Schmelz und Transparenz des Kolorits mit dem ausgezeichnetsten Feinmaler der flämischen Schule wetteiferte, ist das Paradies im Museum des Haag. Hier hat Rubens die Gestalten von Adam und Eva, welche im Begriff ist, die verbotene Frucht zu pflücken, in den Mittelgrund hineingemalt. Auf einer Landschaft der Berliner Galerie ist der heilige Hubertus, welchem der Hirsch mit dem Kruzifix zwischen dem Geweih begegnet, von Rubens' Hand. Die Münchener Pinakothek besitzt ein Gemälde, auf welchem die von der Jagd ermüdeten und eingeschlafenen Nymphen der Diana, die von Satyrn belauscht werden, und wahrscheinlich auch die Landschaft von Rubens gemalt sind, während die auf dem Erdboden liegende Jagdbeute von Brueghel ausgeführt ist: Federwild, Rehe, Hasen und dazwischen zwei Jagdhörner. Auch in der Entfaltung reichster Farbenpracht wetteifern beide Künstler auf einem Bilde derselben Galerie. Hier wird ein Madonnenbild von einer üppigen Blumenguirlande umkränzt, welche von elf Engelsbübchen gehalten wird. Die Mutter mit dem heiligen Kinde ist im Kolorit so lebendig und glühend gehalten, daß man trotz des Rahmens, welcher auf einem Tische steht, an ein lebendes Bild denken möchte. Gleichwohl bleibt der Farbenzauber, welcher von dem Blumenkranz ausgeht, nicht dahinter zurück. Es sind Rosen, Lilien, Tulpen, Schneeballen, Nelken, Maßliebchen und andre Blumen, welche sämtlich so getreu und charaktervoll gemalt sind, daß sie der Pflanzenkundige leicht bestimmen kann. Kein Wunder! Arbeitete doch Brueghel mit unermüdlicher Geduld nach der Natur. Bei strengem Winter mußte er das Blumenmalen unterbrechen und seine Auftraggeber auf milderes Wetter vertrösten. Er ließ sich sogar die Mühe nicht verdrießen, gelegentlich nach Brüssel zu fahren, um dort Blumen zu malen, die in Antwerpen nicht aufzutreiben waren. Wir erfahren diese Einzelheiten wiederum aus jener Mailändischen Korrespondenz, welche sich im Jahre 1606 um ein Blumenstück in Naturgröße dreht, das Brueghel für den Kardinal in Arbeit hatte. „Es sind an Zahl mehr als hundert Blumen darin, schreibt er, zum größern Teile alle selten und schön. Gewöhnliche Blumen sind Lilien, Rosen, Nelken und Veilchen. Die andern sind außergewöhnlich, einige darunter, die man in unserm Lande noch nicht

gesehen hat.“ Man achte auf die Farbe der genannten Blumen: weiß, rosa, dunkelrot und violett. Wenn man dazu grünes oder gelbliches Laubwerk rechnet, hat man die herrschenden Töne in den Brueghelschen Blumenstücken. Eine bunte Gesellschaft! Trotzdem verstand es aber der Meister, sie zu einer wundervollen Harmonie zusammenzustimmen, ohne daß er sich, wie die holländischen Blumenmaler, eines zusammenfassenden Grundtones, sei es eines bräunlichen, silbergrauen oder eines grünlichen, bediente. Die flämischen Künstler legten immer den Hauptwert auf eine ungeschmälerte Wirkung der Lokalfarben. Die Tonmalerei ist erst durch die Holländer, namentlich durch Adriaen Brouwer in Antwerpen, eingeführt worden; doch vermochte sie nicht, die angeborene Farbenfreudigkeit der Flamländer erheblich zu dämpfen. Sie blieb auch später der Grundzug der flämischen Blumen- und Stilllebenmalerei, als deren Begründer Jan Brueghel anzusehen ist. Sowohl sein Schüler, der Jesuit Daniel Seghers (1590—1661), und dessen Schüler Philips van Thiele (1618—1667), als der aus Utrecht nach Antwerpen gekommene Jan Davidsz de Heem, das berühmteste Mitglied dieser Malerfamilie, bevorzugten eine lebhafte Frische der Lokalfarben, wenn dieselben auch allmählich einen etwas tiefern Ton annahmen.

Aber nicht bloß in der Blumenmalerei an sich war Jan Brueghel der Vorgänger und das Vorbild dieser Meister, sondern auch darin, daß er die Blumen mit Libellen, Fliegen und allerhand Insekten belebte, welche er mit wunderbarer Naturtreue, bis auf die feinen Rippchen und den metallischen Glanz ihrer Flügeldecken, nachbildete. Diese zarte Gefolgschaft der Blumen finden wir bereits auf jenem obenerwähnten Stücke für den Erzbischof von Mailand. Es war im Hochsommer 1606 vollendet. In dem Begleitbriefe schreibt Brueghel in seiner naiven, durch die unbefangene Freude an fleißigem Schaffen zu entschuldigenden Art: „Ich schicke Eurer erlauchtesten Herrlichkeit das Bild mit den Blumen, die alle nach der Natur gemalt sind. Auf diesem Bilde habe ich gemacht, was ich überhaupt zu machen imstande bin. Ich glaube, daß niemals soviele seltene und mannichfaltige Blumen gemalt worden sind und mit solchem Fleiß. Im Winter wird das einen schönen Anblick geben: einige Farben erreichen fast die Natur. Unter den Blumen habe ich ein Kleinod gemalt mit kunstvollen Medaillen und mit Seltenheiten aus dem Meere. Ich überlasse es dem Urteile Ew. erlauchtesten Herrlichkeit, ob die Blumen nicht Gold und Juwelen an Farbe übertreffen.“ Trotz seines Eifers hat Brueghel dieses noch in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand vorhandene Bild nur unvollständig geschildert. Der Blumenstrauß steht nämlich in einer Vase von gebranntem Thon, und auf dem Blumenkelche sitzen jene obengenannten Insekten, welche Brueghel, soviel wir wissen, zuerst in das Bereich künstlerischer Darstellung zog. Die „Seltenheiten aus dem Meere“ sind Muscheln, wie sie nach Brueghels beiläufiger Bemerkung durch holländische Schiffe aus Indien nach Antwerpen gebracht wurden. Durch dieselbe Vermittlung wird Brueghel auch die seltsamen roten und blauen Fische

kennen gelernt haben, die er auf seinen Darstellungen des Elements des Wassers wiedergegeben hat.

Ein andresmal schuf Brueghel eine ähnliche Komposition wie die Münchener Madonna in der Guirlande mit Hendrik van Balen zusammen. Da er einen Ebenholzrahmen für 50 Gulden dazu hatte machen lassen, forderte er in einem Briefe an Bianchi 1450 Gulden dafür. Das Gemälde war nach Mailand abgeschickt, aber von dem Besteller nicht bezahlt worden. Brueghel brauchte Geld, und so willigte er schließlich ein, daß Bianchi das Bild für 800 Gulden losschlug, immer noch eine respektable Summe, zumal wenn man in Betracht zieht, daß van Balen nicht sehr hoch für seine Mitarbeiterschaft bezahlt wurde. Wir erfahren, daß ihn Brueghel gelegentlich in sein Haus nahm und ihm einen Tagelohn von vier Gulden gab. Welche Summe mag er demnach gefordert haben, wenn Rubens eine Madonna mit Engeln in und um seinen Blumenkranz malte? Das Münchener Bild, so köstlich und farbenreich, so sorgfältig und gewissenhaft es ist, bezeichnet dabei noch nicht einmal den Höhepunkt dessen, was Rubens und Brueghel zusammen leisten konnten. Nach Brueghels persönlicher Auffassung, die sich als richtig erweist, weil wir die Dinge kontroliren können, ist das schönste Stück, welches er selbst jemals zustande gebracht hat, eine Madonna in einer Blumenguirlande, die er am 5. September 1621 an den Erzbischof nach Mailand sandte. „Ich hoffe, so schreibt er, daß diese Malerei Eurer erlauchten Herrlichkeit eine außergewöhnliche Befriedigung gewähren wird, nicht allein wegen der von mir angewendeten Schönheit und Sauberkeit an den Blumen, Tieren und Vögeln, sondern auch, weil die Figur der Madonna von der Hand des Herrn Rubens, des in diesem Fache ausgezeichneten und berühmten Mannes, gemalt ist.“ An Bianchi schrieb Brueghel zugleich: Es ist „das schönste und seltenste Stück, das ich jemals in meinem Leben gemacht habe. Die Vögel und Tiere sind nach dem Leben gemalt und zwar nach einigen, welche die erlauchteste Infantin besitzt.“

Leider wissen wir den Preis nicht, den der Kardinal für dieses Bild gezahlt hat. Jedenfalls muß Brueghel damit zufrieden gewesen sein, da der rege Briefwechsel mit dem Kardinal ohne den geringsten Mißklang bis zum Tode des Malers anhielt. Auch gab der Erzbischof beiden Künstlern noch einen besondern Beweis seiner Gunst, indem er jedem eine goldene Medaille mit dem Bildnisse seines Oheims, des heiligen Carlo Borromeo, verehrte, wofür ihm sowohl Brueghel als Rubens in einem sehr verbindlichen Schreiben dankten. Jenes Bild der Madonna mit dem Blumenkranze befindet sich nicht mehr in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand, sondern in Louvre zu Paris. Als Napoleon der Erste seine Raubzüge durch Oberitalien unternahm, wurden auch die Kunst- und Bücherschätze der Ambrosiana nach Paris geschleppt, und als die Zeit der Vergeltung und der Herausgabe des geraubten Gutes kam, wurden gerade die drei besten Bilder der ambrosianischen Bibliothek,

jene Madonna und die Elemente der Erde und der Luft, in Paris „vergessen,“ wie so viele geraubte Kunstwerke in Paris und in andern Städten Frankreichs „vergessen“ worden sind, weil man sie nicht finden wollte.*)

Brueghel hat Recht: die Madonna im Blumenkranze ist wirklich ein Werk von bezaubernder Schönheit. Auf dem Schoße der Madonna steht, von ihr gehalten, der Jesusknabe. Ein Engel setzt einen Blumenkranz auf das Haupt der Jungfrau, und andre Engel umschweben sie. Dieses Bild im Bilde ist von einer breiten Blumenguirlande umgeben, welche mit kleinen Affen, mit bunten Vögeln, Eidechsen, Schmetterlingen und andern Insekten belebt ist. Alle diese Tiere sind so liebevoll und mit so feiner Beobachtung gemalt, daß selbst der raffinirte Realismus unsrer Tage, welcher mit Hilfe von „Augenblicks-photographien“ arbeitet, nichts besseres und vor allem nichts schöneres zustande bringen kann. Es ist auch anzunehmen, daß Brueghel selbst diese Schöpfung nicht mehr übertroffen hat. Bereits im Jahre 1620 klagt er darüber, daß sein zunehmendes Alter ihm die Ausführung von Miniaturmalereien erschwere, und wir besitzen auch kein in der Zeit von 1621 bis zu seinem Tode (1625) entstandenes Bild, welches in der Feinheit der Ausführung und dem Reichtum des Inhalts mit der Pariser Madonna im Blumenkranze zu vergleichen wäre.



Zur Lutherliteratur.



nter der Flut von Lutherliteratur, welche 1883 die Feier des vierhundertjährigen Geburtstages des großen Reformators hervorrief, kann nur einer im Verhältnis erschreckend geringen Zahl von Schriften dauernder wissenschaftlicher Wert zuerkannt werden. Unter den Biographien nehmen den ersten Rang ein die mittlere Lutherbiographie Köstlins, dessen 1875 erschienene große Darstellung des Lebens und der Schriften Luthers der erste Versuch war, das gegenwärtig für eine solche Biographie vorliegende Material vollständig und auf Grund wissenschaftlicher Prüfung zu einem Ganzen zu gestalten, die noch im Erscheinen begriffene Biographie Luthers von Kolde, die ein reiches, neugewonnenes archivalisches Material zum ersten male verwertet, die von Lenz, deren Hauptwert darin liegt, daß sie die Bedeutung des Lebens und Wirkens Luthers aus dem großen Zusammenhange der Welt- und Kulturgeschichte heraus darstellt, und einige

*) Die im Louvrekatalog über dieses Bild enthaltenen Angaben sind falsch.

wenige andre, unter denen nur noch die von dem verstorbenen Plitt namhaft gemacht werden soll.

In allen diesen Werken zeigt sich aber das Bestreben, die Persönlichkeit Luthers mehr als bisher durch Zurückgehen auf seine unmittelbaren Äußerungen, wie sie in seinen Schriften, seinen Reden und Briefen vorliegen, unsrer Zeit nahe zu bringen, indem sie Luther gern in seinem geliebten Deutsch reden lassen. Dadurch ist aber auch das Interesse an seinen Werken und an den Aufzeichnungen seiner nicht für die Veröffentlichung bestimmten Äußerungen gewachsen, und in gleicher Weise ist auch den Veröffentlichungen einzelner Schriften oder ganzer Sammlungen, die den Zweck haben, ein Bild von der Vielseitigkeit Luthers durch eine zweckentsprechende Auswahl aus seinen Schriften zu geben ein ganz besondres Interesse zugewandt worden, sowohl von den sachkundigen Schriftstellern wie von dem kaufenden Publikum und den dieses Interesse benutzenden Buchhändlern.

Von diesem Teile der Lutherliteratur, die uns die Lutherfeier des Jahres 1883 gebracht hat, sind wohl zu unterscheiden die Veröffentlichungen lutherischer oder auf Luther bezüglicher Schriften, welche ausschließlich die wissenschaftliche Erforschung seines Lebens und seiner schriftstellerischen wie kirchengeschichtlichen Bedeutung zum Zweck haben. Der Erforschung von Luthers äußeren Lebensgange und seinem Auftreten in dem Rahmen der politischen Geschichte Deutschlands dienen z. B. Th. Briegers „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Reformation," wie auch die nicht gerade zur Verherrlichung Luthers unternommenen Monumenta reformationis Lutheranae ex tabulariis S. Sedis secretis (1521—1525) des frühern vatikanischen Unterarchivars Balan diesem Zwecke dienen müssen. Unter den Veröffentlichungen dagegen, welche die literarische Bedeutung Luthers und seine Einwirkung durch Schrift und Wort auf seine Zeit erkennen lassen, steht die durch Munificenz der königlich preußischen Regierung ermöglichte und durch H. Knaake veranstaltete würdige Gesamtausgabe der Schriften Luthers — sicher die bedeutendste aller Gaben, die die Jubelfeier hervorgerufen hat — obenan.

Eine solche auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Gesamtsausgabe war ein dringendes Bedürfnis geworden. Denn während noch die Walchsche Ausgabe (Halle, 1740—53) wegen Mangels an Rechenschaft über die Quellen und vieler einzelnen Willkürlichkeiten und Nachlässigkeiten zu wissenschaftlichen Forschungen nicht verwendbar ist, so kann doch auch die zu Erlangen und Frankfurt in den Jahren 1862—1873 erschienene Ausgabe, welche Luthers deutsche Schriften in 67 Bänden (einzelne, wie die Predigten in 20 Bänden, bereits in zweiter Auflage), seine lateinischen in 33 Bänden umfaßt, noch nicht allen Anforderungen genügen, weil das benutzte Textmaterial unzureichend war, wenngleich da, wo es geschehen konnte, die ältesten Texte zugrunde gelegt und verglichen worden sind. Wer im Luthermuseum zu Wittenberg Gelegenheit gehabt

hat, die stattliche Sammlung von ältesten und ersten Drucken Lutherscher Schriften zu sehen, wer daran denkt, daß in verschiednen größern Städten Deutschlands Ausstellungen wertvoller Ausgaben von Lutherschriften oder Briefen von und an Luther zur Zeit der Jubelfeier veranstaltet wurden, eine wie wesentliche Bereicherung das Material für die Herstellung eines kritisch gereinigten Textes seit 1826 erfahren, und daß es an der Zeit war, diese Bereicherung für eine neue, den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart genügende Ausgabe zu verwerten.

Bei der Sorgfalt aber, die auf die Gewinnung eines diplomatisch getreuen Textes verwendet wird, kann die neue Gesamtausgabe nur langsam vorwärts schreiten, und wenn man nach der bisherigen Aufeinanderfolge der Bände den Zeitpunkt ihrer Vollendung berechnen wollte, so würde sich etwa ein Zeitraum von einem halben Jahrhundert ergeben. Soll während dieser langen Zeit alles, was bereits neu entdeckt worden ist oder was in Zukunft noch gefunden werden sollte, unbenutzt bis auf den Termin liegen bleiben, wo die Ökonomie der ganzen Anlage bis zu der Veröffentlichung des betreffenden Teiles der Lutherschen Schriften gediehen ist? Es würde ein solches Zuwarten die weitere Lutherforschung der Gefahr aussetzen, in mehrfacher Hinsicht rasch zu veralten. Darum ist es eine dringende Forderung der Wissenschaft, daß alles, was von bisher unbekannten Schriften oder sonstigen Äußerungen Luthers durch den Zufall oder durch den Eifer kundiger Forscher dem Schoße der Vergessenheit entrissen wird, möglichst bald zur Veröffentlichung gelange, zumal wenn außer dem mehr oder weniger wichtigen Inhalte der neuaufgefundenen Stücke auch wichtige chronologische Angaben über Luthers Leben und Wirken in denselben enthalten sind. So sind auch während der Zeit des Erscheinens der Erlanger Ausgabe verschiedne wichtige Nachträge zu Luthers Schriften veröffentlicht worden: die Sammlung der „Briefe, Sendschreiben und Bedenken" von de Wette (5 Bände, 1825 bis 1828, dazu ein 6. Band von Seidemann 1856), von Seidemann allein „Lutherbriefe" (1859) und von Burkhardt „Luthers Briefwechsel" (1866); ferner verschiedne Ausgaben der Tischreden (von Fürstenau und Bindseil, 4 Bände, 1844 bis 1848; Colloquia etc. von Bindseil, 3 Bände, 1863 bis 1866, sowie auch von Seidemann nach den ursprünglichen Aufzeichnungen von Lauterbach, Veit, Dietrich u. a.); vor allem aber als der wertvollste Zuwachs zu den Werken Luthers aus den letzten Jahren der vollständig ausgearbeitete Text der 1513 bis 1516 gehaltenen Vorlesungen über die Psalmen, die Seidemann 1876 in zwei Bänden „nach der eigenhändigen lateinischen Handschrift Luthers auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden" veröffentlicht hat.

Diesen wichtigen Funden stellt sich nun der dem Umfange wie dem Werte nach bedeutende Fund zur Seite, den der Religionslehrer am Zwickauer Gymnasium, Lic. Dr. Georg Buchwald, in der Zwickauer Ratsschulbibliothek gemacht

hat.*) Er umfaßt eine ganze Anzahl wichtiger ungedruckter Lutherschriften, von denen Buchwald bis jetzt wenigstens soviel veröffentlicht hat, daß die Wichtigkeit seiner Entdeckung auch außerhalb der speziell theologischen Kreise bereits bekannt geworden ist. So die Vorlesungen Luthers über das Buch der Richter aus der Zeit vor dem Jahre 1517 und die jetzt in der zweiten Auflage der Erlanger Ausgabe zum erstenmale erscheinenden ältesten Nachschriften der Vorlesungen Luthers über die kleinen Propheten.

Noch wichtiger ist jedoch die gegen fünfhundert zum größten Teile bisher völlig unbekannte Predigten Luthers enthaltende handschriftliche Sammlung Andreas Poachs. Es gebührt daher der Verlagsbuchhandlung von Fr. Wilh. Grunow der Dank aller derer, denen Luther und die Kenntnis seines Lebens wie seiner Schriften am Herzen liegt, daß sie es unternommen hat, die Poachsche Sammlung in ihrem ganzen Umfange zu veröffentlichen, sodaß nur bei den bereits bekannten Predigten die Wiedergabe auf die Varianten und die die bisherige Chronologie rektifizirenden Zeitbestimmungen beschränkt wird.

Von dem stattlichen, auch in trefflicher Ausstattung erscheinenden Werke, welches gegen einhundertzwanzig Bogen in Großoktav umfassen wird, ist zunächst der erste Halbband erschienen, der auch die Einleitung des Herausgebers enthält. Unter den Predigten aus den Jahren 1528 bis 1530, welche der erste Band bringen soll, sind wegen der historischen Beziehungen besonders die von Wichtigkeit, welche Luther 1529 auf dem Wege nach Marburg, in Marburg und auf der Rückreise vom Religionsgespräche gehalten hat, und wegen ihres dogmatischen Inhalts verschiedne andre Predigten, wie die im Zusammenhange über das Proömium des Johannesevangeliums gehaltenen, von denen allen nur wenige bisher veröffentlicht waren. Der zweite Band soll dann die Predigten von 1531 bis 1536, der dritte die von 1537 bis 1539, der vierte die von 1540 bis 1542 und von 1544 bis 1546 enthalten.

Der Wert dieser Predigtsammlung liegt, nach dem maßgebenden Urteile Köstlins, nicht bloß darin, daß uns nun erst ein zusammenhängendes Ganze von Luthers Predigtthätigkeit vergegenwärtigt wird, sondern auch in den eigentümlichen Rückschlüssen, welche man aus dem Verhältnisse des Textes der bereits früher veröffentlichten Predigten zu dem der Poachschen Sammlung auf ihre ursprüngliche Gestalt ziehen kann. Darnach stellt sich heraus, daß bei den Predigten, welche in früheren Zeiten nach Luthers Tode aus Nachschriften herausgegeben worden sind, der Text nicht den Wortlaut der ursprünglichen Notizen, die der Nachschreibende sich beim Anhören gemacht hatte, wiedergiebt, sondern eine Erweiterung und Stilisirung dieser nachschriftlichen Notizen durch

*) Andreas Poachs handschriftliche Sammlung Ungedruckter Predigten D. Martin Luthers aus den Jahren 1528 bis 1546. Aus dem Originale zum erstenmale herausgegeben von Lic. Dr. Georg Buchwald. Erster Band. Predigten aus den Jahren 1528, 1529, 1530. Erste Hälfte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1884.

den Herausgeber, wobei gar oft auch die ursprüngliche Form der Predigten breitgezogen wurde. Daß die Poachsche Sammlung wegen der zahlreichen chronologischen Angaben, durch welche die Abfassungszeit der Predigten genau bestimmt wird, auch für die Chronologie von Luthers Leben von Wichtigkeit ist, wurde schon angedeutet.

Einige Notizen über den Mann, der diese das ganze Leben Luthers umfassende Predigtsammlung zusammengebracht hat, werden dem Leser nicht unwillkommen sein. Zugleich mit Justus Jonas war Andreas Poach 1541 von Wittenberg nach Halle übergesiedelt, wohin ersterer von der Bürgerschaft eingeladen worden war, um hier das evangelische Kirchen- und Schulwesen zu organisiren, nachdem der Erzbischof Albrecht bei dem wachsenden Verlangen der Bevölkerung nach evangelischer Predigt das Feld geräumt und sich nach Mainz zurückgezogen hatte. Später, nachdem Poach inzwischen auch in Nordhausen gewesen war, wo ihm 1549 sein Sohn Petrus geboren wurde, finden wir ihn in Erfurt als „Pfarhern zun Augustinern,“ wie er sich selbst auf dem Berichte über das Ende des Luther durch Verwandtschaft und innige Freundschaft nahestehenden Arztes Ratzebergers, der 1559 in Erfurt starb und dessen Beichtvater er war, bezeichnet. Er war zugleich Senior des Erfurter ministerii, mußte aber diese hervorragende Stellung infolge eines unangenehmen Streites 1572 an Aurifaber abtreten. Als nämlich der Erfurter Pfarrer M. Johann Gallus 1569 zum Rektor der Universität Erfurt gewählt worden war und das Amt angenommen hatte, mißbilligte dies Poach als sein Vorgesetzter, weil ein öffentlicher Umgang eines lutherischen Geistlichen mit katholischen Geistlichen bei dem gemeinen Manne ärgerlich sei; Aurifaber dagegen, der seit 1566 Pfarrer an der Predigerkirche war, nahm die Partei des Gallus. Nach der Sitte ihrer Zeit brachten beide Parteien die Sache auf die Kanzel. Als nun trotz der Vermittlung des Rates Poach den Streit 1572 aufs neue aufrührte, zog ihn der Rat zur Verantwortung und gab ihm in der Charwoche seine Entlassung. Wie sehr diese Amtsentsetzung bei seinen Amtsbrüdern Anstoß erregte, läßt sich daraus erkennen, daß die Ruhe nur dadurch wiederhergestellt werden konnte, daß der Rat auch vier andre Prediger, die auf seiten Poachs standen, absetzte.

Neben der Verwaltung seines Pfarramtes fand nun Poach noch Zeit, mit wärmstem Eifer sich der Sammlung Lutherscher Predigten zu widmen. So erschien im Jahre 1559 als Frucht seines Sammelfleißes die Hauspostille Luthers, ein Werk, welches Poach die größte Anerkennung bei seinen Zeitgenossen einbrachte, und zwar nicht bei solchen, die mit ihm persönlich oder durch brieflichen Verkehr bekannt waren.

Aber die in der Hauspostille „aus M. Georgen Rörers seligen geschriebenen Büchern“ von Poach herausgegebene Auswahl von Predigten Luthers und was von ihm in den beiden Ergänzungsbänden zu der zehnbändigen Jenaer Gesamtausgabe der Schriften Luthers (1555—58), die Aurifaber 1564 und

1565 zu Eisleben herausgab, veröffentlicht wurde, bildete nur einen kleinen Teil des umfassenden Materials, welches er gesammelt hatte. Seine reiche handschriftliche Sammlung von Predigten Luthers, welche ursprünglich mit Luthers Weihnachtspredigt 1522 begann, ist fast vollständig, mit alleiniger Ausnahme der Predigten von Weihnachten 1522 bis Weihnachten 1528, auf der Ratsschulbibliothek zu Zwickau erhalten. Für die jetzt verlorenen Bände der Poachschen Sammlung bieten uns die gleichfalls in der Zwickauer Bibliothek befindlichen — es sind im ganzen etwa siebzig Predigten — teilweise Ersatz für das Verlorene. An dieser Stelle sei auch der wichtigen Sammlung von gegen achthundert fast sämtlich noch ungedruckten Briefen an den Zwickauer Oberstadtschreiber M. Stephan Roth gedacht, welche aus dem Nachlasse Roths gleichfalls in den Besitz der Zwickauer Ratsschulbibliothek gelangte. Da sich unter den Briefschreibern hervorragende Theologen, Pädagogen und Juristen der Reformationszeit befinden und die Briefsammlung deshalb ein interessantes Bild der Zeit von 1515 bis 1545, aus welcher sie stammen, sowie der dieselbe jeweilig bewegenden Fragen giebt, so ist die von derselben Verlagsbuchhandlung beabsichtigte Herausgabe dieser Briefe (in drei Bänden) ein gleich verdienstliches Unternehmen wie die Veröffentlichung der Poachschen Predigtsammlung.

In die Zwickauer Bibliothek sind Poachs Manuskripte und Briefe wohl durch dessen Sohn Petrus, einen seinerzeit berühmten Arzt, gelangt, der in Zwickau, wo er 1592 Stadtphysikus und Schulinspektor, 1610 aber Stadtvogt geworden war, am 10. Februar 1622 starb. Einer der neun Bände der Poachschen Sammlung kam erst 1694 mit der gesamten Bibliothek des 1687 als Rektor zu Zwickau gestorbenen Magisters Daum, eines eifrigen Sammlers von Lutherautographen, der ihn wahrscheinlich aus Petrus Poachs Nachlaß erworben hatte, in den Besitz der Stadt Zwickau. Ein andrer, ohne Zweifel ursprünglich ebenfalls der Poachschen Sammlung angehörender Band, welcher Predigten aus dem Jahre 1537 enthält, befindet sich merkwürdigerweise jetzt in der fürstlich Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek zu Mayhingen bei Wallerstein in Baiern. Früher war er im Besitze Valentin Ernst Löschers, welcher bereits verschiedne in den damals vorhandenen Gesamtausgaben der Werke Luthers fehlende Predigten daraus veröffentlichte.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

6.



Sie werden, meine Herren, mit Recht auch von mir eine Äußerung über den Normalarbeitstag, und was damit zusammenhängt, erwarten; und ich beabsichtige auch umsoweniger, mich dieser Pflicht zu entziehen, als ich mich mit diesen Fragen noch niemals beschäftigt habe, man aber einen Gegenstand am leichtesten kennen lernt, indem man über denselben spricht oder schreibt. Diese Thatsache darf ich als allgemein bekannt voraussetzen. Vorher fühle ich mich jedoch verpflichtet, wieder ein Mißverständnis aufzuklären. In der Reichstagssitzung vom 17. Januar wies der verehrte Abgeordnete für Hagen den Vorwurf, daß die deutschfreisinnige Partei ihren Wahlaufruf mit der Parole „Vorwärts für Kaiser und Reich" geschlossen, mithin die Worte „mit Gott" weggelassen habe, mit der Erklärung zurück: „Es giebt ein Gebot, welches heißt: Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen." Dazu wurde auf der Rechten „Oho!" gerufen. Beide Äußerungen sind außerhalb der Versammlung mißverstanden worden. Während Herr Richter offenbar sagen wollte: „Wenn wir den Namen Gottes in einem solchen Wahlaufrufe gebracht hätten, so wäre das ein Mißbrauch gewesen," und die Rechte hiergegen höflich protestirte, indem sie ihre Einwendung, daß der Redner wieder einmal die Bescheidenheit für sich und seine Partei zu weit treibe, im Interesse der Abkürzung der parlamentarischen Verhandlungen in ein kurzes „Oho!" zusammendrängte — hat man im Publikum die Erklärung Richters als eine verunglückte Bosheit aufgefaßt und dementsprechend auch den Zwischenruf gedeutet. Ich weiß nicht, wodurch das Publikum sich für berechtigt hält, an die Möglichkeit eines so gereizten Tones in der Versammlung zu glauben, in welcher doch, wie es ihrer Würde angemessen ist, stets die verbindlichsten Formen für den Ausdruck gegenseitiger Hochachtung, ganz besonders von dem Abgeordneten Richter, gewahrt werden. Wenn nun jener Auffassung nicht widersprochen würde, könnte sie sich einbürgern und eine beklagenswerte Entstellung der Weltgeschichte verschulden. Dem möchte ich hiermit vorgebeugt haben!

Indem ich nun zu den Klagen über unmäßige Arbeitszeit, Nachtarbeit der Frauen u. s. w. übergehe, kann ich meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß die Herren so vielerlei schwer auszuführende oder ungenügende Vorschläge machen und das Zunächstliegende übersehen. Ganz besonders nimmt mich das von den Rednern des Zentrums wunder. Sie haben doch so oft von den Herren Windthorst und von Schorlemer vernommen, daß es ein Universal-

und Radikalmittel für alle sozialen Übelstände giebt: Aufhebung der Maigesetzgebung. Das ist kurz und bündig und zeichnet sich außerdem vor dem Arkanum der befreundeten Partei auf dem linken Flügel: Etablirung des sozialistischen Staates durch eine jeden Zweifel ausschließende Klarheit aus. Ich bin zwar auch überzeugt von der Unfehlbarkeit des Mittels, welches die Sozialdemokraten mit der ebengenannten Etikette bezeichnen. Aber leider lassen sie uns immer nur die Aufschrift sehen, und die gelegentlichen Mitteilungen über den Inhalt der Wunderflasche widersprechen einander gewöhnlich. Bei der Forderung des Zentrums hingegen sieht man Wie und Wo. „Schafft die Maigesetze ab, und alles ist wieder gut," singen die Herren. Und haben sie nicht Recht? Ich will nicht von der guten alten Zeit sprechen, als noch der Papst Fürsten ein- und absetzte, es keine Cholera gab, höchstens ein bischen Pest, keine Kartoffelkrankheit und Zuckerkrise, höchstens Hungersnöte, welche auf die einfachste Art der Übervölkerung steuerten, nicht von der Einfalt der Sitten, der Zucht und Ehrbarkeit, welche herrschten, bis Luther den unseligen Einfall hatte, reformiren zu wollen, wo keine Reform vonnöten war. Wir können ja in der Gegenwart bleiben, brauchen nur die Zustände in Ländern, welche von der Pest der Reformation verschont geblieben oder doch wieder befreit worden sind, mit denen andrer, weniger glücklicher Länder zu vergleichen. Nehmen wir z. B. Holland und Belgien: dort eine langweilige Wohlhäbigkeit, welche die Herzen gleichgiltig und hart macht, hier auf Schritt und Tritt die Mahnung, Werke der Barmherzigkeit zu üben, viel energischer an uns herantretend als durch die Schildereien am Spital zu Pistoja. Oder gehen wir nach Italien. Hören wir da von Sklavenarbeit der Kinder und Weiber in dunstigen Fabriken? Nein, unter freiem Himmel, im goldenen Sonnenschein verdienen sie ihr tägliches Brot in Gestalt einer Armensteuer, welche dem Forestiere, dem reichen Mossiou oder Mylord nicht wehethut, die Finanzen des Landes nicht belastet. Die verblendete italienische Regierung macht wohl Anstrengungen, diese natürliche Ordnung der Dinge abzustellen, allein es wird ihr nicht gelingen, diese freie, zwanglose Art des Erwerbes, dem die Leute auch gern an Sonn- und Feiertagen nachgehen, auszurotten, oder den stolzen Freiheitssinn des Calabresen und Sizilianers zu brechen, die geduldig tagelang hinter einem Busche lauern, bis sie einem gutsituirten Wanderer ihr: Faccia a terra! zudonnern können, aber niemals dem schnöden Mammon Knechtesdienste leisten werden. Der schlichte, fromme Sinn, welcher vor jedem Raube die Madonna anrufen läßt, die heitere Thätigkeit der durch keinen Schulzwang geknechteten Jugend können freilich in einem Polizeistaate nicht gedeihen! Ich begreife es, daß der Abgeordnete Windthorst endlich müde geworden ist, auf die Wurzel alles Übels hinzuweisen, und sich bescheidet, Wendungen anzubringen, wie: „Wo der Grund für solche Zustände liegt, will ich nicht untersuchen." Wissen wir es doch alle, und es mangelt nur an einem frischen Entschlusse. Darum sage ich: Heben wir die

Maigesetze auf, dann brauchen wir uns nicht die Köpfe über Normalarbeitstag, Steuernachlaß, Schutzzoll, Kolonisation und all dergleichen eigentlich recht schwer verständliche und langweilige Dinge zu zerbrechen!

Zu meinem Leidwesen zeigen sich auch soviele Herren von dem sogenannten Nationalgefühle befangen, welches von den Aufgeklärten längst als „Schwindel“ erkannt worden ist. Wie anders war das einst in Deutschland! Da hätten Gebildete sich jedes andern Bekenntnisses, als eines kosmopolitischen geschämt. Alle Menschen sind ja Brüder, und die reine Zufälligkeit, daß der eine in diesem, der andre in jenem Lande das Licht erblickt hat, ist kein Grund der Trennung. Es ist wahr, daß alle andern Völker den Kosmopolitismus immer nur da gelten lassen, wo sie aus demselben für ihre Nationalität Kapital zu schlagen hoffen. In Österreich z. B. haben es die Deutschen mit der Gleichberechtigung der Nationalitäten glücklich dahin gebracht, daß sie selbst kaum noch irgendwo als berechtigt anerkannt werden, und auch die Polen, Dänen und Franzosen im deutschen Reiche würden ohne Zweifel die Sache so verstehen, daß das Deutsche ausgerottet werden müsse, zuerst in Posen, Westpreußen, Oberschlesien, Schleswig, Elsaß-Lothringen, und dann langsam weiter gegen Westen, Süden und Osten. Jene Nationalitäten stehen eben nicht auf der Höhe kosmopolitischer Bildung wie wir, und unsre Sache ist es, sie zu beschämen und durch Nachgiebigkeit zu bekehren. Im Jahre 1871 predigten ja die wahrhaft Freisinnigen, daß es sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr schicke (wenigstens nicht für Deutsche), Eroberungen zu machen. Deutschland hätte damals die Franzosen wegen seiner Siege höflich um Entschuldigung bitten, nach Hause gehen und seine Festungen an der Westgrenze schleifen sollen, dann würden die Franzosen ihr Unrecht eingesehen und Frieden gehalten haben. Leider ist damals der gute Rat in den Wind geschlagen und dadurch eine Menge von Unannehmlichkeiten verschuldet worden. Wir hätten ein erhabenes Beispiel gegeben, und Victor Hugo, Alexander Dumas, Tissot, und Deroulède würden unsre besten Freunde sein. Das ist nun verscherzt, vielleicht auf immer. Und trotz dieser warnenden Erfahrung verschließen Sie störrisch ihre Ohren gegen das billige Verlangen der Vertreter der universellen Kirche, der universellen Demokratie und des universellen Kapitals, der Staat möge endlich aufhören, der Ausbreitung des Polen-, des Dänen- und des Franzosentums Hindernisse zu bereiten. Das ist nicht schön von Ihnen, meine Herren, nein, das muß ich engherzig nennen, wenn der Herr Präsident nichts dagegen hat.

Und das erkläre ich vornweg: Wenn dieselben Prinzipien der Unterdrückung fremder Nationalitäten etwa auch im Pfefferlande zur Anwendung kommen sollen, wenn es darauf abgesehen ist, die Buschmänner und Bantuneger durch Schulen hinterlistig zu germanisiren, so werden Sie in mir den entschiedensten Gegner der Kolonialpolitik kennen lernen.



Die Kommilitonen.

Novelle von K. R. W. Uschner.

(Fortsetzung.)

er „blasse Heinrich" hatte eben auf eine Zwischenfrage Pipins geantwortet: Zum Verlieben habe ihm im wahren Sinne des Wortes die Zeit gefehlt — wobei er seinen kaltgewordenen Kaffee austrank.

Jetzt wandte er sich wie fragend zu den heimlich Redenden, von denen der Geistliche begann:

Ja, noch ein kitzlicher Punkt, mein Jungchen, es ist, um es kurz zu sagen, hier ausgesprochen worden —

Sage doch, wer es angeregt hat, warf Mirbl dazwischen.

Ach, lassen wir den Namen! bat der Pastor.

Nun, was ists denn, alter Natz? drängte ihn der Angeredete.

Also, ums kurz zu machen, fuhr dieser fort, es fragt sich, ob es auf Wahrheit beruhe, daß du mit deinem heutigen Redeakte — wie hieß es doch?

Politik treibst, ergänzte Mirbl.

Für dein Pensionat von Geschäftswegen, setzte Natz hinzu, und Genserich unterbrach ihn ärgerlich: Ganz einfach, ob du dich zum Worte gemeldet hast, um für dein Institut zu wirken.

Der Gefragte fuhr aus seiner nachlässigen Haltung auf, setzte sich zurecht, und der Ausdruck des gemütlichen Sichbehabens schien im Nu von ihm gewichen. Die Veränderung war schreckenerregend.

Ich soll euch Rechenschaft geben? Euch allen? Er sah jedem in das Gesicht. Aber ich weiß ja nicht, ob ich Glauben finde, es fehlt mir hier an Zeugen.

Die andern hielten diese Herabstimmung für belastend, nur Genserich sagte: Nein, blasser Heinrich, was du sagst, gilt uns für wahr, deß kannst du gewiß sein.

Der „blasse Heinrich" erwiederte: Ich habe fünfundzwanzig Pensionäre, und diese bringen mir jeder achthundert Mark jährlich.

Das ist nicht viel, bemerkte der Pastor, das kann ich jetzt gut beurteilen, denn die Auslagen für Wohnung, Beköstigung, Hilfslehrer —

Für mich genug! Hilfslehrer brauche ich nicht, ich erteile den Unterricht ausschließlich selbst, und die jüngern Schüler werden von den ältern unter meiner Aufsicht unterrichtet, nur in Musik und Religion fehlen mir die Fakultäten, dafür sind Hilfslehrer da. Den Haushalt führt meine Schwester, eine Pastorswitwe — hier atmete der durch das „Fehlen der Fakultäten" Beunruhigte sichtlich auf — sie ist zugleich der Hauskaplan und läßt sichs nicht nehmen, uns siebenundzwanzig Tafelnden den Segen zu sprechen.

Gott sei Dank! rief der Theologe.

Sie führt zugleich die Wirtschaft so gut, daß wir alljährlich noch genug erübrigen und die Zahl unsrer fünf Freistellen nächstens auf sechs erhöhen werden. Eine „Vergrößerung" des Pensionates ist aber ausgeschlossen, zunächst aus räumlichen Rücksichten, sodann weil ich meinen geistigen und körperlichen Kräften gemäß über diese Zahl nicht hinausgehen kann, denn mehr als fünfundzwanzig kann ich nicht brauchen, und wenn mir auch ein zahlungsfähiger Mann tausend oder zehntausend Mark für die Aufnahme eines Sohnes böte oder selbst ein Freund mich darum bäte. Für diese Anzahl aber bin ich auf Jahre hinaus vollständig versehen mit Aufträgen und Vormerkungen.

Er setzte die Tasse, in der nichts mehr zu trinken war, an den Mund und wieder ab. Seid Ihr jetzt zufriedengestellt? und bin ich von dem aufgetauchten Verdachte gereinigt, als sei ich hier ein Geschäftsreisender?

Vollkommen zufriedengestellt, sagte der Oberst unwillig, und ich werde dafür sorgen, daß auch die geringste Spur des Zweifels gebührend niedergetreten wird.

Nimm's nur nicht übel! fügte der Pastor begütigend hinzu, der es herausgefühlt haben mochte, daß das Kreuzverhör jenem ans Herz griff. Du weißt doch, alter Freund, oder vielmehr junger Freund, denn du bist uns ja von je um einige Jahre nach gewesen, haha, du weißt doch, daß ehrliches Aussprechen ein Privilegium der Zusammengehörigen ist, und du bist arg mißverstanden, durch ungenaue fremde Information übel gedeutet worden, um dieses glimpfliche Wort zu brauchen.

Stoß an, blasser Heinrich! ermutigte ihn der Schauspieler.

Zwei frische Flaschen Sekt! herrschte der Parlamentarier in die Nebenstube, indem er die Thür halb aufließ, an welche eben die Superintendentin mit Barbara trat.

Letztere hatte durch geschickte Veranstaltung die anfangs ungeneigte Frau zu dem Wagnis verleitet, dem Sonderzimmer der Herren noch einmal zu nahen und auszukundschaften, ob etwa die auf die Tagesordnung gesetzte Erörterung erledigt sei und ein die Damen nicht ausschließendes Gespräch begonnen habe.

Drin im Zimmer erhob wieder Natz die Stimme zum „blassen Heinrich,“ welcher dasaß wie einer, der von einer Bergpartie verschnauft. Nun? Du sagst ja garnichts? Bist uns doch nicht etwa böse? He? Und dabei streichelte er ihn unbeholfen und hob ihm das gesenkte Antlitz, wie man mit einem ausgescholtenen Kinde thut, das man wieder aufrichten will.

Der Angeredete stand auf, zog seinen Frack an, den weiten Rock darüber, trat dann an den Tisch der Kommilitonen und sagte: Das eine noch! Wie muß es mit euerm Menschenvertrauen aussehen, wenn ihr mich, euern einstigen Primus, der euch heute bewiesen hat, daß er nicht zurückgeblieben ist, solcher Verdächtigung aussetzt! Ich bin der Einstige geblieben und ertrage keine ungerechte Zurücksetzung; ich fühle mich außerhalb euers Gesichts- und Gedankenkreises, keineswegs aber unter demselben; ich gehöre nicht mehr zu euch und ihr, wie ich euch wiedergefunden habe, gehört nicht mehr zu mir. Ich weiß nicht, seid ihr zu alt geworden oder bin ich zu jung geblieben? Ich brauche Zutrauen, Liebe, viel Liebe! Ich bin verwöhnt. Laßt mich wieder zu meinen fünfundzwanzig Jungen gehen!

Damit schritt er aus der Saalthür und verließ die Verblüfften.

Die beiden Damen vor der Thür hörten die letzten ausdrucksvoll gesprochenen Worte. Barbara wollte hineinstürmen, um den Abgehenden irgendwie aufzuhalten, eine innere Stimme forderte sie dazu auf, wie wenig auch dieses Vorgehen sich dem Herkömmlichen angepaßt haben würde.

Aber die Superintendentin trat ihrer Absicht entgegen. Was fällt Ihnen ein, liebes Fräulein? In dieses Streitgetriebe der Herren dürfen wir uns doch nicht hineinmengen!

Die in der Stube gebliebenen vier aber saßen da, und der gebrachte Sekt blieb unberührt. Mirbl, der Parlamentarier, räusperte sich zum Redeansatz, aber es kam kein Laut heraus. Der Schauspieler und der Theologe fingen an, ein paar Worte zu zischeln; der Parlamentarier und der Offizier erwogen im Stillen gleichmäßig: Was konnte aus dem alles werden, wenn — beide bewegten sich eben in den Grenzen ihrer Urteilskraft. Zuletzt sagte der Oberst: Er hat recht, der „blasse Heinrich.“ In diesem Augenblicke traten die Damen ein.

7.

Der „blasse Heinrich“ hatte den Festsaal hastig durchschritten und ging rasch über den Marktplatz, wo er sich durch die Kopf an Kopf gedrängten Leute durcharbeitete. Groß und Klein, Arm und Reich, alles freute sich des hellen Abends, alles sammelte sich hier und harrte auf Nachrichten, die aus dem Festsaale von Zeit zu Zeit herausgetragen wurden. Die innigste Teilnahme an dem Schuljubiläum beherrschte noch die Gemüter der Bewohner, die da oben

in dem erleuchteten Gasthause den fünfzigjährigen Segen ihrer so hochgefeierten Schulanstalt prangen sahen.

Niemand erkannte den einsam Dahinstürmenden, obwohl viele darunter waren, die ihn als Jüngling lieb gehabt hatten. Er selbst mied jedes Begegnen und schlug sich seitwärts in ein ihm unbekanntes Stadtviertel, ein durch Gewerbfleiß schnell aus dem Boden gewachsenes Barakengewirr. Fabrikgebäude mit turmhohen Schornsteinen ragten hier empor; es rauchte, fauchte und klapperte. Ein verdüsterter Menschenschlag arbeitete hier, rußige, bestaubte Leute, denen man den Tag zum Mitgenusse dieses Friedensfestes nicht freigegeben hatte aus Furcht vor Störungen, die bei andern Feierlichkeiten durch sie entstanden waren. Der „blasse Heinrich“ schenkte diesen Bildern keine Aufmerksamkeit, seine Gedanken hafteten an dem eben mit den Kommilitonen erlebten Auftritte.

Abscheuliche Gesellschaft! rumorte es in ihm. Ich war breit und schwächlich, ich mußte ihnen kurz den Rücken kehren oder sie vor die Klinge fordern! Der Cohn soll mirs ausrichten, viritim will ich sie vornehmen. Dabei machte er mit dem Handgelenk die Bewegung eines Tiefquarthiebes und zog eine steile Terz nach. Aber, fuhr er fort, sind das Paukanten für mich? Kautschuk, dieser abgesetzte Ministeriale mit seiner Büreaupagode? Oder Natz mit seinem blöden Haha? Oder der geschminkte Pipin? Schöne Kulissenfechterei mag er pariren! Oder der ruinirte Mirbl? Genserich ist noch der einzige Mann! Mit dem möchte ich — die Klinge kreuzen.

Damit war er an die Quermauer einer Sackgasse geraten. Unsinn! stieß er hervor, findet man sich in diesem neuen Gassengewirr nicht zurecht? Er tastete im Schatten seitswärts, erreichte eine Quergasse und noch eine, an deren Ende mondbeschienenes Gebiet sich ausbreitete. Nach dem Auenwege strebte er, der außerhalb der Stadt im Bogen zu den stillen Arkaden führte, der alten Klosterterrasse des Gymnasiums. Dort wollte er den übernommenen Abendvortrag in Ruhe überlegen. Es war ihm ein störender Gedanke, daß er sich vor diese Schulgenossen hinstellen, vor sie seine Geistesarbeit bringen sollte. Vielleicht und hoffentlich haben sie ein gleichartiges Empfinden, dachte er, und fahren spornstreichs mit dem Abendzuge ab — ich darfs leider nicht — oder sie bleiben weg aus der Aula.

Während solche feindliche Absonderung von den Kommilitonen ihn hinaustrieb, sammelten sich diese, wenigstens die zurückgebliebenen vier, in entgegengesetzter Richtung. Die beiden Damen hatten — Barbara mit einem flehenden Blick auf ihren Vater — das Herrenzimmer wieder verlassen, in welchem ihre Anwesenheit störte.

Pipin, Natz, Mirbl und besonders Genserich besprachen, auf welche Weise der eben erfolgte Zusammenstoß gemildert und etwaige unliebsame Folgen vermieden werden könnten. Sie wollten zunächst dem Verletzten gut freundschaftlich entgegenkommen, vor allem sollte Kautschuk, der das Mißverständnis verschuldet

hatte, zu einem frater peccavi veranlaßt werden; hierauf drang besonders Genserich mit seiner Kommandeurstimme. Der Abend sollte übrigens nicht auf dem Balle, sondern in der Pastorei zugebracht werden, wo der Jahrgang 1849 in gemütlicher Zurückgezogenheit den Friedensschluß bei einem Glase Punsch zu feiern gedachte.

Wie beruhigend würden diese besorgten Gesichter, ihr eifriges Hinund-herverhandeln auf den „blassen Heinrich“ gewirkt haben! Und wenn ihm gar dazu eine schutzgeistartige Gestalt genaht wäre, ihn mit der Hand berührt hätte — Barbara als liebliche Friedensbotin ihm zur Seite getreten wäre! Wenn sie die Gefühle ihm kundgegeben hätte, die sie in der Fülle ihres begeisterungsfähigen Herzens zu ihm hegte, der ihr wie ein entrückter Heros der Beredsamkeit und Humanität erschien! Eilt ihm nach, er hat Zuspruch nötig in seiner Vereinsamung in der fremden Winkelgasse der einstigen Heimat! Aber der „blasse Heinrich“ blieb allein. Er stand am Ende der Neubauten vor dem Stadtgraben, und dahinter lag die durch den Mondschein erhellte Landschaft in welcher er sich nicht zurechtzufinden vermochte.

Heda, Alterchen! rief er ein die Stufen zu dem Eckhause hinauftappendes Männlein an, wo bin ich denn eigentlich hier?

Na, am Stadtgraben! gurgelte der Pfahlbürger.

Richtig, sagte der Fremde, und hier ist die Pfennigbrücke. Wo aber ist drüben der Eichendamm und hüben der Auenweg, und hier rechts, was ist das für eine Baumpflanzung?

Baumpflanzung? wiederholte der Alte, das ist ja der neue Stadtpark.

Stadtpark? Hier muß doch der breite Turnplatz sein.

Hat sich was, das war vor dreißig Jahren!

Soso! nun, das muß einem doch gesagt werden, Väterchen! Nur nichts für ungut!

Garnichts für ungut, kam es aus dem Murrkopf freundlicher heraus, jetzt ist hier die Gasanstalt und das Fabrikviertel, dort drüben an Stelle des Eichendammes die Eisenbahn. Dann plapperte er weiter: Turnplatz? ja ja, war just breit genug für die zweihundert Studenter, jetzt zieht sich das schmale Land am Ufer bis zu den Arkaden.

Danke für Auskunft! Jetzt finde ich mich schon zurecht. Hier komme ich doch gleich zu den vier Ulmen mit der Säule?

Ach was! längst weggeputzt, murrte das Männlein; das sah zu plump und zerrauft aus, jetzt stehen die Rosenbukettter dort.

So sind wohl auch die Arkaden umgerissen? fuhr der „blasse Heinrich“ auf.

Bewahre, belehrte ihn der Einheimische; das ist königlich, das steht fest. Nur das Städtische haben sie rattenkahl gemacht. Aber, wertester Herr, fuhr er fort, sind wohl gar der S. Heinrich? (er nannte den Familiennamen). Die Stimme, fügte er weinerlich hinzu, kommt mir so bekannt vor.

Der „blasse Heinrich“ hielt den alten, mit den Händen herumfachirenden Mann an und betrachtete ihn näher. Ja freilich, Alter, bin ichs, und Ihr seid der Holfert aus der Kapuzinergasse, der Wirt Pipins?

Justement, sagte der Alte und gab nun weiter auf Befragen Bescheid, daß es ihm schlecht und recht gehe, und er vom Rathause vierundzwanzig Thaler Pension beziehe, und als ihm der „blasse Heinrich“ ein silbernes Fünfmarkstück reichte, griff er gierig darnach und beteuerte: Dies Schaustück lasse ich mir aufs Herz legen, wenn ich tot bin, denn es kommt von dem Allerbesten aus unsrer ganzen Schule, von dem die ganze Stadt heute fabulirt, wie er die Rede so schön gehalten über allen den Aufgeputzten.

Er wollte noch so fortplappern, aber der „blasse Heinrich“ sagte: Genug für heute, wir kommen alle morgen zu Euch, Meister Holfert, die ganze Kameradschaft von ehedem, ich sag's dem Pipin, wo Ihr wohnt. Oder nein, unterbrach er sich selbst, — denn er war im Augenblicke ganz außerhalb der veränderten Sachentwicklung, — geht nur morgen früh in die „Krone,“ und fragt nach dem Herrn Hoftheaterregisseur. Werdet Ihr's Euch merken?

Merken! wiederholte das Männlein.

Und fragt auch nach seiner Tochter Barbara!

Barbara! wiederholte jener.

Merkt Euch nur die Namen, Meister! Ihr werdet eine freundliche Aufnahme finden und ein gutes Stück Geld bekommen.

Geld bekommen! hallte es wieder aus dem alten Gerüste nach.

Nun, sagt mir noch, Meister, ob denn auch mein ehemaliger Wirt noch vorhanden ist, der Schiefwurz?

Der Schiefwurz? fragte Meister Holfert und sann nach.

Erinnert Euch doch, Alter! Lebt der Schiefwurz noch?

Ach nein, gnädiger Herr, kam es mit Wisperstimme aus dem Männlein heraus (während er oft das Silberstück vor die Augen führte): Der Schiefwurz liegt schon über die dreiundzwanzig Jahre begraben.

So gehabt Euch wohl, Meister! Kommt nur, ich führe Euch die Stufen hinauf.

Er geleitete ihn bis an die Thürschwelle, dort schüttelte er ihm die Hand zum Abschiede. Im Weitergehen dachte er: Ich werde hier nicht viele mehr antreffen, muß morgen früh auf dem Kirchhofe einmal nachsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Presse und Publikum. In Wien ist ein Strike in Szene gesetzt worden, der auf die Art, wie die dortige Presse in ihrer Mehrzahl ihren Beruf auffaßt, ein bezeichnendes Licht wirft. Der bekannte Abgeordnete Schönerer führte, wie es

scheint in seiner eigentümlichen grobkörnigen Manier, darüber Klage, daß Zeitungsreporter sich in diejenigen Lokalitäten im Parlamentshause eindrängten, welche nur für die Abgeordneten bestimmt sind, und drohte, falls dem Mißbrauche nicht gesteuert werde, mit Selbsthilfe. Daraufhin verfügte der Präsident des Abgeordnetenhauses das Erforderliche, und zur Strafe bringen die meisten Zeitungen keine Sitzungsberichte mehr! Einige fühlen wenigstens, daß sie damit eine ihren Abonnenten gegenüber übernommene Pflicht verletzen, und wollen diese glauben machen, daß die Berichterstattung unmöglich gemacht worden sei. Hier liest man, auf der Galerie erfahre der Reporter nicht genug, er müsse sich von Mitgliedern des Hauses über die „Vorgänge" in demselben unterrichten lassen; dort heißt es, auf der Galerie höre man überhaupt nichts u. s. w. Nun ist zwar thatsächlich der Hansensche „Prachtbau" im äußersten Grade unakustisch, und der Platz der Journalisten mag in dieser Beziehung besonders schlecht beschaffen sein: aber von den Gängen und Konferenzzimmern aus werden sie doch noch weniger die Reden vernehmen! Zum Ueberfluß wird den Blättern ein nach stenographischen Aufzeichnungen gearbeiteter Sitzungsbericht geliefert, sodaß sie im Grunde garnicht nötig hätten, Reporter in das Haus zu schicken. Und man sollte glauben, daß jedes Organ von den Abgeordneten seiner Partei mit Mitteilungen über die parlamentarischen Vorgänge, welche sich nicht öffentlich abspielen, werde versorgt werden. Die Ausreden über den Wegfall der Sitzungsberichte sind genau so stichhaltig, als wenn der Theaterreferent behaupten wollte, er könne eine Aufführung nicht besprechen, weil ihm nicht erlaubt werde, sich hinter den Coulissen aufzuhalten; das Publikum wird dafür gestraft, daß die Abgeordneten gegen die Zudringlichkeit der penny-a-liner geschützt werden sollen! Es wird nun darauf ankommen, ob die Parlamentarier es länger aushalten, in den Zeitungen nicht genannt zu werden, oder die Leser, den Parlamentsbericht zu entbehren.

Römische Toleranz. Nach Zeitungsmitteilungen ist am ersten und zweiten Sonntage nach Epiphanias in allen katholischen Kirchen Badens ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Freiburg verlesen worden, in welchem hinsichtlich der Stellung der katholischen Kirche zu den gemischten Ehen den Gläubigen folgendes zur Nachachtung eröffnet wird: „Die katholische Kirche besteht darauf, daß gemischte Ehen ihrer Angehörigen nicht nur nach katholischer Vorschrift allein eingegangen werden, sondern daß auch dem katholischen Teil die ungehinderte Ausübung seiner Religion bestimmt zugesagt und die Taufe und Erziehung sämtlicher Kinder in dem römisch-katholischen Glauben zugesichert werde. Darauf zu verzichten, wäre nicht Liebe und Duldung, sondern Verrat an der Wahrheit, die nur eine sein kann. Das hieße den Irrtum der Wahrheit gleichstellen und zugeben, daß Katholiken in ihren Kindern vom katholischen Glauben abfallen. Ueberaus groß ist aber die Verblendung und Sünde jener Katholiken, welche gegen Gottes und der Kirche Gebot vor dem Diener einer andern Religion (!) eine Ehe einzugehen versuchen (!), den Segen der Kirche und den giltigen Empfang des Sakraments verschmähen (!) und zum voraus schon leichtsinnig und gewissenlos auf die katholische Kindererziehung verzichten. Solche Katholiken schließen sich damit von den Segnungen der Kirche aus und können auch zu den übrigen Sakramenten nicht zugelassen werden, bis sie ihr schweres Vergehen wahrhaft bereuen und dessen Folgen, soweit sie es vermögen, wieder gut machen u. s. w."

Dieser neueste erzbischöfliche Hirtenbrief ist wieder einmal ein Dokument echt römischer „Duldung." Die Wahrheit ist nur eine, und sie ist natürlich nur auf

der römischen Seite zu finden. Nicht nur gegen die Kirche, nein, auch gegen Gottes Gebot ist es, wenn ein Katholik vor dem Diener einer andern Religion (!) eine Ehe einzugehen den Versuch macht. Und es zeugt von Leichtsinn und Gewissenlosigkeit, wenn auf die katholische Kindererziehung, d. h. in diesem Zusammenhange auf die Taufe und Erziehung der sämtlichen Kinder aus einer gemischten Ehe in dem römisch-katholischen Glauben Verzicht geleistet wird.

Damit ist sehr unzweideutig ausgesprochen: Auf einen Kompromiß und Friedensschluß mit der evangelischen Kirche — sie ist es die, in dem Hirtenbriefe als „andre Religion" bezeichnet wird — lassen wir uns unter keinen Umständen ein.

Nun, wenn die römische Kirche auf diesem wichtigen Grenzgebiete jedweden Einigungsversuch und Vorschlag von sich weist, so bleibt eben auch dem friedensbedürftigen Protestanten nichts weiter übrig, als dem Willen der römischen Kurie und der Bischöfe auch den seinigen fest und bestimmt entgegenzustellen und mit allen sittlich erlaubten Mitteln dahin zu wirken, daß, wenn einmal eine gemischte Ehe eingegangen ist, entweder sämtliche Kinder aus einer solchen der evangelisch-protestantischen Kirche gewonnen oder doch ein Teil — mit Rücksicht je auf die Konfession von Vater oder Mutter — derselben erhalten werde. Auch auf diesem Gebiete gilt leider das Wort: Si vis pacem, para bellum! Wer nur auf Krieg und fortgesetzte Zwietracht sinnt, der darf sich nicht wundern, wenn man ihm mit der Hand an der Schwertscheide gegenübersteht. Die evangelische Kirche wird sich trotzdem den Ruhm nicht nehmen lassen, daß sie nicht nur weiß, was wahre Toleranz ist, sondern sie auch gern bethätigt.

Hinsichtlich der „Duldung" bleibt sich übrigens Rom stets gleich. Als wir die Ausführungen des Freiburger Erzbischofs lasen, traten uns die Zeilen ins Gedächtnis, welche ein katholischer Geistlicher aus dem Regierungsbezirk Trier wegen einer gemischten Ehe im Anfang des Jahres 1870 an den Schreiber dieses gerichtet. „Wenn es — so hieß es dort wörtlich — nur eine wahre Kirche Christi giebt, woran kein vernünftiger Mensch zweifelt (denn Christus, das unsichtbare Haupt der Kirche, kann ja nicht verschiedne Leiber haben, er wäre dann ein Ungeheuer) (sic), dann kann auch nur eine Kirche die alleinseligmachende sein. Nun sind wir Katholiken aber fest überzeugt, daß wir uns in der einzig wahren Kirche Christi befinden. Folglich müssen wir überzeugt sein, daß sie die alleinseligmachende Kirche ist und daß außer ihr kein Heil; sie kann es nicht dulden, wenn in unsrer Zeit alle christlichen Religionen für gleichberechtigt ausgegeben werden. Welch ein Unsinn würde daraus folgen!"

Literatur.

Geschichte Schlesiens von Dr. C. Grünhagen, königl. Archivrat und Professor an der Universität Breslau. Erster Band: Bis zum Eintritt der habsburgischen Herrschaft 1527. Mit einem Bändchen Quellennachweisungen. Gotha, Perthes, 1884.

Durch das Erscheinen dieses neuesten Werkes des rühmlichst bekannten Autors wird ein in weitesten Kreisen längst und tief empfundener Mangel endgiltig gehoben. Ein einheitliches Gesamtbild der Vergangenheit dieser unsrer schönsten und so wichtigen Ostprovinz von der ältesten bis zur Neuzeit, eine bezüglich der Erforschung und Darstellung heutigen Anforderungen wirklich entsprechende Landesgeschichte, wie sie uns Grünhagen, zunächst für die ältere Periode, in dem vorliegenden ersten Bande darbietet und in einem voraussichtlich bald folgenden zweiten Teile fortzusetzen und zu beenden verspricht, ward bisher schmerzlichst vermißt.

Das seiner Zeit von Stenzel, dem Altmeister der schlesischen Geschichte, gleichsam als Schlußarbeit seines Lebens unternommene gleichartige Werk ist bekanntlich nur bis zum Jahre 1355 gediehen, die Weiterführung desselben hat der Tod des großen Gelehrten († 1854) verhindert. Nach vollen drei Dezennien mithin hat Grünhagen, der Nachfolger Stenzels in der Leitung des Breslauer Staatsarchivs und der langjährige Vorstand des wohl unbestritten regsamsten und produktivsten Provinzial-Geschichtsvereins der Gegenwart, den alten Plan von neuem aufgenommen. Sicher war hierzu niemand berufener als er. Wie überaus schwierig auch die Aufgabe, eine Geschichte Schlesiens zu schreiben, war, gegenwärtig kam und kommt hierbei dem Neubearbeiter derselben die große Fülle der inzwischen veröffentlichten einschlägigen Quellenwerke und Spezialforschungen, welche ihre Entstehung zum weitaus größten Teile dem genannten Vereine und dessen Mitgliedern verdanken, außerordentlich zu statten.

Die Darstellung des in dem vorliegenden ersten Bande Gegebenen ist, den obwaltenden Bedingungen entsprechend, knapp, aber klar, fesselnd und sichtlich von hingebendster Zuneigung des Verfassers zu seinem speziellen Heimatslande erfüllt. Von dem reichen Inhalte selbst dürften namentlich diejenigen Abschnitte des Buches das besondre Interesse auch außerschlesischer Kreise erregen, welche die frühzeitige Germanisirung Schlesiens und die mannhafte Behauptung des Deutschtums gegen die slavischen Stämme, ferner die Leidensperiode der Hussitenkämpfe und in dritter Linie die kulturhistorischen Zustände des Landes (als Rückblick aufs Ganze) behandeln. Dem eigentlichen Texte, dem ein sorgfältiges Register beigegeben ist, stehen die Quellennachweisungen und kritische Anmerkungen als selbständiger Anhang gegenüber. Die Ausstattung des Werkes ist, wie dies von der Perthesschen Verlagsbuchhandlung nicht anders zu erwarten, vortrefflich. Schließlich mag die Mitteilung nicht unterlassen sein, daß Grünhagens Werk einen Teil der von dem genannten Verlage unternommenen Sammlung deutscher Landesgeschichten bildet.

Königin Luise. Vaterländische Romanzen von Gustav Weck. Paderborn, Schöningh, 1884.

Die holde Gestalt der Königin Luise und ihr tragisches Schicksal zu verherrlichen, darf gewiß als ein glücklicher Vorwurf für einen patriotischen Dichter bezeichnet werden, vorausgesetzt, daß der Dichter ebenso stark als Künstler wie als Patriot ist; der Stoff ist des höchsten Aufwandes von Kunst würdig genug. In den obigen Romanzen berührt uns die begeisterte Vaterlandsliebe allerdings sympathisch, nur daß es eben selten wirkliche Romanzen sind, sondern zumeist sentimental moralisirende, in nicht eben tiefsinnigen Reflexionen einherschreitende Verse. Eine gewisse Gewandtheit in der Form, eine äußerliche Kunst der Sprache soll nicht verkannt werden. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Autor, vor lauter Enthusiasmus für seine Heldin, ihre eignen Briefe mit möglichster Treue in seine gereimten Verse übertragen zu müssen glaubt, und sich dadurch selbst das Zeugnis ausstellt, daß er keine Ahnung von der Aufgabe des Dichters im Unterschiede vom Historiker hat? In Reime gesetzte Anekdoten geben noch kein Kunstwerk, und dem unverdorbenen Leser ist die reine Wirklichkeit unendlich viel poetischer als solche Versifikation. Besser gelungen ist die Romanze „Bayard-Blücher" (S. 61); einige Stimmung herrscht in der Romanze (S. 47) „Beim alten Fritz"; hübsch ist auch „Eine preußische Weihnacht (S. 25). Bilde, Künstler, rede nicht — an diesen Grundsatz aller Kunst möge sich der Autor halten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Kirchliches aus Würtemberg.

rgend jemand hat einmal den Ausdruck gebraucht, Würtemberg sei die protestantische Vendee. In der That ist die hierin enthaltene Charakteristik für mehrere Jahrhunderte unsrer Landesgeschichte durchaus zutreffend. Seit den Tagen, wo Herzog Ulrich nach dem Siege bei Lauffen 1534 sein Land in einer Weise protestantisirte, die so wenig den Beifall des Herrn Johannes Janssen gefunden hat, ist das Land über zweihundertundfünfzig Jahre so gut wie rein evangelisch gewesen; die Stiftung Herzog Christophs, das „höhere evangelische Seminar" in Tübingen, kurzweg das „Stift" genannt, lieferte dem Lande und der deutschen Wissenschaft eine Reihe hervorragender Zierden und machte Würtemberg zu einem bevorzugten Sitze protestantischer Gesinnung und oft auch antipäpstlicher Polemik. Erst die rasch aufeinander folgenden und verhältnismäßig außerordentlich umfangreichen Gebietserwerbungen, welche der schnell vom Herzogtum zum Königreich aufsteigende Staat in den napoleonischen Zeiten gemacht hat, führten ihm am obern Neckar, an der Tauber und Jagst und zwischen Donau und Bodensee eine Reihe katholischer Städte und Dörfer zu, wodurch der vorher religiös ausschließliche Staat zu einem paritätischen wurde; heutzutage zählt er etwa 1300000 Protestanten und 600000 Katholiken, sodaß die letzteren ein schwaches Drittel der Bevölkerung bilden.

Aus jener rein protestantischen Zeit schreibt sich nun die Gewohnheit her, vermöge deren man in Würtemberg die politische und die kirchliche Gemeinde als identisch betrachtet, und ein Ausdruck dieser ursprünglich durchaus die Sache treffenden Ansicht war es, wenn man auch die Verwaltung des kirchlichen Vermögens der Gemeinde im wesentlichen der weltlichen Vertretung der Gemeinde

übertrug. Des nähern geschah dies so, daß man zu den Gemeinderäten und dem Ortsvorsteher (Schultheißen) die oder den Geistlichen hinzufügte und so aus dem weltlichen Gemeinderate den kirchlichen Stiftungsrat bildete, welcher die kirchlichen Gelder (auf dem Lande der „Heilige“ genannt) verwaltete.

Diese Ordnung hatte nun freilich ihre unleugbaren Schattenseiten. Es liegt auf der Hand, daß bei den Gemeindewahlen nicht religiöse, sondern politische oder kommunale Gesichtspunkte den Ausschlag geben, daß die Wähler mehr daran denken, daß sie den Gemeinderat zusammenzusetzen im Begriff sind, als den Stiftungsrat. Ferner kommen wohl in allen größeren Orten natürlich auch Vertreter der in der Minderheit befindlichen Konfession in den Gemeinderat, und so verfügen oft genug Katholiken mit über protestantische Gelder und Protestanten mit über katholische; in vereinzelten Fällen können so auch Juden in die Lage kommen, über die Mittel der christlichen Gemeinschaften mit zu bestimmen. Endlich aber ist es wohl ziemlich naheliegend, daß die Gemeinderäte allemal, wenn die Gemeinde eine kostspielige Aufgabe zu lösen hat und der „Heilige“ über eine wohlgespickte Börse verfügt, der Versuchung unterliegen, sich zu fragen: Hat die betreffende Sache nicht von weitem einen Zusammenhang mit der Kirche, sodaß man den „Heiligen“ für sie in Anspruch nehmen kann? Diese Frage wurde oft genug auch dann bejaht, wenn sie schlechtweg zu verneinen gewesen wäre, und so ist von der Regierung aktenmäßig nachgewiesen worden, daß mit kirchlichen Geldern die Kosten für Feuerspritzen, für Monturen von Polizeidienern, für Hebammen, für Vereinsfahnen und dergleichen bestritten worden sind. In einem Dorfe auf der schwäbischen Alb war die Kirche in baufälligem Zustande; aber statt sie herzustellen, entnahm man dem Kirchenfonds zehntausend Mark für die Herstellung — einer Wasserleitung, die freilich in das System der großartigen Albwasserversorgung gehört, aber doch zur evangelischen Kirche gewiß in einem noch entfernteren Verhältnis steht als der geistig avancirteste Universitätsprofessor zum Affen.

Schon lange hatte man in kirchlichen Kreisen diese Übelstände schwer und schmerzlich empfunden; die kirchlichen Stiftungen liefen vielfach Gefahr, zu kommunalen Zwecken aufgezehrt zu werden; dem katholischen Bischof von Rottenburg stand überdies ein verfassungsmäßiger Anspruch auf die Oberleitung der katholischen Stiftungen zu, der in langen Jahren nicht zu gesetzlicher Feststellung gekommen war. Alle diese Gründe bewogen die Regierung, den Ständen zwei Gesetzesvorlagen zu unterbreiten, welche für beide christliche Kirchen die Anordnung trafen, daß besondre Kirchengemeinderäte für die Verwaltung des Kirchenvermögens gebildet werden und die Ortsvorsteher diesen kirchlichen Kollegien nicht ohne weiteres angehören sollten, um deren Selbständigkeit von der politischen Gemeinde möglichst zu sichern; im Notfall sollte von der evangelischen Kirche auch eine Kirchensteuer erhoben werden dürfen. Man konnte anfänglich annehmen, daß diese Vorlagen, welche in der Kommission der Abgeordnetenkammer

sorgfältig vorberaten und im Grundsatz angenommen worden waren, auch im Plenum Annahme finden würden; aber es geschah das Gegenteil. Der katholische Entwurf würde zwar ohne Zweifel durchgegangen sein, wenn er nicht als unlöslich mit dem evangelischen angesehen worden wäre; die protestantische Mehrheit der Kammer hätte, da in Würtemberg ja voller konfessioneller Friede herrscht, gern der katholischen Minderheit einen von derselben sehnlich gewünschten Zustand bewilligt. Aber der protestantische Entwurf fand viele Gegner, und so wurde am 22. Dezember mit 48 gegen 19 Stimmen und 21 Enthaltungen der katholischen Abgeordneten das Eingehen auf beide Entwürfe von der Kammer abgelehnt.

Woher kam dies? Wie konnte ein Gesetz fallen, das doch einem unleugbar ungerechten Zustande abhelfen sollte?

Die Antwort ist eine doppelte. Erstlich erhoben sich gegen die beantragte Neuordnung alle die, welche überhaupt am Alten hangen, und deren Zahl ist ja immer und überall groß. Dann setzten sich auch diejenigen zur Wehre, welche den seitherigen Stand der Dinge deshalb nicht aufgeben wollen, weil er für die Gemeinden bequem und nützlich war; man hatte so oft schon mit dem Gelde des „Heiligen" so schöne Dinge möglich gemacht, man wollte sich dies auch fernerhin nicht versagen, man wollte nicht „depossedirt werden." Zweitens aber bekam der Entwurf auch von kirchlichen Gesichtspunkten aus Feuer von rechts und links. Die streng kirchliche Partei und die Liberalen reichten sich die Hand zum gemeinsamen Ansturm. Dies kam daher, daß der Entwurf ausdrücklich als Fortsetzung früherer gesetzgeberischer Akte auf kirchlichem Gebiete auftrat, daß er die Organisation der evangelischen Kirche weiter entwickeln wollte, und die Motive es aussprachen, daß die 1867 vom König als summus episcopus eingeführte protestantische Synode zu einer staatlichen Beanstandung keinen Anlaß biete; die Synode als Schlußstein des ganzen neuen Zustandes wurde damit staatlich anerkannt. Diese Synode aber, so streng orthodox sie sich benommen hatte, war aus einem Wahlverfahren erwachsen, das nach modernem Konstitutionalismus schmeckte; davon wollten aber alle streng Lutherischen nichts wissen. Und dann verfolgt man auf dieser Seite das Ziel, die politische Gemeinde nicht von der religiösen zu trennen, sondern letztere durch die erstere wie mit einem Sauerteige zu durchdringen und alles unter den Einfluß der Religion zu stellen, nicht aber letzterer ein gesondertes Gebiet abseits von der Welt anzuweisen. Ein merkwürdiger Standpunkt vielleicht, daß man trotz kirchlichster Gesinnung ein Stück kirchlicher Selbstverwaltung abzulehnen sich entschließt; aber ohne Frage ist es doch verständlich und konsequent in sich selbst; seine Anhänger gaben zu erkennen, daß sie die politischen Gemeinden für das religiöse Leben in ihrem Sinne nach zu erobern hofften, und warfen sozusagen die Fahne ins feindliche Lager, um die Soldaten zum Sturm anzufeuern.

Aber noch schwerer wog die Gegnerschaft von links, als dessen hauptsächlichster Wortführer der frühere Kultusminister Rümelin, seit 1868 Kanzler der

Landesuniversität Tübingen, auftrat. Vor bald fünfundzwanzig Jahren ist der geistvolle, als Philosoph und Statistiker mit Recht überall berühmte und angesehene Mann über dem Konkordat zu Falle gekommen, gegen das sich das protestantische Gefühl mit Macht empört hatte; nach so langer Frist trat er wieder in einer kirchlichen Debatte im Vorderkampfe auf, und sofort erhielt der ganze Streit eine Wendung, welche ihm eine Bedeutung über die würtembergischen Grenzpfähle hinaus sichert. Rümelin sprach sich mit aller Schärfe gegen den Entwurf aus, weil er dahin führe, daß die Synode, welche bis jetzt bloß auf königlicher Verordnung beruhe und durch eine solche auch wieder aufgehoben werden könne, staatlich anerkannt werden würde; denn indem der Kirchenvertretung das Recht gewährt würde, kirchliche Anlagen zu beschließen, würde sie auch staatlich als bestehend hingenommen. Zu diesem Schritte aber könne er sich nicht verstehen, weil die Synode nicht bloß unnötig, sondern auch positiv schädlich sei. Unnötig sei sie, insofern sie gar keinen dauernden Stoff zur Beratung besitze; denn kirchliche Gesetze seien nur selten notwendig, und über andre Dinge entschieden besser andre Körperschaften; so über Gesangbücher, Choralbücher u. s. w., zu deren zweckmäßiger Fassung einige sachverständige Männer, nicht aber eine Synode von etlichen sechzig Köpfen berufen sei. Positiv schädlich aber sei die Synode, weil jeder, der in sie eintritt, sich auf das „Bekenntnis der evangelischen Kirche" verpflichten müsse; und unter diesem Bekenntnis seien ohne Zweifel die Lehrsätze der symbolischen Bücher des sechzehnten Jahrhunderts verstanden, zu welchen die Zeitübung und die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts in schroffem Gegensatze stünden. Eine große Zahl von Männern, die nichts weniger sein wollten als Gegner ihrer Kirche, die wie er, der Redner, es sich selbst zum höchsten Gewinn schätzten, der evangelischen Kirche Deutschlands anzugehören, und ihr den Besitz ihrer geistigen Güter zu verdanken glaubten, werde durch diese Eidesformel thatsächlich aus der Synode ausgeschlossen; sie fühlten sich dem überlieferten Kultus der Kirche entfremdet, weil sie mit den Akten desselben den von der Kirche geforderten Sinn nicht zu verbinden vermöchten; und obwohl sie Protestanten sein und bleiben wollten, müßten sie sich doch zur Zeit der Kirche äußerlich fern halten. Daraus folge, daß die dringlichste Aufgabe der Gegenwart die sei, Theologie und Wissenschaft wieder in Fühlung mit einander zu bringen und Glauben und Wissen unter einander auszugleichen. Diesen so nötigen Prozeß der leisen, allmählichen Umbildung des Dogmas im Zusammenhang mit der Wissenschaft störe die Synode, sie mache jede Änderung vom orthodoxen Gesichtspunkte abhängig. Deshalb stimme er, obwohl er ein abgesagter Feind aller materialistischen Weltanschauung, alles Unglaubens, alles Wissenshochmuts sei, gegen den Entwurf, welcher in § 57 eine ganze Reihe von Artikeln der Synodalordnung staatlich so festlegen wolle, daß der König ohne ständische Verabschiedung nichts von derselben zurücknehmen könnte.

Die Worte des Kanzlers machten tiefen Eindruck in der Kammer, und alle die warmen und eindringlichen Worte, welche namentlich vom Ministertisch, von dem Referenten Freiherrn Wilhelm von Gemmingen und von dem Generalsuperintendenten von Hall, dem Prälaten Beck, für den Entwurf gesprochen wurden, konnten ihn nicht retten. Beck fragte den Kanzler, ob denn irgendeine Religionsgenossenschaft ohne Dogmen bestehen könne, ob nicht selbst der krasseste Unglaube seine Dogmen habe? ob irgendeine Gemeinschaft ohne Bekenntnis und ohne alle Zuchtmittel ihren Gliedern gegenüber denkbar sei, und ob die Synodalordnung nicht gerade in der Kirchenzucht äußerst gemäßigt und vorsichtig sei? Er berief sich auf die Geschichte und ihre Erfahrungen, auf Rümelins Ansichten als Minister, auf das gute Recht der evangelischen Kirche auf Autonomie und Selbstverwaltung; er sprach Stunden lang, so glänzend, so durchdacht, so fein, daß selbst das Organ der Demokratie ihm volle Anerkennung zollte. Am Ende wurde, wie gesagt, der Antrag des Kanzlers angenommen und der Regierung nur anheimgegeben, durch besondres Gesetz die Ausscheidung des Kirchenvermögens da zu ermöglichen, wo sie von einer Gemeinde gefordert werde. Der erste Versuch, die Trennung der Kirche vom Staate an einem einzelnen, besonders dringlichen Punkte zu vollziehen, ist damit in Würtemberg gescheitert, und deshalb wird der 22. Dezember 1884 ein Tag von lange nachwirkender Bedeutung bleiben.



Die Stellung der Polizei im Strafverfahren.

Von Otto Gerland.



Robert von Mohl, dessen Klassizität als Zeuge in dem vorliegenden Thema niemand bezweifeln wird, sagt einmal: „Ohne unmittelbare Stütze und Hilfe der Rechtspflege kann der Bürger möglicherweise sein ganzes Leben ruhig hinbringen, nicht aber eine Stunde ohne sichtbare Einwirkung der Polizei.“*) In dieser ihrer überall eingreifenden Thätigkeit mag der Grund dafür liegen, daß die Polizei so zahlreichen Mißdeutungen ausgesetzt ist; denn natürlich wird der, dem eine polizeiliche Verfügung zugeht, nicht leicht glauben, daß er sich eine Versäumnis habe zu Schulden kommen lassen, oder daß er gerade verpflichtet sei, den oft mit nicht unerheblichen Kosten oder Mühseligkeiten verbundenen Verfügungen

*) Polizei-Wissenschaft. 3. Auflage. Band 1, S. 9, Anmerkung 4.

nachzukommen. Dies Mißtrauen mag dadurch noch verstärkt werden, daß die Polizei ihre Verfügungen bisher regelmäßig ohne vorhergehendes kontradiktorisches oder gar öffentliches Verfahren ergehen ließ, sodaß die Beteiligten über die Entstehung einer solchen Verfügung oft im Dunkeln waren, weshalb man nicht selten hören konnte: Wer weiß, wie die Verfügung entstanden ist! Und da auch die Entscheidungen der Beschwerdeinstanz in gleicher Weise erfolgten, so übertrug sich dies Mißtrauen naturgemäß auch auf diese. Als ein einziges, aber wohl recht bezeichnendes Beispiel, wie weit dies Aburteilen über die Polizei ging, mag eine Stelle aus Adolf Stahrs Lebensbeschreibung des Kaisers Tiberius dienen, wo Stahr bei der Schilderung des vortrefflichen Charakters des Stadtpräfekten L. Piso und seiner wackern Amtsführung ohne allen Zusammenhang ausrufen zu müssen glaubt: „Wie sticht gegen solche Charakteristik das Gebahen unsrer modernen Hinckeldeys ab!“ Nach den Erfahrungen Gneists*) hat sich in Preußen infolge der neueren Verwaltungsgesetze in wunderbarem Kontraste mit den Zuständen von 1850 bis 1858 „das Vertrauen auf die Gesetzmäßigkeit der Verwaltung wiederhergestellt,“ und wir dürfen daher annehmen, daß eine gleiche angenehme Wahrnehmung in den übrigen deutschen Ländern, welche gleiche Systeme durchgeführt haben, gemacht worden ist, und in den preußischen Provinzen, in welchen diese Gesetzgebung eingeführt werden wird, mit dieser Einführung ebenfalls gemacht werden wird. Wunderbar aber erscheint es im Gegensatze dazu, welches großartige Mißtrauen den Verwaltungsbehörden und insbesondre den dabei am meisten in Betracht kommenden Polizeibehörden im engern Sinne des Wortes in der großen Justizgesetzgebung, welche am 1. Oktober 1879 ins Leben trat, entgegengebracht wird. Es hat dies zu ganz schiefen und unhaltbaren Zuständen bezüglich der Stellung der Polizei im Strafverfahren geführt. Auf den folgenden Blättern sollen einige Punkte in dieser Richtung beleuchtet werden. Bei allen diesen Punkten wird sich zeigen, daß die Gesetzgebung die Polizeibehörden nicht als ein ebenbürtiges Glied des Staatsorganismus, sondern als ein der speziellen Aufsicht durch andre Behörden bedürftiges Institut betrachtet. „Durch die ganze einschlagende Gesetzgebung der neueren Zeit, klagt das Berliner Polizeipräsidium,**) zieht sich wie ein roter Faden eine gewisse Besorgnis vor möglichen Willkürlichkeiten der Polizei und das Streben, jede polizeiliche Thätigkeit mit Vorsichtsmaßregeln zu umgeben, die das Publikum vor dieser vermeinten Willkür schützen sollen. Leider wird mit dieser übergroßen Vorsorge auch die Thätigkeit der Polizei gelähmt, ihr Ansehen untergraben und gerade das bei ihr verhindert, was man an der englischen Polizei so lobt und als musterhaft anerkennt, jenes Ansehen, jene

*) Das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen. Berlin, 1883. 1. Teil, S. 420.

**) Verwaltungsbericht des königlichen Polizeipräsidiums von Berlin für die Jahre 1871 bis 1880. Berlin, 1882. S. 29.

amtliche Würde, mit der der Konstabler dem Publikum entgegentritt und ihm gegenübersteht."

Drei Punkte mögen hier speziell erörtert werden: 1. Die Stellung der Polizei im Ermittlungsverfahren, 2. die Vertretung der polizeilichen Interessen vor Gericht, namentlich nach vorausgegangener polizeilicher Strafverfügung, und 3. die richterliche Prüfung von Polizeiverordnungen.

1. Ganz mit Recht legt die „Begründung" des dem Reichstage vorgelegten Entwurfs eines Gerichtsverfassungsgesetzes (zu Paragraph 123 des Entwurfs) einen entscheidenden Wert darauf, auch „ohne gerichtliches Verfahren die Grundlosigkeit einer Denunziation oder eines angeregten Verdachtes zu erkennen und also ergebnislose Untersuchungen zu vermeiden." Es ist nun die Frage, auf welchem Wege man dies Ziel am besten erreicht. Selbstverständlich muß in allen Fällen das Ermittlungsverfahren in der von der Staatsanwaltschaft angegebenen Richtung — im allgemeinen und im speziellen — geführt werden, oder, um mit der „Begründung" zu reden, es ist unzweifelhaft, daß der Staatsanwaltschaft als „derjenigen Behörde, welcher die Verantwortlichkeit für die Verfolgung strafbarer Handlungen zugewiesen ist, notwendig auch die Organe zu Dienste stehen müssen, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe bedarf."

Man kann nun das Ermittlungsverfahren den Gerichten überlassen, man kann es den Polizeibehörden übertragen, man kann auch, dem von Robert von Mohl in seinem Lehrbuch der Polizeiwissenschaft entwickelten System folgend, dafür eine eigne Behörde der Präventivjustiz oder gerichtlichen Polizei schaffen. Das erste System, auf welches wir weiter unten noch zurückkommen werden, war bei Erlaß der Justizgesetze nirgends mehr in Übung, sämtliche damals giltigen Strafprozeßordnungen kannten nur ein polizeiliches Ermittlungsverfahren. Ein solches wird nun theoretisch am richtigsten nach dem Mohlschen System eingerichtet, da nach diesem der für die Ermittlung der Gesetzesübertretungen verantwortlichen Staatsanwaltschaft auch das Ermittlungsverfahren vollständig überlassen wird, sodaß dann das Ermittlungsverfahren als eine Justizsache auch nur in den Händen von Justizbehörden unter Ausschluß aller Verwaltungsbehörden liegt. So theoretisch richtig aber dieser Gedanke auch ist, so wenig ist er praktisch durchführbar; denn bei ganz konsequenter Durchführung desselben muß auch die Sicherheitspolizei unter die Staatsanwaltschaft gestellt werden, wodurch diese mit einer Menge von Dingen belastet wird, welche mit ihrer eigentlichen Thätigkeit nichts gemein haben, vielmehr wiederum in das Gebiet der Verwaltung übergreifen. Will man aber die Gerichts- und die Sicherheitspolizei trennen und unter verschiedne Behörden stellen, so erhält man — neben einer ganz bedeutenden Belastung des Staatsbudgets — zwei konkurrirende Arten von Polizei, welche sich mit ihrer Thätigkeit gegenseitig kreuzen und hemmen. Es ist daher dies System, obwohl es von einer so bedeutenden Autorität wie Mohl lebhaft verteidigt worden ist, nirgends zur Durchführung

gebracht worden, vielmehr hat man überall das Ermittlungsverfahren den mit der Verhinderung der Gesetzesübertretungen betrauten Organen der Sicherheitspolizei übertragen und der Staatsanwaltschaft nur eine gewisse Einwirkung darauf verliehen. Daß die Regelung eines solchen gegenseitigen Verhältnisses zwischen Polizei und Staatsanwaltschaft eine sehr schwierige ist, liegt auf der Hand, es wird aber auch niemand, der mit den Verhältnissen der Polizeiverwaltung vertraut ist, behaupten können, daß dies Verhältnis durch das Gerichtsverfassungsgesetz und die Strafprozeßordnung in befriedigender Weise gelöst worden sei. Wie konnte aber auch eine Gesetzgebung gerecht gegen die Polizei verfahren, welche in der „Begründung" zum Gerichtsverfassungsgesetz ausspricht, daß die nunmehr durchgeführte „Leitung der Sicherheitspolizei durch die Staatsanwaltschaft wesentlich dazu beitragen muß, der ersteren eine gesetzliche Haltung zu verleihen!" Hiermit wird ja geradezu ausgesprochen, daß die Polizei der gesetzlichen Haltung entbehre, und die ihr koordinirte Staatsanwaltschaft aufgefordert, die auf ungesetzlichen Wegen wandelnde Polizei auf den Boden des Gesetzes zurückzuführen. Hierdurch werden solche Anschauungen über die Polizei genährt, wie sie mehrfach im Reichstage und im preußischen Landtage zum Ausdruck gekommen sind und den Minister des Innern zu den von allen Polizeibehörden mit vollstem Danke vernommenen warmen Verteidigungsworten zu gunsten der Polizei veranlaßt haben.

Bis 1879 stand in sämtlichen deutschen Staaten mit Ausnahme Braunschweigs das erste Ermittlungsverfahren den Polizeibehörden selbständig zu, welche zu diesem Zwecke Beschlagnahmen, Haussuchungen und Verhaftungen vornehmen konnten. Sie hatten alle Anzeigen, welche keinen Aufschub gestatteten, selbst zu verfolgen, alle übrigen ohne Verzug der Staatsanwaltschaft einzusenden, wurden dann, wenn die Staatsanwaltschaft die weiteren Ermittlungen nicht selbst vornehmen wollte, zu deren Vornahme ersucht und hatten diesem Ersuchen (je nach dem Sprachgebrauche der einzelnen Gesetzgebung auch Angehen, Weisungen oder Anordnungen genannt) Folge zu leisten. Nach der Begründung zum Gerichtsverfassungsgesetze wird dies Verhältnis zwischen Polizei und Staatsanwaltschaft als ein unfertiges, der organischen Verbindung entbehrendes angesehen. In Braunschweig hatte man nach dem Gesetz vom 19. März 1850 die gerichtliche Polizei direkt unter die Staatsanwaltschaft gestellt, und in Baiern war nach der genannten Begründung eine gleiche Organisation der gerichtlichen Polizei „in Aussicht genommen." Es hätte nun freilich stutzig machen können, daß sämtliche deutsche Strafprozeßordnungen, welche alle nach dem 19. März 1850 ergangen sind, lieber das „unfertige, der organischen Verbindung entbehrende" Verhältnis einführten, als daß sie das braunschweigische System eingeführt hätten, nicht einmal das stammverwandte Hannover nahm dies System an, und so sprach eigentlich für die Güte dieses Systems nur die Erfahrung in dem kleinen Herzogtume Braunschweig, dessen zufällige örtliche Verhältnisse dabei

nicht ohne Einfluß gewesen sein mögen. Trotzdem hat man diese Erfahrungen für maßgebend gehalten und das braunschweigische System bei der neuen Gesetzgebung zu grunde gelegt. Jetzt ist der Staatsanwalt „das Haupt der gerichtlichen Polizei," selbst „der Beginn der Ermittlungen" hängt „lediglich von der Entschließung des Staatsanwalts ab."*) Man sah zwar ein, daß man unmöglich die ganze Polizei unter die Staatsanwaltschaft stellen könne, und kam daher auf die Idee, einzelne (von den Landesregierungen der einzelnen Bundesstaaten näher zu bezeichnende) Polizeibeamte für „Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft" zu erklären, neben ihrer dienstlichen Unterordnung unter die Polizei direkt der Staatsanwaltschaft unterzuordnen und mit gewissen der Staatsanwaltschaft vorbehaltenen Befugnissen im Gegensatz zu den übrigen Polizeibeamten auszustatten. Daß die gleichzeitige Unterordnung dieser Beamten unter Behörden verschiedener Verwaltungszweige Übelstände mit sich bringen könne und deshalb begründeten Bedenken unterliege, entgeht der „Begründung" nicht, allein sie tröstet sich damit, daß sich solche Übelstände „da, wo die gerichtliche Polizei schon jetzt der Staatsanwaltschaft untergeordnet ist, nicht gezeigt haben." Daß dies nur die Erfahrungen Braunschweigs sind, welche mitzumachen die übrigen deutschen Staaten nicht für zweckmäßig gehalten hatten, ist bereits dargelegt.

Und diese Staaten handelten richtig, denn, wenn man den jetzigen Zustand genauer betrachtet, so ergeben sich formell und materiell schwere Unzuträglichkeiten. Die ersteren betreffen freilich nur die Polizei, und die Justizgesetzgebung ist ja im einseitigen Interesse der Justiz entworfen, also insofern folgerecht; sobald man aber die Polizei auch als ein der Justizverwaltung ebenbürtiges Glied der Staatsverwaltung ansehen will, wird man finden, daß das jetzt geschaffene Verhältnis auch formell etwas ganz unfertiges ist. Dies mögen einige Beispiele zeigen, welche leicht vermehrt werden könnten.

Geht eine Anzeige wegen einer Gesetzesübertretung bei der Polizei, also doch beim Vorstande der betreffenden Polizeibehörde ein, so hat dieser wegen der ihm nach § 161 der Strafprozeßordnung obliegenden Verpflichtung, strafbare Handlungen zu erforschen oder durch seine Organe erforschen zu lassen, in allen Sachen, die keinen Aufschub gestatten, auf Grund der ergangenen Anzeige Ermittlungen anzuordnen. Ergiebt sich nun im Verlaufe derselben, daß eine Durchsuchung oder Beschlagnahme nötig ist, so ist er selbst und sein beauftragter Untergebener, wenn dieser nicht gleichzeitig einer der doch schon allein aus Mangel an Zeit nicht überall zu verwendenden „Hilfsbeamten" ist, plötzlich unzuständig, diese beiden Handlungen kann ja nur der Hilfsbeamte vornehmen, und da dieser in seiner Eigenschaft als Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft nur der letzteren, nicht dem Vorstande der Polizeiverwaltung untergeben ist, so

*) Schwarze, Kommentar zur Strafprozeßordnung. Leipzig, 1874. S. 301, Anmerk. 3a.

kann dieser seinem eignen Untergebenen nicht den „Auftrag“ zur Vornahme der Durchsuchung oder Beschlagnahme erteilen, sondern er muß ihn darum „ersuchen,“ und wenn dieser aus irgend einem Grunde Bedenken gegen die Vornahme hat, so kann er ihn nicht dazu zwingen, sondern kann sich nur an die Staatsanwaltschaft wenden und diese ersuchen, seinem Untergebenen das zu befehlen, was er für nötig hält, wenn er es nicht, wie wahrscheinlich, vorziehen wird, die ganze Sache der Staatsanwaltschaft zur weiteren Betreibung zu übersenden. Daß aber durch einen solchen notwendigen Wechsel in den handelnden Personen viel Zeit, oft die beste Zeit verloren geht, liegt auf der Hand.

Nach § 153 des Gerichtsverfassungsgesetzes sind sodann die als Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft bezeichneten Polizeibeamten „in dieser Eigenschaft verpflichtet, den Anordnungen der Staatsanwälte Folge zu leisten,“ und die Begründung dazu erklärt: „Es ergiebt sich von selbst, daß die betreffenden Staatsanwälte jene ihnen untergeordneten Beamten durch Exekutivstrafen zur prompten Erledigung der erteilten Aufträge anhalten können.“ Was ist nun unter diesen mit Disziplinarstrafen zu erzwingenden Aufträgen zu verstehen? Beziehen sich dieselben nur auf die ordnungsmäßige Ausführung der übertragenen Ermittlungen oder auf die Dienstführung überhaupt? Ist der Staatsanwalt nicht infolge davon in der Lage, seinem Hilfsbeamten aufzugeben, alle Vernehmungen auf dem Büreau der Staatsanwaltschaft zu bewirken, dort täglich einige Stunden zuzubringen? Kann er ihn nicht jederzeit plötzlich aus der Thätigkeit in seinem Hauptamte auf eine für dies letztere sehr störende Weise herausbefehlen? Der Staatsanwalt wird und muß von diesen ihm erteilten Rechten jeden ihm nötig oder auch nur nützlich scheinenden Gebrauch machen, der Polizeidienst aber kommt dabei auf das entschiedenste zu kurz. Wenn nun beide Vorgesetzte dem „Hilfsbeamten,“ der Staatsanwalt und der Polizeichef, diesem gleichzeitig Aufträge erteilen, wessen Auftrag geht vor? Welche Behörde entscheidet Meinungsverschiedenheiten zwischen Polizei und Staatsanwaltschaft, die beide zwei ganz verschiedenen Ressorts angehören? Lauter gewichtige Fragen. Im Zweifel aber wird bei deren Beantwortung stets die Polizei zu kurz kommen; denn die ganze fragliche Organisation ist ja nur zu dem Zwecke eingeführt, um der Polizei „einen gesetzlichen Halt zu geben,“ es wird also im Zweifel stets die Vermutung gegen die Polizei sprechen.

Neben diesen formellen Mängeln der jetzigen Regelung des Verhältnisses zwischen Polizei und Staatsanwaltschaft treten aber auch sehr wichtige materielle Bedenken zu tage. Wie die Versäumnis der kostbarsten Zeit dadurch eintreten kann, daß der dirigirende Polizeibeamte nicht alsbald den „Hilfsbeamten“ zur Hand hatte oder nicht voraussetzen konnte, daß es sich um eine Beschlagnahme oder Durchsuchung handeln würde, ebenso trifft dies zu, wenn ein nicht zum Hilfsbeamten ernannter Polizeibeamter bei selbständig angestellten Ermittlungen die Spuren eines Verbrechens, eines Diebstahls, eines Mordes findet.

Er kann den Verbrecher verhaften, aber die gestohlenen Gegenstände, die Mordwerkzeuge oder die blutbefleckten Kleider darf er nicht mit Beschlag belegen; bevor er aber den „Hilfsbeamten" ermittelt hat, können die Angehörigen des Thäters alle gravirenden Gegenstände beiseite geschafft, alle Spuren der That verwischt haben, da sie dies nach § 257 Absatz 2 des Strafgesetzbuchs ungestraft thun dürfen. Ebenso können, wenn es, wie z. B. bei einem Ladendiebstahl, feststeht, daß nur eine von mehreren im Laden anwesenden Personen das Verbrechen begangen haben kann, aber nicht feststeht, wer es gethan hat, eine Reihe von Personen zeitweise ihrer persönlichen Freiheit beraubt werden, bis der „Hilfsbeamte" herbeigeholt ist, der im Gegensatz zu dem zuerst anwesenden Polizeibeamten die notwendige Durchsuchung vornehmen kann.

Es erhellt wohl hieraus zur Genüge, daß die in dem Gerichtsverfassungsgesetz und der Strafprozeßordnung beliebte Regelung des Verhältnisses zwischen Staatsanwaltschaft und Polizei eine mißlungene ist. Man hat nun auch daran gedacht, die Chefs der Polizeiverwaltungen zu Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft zu ernennen; dies scheiterte aber daran, daß sie alsdann direkt dienstliche Untergebene des Staatsanwalts werden würden, was mit der Dienst- und Lebensstellung der meisten Polizeichefs nicht vereinbar ist. Es bleibt also, wenn man überhaupt polizeiliche Ermittlungen verlangt — und ohne diese kann man wenigstens im ersten Stadium des Ermittlungsverfahrens nicht auskommen —, nichts andres übrig, als entweder das Mohlsche System der dem Staatsanwalt untergeordneten gerichtlichen Polizei vollständig durchzuführen, anstatt wie jetzt mit demselben verschämt zu liebäugeln, oder das bis zum 1. Oktober 1879 in Giltigkeit gewesene System wieder einzuführen, wonach der Polizei als solcher das Ermittlungsverfahren zusteht, diese aber allen Ersuchen der Staatsanwaltschaft Folge zu leisten hat. Die Polizei als solche würde dann die ersten notwendigen Ermittlungen machen, wofür man mit Schwarze der Polizei die Grenzen nicht zu eng zu stecken hat, dann die Akten der Staatsanwaltschaft mitteilen und auf deren Ersuchen etwaige weitere Ermittlungen anstellen; der „Hilfsbeamte" würde wegfallen. Es ist doch gewiß nicht zu fürchten, daß die Polizeibehörden so unfähig oder so zu ungesetzlichem Handeln geneigt sein sollten, daß ihnen erst durch Einwirkung andrer Behörden ein gesetzlicher Halt verliehen werden müsse. In den größern Städten ist, wie auch Schwarze in der Anmerkung zu § 161 seines Kommentars einräumt, das Verhältnis der Polizei ein so geordnetes, „daß von der Polizeibehörde ein verständiges und energisches Einschreiten und Mitwirken gefordert und erwartet werden darf." An diesen Orten sind ja auch die Vorsteher der Polizeiverwaltungen juristisch gebildete Personen, welche ihren Vorbereitungskursus bei den Gerichten und der Staatsanwaltschaft durchgemacht haben und also mit diesem Zweige der Geschäftsthätigkeit vertraut sind. Ebenso verhält es sich da, wo die Ortspolizei der kleinern Gemeinden in den Händen der Landräte liegt. Wo dies alles in kleinern Städten

und Landgemeinden nicht der Fall ist, in welchen man deshalb nicht auf eine ordnungsmäßige Leitung der Polizeiverwaltung rechnen kann, da entziehe man diesen lieber die Polizeiverwaltung und lege diese in die Hand der Landräte oder juristisch vorgebildeter Amtmänner, als daß man unter dieser mangelhaften Einrichtung die ganze Polizei leiden läßt. Hat der Polizeivorstand die genügende sachliche Ausbildung, so wird ihm und dem von ihm geleiteten Personal so leicht keine Neigung zu Gewaltthätigkeiten oder Überschreitung der Amtsbefugnis kommen: die abwechselnd möglichen Beschwerden an die Oberbehörde, Verwaltungsklagen und Provokationen auf gerichtliche Entscheidung, die drohenden Bestimmungen der Paragraphen 339 bis 349 und 357 bis 359 des Strafgesetzbuches, ja endlich die große Vorliebe der Presse und des Lesepublikums für „wieder einmal" vorgekommene Übergriffe der Polizeibehörden, die sich dann regelmäßig bei näherer Betrachtung ganz anders darstellen, wirken wahrlich genügend dämpfend auf den Diensteifer. Mißgriffe einzelner Polizeibeamten werden immer vorkommen; darunter aber darf man wiederum nicht das ganze Institut leiden lassen, ebensowenig wie man unsre Post- und Kassenbeamten im allgemeinen für die Veruntreuungen einzelner ihrer Kollegen oder die Richter und Staatsanwälte dafür verantwortlich machen will, daß bisweilen ungerechtfertigte Verhaftungen oder Gefangenhaltungen einzelner Personen vorkommen, oder daß aus den Gefängnissen von Zeit zu Zeit Klagen über die zu milde oder zu stramme Thätigkeit der Gefangenaufseher erschallen.

Aber es entsteht endlich die Frage, ob denn das Ermittlungsverfahren außer in betreff der Feststellung der ersten Spuren, welche, wie bemerkt, naturgemäß der Polizei verbleiben muß, nicht überhaupt einer andern Behörde übertragen werden kann. Damit knüpfen wir an die obengemachte Bemerkung an, daß man das Ermittlungsverfahren den Gerichten übertragen könne. Das System hatte in Hannover und Kurhessen schon lange Geltung gehabt, war durch die dortigen Strafprozeßordnungen von 1859 und 1863 aufrecht erhalten worden, wurde aber durch die Strafprozeßordnung für die neuen preußischen Landesteile vom 25. Mai 1867 beseitigt. Es einzuführen, wurde in der Reichstagskommission beantragt, der Antrag wurde aber abgelehnt.*) Dies ist das einzig richtige und zweckmäßige System, nach welchem also der Staatsanwalt die an ihn abgegebenen vorläufigen Ermittlungen der Polizeibehörden zur Vornahme der weiter erforderlich befundenen Ermittlungen an die Gerichte abgiebt. Die Aufklärung von Rechtsverhältnissen, namentlich, wenn daraufhin Richtersprüche ergehen sollen, ist in Wahrheit ein Zweig der richterlichen Thätigkeit und hat mit der Thätigkeit der Sicherheitspolizei garnichts gemein, da diese Thätigkeit mit der Vereitlung oder Entdeckung der Gesetzesübertretung, sowie der ersten Sicherung der Spuren und Anhaltung des Thäters vollendet ist. Für die

*) Schwarze a. a. O. S. 301, Anmerkung 3a.

Polizei, welche noch dazu durch die Vornahme der weiteren Ermittlungen nur von ihrer eigentlichen Thätigkeit abgezogen wird, giebt es auch kaum eine unerquicklichere Thätigkeit als diese Ermittlungen, da sie vom Ergebnis derselben nie etwas mitgeteilt erhält, höchstens den inhaltsleeren Tenor des Urteils über einen in ihrem Bezirk angesessenen Übelthäter zur Aufnahme in die Personalakten desselben, sodaß sie nie erfährt, ob sie mit Erfolg und den Fortschritten der Rechtswissenschaft entsprechend gearbeitet hat oder nicht. Ja es kommt vor, daß die Polizei nach Abgabe der Akten an die Staatsanwaltschaft gemäß ihrer Verpflichtung aus § 161 der Strafprozeßordnung*) immer fort weitere Ermittlungen versucht, während der Verbrecher, ohne daß es die Polizei erfährt, an einem andern Orte verhaftet ist oder die Sache sonst ihre Erledigung gefunden hat. Aber das Ermittlungsverfahren gewinnt auch materiell in den Händen der Gerichte, da der Richter Fühlung mit der Fortentwicklung der Rechtswissenschaft hat, die gerichtlichen Protokolle im Gegensatz zu den polizeilich aufgenommenen volle Glaubwürdigkeit besitzen, vor Gericht der Zeuge die Wahrheit reden muß und der Richter nach § 65 der Strafprozeßordnung den Zeugen vereidigen kann, was selbstverständlich der Polizei versagt sein muß. Es liegt sonach geradezu im Interesse der Autorität der Polizei, wenn ihr das Ermittlungsverfahren abgenommen wird, da diese Autorität nur leidet, wenn in der gerichtlichen Hauptverhandlung die größere oder geringere Wertlosigkeit der Handlungen und Protokolle der Polizei in Gestalt der Erörterungen über die Glaubwürdigkeit der von der Polizei abgegebenen Aussagen einen Gegenstand der Erörterung bilden kann und muß.

Aus alledem erhellt, daß das Ermittlungsverfahren, soweit es über die erste Ermittlung hinausgeht, den Gerichten zu übertragen ist; will man dies aber nicht, dann beseitige man die durch die Strafprozeßordnung eingeführten Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft wieder und gebe der Polizei die Stellung zurück, welche sie vor dem 1. Oktober 1879 einnahm. Es wird sich auch auf diesem Boden durch spezielle Vorschriften über die Befolgung ergehender Ersuchen ein organisches Verhältnis zwischen Polizei und Sta tsanwaltschaft herstellen lassen.

2. Gleichfalls sehr bedenklich ist die Vertretung polizeilicher Interessen vor Gericht, namentlich nach vorausgegangener polizeilicher Strafverfügung, und zwar in doppelter Richtung: bezüglich des Verhältnisses der Polizei zur Staatsanwaltschaft und bezüglich der gerichtlichen Verhandlung selbst.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß der Staatsanwalt (Staatsanwalt im engeren Sinne und Amtsanwalt) nicht verpflichtet ist, polizeiliche Ersuchen auszuführen, die Polizei aber auch nicht berechtigt ist, etwaige ihr notwendig erscheinende Anträge selbst zum gerichtlichen Austrage zu bringen. Der Privat-

---

*) Schwarze, Kommentar zu § 161 Anmerkung.

mann kann Privatklage erheben und als Nebenkläger auftreten, in allen hierzu nicht geeigneten Fällen nach § 170 der Strafprozeßordnung den Staatsanwalt durch das Gericht zur Erhebung der Anklage zwingen lassen, der ihn vertretende Rechtsanwalt muß nach seinen Instruktionen handeln. Die Steuerbehörden, welche doch gewiß auch einen mehr einseitigen Standpunkt, die Vertretung des pekuniären Interesses des Fiskus haben, können nach § 459 ff. der Strafprozeßordnung neben dem Staatsanwalt als Nebenkläger auftreten oder, wenn der Staatsanwalt die Klagerhebung verweigert, selbst klagend auftreten. Die Polizei aber ist schlechter als der Privatmann und als die Steuerbehörde gestellt, sie ist vollständig abhängig von dem Ermessen der Staats- (und Amts)anwaltschaft hingestellt worden, und es ist dies auch nach dem Grundgedanken der Strafprozeßordnung ganz konsequent, da ja darnach nur durch Unterordnung unter die Staatsanwaltschaft der Polizei eine „gesetzliche Haltung" verliehen werden konnte. Aber trotz aller Konsequenz in der Durchführung des Systems führt diese Bestimmung doch zu sehr eigentümlichen weiteren Konsequenzen. Keine Polizeibehörde kann in Angelegenheiten, welche ihr Ressort betreffen, eine richterliche Entscheidung herbeiführen oder gegen eine Entscheidung der unteren Instanz die einer höheren Instanz anrufen, wenn der Staats- oder Amtsanwalt nicht will; der Regierungspräsident hängt z. B. von dem Büreaugehilfen oder dem in der Justiz und Verwaltung vollständig unausgebildeten Privatmanne ab, welchem man in Ermangelung geeigneter anderweiter Personen die Thätigkeit des Amtsanwalts bei einem kleineren Gerichte übertragen hat. Nun haben die Polizeibehörden (Landes- und Ortspolizeibehörden) doch sehr oft ein bedeutendes Interesse daran, über eine bestimmte Frage überhaupt eine richterliche Entscheidung oder gar eine solche präjudizieller Natur zu erwirken, teils um ihre Praxis darnach einzurichten, teils um vielleicht die Abänderung unhaltbar erwiesener Bestimmungen herbeizuführen. Wenn aber die Staatsanwaltschaft nicht will, so ist die Polizei vollständig machtlos, und selbst eine Beschwerde an die höhere Instanz der Staatsanwaltschaft kann nicht immer helfen, da bis zu deren Erledigung die Verjährung der Übertretung vollendet sein kann, die Berufungsfrist immer verstrichen sein wird.

Ganz besonders treten aber diese Übelstände im Verfahren nach vorausgegangenen polizeilichen Strafverfügungen hervor, deren Mehrzahl doch „zur Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung, nicht zur Sühne eines Rechtsbruches" dient, „wenn auch der Form nach die Verhandlungsweise eines Kriminalprozesses darauf übertragen worden ist."*) Wird gegen diese Strafverfügungen Widerspruch, d. h. Berufung an das Schöffengericht erhoben, worauf wir später noch spezieller zurückkommen werden, so kann die Polizei nicht selbst handelnd auftreten, es kommt auf den Amtsanwalt an, ob er die Strafver-

*) S. Gneist a. a. O., Bd. 1, S. 267, Anm. 1.

fügung, welche nach Erhebung des Widerspruches nur noch die Natur einer Anklageschrift hat, vertreten oder von der Verfolgung der Übertretung absehen, ob er in der Hauptverhandlung, auch ohne daß neues vorgebracht wird, Verurteilung oder Freisprechung beantragen, ob er die Berufung gegen ein freisprechendes Urteil ausführen will oder nicht. Nun ist ja doch nicht gesagt, daß die Polizeibehörde in allen Fällen einer Meinungsverschiedenheit sich im Unrecht befinden muß, sie hat vielleicht auch einmal Recht, mindestens aber kann die Sache doch zweifelhaft sein. Die Polizei hat ebensowenig wie die Staatsanwaltschaft die Absicht, widerrechtliche Bestrafungen herbeizuführen, sie prüft die von ihr zu erlassenden Verfügungen und zu stellenden Anträge wie jede andre Behörde nach bestem Gewissen auf deren Gesetzlichkeit, und da sollte doch die Staatsanwaltschaft die Verpflichtung haben, dem Ersuchen der Polizeibehörden auf Erhebung oder Vertretung einer Anklage, auf Anzeige einer Berufung u. s. w. Folge zu geben, wie ja auch sonst alle ersuchten Behörden das Ersuchen andrer Behörden unweigerlich auszuführen haben. Bei eintretenden Meinungsverschiedenheiten kann sie ja, natürlich unter Wahrung aller Fristen (Verjährung, Rechtsmittelfristen ꝛc.), ihre Bedenken äußern, eine Korrespondenz zwischen beiden Behörden wird sicherlich ein gedeihliches Ergebnis herbeiführen, und sei es nur dahin, daß man eine zweifelhafte Frage beiderseits ohne Vorurteil dem richterlichen Ermessen unterbreiten wolle. (Schluß folgt.)



Zwei Briefe Lassalles.



Zwei Briefe Lassalles, die er nicht lange vor seinem Tode an V. A. Huber geschrieben hat, sind seither nur mit Auslassungen veröffentlicht worden.*) Dennoch haben sie als Denkmale der reichen, wenn auch arg mißbrauchten Geisteskraft ihres Schreibers und einer bei ihm nicht erwarteten Schmiegsamkeit und — wenn man will — Liebenswürdigkeit Aufsehen erregt, wie denn noch jüngst ein diesen Briefen entnommener Ausspruch Lassalles das Motiv zu einer vielverbreiteten Broschüre von Ludwig Hahn „Das soziale Königtum“ hat bilden können. Einem mehrfach ausgesprochenen Wunsche gemäß, der auch in der Öffentlichkeit seinen Ausdruck gefunden hat, lassen wir die beiden Briefe hier vollständig folgen.

Zur Erläuterung wollen wir nur kurz an die Umstände erinnern, welche sie hervorgerufen haben. V. A. Huber hatte seit der Mitte der vierziger Jahre

*) **Viktor Aimé Huber.** Sein Werden und Wirken von **Rudolf Elvers.** Bremen, 1873 und 1874. (II, S. 354.)

unermüdlich und mit immer gleichem Ernste auf den offnen Abgrund hingewiesen, der sich zwischen dem Kapital und den besitzlosen Massen aufthue und stetig erweitere, und er hatte von der Regierung und von der Geistes- und Geldaristokratie rettende Thaten gefordert. Aber er hatte lange Zeit umsonst gerufen, und erst als die in den sechziger Jahren beginnende Organisation des Arbeiterstandes, die in zahlreichen Strikes zu tage trat, und das Auftreten einer sozialdemokratischen Partei die allgemeine Aufmerksamkeit auf die sozialen Fragen lenkte, erinnerten sich viele Politiker, denen Hubers Mahnungen seither sehr uninteressant gewesen und die ihnen möglichst aus dem Wege gegangen waren, daran, daß er schon immer von solchen Dingen gesprochen habe, und sie fingen jetzt an, nach seiner Meinung zu fragen und seinen Beistand zu begehren. In den literarischen Kämpfen, welche zwischen Schulze-Delitzsch und Lassalle und ihren beiderseitigen Anhängern entbrannten, wurde nicht selten auch Hubers Ausspruch provozirt, und jede Partei schien Wert darauf zu legen, daß er sich für sie erkläre. Huber aber säumte nicht, in seiner herben und derben Art nach jeder Seite hin kräftige Hiebe auszuteilen und viel mehr das, was ihn von jeder Seite schied, als das, worin er ihr beistimmte, hervorzuheben. In seiner 1863 erschienenen Broschüre „Die Arbeiter und ihre Ratgeber“ griff er Schulze an, weil dieser in rein theoretisirender Weise ohne Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse jede Staatshilfe für die Arbeiter verwarf und die soziale Frage als Mittel für die Herrschaft der Fortschrittspartei ausbeutete. Dagegen den maßlosen Angriffen gegenüber, welche Lassalle gegen Schulze erhoben hatte, verteidigte er diesen und stellte das große Verdienst, welches sich Schulze durch die Gründung der Genossenschaften erworben hatte, in das rechte Licht. Er griff Lassalles Lehre, daß ein „ehernes Gesetz“ den Arbeiter zum kärglichsten Lohn verurteile, als große Übertreibung an, und wenn er auch sein schließliches Ziel, das Aufgehen der Großproduktion in genossenschaftliche Bildungen, nicht verwerfen wollte, so verwarf er doch sehr entschieden die Mittel, mit denen Lassalle dies Ziel erreichen wollte. „Der wesentliche Unterschied zwischen uns, so schrieb er, liegt, wenigstens was die materielle Seite der Sache betrifft, darin, daß wir jenes Ziel nur auf dem weiten, mühsamen, steilen Wege der friedlichen Selbsthilfe in langsamer Bewegung Schritt vor Schritt für erreichbar halten, während Lassalle meint, dasselbe könne und müsse nur mit Hilfe des Staates, dann aber mit einem Sprung und Griff, erstrebt werden. Aber gerade dieser Unterschied hinsichtlich des Weges wirkt so entscheidend auf die Sache selbst zurück, daß wir schon dadurch in die entschiedensten Gegensätze getrieben werden.“

Diese Äußerungen wurden die Veranlassung, daß Lassalle, der seither in keine direkte Berührung mit Huber getreten war, sich brieflich an ihn wandte. Er schrieb ihm aus Berlin am 26. Juni 1863:*)

*) Die Briefe sind genau abgedruckt; die zahlreichen gesperrt gedruckten Wörter sind im Original unterstrichen.

Geehrter Herr Professor! Ich habe soeben Ihre neueste Schrift „Die Arbeiter und ihre Ratgeber" gelesen, und bei der sympathischen Hochachtung, die ich stets für Sie gehegt habe, drängt es mich, mich gleichsam bei Ihnen selbst zu beschweren, daß Sie mich so ungerecht behandelt haben.

Ungerecht in hohem Grade!

Wenn Sie Zweifel ausdrücken, ob ich in der ökonomischen Materie hinreichend bewandert sei, — so mag dies den liberalen Zeitungsschreibern gestattet sein, Ihnen ist es dies aber eigentlich nicht. Abgesehen davon, daß ein Mann der Wissenschaft schwerlich die Voraussetzung wird machen können, daß ich nach meinen anderweitigen wissenschaftlichen Werken (Heraklit, System der Rechte u. s. w.) auf einem andern Gebiete das Wort ergreifen würde, wenn ich auf demselben nicht ebenso zu Hause wäre, so müßte, glaube ich, gerade mein „Antwortschreiben" trotz seiner Kürze und zum Teil gerade durch dieselbe sehr deutlich zeigen, wie nachdrücklich dies der Fall ist. Noch schlimmer ist die Alternative, die Sie setzen: ignoriren oder ignoriren wollen! Gewiß sehr unverdient. Ich glaube, daß mein „Antwortschreiben," wie alle meine Schriften, jedenfalls der höchste Beweis von bonne foi ist.

Und was führen Sie zum Beweise dieser Alternative an? Folgendes:

„Er behauptet: »Die Arbeiter leiden nur (!) als Produzenten, nicht als Konsumenten, denn vor dem Verkäufer ist, wie vor dem Gendarmen, jeder Kunde gleich.« Wer sich nun aber je irgend ernstlich um diese Dinge bekümmert hat, weiß, daß gerade der große Unterschied zwischen dem großen und kleinen Konsumenten in dem Ankauf der notwendigsten Lebensbedürfnisse eines der drückendsten gravamina der Arbeiter ist."

Indem Sie jene Worte in Anführungsstriche setzen, erregen Sie den Schein, als ob sie sogar wörtlich von mir herrührten. Und sie rühren doch weder wörtlich noch auch nur dem Sinne nach von mir her. Ich sage „Antwortschreiben" S. 15: „Als Konsumenten stehen wir bereits heute im allgemeinen gleich. Wie vor dem Gendarmen sind vor dem Verkäufer alle Menschen gleich, wenn sie nur zahlen. Es ist wahr, daß eben hierdurch für den Arbeiterstand infolge seiner beschränkten Zahlungsfähigkeit sich noch ein besondrer Nebenschaden entwickelt hat, der aber mit dem Haupt- und Krebsschaden, an dem er leidet, nichts zu thun hat: der Nachteil, seine Bedürfnisse im kleinsten Detail ankaufen zu müssen und so dem Wucher des Kramladens — des shopkeeper — verfallen zu sein. Hiergegen helfen ꝛc."

Leugne ich also diesen gewichtigen Nachteil für die Arbeiter? Ignorire ich ihn oder will ich ihn ignoriren? Sage ich wirklich: „Die Arbeiter leiden nur als Produzenten, nicht als Konsumenten," da ich vielmehr das Gegenteil, daß sie auch als solche bedeutend leiden, ausdrücklich hervorhebe? Ich sage nur, daß der Hauptkrebsschaden sie in ihrer Stellung als Produzenten trifft.

Ebenso thun Sie mir Unrecht, wenn Sie mich das heutige Arbeitslohngesetz als ein „Naturgesetz" anerkennen lassen und mich dadurch in Gegensatz zu Rodbertus bringen. In meiner Leipziger Rede vom 16. April, die Sie nicht zu kennen scheinen und die ich deshalb hier beilege, habe ich schon vor Rodbertus' Brief mich sehr bestimmt darüber ausgesprochen. Ich halte jenes Arbeitslohngesetz für so unvermeidlich wie ein Naturgesetz, solange die heutigen historischen Produktionszustände bestehen.

Ich halte es also nur für ein historisches Gesetz, ebensowohl der Veränderung fähig wie alle historischen Zustände und nur solange „ehern" „notwendig," als seine Bedingungen, die heutigen bestimmten Produktionsverhältnisse, walten.

Das ist ja aber auch schon im „Antwortschreiben" hinlänglich ausgedrückt. Denn wenn ich es wirklich für ein „Naturgesetz" hielte, würde ich ja nicht darauf ausgehen können, es ändern zu wollen, was dann unmöglich wäre! Statt dessen erkläre ich, daß es in dem heutigen historischen Produktionsverhältnis — Privatunternehmer mit Lohnarbeiter — wurzelt und durch Assoziation im großen Stil beseitigt werden würde.

Beiläufig ist es ebensowenig richtig, daß ich mir die Staatshilfe unter der Form einer Zinsgarantie denke. Ich zog nur die Zinsgarantie bei Eisenbahnen als Beispiel einer solchen Staatsintervention überhaupt an und sagte, der Staat würde auch bei seiner Intervention für die Assoziationen keine größere Gefahr laufen, als damals bei jener Zinsgarantie der Fall war.

Ich denke mir vielmehr, wie ich S. 27 des „Antwortschreibens" ja ganz direkt andeute, diese Staatshilfe für die Assoziationen als durch Staatsbanken (Kredit) eintretend.

Kurz, nicht ich bin „flüchtig," geehrter Herr Professor, sondern es scheint mir, daß ich von Ihnen ziemlich flüchtig gelesen und behandelt worden bin.

Was mich aber am meisten überrascht hat, ist ein Ton bitterer und feindlicher Polemik, der durch Ihre Schrift überall hindurchgeht, wo Sie mich erwähnen, und zu dem ich Ihnen keinerlei Anlaß gegeben zu haben glaube. Es schmerzt mich Ihre Ungerechtigkeit eben deshalb, weil ich sie bei Ihnen treffe, dem ich, wie Ihnen manche meiner Schriften zeigen können, stets eine große Hochachtung gewidmet hatte. Käme sie von einem andern — sie sollte mich wenig kümmern, und am wenigsten zu einem Briefe veranlassen!

Es ist richtig: Sie mögen meine politische Richtung nicht. Das begreife und achte ich. Aber meine politische Richtung ist der Ihrigen nicht stärker entgegengesetzt als die Ihrige der meinigen. Und warum hat mich das nie abgehalten, stets billig und gerecht gegen Sie zu sein? Warum hält es Sie ab, der Sie sonst billig gegen alles und gegen jedermann sind und sich gerade dadurch meine warme Sympathie und Hochachtung erworben haben?

Sie hassen meinen Weg, die Massenagitation. Aber warum wollen Sie gerade mich nicht auf meinem Wege versuchen lassen, was Sie auf dem Ihrigen verfolgen?

Und sind wir denn wirklich in bezug auf den Weg prinzipiell verschieden? Sie sagen in der Vorrede: „Uebrigens haben wir schon öfters erklärt: wenn die aristokratischen Elemente des Volkslebens in der Verkennung oder Vernachlässigung ihres sozialen Berufes verharren, und wenn die Arbeiter selbst sich unfähig zeigen, sich in größerm Maße selbst zu helfen," so würden Sie auch für weitgehende Staatsinitiative sein!

Nun, verehrter Herr, wir unterscheiden uns nur dadurch, daß für mich diese „Wenns" seit lange keine „Wenns" mehr sind, sondern nach meiner gesamten wissenschaftlichen Geschichtsauffassung unbedingte Thatsachen!

Sie hassen meinen Weg, den der Massenagitation! Ich möchte sagen: Sie haben hierzu ein gewisses subjektives Recht! Wenn nämlich auch nur ein Dritteil oder ein Zehntel oder ein Zwanzigstel der Besitzenden wäre wie Sie, so voll von Liebe und ehrlichem Wohlwollen für die Sache der Arbeiter und der unteren Klassen überhaupt, so uneigennützig und aufopferungsfähig — ja dann wäre mein Weg der Massenagitation sehr unnötig, und dann würde ich auch nie zu demselben gegriffen haben. Aber schauen Sie doch um sich! Sehen Sie doch, wie vereinzelt Sie dastehen im konservativen Lager! Wenn diese Ihre Vereinzelung ein Grund

ist, Ihnen eine ganz ausnahmsweis hohe Achtung zu widmen, so ist dieselbe Vereinsamung aber auch ein Grund, der mich berechtigt, den Weg der Massenagitation zu beschreiten.

Kurz, ich mag auch irren, ich mag einen sehr verderblichen Weg ergriffen haben, aber ich bitte Sie, an meine tiefe Ueberzeugung zu glauben, daß es eben schlechterdings nur auf diesem Wege der Massenagitation geht!

Sie sind ungerecht gegen mich gewesen, und ich müßte eigentlich mit Härte antworten. Aber bewahre mich der Himmel, wegen einer momentanen Ungerechtigkeit gegen mich jemandem mit Härte zu antworten, den ich seit so manchem Jahre und aus so vielen Schriften liebe und achte. Und so antworte ich Ihnen lieber garnicht öffentlich und sende Ihnen statt dessen beiliegend mein neuestes kleines Opus, welches Sie vielleicht etwas gerechter gegen mich macht.

Jedenfalls bitte ich in diesem Briefe nur einen Beweis der vorzüglichen Hochachtung zu sehen, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen Ew. Hochwohlgeboren ergebenster F. Lassalle.

Was Huber auf diesen Brief geantwortet hat, vermögen wir nur aus dem späteren, aus Berlin vom 24. Februar 1864 datirten Briefe zu ersehen. Dieser lautet:

Geehrter Herr Professor. Seit lange bin ich Ihnen eine Antwort schuldig auf Ihren Brief, den ich in der Schweiz erhielt. Aber dort verschob ich es aus einem später anzuführenden Grunde bis zu meiner Rückkehr nach Berlin, und kaum in Berlin angelangt, war ich so über Hals und Kopf mit meinem soeben die Presse verlassenden nationalökonomischen Werke, das ich Ihnen beiliegend zu überreichen mich beehre, beschäftigt, daß es mir schlechthin unmöglich war, zu schreiben.

Hier also die Antwort!

Daß Sie mich, wie Sie schreiben, nach meinen früheren Antecedentien, nach den Hatzfeldschen Prozessen beurteilten, weil jede Trennung des politischen und des Privatmenschen doch nur wie andres Zopftum sei, finde ich — ganz in der Ordnung!

Ich finde es umsomehr in der Ordnung, als, was ich auch seitdem gethan habe und was mir noch etwa in der Zukunft zu thun vergönnt sein möchte, doch jene meine Intervention für die Gräfin von Hatzfeld dasjenige Faktum in meinem Leben sein wird, auf welches allein ich stolz bleiben werde!

Daß Sie, wie Sie selbst sagen, als ein „Atom des Publikums“ über jene Affaire nicht gut unterrichtet waren, kann ich Ihnen ebensowenig verdenken. Eben deshalb wollte ich in Berlin zurück sein, um Ihnen darauf zu antworten — um Ihnen nämlich, wie beifolgend geschieht, meine Kölner Assisenrede einsenden zu können. Sie werden jedenfalls daraus ersehen, daß ich bei jener Angelegenheit von nichts weiter entfernt war als von Frivolität! Daß ich vielmehr durch und durch religiös — in meinem ethischen Sinne — dabei war! Es ist die liebste Erinnerung meines Lebens, die mich — welche Reihe von Jahren seitdem auch verflossen — mit der reinsten Befriedigung erfüllt. Acht Jahre lang habe ich jenen Kampf geführt und die Waffen nicht aus der Hand gelegt, bis ich der Gräfin Recht und Sieg verschafft hatte! Und ich würde den Kampf auch bis heute geführt haben, wenn ich ihn nicht eben schon 1854 siegreich beendet hätte.

Lesen Sie die Rede, so werden Sie einen Beleg mehr dafür haben, daß kein Unterschied zwischen dem politischen und dem Privatmenschen, nämlich bei ganzen Charakteren.

Jene Intervention für die Gräfin war nichts andres als eine Insurrektion, eine Insurrektion auf eigne Faust, in einem Falle, welcher als der reinste Mikrokosmus unsre ganze soziale Misere in sich enthält. Mein ganzer Mensch liegt in jener Handlung.

Soviel hierüber.

Ihrem Ausspruch, daß Sie die von Ihnen in Ihrem Briefe wie in der Vorrede zum zweiten Teil Ihrer Reisebriefe zitirten Worte des Kaisers Nikolaus: „Ich begreife die absolute Monarchie, ich begreife die Republik, aber ich begreife nicht den Konstitutionalismus“ — unterschreiben, pflichte ich wieder aus ganzer Seele bei.

Republikaner von Kindesbeinen an, habe ich nie etwas für lächerlicher, korrumpirter und auf die Dauer unmöglicher gefunden als den Konstitutionalismus. Es ist die organische Selbstzerstörung.

Wie gesagt, von Kindesbeinen an bin ich Republikaner.

Und trotzdem oder vielleicht gerade dadurch bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts eine größere Zukunft und eine segensvollere Rolle haben könnte als das Königtum, wenn es sich nur eben entschließen könnte, soziales Königtum zu werden. Mit Leidenschaft würde ich dann sein Banner tragen, und die konstitutionellen Theorien würden schnell genug in die Rumpelkammer geworfen werden. Aber wo gäbe es ein Königtum, das den Mut und die Einsicht hat, sich zum sozialen Königtum herzugeben? Sie werden selbst zugeben, daß ich dasselbe kaum finden dürfte. Und somit que faire?

In den Glaserschen Jahrbüchern sind Sie schon wieder ungerecht gegen mich gewesen. Sie sagen, wir hätten beide — ich und Schulze — große Worte genug gemacht, aber Thaten u. s. w. Erstens ist es fast naiv ungerecht, mich so mit Schulze in einen Topf zu werfen! Zweitens nennen Sie die Verbreitung von theoretischer Erkenntnis — und dies werden Sie mir doch nicht abstreiten können — „Worte machen“? Drittens wollen Sie absolut nicht einsehen, daß ich durch meinen ganzen Standpunkt — und es muß doch jeder von seinem Boden aus beurteilt werden — grundsätzlich an jedem „Handeln“ im Kleinen gehindert bin. In meinem beifolgenden Werke habe ich hinreichend ausführlich auseinandergesetzt, warum ich in dem Mantschen im Kleinen nichts wirklich Nützliches und Praktisches erblicken kann. Ich kann also nichts andres thun, als Massenerkenntnis hervorrufen und freilich damit auch Massenaufregung. Das ist aber auf die Länge ganz eminent praktisch! Ja gerade, wenn Sie uns beide — mich und sich — vergleichen, können Sie schon an den jetzigen Resultaten sehen, wie praktisch dies ist! In der That, wie lange machen Sie nicht schon mit der rührendsten Liebe, dem größten Eifer den Prediger in der Wüste in Ihrer Partei? Was hat das genützt? Ich und noch ein paar Dutzend Menschen, für die Sie gerade nicht schrieben, haben Sie aus Ihren Schriften lieben gelernt — das war alles! Sonst hat kein Mensch Notiz davon genommen, und die Organe Ihrer eignen Partei haben Sie totgeschwiegen. Sie beklagen sich darüber ja selbst so oft, so wahr, so rührend in Ihren Werken.

Nun sehen Sie mich an, meine Agitation dauert erst neun Monate, und rechts und links und hüben und drüben ist die Sache zur allgemeinen Tagesfrage gemacht, und alle Welt hat sich mindestens bis zu einem gewissen Punkte darum bekümmert, und ist es auch noch nicht bis in die Gehirne, so ist es doch schon bis an die Trommelfelle aller Menschen gedrungen — was doch der erste Schritt ist — und jedes Blatt Ihrer eignen Partei hat siebenundsiebzigmal mehr Notiz von meiner Agitation genommen in den neun Monaten, als alle Blätter zusammen von der Ihrigen in den vielen Jahren.

Und warum? — Nun ganz einfach, weil ich auftrat, Zorn im Blick und Drohung in der Geberde; weil man mir die feindseligsten Absichten lieh und leiht und nur für solche empfänglich und aufmerksam ist. Ich werde mich daher hüten, die Leute darüber zu enttäuschen; der beste Teil der Expansionskraft liegt darin! Freilich ist es für mich gar oft unbequem. Aus den feindseligen Absichten, die man mir leiht, blühen mir Hochverratsprozesse — deren ich jetzt einen habe — und andre Kriminalprozesse, deren ich fünf habe, empor. Aber für die Sache ist es sehr gut! Die Welt im ganzen genommen ist für Furcht viel empfänglicher als für Einsicht und Liebe!

Nun vielleicht finden Sie, daß auch mein jetziges nationalökonomisches Werk bloß „Worte" sind!

Es scheint, daß ich schon einmal Ihr bête noire bleiben soll. Sie, gerecht bis zum Exzeß gegen alle Welt (gegen Schulze bis zum Unrecht gerecht sogar) sind nun einmal konstant ungerecht gegen mich. Sie brauchen einmal einen Sündenbock!

Nun, nehmen Sie mich dazu. Ich habe einen breiten Buckel! Und schon seit Ihren spanischen Skizzen, wie dann noch mehr seit den Reisebriefen schätze ich Sie so innig, daß ich mir dadurch meine Gerechtigkeit gegen Sie nicht verbittern lassen werde.

Das Einzige, worum ich bitte, ist, daß Sie, wenn Sie einmal nach Berlin kommen, zu mir kommen, um mir das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu gewähren. Sie sollen mit offnen Armen empfangen werden von Ihrem

F. Lassalle.

Soweit Lassalle. Es ist ihm nicht gelungen, Hubers Billigung für sich und sein Treiben zu gewinnen. Dieser konnte sich zwar dem Eindruck von Liebenswürdigkeit, den diese Briefe hervorrufen, nicht ganz entziehen und scheint ihm freundlich geantwortet zu haben. Aber bald ergrimmte er wieder über die „Sophistereien und Spiegelfechtereien," womit Lassalle seiner Agitation den Schein wissenschaftlicher Begründung in den Augen unwissender, fanatischer oder unbewußt unredlicher Anhänger und Anbeter zu geben suchte. Mehrere Jahre nach seinem Tode gab er in einem Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1868, Nr. 298) sein Schlußurteil über ihn dahin ab: „Lassalle war ohne Zweifel eine durchaus bedeutende, reichbegabte, vielseitig auch wissenschaftlich gebildete Persönlichkeit, die man aber nach ihren durch maßlosen Ehrgeiz entwickelten bedenklicheren Anlagen des kürzesten sehr richtig als eine »catilinarische« Natur bezeichnet hat. Wohin der Weg, den er betreten, ihn und seine Sache geführt hätte, wenn er nicht derselben so plötzlich und gewaltsam in einem ihr ganz fremden Streit entrissen worden wäre, ist schwer zu sagen; immerhin war auch dieses Ende allzu charakteristisch für den Mann. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig und nach mehr als einer Richtung belehrend, daß ein Roué im Sinne der sogenannten »Welt« — zumal jener der mammonistischen Emporkömmlinge, der in einem dieser Welt würdigen Abenteuer sein Leben verliert, nachdem er nie einen Beweis einer wirklichen Liebe, eines Herzens für das Volk gegeben, denn die Agitationsrhetorik genügt dazu wahrlich nicht — daß ein solcher Mensch zu einer Art von Arbeiterheiligen und Märtyrer werden konnte."

Wernigerode. R. Elvers.

F. M. Dostojewsky.



In ungewöhnlich kurzer Zeit hat sich der Ruf Dostojewskys in Deutschland verbreitet. In die weiteren Kreise der Gebildeten ist vor ihm von den russischen Dichtern nur Turgenjew gedrungen, den die deutsche Kritik mit großer Begeisterung pries und geradezu als den „Shakespeare der Novelle" bezeichnete. Gewiß war es die liebenswürdige Kunstform der Novelle mit unter den andern großartigen Vorzügen, welche ihm seinen Triumphzug nicht bloß durch Deutschland ermöglichte und erleichterte. Eine kurze Novelle, eine Skizze aus dem „Tagebuch eines Jägers," ein dünner Romanband sind schnell gelesen. Über seine Antipathie gegen die Deutschen als Volk, die er mit jedem Russen teilte, sah man umso leichter hinweg, als Turgenjew nie seine vorwiegend aus deutschen Quellen geschöpfte Bildung — er hatte ja Anfang der vierziger Jahre an der Berliner Hochschule Vorlesungen gehört — und ganz besonders seine große Verehrung für Goethe und seine Belesenheit in dessen Schriften verleugnete.

Einen ungleich schwierigeren Stand hatte Dostojewsky, der zwei Jahre vor Turgenjew, am 28. Januar 1881, starb und erst zwei Jahre nach seinem Tode durch die Übersetzung eines älteren, schon aus dem Jahre 1867 stammenden Romanes (Raskolnikow) in Deutschland bekannt wurde. Ein mehrbändiger Roman erfordert mehr Hingabe vom Leser als eine kurze Novelle, die übrigens auch noch den Geist ihres Autors, wie in einem Focus konzentrirt, ausstrahlt Und Dostojewsky bedarf, recht im Gegensatze zu Turgenjew, ganz ungewöhnlich viel Raum, um sich zu entwickeln und alles, was er zu sagen hat, auszusprechen, eine Eigenschaft, die noch keineswegs eine Inferiorität dem Novellisten gegenüber begründet. Aber trotz seiner größeren Ansprüche an die Aufmerksamkeit des Lesers hat es Dostojewsky nach kaum zwei Jahren soweit gebracht, daß er jetzt auch bei uns als eines der größten dichterischen Genies der Gegenwart überhaupt anerkannt wird, so wie es in seinem Vaterlande schon längst feststeht, wo die Begeisterung und Liebe seines Volkes sich bei seinem Tode in der imponirendsten Weise durch eine allgemein nationale Beteiligung an seinem Leichenbegängnisse kundgab.

Und noch eine Schwierigkeit hat Dostojewsky, im Vergleich mit Turgenjew, im Auslande zu überwinden gehabt, eine Schwierigkeit allerdings, die in seinem ganzen Wesen ebenso tief begründet war, als der Mangel derselben in dem Turgenjews. Der letztere äußerte sich in einem (nach seinem Tode veröffentlichten) deutschgeschriebenen Briefe vom 16. April 1879: „Daß ich mein Vater-

land dem europäischen Publikum etwas näher gerückt habe, betrachte ich als das größte Glück meines Lebens." In der That ist Turgenjew der literarische Entdecker des russischen Volkes und seiner Psychologie für das europäische Publikum geworden, wie Georg Brandes in einer Charakteristik desselben mit Recht hervorhob. Turgenjew schrieb und schuf aber auch mit Rücksicht auf dieses Publikum; da er seit dem Jahre 1854 sich ständig außerhalb des Zarenreiches aufhielt, nahm sein Wesen in dem Verkehr mit fast allen Nationen und großen Literaturen des Weltteils einen kosmopolitischen Zug an, der ihn zum berufensten Erklärer russischen Lebens für Europa machte. Dostojewsky aber hat vom Kosmopolitismus nicht das Mindeste an sich; er schreibt nur für sein eignes Volk. Daß er sich außerhalb Rußlands je aufgehalten hätte, ist nicht bekannt, wohl aber haben die bittersten Schicksale nicht vermocht, seine Anhänglichkeit an die heimatliche Erde zu erschüttern. In jungen Jahren, 1849 (er war geboren am 30. Oktober 1821) widerfuhr ihm das verhängnisvolle Unglück, in Gesellschaft andrer Altersgenossen ganz unschuldiger Weise einer staatsgefährlichen Verschwörung verdächtigt zu werden; er wurde mit den andern zum Tode verurteilt, auf dem Richtplatze aber wurde er zu achtjähriger Verbannung nach Sibirien begnadigt, von wo er erst 1858 wieder zurückkehren konnte. Und doch, wie ergreifend offenbart sich in seinen Dichtungen seine Liebe zur Heimat! Dem zur Deportation verurteilten Dimitry in dem Romane, der uns hier näher beschäftigen soll,*) giebt man die Mittel an die Hand, nach Amerika zu entfliehen. Aber der Dichter läßt ihn erwiedern: „Wenn ich auch entfliehe, mit Geld und Paß ausgerüstet, so ermutigt mich noch der Gedanke, daß ich nicht zur Freude, nicht zum Glücke entfliehe, sondern in Wirklichkeit zu einer andern Sträflingsarbeit, welche vielleicht nicht geringer ist als diese hier! Schon jetzt hasse ich dieses Amerika! Und wenn sie dort alle bis zum letzten wer weiß wie großartige Maschinisten sind, oder sonst was — hol' sie der Teufel, meine Leute sind es nicht, meiner Seele nicht verwandt! Rußland liebe ich, den russischen Gott liebe ich, wenn ich auch selbst ein Schuft bin! Dort aber werde ich umkommen!" (IV, 308.) Dostojewsky ist also, wie man zu sagen pflegt, ein Stockrusse.

Aber noch ein weiterer, höchst wichtiger Unterschied besteht zwischen ihm und Turgenjew; er betrifft das innerste Wesen beider Schriftsteller und läßt sich, überraschenderweise, leicht an Gegensätze anknüpfen, welche wir aus unsrer eignen Literatur sehr genau kennen. Es scheint uns sehr bedeutsam zu sein, daß Turgenjew mit Vorliebe Goethe studirte, und daß Dostojewsky von deutschen Dichtern Schiller mit Verehrung zitirt; wahlverwandte Elemente entschieden wohl ihre Neigungen. Wie sich in Goethe und Schiller der natur-

*) Die Brüder Karamasow. Roman in vier Bänden von F. M. Dostojewsky. Leipzig, Grunow, 1884.

fromme Realist und der ethische Idealist gegenüberstehen, so ist es ähnlich mit den beiden russischen Dichtern, so wenig Gemeinsames sie im übrigen mit den deutschen haben mögen.

Die Ohnmacht des sittlich bewußten Geistes der Natur gegenüber, das ist die Grundanschauung Turgenjews. Darum herrscht eine so tiefe, hoffnungslose Melancholie in seinen Dichtungen, in denen ein mächtiges und eigentümliches Naturgefühl und das seltenste Vermögen der lyrischen Naturschilderung zunächst ins Auge fallen. Darum ist er recht eigentlich der Dichter der menschlichen Schwäche, darum ist er in überwiegender Weise der Dichter des Weibes. Er wird garnicht müde, jene seine Grundanschauung von der Übermacht der Natur, sei es nun als Leidenschaft oder schwerblütigen Hang oder Willensschwäche oder als völlig unbewußte Macht des dumpfen Gefühlslebens zur Darstellung zu bringen. Darum endlich auch herrscht ein so niederdrückender Fatalismus in seinen Schriften, daß dem Leser das Herz sich bis zum schmerzlichen Aufschrei zusammenschnürt. Kein Dichter der gesamten Literatur, kein Byron und kein Leopardi, kein Hölderlin und kein Lenau vermag eine so hoffnungslos verzweifelte Stimmung im Leser hervorzurufen wie Turgenjew.

Wir wollen nun nicht gerade behaupten, daß sich Dostojewsky vorwiegend mit den lichtesten Seiten des menschlichen Lebens beschäftige. Ein Dichter, der, wie er, mitten in einem von tausend sozialen Schäden gequälten Volke, in einem gährenden Zeitalter aufwächst und selbst ein furchtbares Schicksal erlebt hat, kann die Welt nicht in rosigem Lichte ansehen. Auch er behandelt haltlose Charaktere, dunkle Thaten, und seine einzig dastehende Psychologie des Verbrechens (in „Raskolnikow") ist ja gleich in rückhaltloser Bewunderung anerkannt worden. Aber was ihn, unsrer Meinung nach, sowohl menschlich wie dichterisch weit über Turgenjew stellt, das ist sein starkes ethisches Naturell, sein hohes sittliches Pathos, die ungebrochene Kraft seines Glaubens an das Ideal menschlicher Güte, die sein innerstes Wesen ausmacht, das feste Rückgrat, welches die herbsten Leiden überdauerte und ihm schließlich eine Führerrolle in der Arbeit seines Volkes für die geistige und soziale Freiheit erwarb. Menschlich, sagen wir, ist sein Charakter höher; denn, mit Lotze zu reden, ist der Glaube an das Gute ein Entschluß des Willens. Dichterisch ist er im Vorzug; denn die Dichtkunst hat diesen Glauben in letzter Instanz in uns zu befestigen, uns die Harmonie der Welt zur Anschauung zu bringen. Wie tief uns auch der Dichter in den Abgrund menschlicher Schwäche hinabführen darf, sie als die einzige Wahrheit hinzustellen ist ein Fehler, eben weil es nur die halbe Wahrheit ist. Mag er sich die metaphysischen Rätsel zurechtlegen, wie er will, mag er einer religiösen Tradition angehören, welcher er will, gemeinsam ist allen großen Religionen und philosophischen Systemen das Bewußtsein von der Erhabenheit des Geistes über die Natur, die Einsicht, daß sittliches Wollen und natürliches Streben keine unversöhnlichen Gegensätze sind.

So tief also reichen die Unterschiede zwischen den beiden größten Dichtern, welche wir bis jetzt aus der russischen Literatur kennen gelernt haben. Turgenjew ist Kosmopolit als Künstler und lebt die ganze Zeit seines Lebens im Auslande; Dostojewsky geht ganz auf im Studium seines eignen Volkes und hält es für unmöglich, das heilige Rußland je verlassen zu können. Turgenjew ist ein Weltmann, im besten Sinne des Wortes; Dostojewsky hat die Allüren eines Apostels, eines religiös Begeisterten. Turgenjew ist ein metaphysischer und sozialer Pessimist; Dostojewsky verzweifelt nicht nur nicht an der Zukunft seines Volkes, sondern legt mit Hand an das Werk der Reformation, wenigstens in religiöser Beziehung. Turgenjew vertritt den Weltschmerz; Dostojewsky die Weltfreude, deren Evangelium er direkt, in bewußter polemischer Tendenz, verkündet; er ist positiver als jener. Turgenjews größtes Ruhmesblatt ist sein Verdienst um die Aufhebung der Leibeigenschaft des russischen Bauern; Dostojewskys als mächtig bezeugte Einwirkung ist minder leicht ersichtlich, weil sie sich auf die innere Gesinnung seines Volkes erstreckt, die er nicht bloß kritisirt, sondern befruchtet. Turgenjews Erzählungen sind oft getaucht in lyrische Stimmung; Dostojewskys, des Ethikers, Extrem liegt in der Freude am Juristischen. Findet man in der Galerie Turgenjewscher Mannesgestalten kaum einen starken Charakter und straft er mit Nachdruck das Erbübel des russischen Volkes, den maßlosen Hang zur Lüge, sieht er also nichts als moralische Feigheit und Schwäche, so weiß Dostojewsky auch lichte Seiten seiner Volksseele zu schildern, er hebt den tiefen religiösen Sinn derselben hervor, in seinen Dichtungen stehen neben den schwachen auch starke Männer, neben den typischen Lügnern auch solche, die mit heißem Bemühen nach Wahrheit streben, sein Weltbild ist reicher und harmonischer als das Turgenjews. Aber freilich gewinnt dieser letztere durch seine, aus dem Studium der Franzosen gewonnene Form, die er als Meister beherrscht, einen Vorsprung vor Dostojewsky, der mit seinem Reichtum nicht Haus zu halten versteht und bei aller Bewunderung, die uns sein Genie Seite für Seite abtrotzt, den Leser zuweilen ermüdet.

Einige Stellen aus dem vorliegenden Romane mögen diese Charakteristik illustriren. Gleich im Beginne der „Brüder Karamasow,“ bei der Einführung des jüngsten der drei, des Alexei, erklärt der Dichter in ganz eigenartiger Weise seinen Begriff vom Realismus. Er bezeichnet nämlich Alexei, obwohl er damals im Kloster ist, um Mönch zu werden, als einen Realisten und fügt hinzu: „O gewiß, im Kloster glaubte er vollkommen an Wunder, aber meines Erachtens wird niemals ein Realist durch Wunder beunruhigt. Nicht Wunder machen den Realisten zum Glauben geneigt. Der aufrichtige Realist, wenn er ungläubig ist, findet in sich immer die Kraft und die Geschicklichkeit, an ein Wunder nicht zu glauben, und wenn ein Wunder vor ihm steht als unabweisbare Thatsache, so ist er schneller bereit, seinen Sinnen zu mißtrauen, als die Thatsache zu statuiren. Und wenn er sie statuirt, so statuirt er sie als natürliches Ereignis,

das ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Im Realisten entspringt der Glaube nicht aus dem Wunder, sondern das Wunder aus dem Glauben. Wenn ein Realist einmal glaubt, dann zwingt ihn gerade sein Realismus, auch das Wunder zu statuiren. Der Apostel Thomas erklärte, er werde nicht glauben, es sei denn, er habe gesehen; aber nachdem er gesehen hatte, sagte er: »Mein Herr und mein Gott!« Hat etwa das Wunder ihn gezwungen, zu glauben? Am wahrscheinlichsten ist es, daß es nicht der Fall war, sondern er glaubte lediglich deshalb, weil er zu glauben wünschte, und vielleicht glaubte er vollständig, im geheimsten Herzen, schon damals, als er sprach: »Ich werde nicht glauben, es sei denn, daß ich sehe.«" (I, 29.) Dostojewsky gebraucht hier die Bezeichnung „Realist" in einem bei uns nicht gangbaren Sinne; einen Menschen, der sich auf den thatsächlichen Augenschein nicht so stützt, daß er diesen allein als Wahrheitsbeweis anerkennt, pflegen wir nicht als einen Realisten zu bezeichnen. Wer da sieht, was er zu sehen wünscht, hat mehr Vertrauen in sich selbst, in die Wahrheit, die sein Geist produzirt, als in die Außenwelt. Und da es der ideale Held des Romans ist, den der Dichter so charakterisirt, so ist es vielmehr der entschlossenste Idealismus, zu dem er sich in dieser Form bekennt, als der wirkliche Realismus.

Auch aus den als sechstes Buch in den Roman eingeschobenen Bekenntnissen „Aus den Unterhaltungen und Lehren des Staretz Sossima" (eines im Geruche der Heiligkeit stehenden geistlichen Weisen) darf man die eigne Anschauung des Dichters herauslesen; sie enthalten seine Ethik. Und da heißt es u. a.: „Brüder, scheut nicht zurück vor der Sünde der Menschen, liebet die Menschen auch in ihrer Sünde, denn das ist das Ebenbild der göttlichen Liebe und der Gipfel der Liebe auf Erden. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, wie das Ganze, so auch jedes Sandkörnchen. Liebet jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes. Liebt die Tiere, liebt die Pflanzen, liebt jegliches Ding. Liebst du jegliches Ding, so wird sich dir Gottes Geheimnis in den Dingen offenbaren. Einstmals wird es dir offenbar werden, und dann wirst du es Tag für Tag immer mehr erkennen. Und schließlich wirst du das ganze Weltall lieben mit alles umfassender, alles umspannender Liebe. Liebet die Tiere. Gott hat ihnen das Prinzip des Denkens und harmlose Freudigkeit verliehen. Stört sie nicht, quält sie nicht, nehmt ihnen nicht den Frohsinn, handelt nicht dem Gedanken Gottes zuwider. Der Mensch überhebe sich nicht den Tieren gegenüber; sie sind sündlos, er aber in seiner Größe versetzt die Erde durch seine Erscheinung in Fäulnis und läßt seine faulige Spur hinter sich — o weh, fast jeder von uns. Liebet besonders die Kinder, denn auch sie sind sündlos, gleich den Engeln, sie leben zu unsrer Demütigung, zur Reinigung unsrer Herzen und gleichsam als Beispiel für uns. Fluch dem, der ein Kind gekränkt hat. Mich hat der Pater Anfim (sein Begleiter beim Pilgern) gelehrt, die Kinder zu lieben. Auf unsern Wanderungen hat dieser liebe Schweiger ihnen für geschenkte Groschen

Lebkuchen und Zuckerwerk gekauft und verteilt; er konnte nicht an ihnen vorübergehen, ohne daß seine Seele erbebte. . . . Meine Freunde, bittet Gott um Fröhlichkeit. Seid heiter wie die Kinder und die Vöglein des Himmels." (II, 202 bis 204.)

Der ganze Dostojewsky spiegelt sich in diesen Worten; was er hier als Gebote hinstellt, das führt er als Künstler, und zwar als ein Dichter ersten Ranges, in seinem Roman aus: er schildert Kinder z. B. mit hinreißender Wärme. Wollte man indes aus diesen mit großer Virtuosität den Ton mittelalterlicher Mystiker nachahmenden Fragmenten den Schluß auf ein orthodoxes Christentum als Glaubensbekenntnis Dostojewskys machen, so würde man sehr irren. Vielmehr ist er ein Gegner alles absolutistischen, autoritativen Kirchentums, ein Gegner, der an satirischer Kraft den größten Geistern, welche für die Freiheit des Gewissens gestritten haben, füglich gleichgestellt werden kann. In nichts weniger als in mönchischer, thatenloser Beschaulichkeit und Askese erkennt er sein Lebensideal: den Vertreter seiner Ideale, eben jenen obenerwähnten Alexei, den jüngsten der drei Brüder Karamasow, läßt er von seinem Lehrer, dem Weisen Sossima, selbst aus dem Kloster in die Welt schicken, dort seinen Beruf zu erfüllen. In sarkastischer Weise geißelt er den Unfug des Einsiedlertums durch einige lächerliche Gestalten; er macht sich lustig über den Heiligenkultus, und eins der ergötzlichsten Kapitel im Roman ist jenes, welches die Enttäuschung des abergläubischen Volkes schildert, als der Wohlgeruch von der Leiche des Staretz Sossima nicht, wie erwartet wurde, ausströmt, sondern vielmehr ein ungewöhnlich schnell eintretender Leichenverwesungsprozeß die Räume höchst unerträglich macht — mit der Heiligkeit des Verstorbenen nimmts deshalb auch bei diesem Pöbel ein schnelles Ende. Mit der Ironie, die eines Pascals würdig ist, geißelt Dostojewsky in der Form einer Legende, „Der Großinquisitor," das Treiben des Jesuitismus und des katholischen, auf Gehorsam und Autorität gegründeten Systems. (II, 95 fg.)

„Soviele Jahrhunderte hindurch hatte die Menschheit in flammendem Gebete gebetet: »Gott, Herr, komme zu uns,« daß er, in seinem unermeßlichen Mitleide, zu den Betenden hat herabsteigen wollen. O, es war nicht jenes Herabsteigen, wann er nach seiner Verheißung am Ende der Zeiten in ganzer himmlischer Herrlichkeit erscheinen wird, und wann es plötzlich sein wird »wie ein blendender Blitz vom Aufgang bis zum Niedergang.« Nein, für einen Augenblick nur will er seine Kinder besuchen, und zwar gerade dort, wo eben die Scheiterhaufen der Ketzer prasselten. In seiner unermeßlichen Herzensgüte will er noch einmal inmitten der Leute einherschreiten, in derselben Menschengestalt, in welcher er dreiunddreißig Jahre lang vor fünfzehn Jahrhunderten unter ihnen einhergewandert war. Er steigt herab auf den „heißen Marktplatz" der Stadt des Südens, Sevilla, wo eben, gestern erst, in einem „prächtigen Autodafé" im Beisein des Königs, des Hofes, der Ritter, der Kardinäle und der schönsten

Damen des Hofes, in Gegenwart der zahlreichen Bevölkerung Sevillas von dem Kardinal-Großinquisitor fast ein volles hundert von Ketzern auf einmal ad majorem Dei gloriam verbraunt worden war. Er erscheint leise, unmerklich, und siehe da, alle — merkwürdig ist es —, alle erkennen ihn. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich das Volk zu ihm, es umringt ihn, es sammelt sich um ihn, es folgt ihm nach. Schweigend schreitet er durch die Menge mit dem stillen Lächeln unendlichen Mitleides. Eine Sonne der Liebe brennt in seinem Herzen, aus seinen Augen brechen Strahlen des Lichtes, der Erleuchtung und der Kraft, und auf die Menschen sich ergießend machen sie ihre Herzen von Gegenliebe erbeben. Er streckt ihnen die Hände entgegnen, er segnet sie, und von seiner Berührung, ja selbst von der Berührung seiner Gewänder geht heilende Kraft aus. Christus macht einen blinden Greis sehend, ein totes Kind erweckt er auf den flehenden Jammer der Mutter, Kinder streuen Blumen auf seinen Weg, und das Volk singt ihm Hosiannah! In diesem Augenblicke geht auf dem Platze an der Kathedrale (wo alles das sich ereignet) der Kardinal-Großinquisitor vorüber. Es ist ein fast neunzigjähriger Greis, hoch und aufrecht, mit verdorrtem Antlitze, mit eingefallenen Augen, aus denen aber ein Glanz wie Feuerfunken leuchtet. O, er trägt nicht das prachtvolle Kardinalsgewand, in dem er gestern vor dem Volke geprunkt hat, als man die Feinde des römischen Glaubens verbrannte, nein, in diesem Augenblicke trägt er nur seine alte grobe Mönchskutte. Ihm folgen in gemessener Entfernung seine finsteren Gehilfen und Knechte und die „heilige“ Wache. Er bleibt vor der Menschenmenge stehen und beobachtet aus der Entfernung. Er sieht alles, er sieht, wie man den Sarg zu seinen Füßen niederstellt, sieht, wie das Mädchen aufersteht, und sein Gesicht verfinstert sich. Er runzelt die grauen, buschigen Brauen, und seine Augen leuchten in boshaftem Feuer. Er streckt den Finger aus und befiehlt den Wachen, Christus zu ergreifen. Und so groß ist seine Macht, so dressirt, so unterwürfig, so zitternd gehorsam ist das Volk, daß der Haufe sofort vor den Wachen zurückweicht, und diese, inmitten der plötzlichen Grabesstille, legen die Hand an ihn und führen ihn fort. Sogleich beugt die Menge, wie ein Mann, vor dem alten Inquisitor die Köpfe zur Erde; dieser segnet schweigend den Volkshaufen und schreitet weiter. Im Gefängnis, einem dunkeln, engen Verließ, besucht er ihn in der stillen Nacht. Bist du es? spricht er ihn an, und da er keine Antwort erhält, fügt er rasch hinzu: Antworte nicht, schweige! Und was könntest du auch sagen? Ich weiß es nur zu gut, was du sagen würdest. Du hast nicht einmal ein Recht, irgend etwas dem hinzuzufügen, was du früher gesagt hast. Warum bist du gekommen, uns zu stören? Denn uns zu stören bist du gekommen, und du weißt das selbst. Weißt du aber, was morgen geschehen wird? Ich weiß nicht, wer du bist, und will es nicht wissen, ob du es bist oder nur sein Ebenbild, aber morgen werde ich dich richten und dich auf dem Scheiterhaufen wie den schlimmsten aller Ketzer ver-

brennen, und dasselbe Volk, welches heute deine Füße geküßt hat, wird morgen, auf einen Wink meiner Hand, hinstürzen und mit Kohlen deinen Scheiterhaufen schüren — weißt du das? Und da er noch immer schweigt und den Großinquisitor nur so still mit seinen sanften Augen betrachtet, läßt sich dieser zu einer langen Rede herbei, welche ihm seine Unkenntnis der menschlichen Natur nachweisen soll, die alles eher als jene Freiheit des Gewissens und Glaubens verträgt, welche er ihm schaffen wollte und in seiner Schwärmerei ihm zumutete. Diese Rede des Großinquisitors ist ein Meisterstück tiefsinniger Satire, und merkwürdig charakteristisch für den Dichter in Dostojewsky ist die Art, wie er die Szene beschließt. Wisse, sagt der Großinquisitor, daß auch ich in der Wüste war, daß auch ich mit Heuschrecken und Wurzeln mich nährte, daß auch ich die Freiheit segnete, mit welcher du die Menschen gesegnet hast. Ich bereitete mich vor, mich zu der Zahl deiner Auserwählten zu stellen, zur Zahl der Kräftigen und Starken, dürstete darnach, die Zahl voll zu machen. Ich kehrte aber zurück und stieß auf die Schar derer, die dein Werk verbessert haben. Da verließ ich die Stolzen und kehrte zu den Demütigen zurück, zum Glücke für diese Demütigen. Das, was ich dir sage, wird in Erfüllung gehen, und unser Reich wird gegründet werden [die römische Weltherrschaft]. Morgen verbrenne ich dich." „Nachdem der Inquisitor ausgeredet hat, wartet er einige Zeit, daß der Gefangene ihm antworte. Sein Schweigen wird ihm drückend. Er hat bemerkt, daß ihn der Gefangene die ganze Zeit über, während er ihn anhörte, still und eindringlich anblickte, und daß er offenbar nicht gewillt ist, zu antworten. Der Alte aber wünscht, daß jener ihm etwas sage, und wenn es auch etwas Bitteres, Schreckliches wäre. Er aber nähert sich schweigend dem Alten und küßt ihn leise auf seinen blutlosen, neunzigjährigen Mund. Das ist die ganze Antwort. Der Alte fährt zusammen. Seine Lippen zittern; er geht zur Thür, öffnete sie und spricht zu ihm: Geh und komm nicht wieder . . . kehr nie zurück . . . niemals, niemals. Und er läßt ihn auf den finstern Marktplatz hinaus. Der Gefangene geht fort."

Aber alle diese Satire gegen den Aberglauben, gegen die Möncherei, gegen den Heiligenkultus, gegen den Jesuitismus, gegen das kalvinistische Muckertum — alles das tritt bei Dostojewsky hinter der Leidenschaft zurück, mit der er den schlechthin Ungläubigen, die Materialisten (Claude Bernard), die Atheisten verurteilt. Einer der Brüder Karamasow ist ein solcher Atheist, und der Dichter läßt ihn eben deswegen im Wahnsinn endigen; der andre Bruder, der Verbrecher, hat angesichts der furchtbaren Strafe, die ihm droht, keinen andern Schmerz, als die Qualen, die ihm der beigebrachte Zweifel an die Existenz einer Gottheit verursachen. Alles Unheil in seinem Vaterlande, den wahnwitzig wütenden Nihilismus, die verbrecherische Zerstörungswut, die von ihm ausgeht, führt Dostojewsky auf den Mangel an Gottesglauben zurück. In der dem Ausbruche des Wahnsinns vorangehenden phantastischen Unterredung mit dem Teufel,

beiläufig bemerkt einem der tiefsinnigsten Kapitel, sagt dieser jenem Skeptiker unter den Brüdern Karamasow mit Hohn ins Gesicht: „Das sind dort neue Leute, meintest du sehr entschieden, sie beabsichtigen alles zu zerstören und mit der Menschenfresserei zu beginnen. Die dummen Kerle, sie haben mich nicht um Rat gefragt! Meiner Ansicht nach braucht man nichts zu zerstören, es bedarf nur der Vernichtung der Gottesidee in der Menschheit. Damit hat man das Werk einfach zu beginnen. Damit, damit muß man beginnen — o, ihr Blinden, die ihr das nicht begreift! Sobald nur die Menschheit Mann für Mann sich von Gott losgesagt hat — und ich glaube, daß eine solche Periode, als Parallele der geologischen Perioden, eintreten wird —, alsdann wird ganz von selbst, ohne Menschenfresserei, die ganze frühere Weltanschauung und vor allem die ganze frühere Sittlichkeit fallen. Alsdann bricht all das Neue an. Die Leute werden sich dazu vereinigen, um aus dem Leben alles zu ziehen, was es nur zu bieten vermag, aber unbedingt nur zum Zwecke des Glückes und der Freuden in dieser Welt hinieden.“ (IV, 132.) Man sieht, wie Dostojewsky seine Gottesidee meint: mit ihr steht und fällt ihm jede Sittlichkeit. An einer andern Stelle sagt der jüngere Bruder, Dimitry Karamasow, eben der Verbrecher: „Mich aber martert der Gedanke an Gott. Nur dieses eine martert mich. Wie dann, wenn er nicht existirt? Wie dann, wenn er Recht hat, daß es eine von der Menschheit künstlich erzeugte Idee ist? Denn, wenn er nicht existirt, dann ist der Mensch das Oberhaupt der Erde, des Weltgebäudes. Großartig! Wie aber wird er tugendhaft sein ohne Gott? Eine Frage! Hierüber sinne ich immer. Denn wen wird er dann lieben, dieser Mensch? Wem wird er dankbar sein? Wem wird er einen Hymnus singen? Denn was ist die Tugend? Für mich ist dieses eine Tugend, für den Chinesen jenes — also ein relatives Ding.“ (IV, 46.) Also die Bedeutung seines Gottesbegriffes ist ihm die objektive Einheit aller sittlichen Ideen, die notwendige Einheit, ohne die die Menschheit in ihre Atome zerfällt und sich selbst vernichtet. Die Menschheit aber hat, nach seiner Anschauung, ganz umgekehrt die größte Sorge nach ihrer totalen Zusammenfassung in ein Ganzes. In der Rede des Inquisitors vor seinem Gefangenen heißt es: „Die großen Eroberer, ein Timur und ein Dschingis-Khan, wie Sturmwinde sind sie über die Erde gebraust, als sie darnach strebten, das Weltall zu erobern, aber auch sie haben, wenn auch unbewußt, dasselbe große Bedürfnis der Menschheit nach allgemeiner, weltumfassender Vereinigung zum Ausdruck gebracht. Hättest du die Welt und den Purpur Cäsars angenommen, so hättest du das Weltreich gegründet und dem Weltall Frieden geschenkt. Denn wer soll über die Menschen herrschen, wenn nicht diejenigen, die im Besitz ihrer Gewissen, und in deren Händen ihr Brot sich befindet?“ (II, 110.) Und ganz in dem Sinne stellt sich Dostojewskys Zukunftstraum dar, auf dessen Verwirklichung sein inbrünstiges Sehnen gerichtet war: Der Staat — jeder Staat — hat in der Weltkirche aufzugehen; die alles umfassende,

geläuterte, vom Mönchtume befreite, orthodoxe Kirche aber hat nicht Beherrscher, sondern nur Berater und Leiter zu sein. Und von keinem andern erhofft der Dichter die Regeneration seines Vaterlandes, als vom Volke selbst, nicht von den Mönchen und nicht von den Nihilisten: „Vom Volke wird Rußlands Rettung kommen. Das russische Kloster aber stand von jeher zum Volke. Ist aber das Volk isolirt, so sind auch wir isolirt. Das Volk ist gläubig in unsrer Weise, und eine ungläubige Kraft, mag sie auch noch so aufrichtigen Herzens, noch so genialen Geistes sein, wird bei uns, in Rußland, nie etwas ausrichten. Das Volk wird dem Atheisten begegnen und wird ihn bewältigen und wird das einige, rechtgläubige Rußland bleiben. Schätzet das Volk und behütet sein Herz. Erzieht es in der Stille. Das ist eure mönchische Aufgabe, denn dieses Volk trägt Gott im Herzen" — so die Ermahnungen des Trägers von Dostojewskys geistlichem Ideale. (II, 196.)

Wir haben uns etwas lange bei der allgemeinen Darstellung des Geistes unsers Dichters aufgehalten und haben bisher noch nichts von der Handlung des Romanes der „Brüder Karamasow" erzählt. Indes scheint uns eben dieser großartige allgemeine Gehalt des jüngern Werkes seine das ältere, „Raskolnikow," weitaus überwiegende Bedeutung auszumachen; denn bei dem Einfluß, welchen Dostojewsky auf seine Nation ausübt, liegt in diesen seinen Bekenntnissen für den Ausländer ein eminent kulturhistorisches Interesse; so wie er denkt, darf man annehmen, denkt die Mehrzahl der Gebildeten und zugleich Vernünftigen seiner Nation. Aber Unrecht würden wir seinem Werke thun, wollten wir es nur so einseitig charakterisiren; wollten wir nicht gleich hinzufügen, daß es vom rein epischen Standpunkte, im Reichtum der Handlung, der Gestalten und der packendsten Szenen dem Ideengehalte die Waage hält. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Handlung des Romans Himmel und Hölle umfaßt, die ganze Stufenleiter sittlicher Gestaltung, die höchste Fülle an verschiedenartigen Charakteren, sodaß keine Klasse sozialer Verhältnisse darin fehlen dürfte. Und in allen diesen Verschiedenheiten bewährt sich des Dichters große plastische Kraft. Mag er uns die Seligkeit eines beschaulich frommen Lebens oder die teuflischen Qualen eines an aller Wahrheit und Sittlichkeit verzweifelten Gemütes schildern; mag er uns mit der liebevollsten Hingabe in das Innere unschuldiger und kindlich trotziger Knabenseelen einführen oder zu der ausschweifenden Orgie eines verzweifelten Verbrechers geleiten, der entschlossen ist, sich auf dem Höhepunkte seines wollustigen Rausches eine Kugel durch das Hirn zu jagen; mag er uns in die Psychologie der Liebe, oder, mit dem nur ihm eignen Behagen, in der ausführlichen Mitteilung eines vom Untersuchungsrichter geführten Verhörs in die Psychologie des Verbrechens einführen; mag er den Ton des Evangelisten oder Staatsanwalts, den Ton des analytischen Skeptikers oder den des Schwärmers anschlagen — Dostojewsky beherrscht alle diese Töne, diese Leidenschaften, diese Charaktere, diese Zustände, und ein Zweifel an der

Wahrheit dessen, was er vorbringt, kann in uns nicht aufkommen. Nicht überallhin werden wir ihm mit gleicher Bereitwilligkeit folgen, seine Art, das eine Faktum von den verschiedenen Gesichtspunkten aus, von denen des Dichters, des Untersuchungsrichters, des Staatsanwaltes, des Verteidigers, der großen Menge und der gebildeten Gesellschaft zu beleuchten, wird uns einen Augenblick vielleicht mißfallen. Aber schließlich werden wir nicht umhin können, die Kunst seiner Komposition zu bewundern, die mit so geistvoll komplizirten Mitteln die Handlung vorwärts bringt.

Diese selbst in ihrer ganzen Breite wiederzugeben, kann hier nicht unsre Aufgabe sein; doch wollen wir in Kürze eine Andeutung derselben versuchen. Ganz im allgemeinen erinnert die Konzeption der „Brüder Karamasow“ an Zola; wie dieser in einer Reihe von Romanen das Frankreich vor der dritten Republik schildern wollte und dabei die Geschichte der Famille Rougeon als Träger der Entwicklung zu grunde legte, so nimmt die Geschichte der Familie Karamasow eine ähnliche Stellung bei Dostojewsky ein, die in ihren einzelnen Gliedern typische Vertreter der russischen Gesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten darstellen sollte. Der vorliegende Roman macht den Anfang dieses großartigen dichterischen Planes: er schildert die nächste Vergangenheit und die Gegenwart; die erhoffte Zukunft darzustellen war dem Dichter nicht mehr gegönnt — kurz nach Erscheinen des Werkes starb er.

Aus vier Personen besteht die Familie Karamasow, aus dem Vater Feodor Pawlowitsch und aus den Söhnen Iwan, Dimitry und Alexei. Der Vater ist ein zügelloser, ausschweifender Mensch, der sich in der schmutzigsten Weise zu einem Kapital verholfen und seine stets der Mitgift wegen erheirateten Frauen in rohester Weise behandelt hat. Die Kinder vernachlässigt er, läßt sie von seinen Dienern auferziehen und sie sich schließlich von mitleidigen Verwandten gern abnehmen, um ungestört das Leben eines Lüstlings führen zu können. Die einzige Maxime des Alten ist: après moi le déluge. Dieser Feodor Karamasow repräsentirt die rohe Vergangenheit. Sein ältester Sohn, Iwan, ist einer von den glänzend gebildeten jungen Leuten unsrer Zeit, mit starkem Verstande und wirklichem Wissensdurste. Durch kritische Aufsätze hat er sich schon einen hoffnungsvollen Namen in früher Studentenzeit gemacht. Doch glaubt er an nichts mehr in der Welt und hat schon vieles in seinem Leben verworfen und ausgetilgt; er ist ein geschickter Dialektiker, aber ohne eignen innern Halt. Das ist die sich selbst in geistiger Unzucht zugrunde richtende Gegenwart, indes der zweite Bruder Dimitry durch seine Charakterschwäche, durch seine maßlose Genußsucht, seine Gewaltthätigkeit und Rohheit die materielle Unzucht derselben repräsentirt. Das Schicksal dieser drei Gestalten bildet die Handlung des Romans, in dem die sympathischste Gestalt der ganzen Dichtung, der Liebling aller Welt, Alexei, ein Jüngling, der sich in alle Herzen ohne sein Zuthun stiehlt und die Ideale des Dichters verkörpern soll, mehr passiv bei all den Ereig-

nissen sich verhält. „O, das ist noch ein Jüngling, ein Gottesfürchtiger und Frommer, der im Gegensatze zu der finstern, verderblichen Weltanschauung seines Bruders Iwan sich den »Volksprinzipien« sozusagen anzuschmiegen sucht. In ihm hat, gleichsam unbewußt, jene schüchterne Verzweiflung Ausdruck gefunden, in welcher jetzt so viele in unsrer Gesellschaft, die durch deren Cynismus und Sittenverderbnis geängstigt sind und alles Übel fälschlich der europäischen Bildung zuschreiben, sich dem »vaterländischen Untergrunde« heftig zuwenden, sozusagen der mütterlichen Umarmung des vaterländischen Bodens." (IV, 206.) Diese Söhne sind alle fern von ihrem väterlichen Hause aufgewachsen; daß zwischen ihnen und ihrem saubern Vater kein rechtes Verhältnis besteht, ist begreiflich. Der zweite Sohn Dimitry lebt übrigens mit seinem Vater im Streite wegen vermeintlicher Zurückhaltung seines mütterlichen Erbteils. Die Gegensätze schärfen sich, als beide sich für ein und dasselbe, nicht im besten Rufe stehende Mädchen interessiren, bis zur stadtkundigen Feindschaft. Der Sohn haßt seinen Vater als Nebenbuhler umsomehr, und als er durch das ihm vorenthaltene Geld in den Besitz des mit toller Eifersucht geliebten Weibes, wie er meint, kommen müßte. Es kommt zu Schlägereien zwischen beiden, und als schließlich der Alte in seiner Wohnung erschlagen und beraubt gefunden wird, fällt der stark begründete Verdacht auf den eignen Sohn, der nach langen Verhandlungen verurteilt wird, allerdings in „gerichtlicher Irrung," denn erschlagen wurde der Vater Karamasow durch seinen eignen Bastard, einen epileptischen Hallunken, der sich erhängt. Der Sohn Iwan, der mit seinem gewaltthätigen Bruder übrigens in einem andern, von diesem fallengelassenen Liebesverhältnisse rivalisirt, hat im Herzen schließlich oft genug den Tod des Alten herbeigewünscht, mehr aus Haß als aus sonstigen Motiven; und in all der Verwirrung bei der Suche nach dem wahren Mörder straft ihn sein eignes unreines Gewissen, und er verfällt in Wahnsinn.

Natürlich laufen eine Menge spannender Nebenhandlungen daneben her, und ein fast unübersehbarer Reichtum interessanter Charaktere breitet sich aus. Auf alles das sei hier nur verwiesen.

Dostojewsky erzählt höchst eigenartig und geistreich fesselnd. Gedanken und Bilder strömen ihm nur so zu, daß er sich ihrer nicht erwehren kann. Am liebsten hält er sich in der dialogischen Form, die den dramatischen Reiz der Charakterentwicklung erhöht. So weiß er neben der Fülle von Ideen, die er ausstreut, auch für das reine Unterhaltungsbedürfnis seiner Leser zu sorgen, und es dürfte kaum Einen geben, der, einmal in der Lektüre des Romans begriffen, ihn aus den Händen legte, ohne ihn bis zur letzten Seite zu lesen.

Innsbruck. M. Necker.



Der Richter von Zalamea.



Die Aufführungen von Calderons Richter von Zalamea in der Wilbrandtschen Übersetzung und Bearbeitung, die gegenwärtig auf den bedeutendsten deutschen Bühnen stattfinden, sind ein Theaterereignis von solchem Range, daß eine kritische Würdigung dieses Meisterwerkes der spanischen Dichtkunst wohl auch an dieser Stelle nicht ganz überflüssig ist. So viel auch schon über Calderon und die Haupterzeugnisse seines fruchtbaren Schaffens geschrieben worden ist, so ist doch die Tageskritik, die hier allein zum Worte kommen soll, in der Lage, sich anders auszusprechen als die literarhistorische Betrachtungsweise. Während es dieser obliegt, die poetischen Produkte der Vergangenheit im Zusammenhange mit ihrer Zeit und als abhängig von vorhergegangenen Bildungsepochen zu erklären, hat der Tageskritiker das Recht, solche Dichtungen lediglich vom Standpunkte der Gegenwart aus zu beurteilen, der sie als etwas neues, oder wenigstens als etwas, das wie ein Neues aufs neue wirken soll, wieder vorgeführt werden.

Der erste Eindruck, den wir von dem Calderonschen Drama empfingen, war ein geradezu überwältigender. Alles, was an diesem Werke im engern Sinne Kunst ist, erscheint vollendet. Um zunächst das äußerlichste zu erwähnen: welche Beherrschung der Bühne! Und — wir müssen das gleich hier einschalten — die Wilbrandtsche Bearbeitung gereicht gerade in dieser Hinsicht dem spanischen Originale nicht durchgängig zum Vorteil. Die an sich so häßliche Zweiteilung der Bühne im ganzen zweiten Akte, von der Calderon nichts weiß, wirkt sehr störend und konnte überdies, wenn auch der größern Szeneneinheit zuliebe geändert werden mußte, doch vielleicht vermieden werden. Ferner welcher Aufbau der Handlung! Eine Komposition von beinahe mathematischer Eleganz und Korrektheit, einfach und klar bei dem größten Überflusse in den Einzelheiten! Dabei diese Charakteristik, die sich Zug für Zug an der mit der sichersten Meisterhand geführten Handlung entwickelt; eine Fülle von Geist und Witz, von Lebensweisheit und Erfahrung in Worten und Situationen! Alles dieses und mehr noch zeigt uns hier die kunstvolle Arbeit eines Dramatikers, der sich als solcher getrost zwischen Shakespeare und Molière niederlassen darf.

Wenn wir nun aber auf den Kern der Sache eingehen und, indem wir uns losmachen von dem bestrickenden Zauber der Form, uns Rechenschaft geben über den Eindruck, den das „Was" des Gebotenen in uns hinterläßt, so gelangen wir allerdings zu einem Resultate, welches uns zunächst erklärt, warum dieses Stück trotz seiner hervorragenden dichterischen Schönheiten nicht schon längst auf der deutschen Bühne Fuß gefaßt hat. Das Stück war ja unsern Literaturkennern und Dramaturgen nicht aus den Augen geschwunden, und mehrfache Versuche sind gemacht worden, es bei uns, sowie auch auf andern außerdeutschen Bühnen einzubürgern. Unter andern gab kein geringerer als der berühmte Schröder eine Bearbeitung und trat selbst mit großem Erfolge in der Rolle des Richters Crespo auf. Otto von der Malsburg, dessen Übersetzung mir vorliegt und aus dessen Vorrede ich obige Notiz entnehme, bemerkt dazu: „In allen diesen Versuchen liegt das Gefühl einer ausnehmenden Wirksamkeit des mannichfach veralteten Stoffes; und denkt man, wie die Zeit dem Dichter in Anerkennung und Würdigung poetischer Tiefe und Eigentümlichkeit nähergerückt ist, so sollte man an der Möglichkeit eines weit approximativeren Gebrauches für unsre jetzigen Bühnen nicht verzweifeln, wenn nicht diese Zeit wieder das Wunderliche einer Prüderie hätte, die das Großartige nicht versöhnt." Aber ich glaube nicht, daß bloße Prüderie die Ursache ist, wenn der Stoff des „Richters von Zalamea" auf uns nicht die tiefgehende und nachhaltige Wirkung ausübt, die uns die vollendete dichterische Gestaltung des Stoffes erwarten läßt. Mit Recht nennt der feinsinnige Literarhistoriker Adolf Stern (in seiner „Geschichte der neueren Literatur") unser Werk „eine Dichtung, in welcher der Poet über sich selbst und bei aller Volkstümlichkeit über sein Volk hinauswächst. Die starre und dabei vollkommen äußerliche Standesehre, sagt Stern, ist hier in jenes wahrhafte innerste heilige Ehrgefühl, welches in der Brust jedes Menschen lebt, verwandelt; der Bauer Crespo ist eine so mächtige charakteristische Gestalt, daß sie mit Recht als die beste Calderons bezeichnet werden möchte." Sehr wahr! Aber wenn wir auch vollkommen mit dem Ehrgefühl, welches in der Brust des Bauern Crespo lebt, sympathisiren, so sind wir doch nicht mit ihm darüber einig, wie weit er sich von diesem Ehrgefühl in seinem Handeln bestimmen lassen darf.

Prüfen wir zunächst von unserm Standpunkte aus den Vorgang, durch welchen das Ehrgefühl des Mannes verletzt wird.

Das an seinem Kinde verübte Verbrechen ist in unsern Augen nicht mehr ein solches, das die Ehre befleckt; es gereicht dem armen Wesen, das davon betroffen wird, so wenig zur Schande, als wenn es von einem tollen Hunde gebissen oder von einer ansteckenden Seuche befallen würde. Und wenn wir den Ausdruck „schänden" aus einer früheren, härter urteilenden Zeit beibehalten haben, so entspricht dem nicht mehr unser Gefühl und unsre geläuterte Moral. Für eine solche Unglückliche haben wir und sollen wir nur haben Mitleid.

Nun ist es allerdings trotzdem sehr begreiflich, wenn ein solches Verbrechen in denen, die es trifft, ein brennendes Rachebedürfnis erregt. Wir finden es menschlich, wenn ein so in Verzweiflung gebrachter Vater dem Verbrecher nach dem Leben trachtet. Aber, wie gesagt, als einen „Rächer seiner Ehre" kann man einen solchen Vater nicht verherrlichen. Was er zu rächen sucht, das sind weit weniger berechtigte, weit egoistischere und materiellere Interessen. Ob der Thäter ein adlicher Hauptmann oder ein Strolch ist, das kommt für uns ebenfalls garnicht in Betracht. Das Zuchthaus, dem er entgegengeht, hebt den Standesunterschied auf.

Dieser unsrer Auffassung nach wird auch ein andres Hauptmotiv des Stückes hinfällig: der Versuch des Vaters, „die Sache in Güte beizulegen." Was würde es nützen, wenn der Missethäter Don Alvaro das Opfer seines tierischen Gelüstes zur Frau nähme? Das würde eine traurige Ehe abgeben. Diese Erwägung muß auch die an sich wirkungsvollste Szene des Stückes, wenigstens in ihrer Nachwirkung, bedeutend abschwächen.

Aber es giebt noch einen andern, weit wichtigeren Umstand, der uns den Helden des Stückes bei näherer Betrachtung in einer viel weniger günstigen Beleuchtung erscheinen läßt, als er sich uns auf den ersten Anblick darstellt. Nicht nur das Motiv seiner Rache ist für uns weniger stichhaltig, als der Dichter uns glauben machen will, auch die Rache selbst kann uns nicht befriedigen — selbst wenn wir dem Motiv eine höhere Berechtigung zuerkennen wollten.

Nehmen wir einmal an, die Ehre des Bauern Crespo wäre durch die Unthat des Hauptmanns Don Alvaro wirklich verletzt, und zwar nicht die spezifisch spanische Ehre, sondern die wirkliche Ehre, wie sie in jedes Menschen Brust lebt, also auch heute noch überall zu finden ist. Man braucht nicht auf dem Standpunkte Falstaffs zu stehen, der bekanntlich von der Ehre seine eigentümliche Anschauung hat, um doch diesem edeln menschlichen Triebe nicht eine unbedingte, unbegrenzte Wirkungssphäre einzuräumen. Nach unsrer, wesentlich durch das Christentum gebildeten moralischen Anschauung steht der Ehre zunächst eine Duldsamkeit gegenüber, die, wenn die eine Wange geschlagen wird, die andre Wange hinzuhalten gebietet. Und wenn wir auch diese christliche Morallehre, die allerdings in der Praxis zu sehr weitgehenden Konsequenzen führen würde, nicht zur unbedingten Richtschnur unsers Handelns machen können, so suchen wir uns doch mit ihr abzufinden, indem wir den Erfordernissen der Ehre — auf welcher schließlich nicht nur ein Teil der Existenz des Individuums, sondern auch der Familie nnd des Staates beruht — Genugthuung gewähren lassen eben von dem Staate, der das größte und zugleich das objektivste Interesse an der Erhaltung des Ehrgefühls hat. Um ein Beispiel dafür anzuführen, daß diese moralische Anschauung jetzt eine allgemein verbreitete und maßgebende ist, brauche ich nur auf den Fall der Frau Clovis Hugues hinzuweisen, deren That

der Selbsthilfe die allgemeinste Entrüstung hervorrief. Der Einzelne darf nicht nur, er soll sogar sich den Erfordernissen der Ehre entziehen, soweit sie mit seiner tieferen Moralanschauung in Kollision kommen. Zugleich aber sehen wir es allerdings auch als ein Zeichen vom Verfalle des Staates an, wenn derselbe, wie in dem ebenerwähnten Falle, nicht imstande oder nicht Willens ist, die Ehre des ihm angehörigen Individuums zu schützen und zu rächen. Und so kommen wir zu der freilich seltsam klingenden, aber darum nicht minder richtigen Behauptung, daß man auf die Ehre wohl Staaten aufbauen kann, aber keine soliden Theaterstücke. Denn nicht nur, wie schon bemerkt, der Staat überhaupt, sondern im besondern die modernen europäischen Staaten beruhen zum großen Teil auf dem namentlich von den germanischen Völkern zu seiner ganzen Schärfe und Kraft ausgebildeten Begriffe der Ehre. Selbst der sogenannte „spanische Ehrbegriff“ kommt uns nur gewisser Äußerlichkeiten wegen so spanisch vor. Im Grunde ist er noch ganz derselbe, dem jährlich soundsoviele Menschenleben zum Opfer fallen, der den Jammer und die Verzweiflung in so manche Familien bringt und der unter Umständen das Dasein eines Jeden zu einem höchst unbehaglichen, ja unerträglichen machen kann, der aber auch unendlich viel Großes und Gutes, wie gesagt, eine bedeutenden Teil unsrer Gesittung und Bildung zur Folge gehabt hat. Die Menschheit kann nun einmal ohne solche Zuchtmittel nicht bestehen.

Anderntei1s ist und bleibt dieser Ehrbegriff eine Form des Egoismus und lebt deshalb in beständigem Konflikte mit der christlichen Morallehre, die ihrerseits allerdings wieder, als eine den Egoismus verneinende, in ihrer strikten Befolgung sowohl die Existenz des Individuums als auch noch sicherer die der Familie und des Staates in Frage stellen würde. In diesem Bewußtsein hat der Stifter unsrer Religion selbst es für richtig gehalten, den obenerwähnten Kompromiß zu schließen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ während er dem Individuum unbedingt die Wiedervergeltung untersagt.

Und auf diesem letztern, höhern Standpunkte muß unbedingt der Dichter stehen, der unsre volle Sympathie erringen will. Wenn es ihm auch unverwehrt bleibt, seinen Helden gegen das ewige Sittengesetz verstoßen zu lassen, so darf er ihn doch nicht deswegen verherrlichen und ihn so darstellen, als wenn er vollständig in seinem Rechte wäre; wie dies Calderon in seinem „Richter von Zalamea“ gethan hat. Der Bauer Crespo versündigt sich in der That am ewigen Sittengesetz, ebenso wie er sich gegen das formelle Recht vergeht. Nicht „im Nebenpunkte irrt er,“ wie er selbst behauptet und wie der König ihm gutmütig bestätigt, sondern im Hauptpunkte. Trotz aller Sophismen bleibt die Thatsache, daß er den Hauptmann dem Gerichte, vor das derselbe gehört und das ihn vielleicht weniger streng bestraft haben würde, entzieht und selbst — wenn auch in seiner Eigenschaft als Dorfrichter — ihn aburteilt und hinrichten läßt, sowohl vor dem Gesetze seines Landes unentschuldbar, als auch

vor dem Richterstuhle der Moral, ein Akt willkürlicher, persönlicher Rache, den der kluge Bauer noch dazu mit vollem Bewußtsein und klarer Absicht begeht. Denn daß es ihm nicht um strikte Befolgung des Rechtes zu thun ist, beweist der vorhergehende Sühneversuch, durch welchen der strenge Richter darthut, daß er unter Umständen seinen Gefangenen auch freigeben könne. Der Bauer Crespo ist also kein Brutus, nicht einmal ein Michael Kohlhaas. Und doch läßt der moderne Dichter Heinrich von Kleist den letztern, der ebenfalls sein Recht um jeden Preis auf eigne Faust, aber ganz bona fide sucht, darüber zu grunde gehen — wie sichs gebührt.

Um dem Spanier nicht Unrecht zu thun, müssen wir allerdings noch ein andres Moment erwägen. Offenbar wollte Calderon durch sein Stück nicht nur beweisen, daß ein Mensch das volle Recht habe, seine Ehre zu rächen, sondern er wollte auch zeigen — und das scheint ihm fast wichtiger als der Hauptzweck gewesen zu sein —, daß im Bauersmann das Ehrgefühl ebenso lebhaft sein könne als im Adlichen; daß die Ehre kein Standesvorrecht, sondern etwas allgemein menschliches sei. Dies darzuthun ist ihm denn auch aufs glänzendste gelungen. Und da diese Tendenz auch heute noch als berechtigt gilt, so sind auch wir geneigt, das Stück gerade in dieser Hinsicht zu würdigen. Ja ein solches Beispiel von Selbstbewußtsein und Thatkraft, von Stolz und zugleich gerechter Anerkennung wahren Verdienstes und Vorranges thut in unsrer Zeit sogar recht wohl und dürfte manchen zum Nachdenken über sich selbst anregen.

Und so können wir uns denn zum Schluß, obgleich wir es nicht für überflüssig hielten, gerade bei dieser Gelegenheit mit Genugthuung einen Fortschritt in unsrer sittlichen Entwicklung zu konstatiren, doch zu der Wiedererweckung des „Richters von Zalamea," auch teilweise in Bezug auf dessen ethische Bedeutung, Glück wünschen. Möge die herrliche dramatische Dichtung, die uns Wilbrandt besonders durch seine außerordentlich wohlklingende und fließende Übertragung in die deutsche Sprache wirklich zugeeignet hat, diesmal von dem Schicksale des baldigen Wiederverschwindens bewahrt bleiben!

Leipzig. Hans Marbach.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07786 3929



